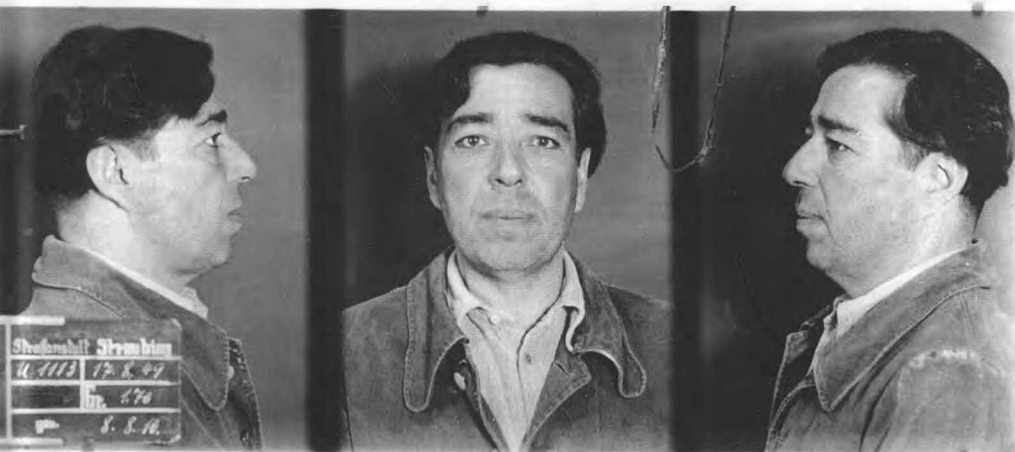


Anita Kugler



Scherwitz

Der jüdische SS-Offizier

VERLAG
KIEPENHEUER
& WITSCH

Jude? SS-Untersturmführer? KZ-Kommandant? Mörder?
Oder Judenretter und Justizopfer? Wer war Eleke
Scherwitz?

Anita Kugler ist einer ganz und gar unglaublichen
Biographie auf die Spur gekommen. Nichts ist so, wie es
scheint. Das Schicksal des »jüdischen SS-Offiziers« ist
einmalig, weil sich in seinem Leben die Nöte und
Katastrophen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ver-
dichten.

Am 26. April 1948 wird Dr. Eleke Scherwitz, Regionalleiter für die Betreuung der Opfer des Nationalsozialismus in Oberschwaben, als mutmaßlicher Kriegsverbrecher verhaftet. Mit diesem Satz beginnt Anita Kugler ihre Biographie über einen Mann, dessen Name und Herkunft unklar sind, der Kindersoldat bei einem Freikorps in Litauen war und sich später zu einer der seltsamsten Figuren in der Geschichte der SS entwickelte. In Riga leitete er das KZ-Außenlager »Lenta«, in dem Luxusgüter für SS-Offiziere hergestellt wurden. Die bei ihm beschäftigten jüdischen Handwerker nannten ihn »Chaze«, Kamerad, Beschützer, Lebensretter. Es war ein Konzentrationslager, in dem es alles gab, außer der Freiheit.

Gleich nach dem Krieg behauptete Scherwitz, in Wahrheit Jude zu sein, und jeder wollte ihm glauben. Unter amerikanischer Besatzung begann er eine antifaschistische Karriere, bis ihn seine Vergangenheit einholte. Ihm wurde vorgeworfen, im Herbst 1944 drei jüdische Häftlinge auf der Flucht erschossen zu haben. Nach drei Prozessen ohne Beweise verurteilte ihn das Schwurgericht München 1950 wegen Totschlags zu sechs Jahren Gefängnis. Seine jüdische Herkunft wurde ihm strafverschärfend angekreidet, die »Tötung eigener Rassegenossen« galt deutschen Richtern als eine »besonders verwerfliche« Tat. Er starb 1962, begraben wurde er unter seinem jüdischen Namen Eleke Sirewitz. Heute fordern ehemalige Häftlinge der »Lenta« seine Rehabilitierung, auch solche, die ihn damals belastet haben.

Anita Kugler hat jahrelang in in- und ausländischen Archiven Scherwitz' Spuren verfolgt und ist auf Augenzeugenberichte gestoßen, die atemlos machen. Ihre Biographie ist wissenschaftlich genau, dabei spannend wie ein Krimi und verstörend von der ersten bis zur letzten Zeile.



Anita Kugler,

Buchhändlerin, Historikerin, Journalistin, bei der »tageszeitung« viele Jahre für das Politische Buch und zeitgeschichtliche Themen zuständig. Buchveröffentlichungen über Zwangsarbeit und amerikanische Automobilkonzerne im Dritten Reich. Anita Kugler ist deutsch-baltischer Herkunft und stolz darauf, vom Museum »Juden in Lettland« (Riga) zum »Mitglied Nummer 2« ernannt worden zu sein.

1. Auflage 2004

© 2004 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes
darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm
oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter
Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagfoto: © Staatsarchiv Augsburg /
Bestand der Staatsanwaltschaften Augsburg: 4 Js 256/50

Gesetzt aus der Garamond Stempel (Berthold)
bei Kalle Giese, Overath

Druck und Bindearbeiten: GGP Media, Pössneck
ISBN 3-462-03314-x

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

*«Ich stand an meiner Hobelbank
und dachte über Scherwitz nach.
Ist Scherwitz unser Freund? Oder ist er wie ein Metzger,
der ohne Mitleid fremde Kühe schlachtet, sich aber
sehr zärtlich zu seinen eigenen Kälbern verhält?»*

Abraham Bloch, «Erinnerungen aus dem Rigaer Ghetto»

Inhalt

Teil 1 Absturz	13
Vorwurf: Kriegsverbrechen	15
«Sonnenstrahl» oder Kriegsverbrecher?	27
Ab nach Dachau	29
Ermittlungen	38
US-Gefängnis Nürnberg	51
Teil 2 Lebensläufe	63
Klein-Moses in Schaulen	65
Das Waisenkind von Buscheruni	80
Der Kindersoldat im Irgendwo	88
Im besten Treueverhältnis von Mann zu Mann	104
Teil 3 Mitgelaufen	115
Orientierung	117
SS-Mitglied Nummer 241935	123
Heiratsgesuch Nummer 31274	129
Ostwärts	138
Unternehmen Barbarossa	144
Teil 4 Riga 1941	157
Washington Platz	159
Die Zeugen. Ein Exkurs	161
Handlungsspielräume	166
Beutegier	183
Das Ghetto wird abgeriegelt	187
Rumbula	193
Der 30. November	200
Der 8. Dezember	216
Teil 5 Scherwitz und seine Leute	225
Die Kasernierung	227
Die arische Jüdin aus Polen, Tamara Scherman	246

Der jüdische Arier Boris Rudow	250
Die russisch-orthodoxe Lettin Katja Sorokina	260
Das Korps hinter der Tür	268
Die gute Innenwelt. Episoden vom Washington Platz	273
Widerstand	278
Der Hinterhalt	280
Tod auf dem Blechplatz	283
Sascha Israelowitsch	
und der Verrat der Widerstandsbewegung	289
Feme am Gerber Psawka	301
Besuche in Schaulen	305
Teil 6 Lenta	313
Die Fabrik auf der anderen Seite der Düna	315
Abbauen. Ausbauen. Umbauen	321
«Chaost» um das KZ	325
Saus und Braus auf der Lenta	333
Scherwitz wird SS-Untersturmführer	340
Der Appell auf dem Blechplatz	344
Das KZ Kaiserwald	350
Lex Lenta	353
Der goldene Käfig	356
Machtkampf	368
Einsatz im Partisanengebiet	370
Einkaufstouren nach Paris	373
Tamara Scherman wird verhaftet	377
Kommando Roschmann	380
Wechselbäder. Die Ära Nickel und Scherwitz	394
Urlaub im KZ Salaspils	408
Mörder Scherwitz? Flucht und Erschiessung auf der Lenta	419
Selektion	432
Adieu Lenta	439
Teil 7 Neuland	453
Scherwitz unterwegs	455
Schatzsuche	461
Wanderer nach Emersacker	466
Doktor, Jude, Sozialist	470

Als Gleicher unter Gleichen	
oder die Suche nach dem Schifferklavier	477
Das Kurhotel	479
Judenbastard	481
Der Entnazifizierungsgewinnler	485
Die Suche nach den jüdischen Wurzeln	494
Doktor Scherwitz wird Treuhänder	498
Richard Zenetti und das Textilkaufhaus.....	502
Der Nazifresser	508
Der KZ-Ausweis	514
Treuhänder für das jüdische Eigentum	520
Der König von Wertingen	526
Die grosse Säuberung	535
Liebe und andere Verirrungen	540
Scherwitz wird Verfolgtenbetreuer	545
Teil 8 Der Prozess	551
Die Zeugen	553
U-Haft	575
Das erste Urteil: 3. März 1949	580
Das zweite Urteil: 14. Dezember 1949	592
Das dritte Urteil: 1. August 1950	600
Zuchthäusler	613
Nachhutgefechte	616
Lichtblick	618
In Freiheit	621
Kampf um Rehabilitierung	624
«Unerwünschter Ausländer»	634
 Epilog: Scherwitz und Schindler.....	 639
 Danksagung	 648
Literatur- und Quellenverzeichnis	653
Anmerkungen	667
Namensregister	749

Teil 1 Absturz

Vorwurf: Kriegsverbrechen

Am 26. April 1948, einem schönen Frühlingstag, wird der Regionalleiter für die Betreuung der Opfer des Nationalsozialismus, Dr. Eleke Scherwitz, in München als mutmasslicher Kriegsverbrecher verhaftet. Seine Festnahme erfolgt um 18.20 Uhr im Büro seines Vorgesetzten, des Staatskommissars für rassistisch, religiös und politisch Verfolgte in Bayern, Dr. Philipp Auerbach.

Der Coup in der Münchner Holbeinstrasse 11 ist gut vorbereitet. Der Staatskommissar hat die fristlose Kündigung schon getippt, die Polizei den Haftbefehl schon ausgestellt. Von diesem 26. April 1948 an und bis zum 22. Juni 1954 wird Eleke Scherwitz erst in Untersuchungshaft und später im Gefängnis sitzen. Aus dem gesunden Mann wird in sechs Jahren Haft ein kranker werden. Er wird durch alle Tiefen gehen, weinen, kämpfen, zusammenbrechen, sich wieder aufrappeln, weiterkämpfen und schliesslich resignieren. Nur lügen wird er nach wie vor, Ausflüchte suchen noch und noch, und manchmal auch die Wahrheit sagen; die Frage ist nur wann, welche Wahrheit, und warum nicht früher und warum nicht die ganze. An diesem Frühlingstag in Auerbachs Büro endet Scherwitz' Versuch, ein falsches Leben im richtigen zu führen. Oder ein richtiges Leben im falschen.

Die Vorwürfe sind spektakulär, Scherwitz' Sturz ist tief. Noch am Vormittag zählte er zu den wichtigsten Männern in Auerbachs «Staatskommissariat». Er war einer der fünf Regionalleiter für die Betreuung der Opfer des Nationalsozialismus, zuständig für den Bereich Schwaben, das heisst für die gesamte Region zwischen Neu-Ulm und Augsburg. Ihm unterstand die Dependence des «Bayerischen Hilfswerks für die von den Nürnberger Gesetzen Betroffenen» in Augsburg, er betreute die etwa dreissig «Hilfskomitees für die von den Nürnberger Gesetzen Betroffenen» in seinem Bezirk. Er besass einen vom Bayerischen Innenministerium ausgestellten unbefristeten Dienstvertrag, Besoldungsgruppe II, 545 Reichsmark Grundgehalt plus 72 Mark Wohngeld, mit Aussicht auf Beförderung. Die eingetragene Berufsbe-

zeichnung lautete «Verfolgtenbetreuer»¹. Jetzt beschuldigt man ihn, selbst ein Verfolger gewesen zu sein, als SS-Untersturmführer im okkupierten Baltikum. Statt, wie behauptet, KZ-Häftling in Lettland sei er KZ-Kommandant in Riga gewesen. Statt dem Tod ins Auge geblickt zu haben, habe er selbst getötet. Dr. Eleke Scherwitz habe sein Amt mit falschen Angaben erschlichen, schreibt sein Vorgesetzter Philipp Auerbach am Abend des 26. April dem Innenministerium. Aber wie hätte man dies auch ahnen können, fügt er hinzu, sowohl in seinem KZ-Ausweis als auch in dem Fragebogen zur Anstellung stehe, dass er «Volljude» sei.²

Konnte Scherwitz ahnen, was auf ihn zukam? Offenbar nicht. Für den selbstbewussten Mann war seit Kriegsende alles bestens gelaufen. Seine Arbeit wurde geschätzt, niemand konnte ihm vorwerfen, nicht alles in seiner Macht Stehende für die Opfer des Nationalsozialismus zu tun. Sein Büro in Augsburg, in der Halderstrasse 8, direkt neben der Synagoge, funktionierte reibungslos. Wer eine jüdische Herkunft nachweisen konnte, im Dritten Reich verfolgt worden war und nun bedürftig, konnte dort Soforthilfe aus einem Sonderfonds beantragen. Ein richtiges Entschädigungsgesetz war noch nicht verabschiedet, aber Scherwitz sah andere Möglichkeiten, um Härten zu mildern: Extrazuteilungen bei den Lebensmittelkarten, Bezugsscheine für Hemd und Hose, Medikamente, Einquartierungsscheine für eine Wohnung, vielleicht auch die Vermittlung einer Arbeitsstelle, wenigstens Freifahrtscheine für die Strassenbahn. Auch in der Rechtsberatung versuchte er sich, obwohl nicht einmal studierte Juristen durch den Paragraphenschun- gel stiegen. Wer bekommt welche Entschädigung, wenn das Gesetz endlich einmal unter Dach und Fach ist? Welche Nachweise für die Verfolgung von welchen Ämtern und Dienststellen sind wo und bis wann vorzulegen? Wie berechnet man den Verlust einer Arbeitsstelle, die Zwangsemigration, die Jahre der Illegalität in einem Versteck, das verlorene Haus und die Möbel, die gesundheitlichen Schäden durch Ghetto und KZ? Und wie berechnet man gestohlene Jahre und das Wissen, als einziger einer Familie übrig- geblieben zu sein?

Die «Wiedergutmachungs»-Bürokratie war ein Sieb mit grossen Löchern. Es brauchte viel Phantasie und Improvisationstalent, um damit umzugehen. Scherwitz hat viel Phantasie, und improvisieren ist sein Spezialtalent. Wer zu ihm in die Halderstrasse 8 kam, wurde nicht hängengelassen. Auch nicht,

wenn es Probleme mit der deutschen Polizei gab, die schon wieder einmal jüdische Schwarzmarkthändler aus München in der Nähe des alten Güterbahnhofs erwischt hatte. Dann wurde Scherwitz gerufen, obwohl er für die Staatenlosen, die in den Lagern für sogenannte Displaced Persons auf eine Weiterfahrt nach Palästina oder eine Ausreisegenehmigung nach Amerika warteten, offiziell nicht zuständig war. Erst recht nicht, wenn sie ausserhalb seines Bezirks, in Oberbayern oder in der Oberpfalz, ihren provisorischen Wohnsitz hatten. Aber Scherwitz besass einen Vorteil, den viele Verfolgtenbetreuer nicht hatten, auch nicht der Staatskommissar Philipp Auerbach: Er brauchte keinen Dolmetscher, um sich mit polnischen oder litauischen Juden zu unterhalten. Er sprach neben Russisch etwas Polnisch, auch Jiddisch. Er war mit Salomea L.³, einer Holocaust-Überlebenden aus Litauen, verlobt und besass Freunde in verschiedenen Lagern für Displaced Persons.

Einer dieser Freunde heisst Josche Wysokotworsky, wurde in Kowno in Litauen geboren und ist zum Zeitpunkt von Scherwitz' Verhaftung 25 Jahre alt. Er lebt in einem der grössten jüdischen Flüchtlingslager in Bayern, in Föhrenwalde bei Wolfratshausen. Mit ihm und seiner Verlobten Salomea L. ist Scherwitz vor ein paar Tagen in der Israelitischen Kultusgemeinde in München gewesen, um wie so oft irgendwelche Papiere nachzureichen und Formalitäten zu erledigen.

Als die drei aus seinem Auto, einem DKW-Dienstwagen, klettern, treffen sie einen Bekannten. Er heisst Abraham Schapiro, ist 24 Jahre alt, Musiker und stammt aus Riga. Man kennt sich von früher. Von damals. Es ist diese Begegnung, die Scherwitz eine Schrecksekunde beschert hat. Denn Schapiro erzählt von einem gewissen Max Kaufmann, der ein Buch geschrieben habe, in dem Scherwitz vorkomme. Die Nachricht scheint Scherwitz beunruhigt zu haben, er überlegt sich eine Präventionsmassnahme. Noch am selben Abend setzt er sich zu Hause in seiner Villa in Wertingen hin und entwirft einen Brief an seinen Vorgesetzten Auerbach. Einen Brief für alle Fälle. Einen, der den Menschen Scherwitz erklären soll. In dem nicht zuviel, schon überhaupt nichts Genaues, aber genügend Gutes steht, um mögliche Verfolger oder Ankläger zum Schweigen zu bringen. Keinen Brief, der morgen in den Kasten geworfen wird, sondern einen, den man zufällig bei sich trägt,

wenn es ernst werden sollte. Als Absender nennt er Josche Wysokotworsky in Wolfratshausen, der ihm versprochen hat, den Brief zu unterschreiben. Nur kann er sich in den folgenden Tagen um die Unterschrift seines Freundes nicht mehr kümmern. Die Zeit ist zu knapp. Denn schon am folgenden Freitag erreicht ihn ein Anruf aus München: dringende Besprechung, unaufschiebbar, der Herr Doktor Scherwitz solle am Montag in München erscheinen. Pünktlich um 14.30 Uhr, lässt Rita Schlieven ausrichten, die Sekretärin Auerbachs.

Vielleicht hat Scherwitz an diesem Sabbat geahnt, dass die Sitzung unangenehm werden könnte. Der Besprechungstermin ist aussergewöhnlich kurzfristig anberaumt worden. Gibt es womöglich einen Zusammenhang zu dem Buch, in dem er eine Rolle spielen sollte? Aber hat der Verfolgtenbetreuer auch gespürt, wie ernst die Lage ist? Dass die Zeit der Ausflüchte, der windigen Erklärungen, der Dokumentenfälschungen, der falschen eidesstattlichen Versicherungen, die Zeit des Lügens und Tricksens vorbei sein wird? Dass er ab Montag sechs Jahre im Gefängnis sitzen wird? Auf Diät, weil man in der Gefängnisküche nicht koscher kochen will?

Mit Sicherheit nicht. Denn Scherwitz nutzt die drei Tage vor seiner spektakulären Verhaftung keineswegs, um sich nach Südtirol, in die französische Besatzungszone oder auch nur unter einem anderen Namen in die etwas entferntere Provinz abzusetzen. Nein, ans Untertauchen, ans Verstecken, an eine Flucht, an all das, woran Schuldige zuerst denken, wenn der Boden heiss wird, denkt er nicht.

Allenfalls, dass er am Montag – aber auch nur eventuell – Erklärungen wird abgeben müssen, dass es Widersprüche auszuräumen gilt, Missverständnisse zu entwirren, dunkle Punkte zu erhellen. Vielleicht wird es ein wenig unangenehmer als sonst, weil er es nicht mit leicht zu beeindruckenden Mitarbeitern der amerikanischen Besatzungsmacht zu tun hat, sondern mit dem cholерischen, unberechenbaren, aber hochintelligenten und einflussreichen Staatskommissar Auerbach. Ein Glück wenigstens, dass er sich mit ihm bestens verträgt, beinahe befreundet ist, dass sie am gleichen Strang ziehen, auf jeden Fall politisch einer Ansicht sind. Diesen Eindruck hat er jedenfalls bisher gewonnen, und diesen Eindruck haben auch alle, die beide kennen.

Vielleicht hat Scherwitz so gedacht. So wie er immer denkt, wenn Schwierigkeiten ins Haus stehen: ruhig bleiben, nur nicht die Nerven verlieren. Selbstgewissheit verbreiten.

Vielleicht hat er sich auch zurechtgelegt, dass wichtige dienstliche Angelegenheiten besprochen werden müssen. Etwa die neueste Finte des bayerischen Finanzministeriums, um das vom Länderrat schon ausgearbeitete Entschädigungsgesetz weiter auf die lange Bank zu schieben. Oder die neue Stiftung, die Auerbach unter eigener Leitung und Kontrolle gründen möchte, das Finanzministerium aber unter der seinen. Bei der gesamten «Wiedergutmachung» liegt so viel im argen, dass es ständig Gründe für Besprechungen gibt. Es ist gut möglich, dass Scherwitz sich so beschwichtigt hat, denn nach dem Anruf aus München verbringt er ein ganz normales Wochenende, so wie in den Jahren zuvor. Erkennbare Anstrengungen, aus seiner Privatwohnung in Wertingen etwas verschwinden zu lassen, etwas, was die Polizei besser nicht finden sollte, unternimmt er keine. Dies wird er später bereuen.

Am Montag, dem Tag seiner Verhaftung, fährt er morgens zusammen mit seiner Braut Salomea L. nach München. Nach der Sitzung wolle er sie in Wolfratshausen abholen, verspricht er. Er hat nur eine Aktentasche dabei. In ihr liegt der Brief für alle Fälle, die Präventionsmassnahme, der Brief ohne Unterschrift von Josche Wysokotworsky. Pünktlich um 14.30 Uhr betritt er Auerbachs Diensträume in der Holbeinstrasse 11.

Dort ist es ausnahmsweise ruhig. Ungewöhnlich ruhig. Kein einziger Bittsteller sitzt in den Gängen auf den langen Wartebänken, kein babylonisches Sprachgewirr ist zu hören, und niemand hat es eilig. Das Büro sei heute für den Publikumsverkehr geschlossen, informiert Auerbachs persönlicher Referent Ludwig Joelsen den Ankommenden, aber die Sitzung werde gleich beginnen.

Als der Verfolgtenbetreuer Scherwitz endlich das vollgekramte Geschäftszimmer seines Vorgesetzten betritt, wird er den Schreck seines Lebens bekommen haben. Er blickt in die Gesichter von fünf Zeugen seines früheren Lebens. Da weiss er, dass es nicht um die Stiftung oder um die Entschädigungsgesetze gehen wird, sondern ausschliesslich um seine Vergangenheit.

Der Sitzungsverlauf ist gut dokumentiert. Auerbach und sein Referent Joelsen haben die wichtigsten Punkte mitgeschrieben. Die Protokolle finden

sich in den Gerichtsakten. Anwesend sind neben den fünf Zeugen auch der Leiter der juristischen Abteilung, Dr. Berthold Kornich, und der Aussenbeamte Wolf Dietrich. Die vier Beamten Auerbach, Joelsen, Kornich und Dietrich gehören zu den wichtigsten Entscheidungsträgern im Staatskommissariat.

Wolf Dietrich stammt aus dem kommunistischen Widerstand und ist der einzige Anwesende nichtjüdischer Herkunft. Mit ihm hatte Scherwitz in den vergangenen Wochen viel zu tun, man kennt sich gut und duzt sich. Berthold Kornich, tschechischer Herkunft, ist mit 61 Jahren der älteste in der Runde. Nur weil er mit einer Frau christlichen Glaubens verheiratet war, konnte er dem KZ entkommen. Ludwig Joelsen ist von Auerbach aus seiner früheren Stellung in Düsseldorf mitgebracht worden und ihm loyal ergeben. Und Auerbach ist Auerbach. 42 Jahre alt, massiv, arbeitswütig und besessen von der Mission Wiedergutmachung, mit einer nie ganz geklärten Vergangenheit, aber von aussergewöhnlichem Selbstbewusstsein. Er hat mit Scherwitz gut zusammengearbeitet und dessen Kreativität im Umgang mit Gesetzen und Gesetzeslücken zu schätzen gewusst. Doch jetzt steht der Ruf der Wiedergutmachungsbehörde auf dem Spiel, die Arbeit von Monaten und Jahren.

Wahrscheinlich ist Scherwitz selbst in dieser hochnotpeinlichen Situation das Selbstbewusstsein nicht abhandengekommen, jedenfalls fürs erste nicht. Alle Zeugnisse, die es von ihm oder über ihn gibt, vermitteln den Eindruck, er sei immer so überzeugend dahergekommen, dass bei weniger selbstsicheren Menschen ein Misstrauen erst gar nicht aufkommen konnte. Und dass Menschen, die es trotzdem wagten, ihm nicht zu trauen, ihren Mut bald bereuten.

An diesem 26. April 1948 aber dreht sich der Wind. Scherwitz sieht sich mit Zeugen seines früheren Lebens konfrontiert, die seine gesamte neue Existenz zerstören können, die er nach dem Krieg aufgebaut hat. Es sind fünf Juden aus Litauen und Lettland, die verschiedene Konzentrationslager überlebt haben und nun in Lagern für «Displaced Persons» (DP) in München leben: der Automechaniker Leo B., der Filmregisseur Eugen B., der Schneider Moses Ratz und der Kulturreferent Chaim Smitzkowicz. Der fünfte Zeuge ist ihm persönlich nicht bekannt, er stellt sich vor als Max Kaufmann, Leiter des «Kriegsverbrecherreferates des lettischjüdischen Komitees».

Scherwitz muss es durchfahren haben wie ein Blitz: Von diesem Max Kaufmann hat Schapiro vor einer knappen Woche in München erzählt. Kaufmann habe ein Buch über die Shoa in Lettland geschrieben, mit Spenden von Lagerkameraden im Selbstverlag veröffentlicht und darin auch Scherwitz erwähnt.⁴

Schapiro hat ihn damals zu beruhigen versucht: Er brauche sich keine Sorgen zu machen, der frühere Lagerleiter Scherwitz komme in dem Buch gut weg. Ausserdem werde der Buchautor schon sehr bald, Anfang Mai, nach Amerika ausreisen, seine Schiffspassage habe er schon in der Hand. Er, Schapiro, werde ihm das Buch schicken, wenn er ihm seine Adresse gebe. Und Scherwitz hat ihm die Adresse gegeben, weil er sich nicht vorstellen konnte, dass ihn dieser Abraham Schapiro hereinreissen werde. Er konnte ihm doch vertrauen. Er hat im Rigaer Lager seine Hand über ihn gehalten, ihn in der Küche beschäftigt, obwohl da schon so viele andere Kartoffeln schälten. «Pimpelchen», so hatten Schapiro damals alle genannt, weil er so klein und so jung war, nicht einmal 17 Jahre alt. Auch Scherwitz kannte Schapiros Kindernamen, er kannte ja auch seine Tante und seinen Onkel gut.

Abraham Schapiro wird dies alles 14 Tage nach Scherwitz' Verhaftung dem Kriminalwachtmeister berichten, der den Fall Scherwitz untersucht. 1949 wird er es in der Hauptverhandlung gegen Scherwitz noch einmal berichten, und 50 Jahre später mir auf ein Tonband erzählen⁵. Schapiro ist heute noch überzeugt, dass er es gewesen ist, der Scherwitz' Verhaftung ausgelöst hat, und wahrscheinlich hat er recht. Denn er sei noch am selben Abend zu dem Buchautor Max Kaufmann ins DP-Lager Neufreimann bei München gelaufen und habe ihm erzählt, wen er getroffen hatte. Scherwitz habe behauptet, in Wahrheit ein Jude zu sein und jetzt als Verfolgtenbetreuer in Augsburg zu arbeiten, er habe sogar die Adresse. Und Max Kaufmann tat genau das, was Scherwitz sich nach der zufälligen Begegnung als schlimmste Möglichkeit vorgestellt haben mag. Er zeigte Scherwitz bei Philipp Auerbach an. Und jetzt befindet sich Max Kaufmann, der Buchautor, in Auerbachs Büro und nicht auf einem Schiff nach New York.

Auerbach eröffnet die Sitzung. In den Händen hält er ein Schreiben des «Public Relations Sub-Committee of the Association of Baltic Jews in Great

Britain», das ihm Max Kaufmann zuvor überreicht hat. Mit Datum vom 15. April 1948 informiert das Komitee, es suche Beweismaterial für einen Prozess gegen «Kriegsverbrecher», «Massenmörder» und «Kriminelle», der demnächst in der britischen Zone eingeleitet werden solle. Das Komitee bitte um Hilfe bei der Zeugensuche, denn «wir sind es den vielen unschuldigen Menschen, die ermordet sind, schuldig, nichts unversucht zu lassen, um diese Verbrecher ihrer gerechten Strafe zuzuführen».⁶

Dem Schreiben sind zwei Dokumente beigelegt, die Auerbach den Schlaf geraubt haben müssen. Das erste ist die Abschrift einer Suchanfrage, die die War Crimes Group (North West Europe) – dies ist die juristische Abteilung der britischen Armee in Bad Oeynhausen bei Minden – schon vor Monaten an die «Vereinigung der baltischen Juden in London» geschickt hat. In dem Schreiben vom 26. November 1947 heisst es, man habe inzwischen sechs in Riga tätig gewesene Kriegsverbrecher festgenommen. Drei weitere suche man dringend, darunter Fritz Scherwitz.⁷

Das zweite Dokument ist ein Schreiben der Association of Baltic Jews in London an den britischen Ermittler der War Crimes Group, Captain Lock. Dieser Brief ist in den Archiven nicht mehr auffindbar. Er befindet sich, obwohl er in Auerbachs Sitzungsprotokoll erwähnt wird, auch nicht in den Gerichtsunterlagen. Irgend jemand muss dieses peinliche Dokument aus den Akten entfernt haben, denn die Gerichtsunterlagen sind fortlaufend nummeriert, und genau diese Nummer fehlt. Sein Inhalt aber lässt sich durch verschiedene Brieffragmente, die in der «Wiener Library» der Universität Tel Aviv archiviert sind, erschliessen. Danach ist der britische Ermittler schon Anfang des Jahres 1948 darüber informiert worden, dass sich Fritz Scherwitz wahrscheinlich in der amerikanischen Zone aufhalte, man habe entsprechende Hinweise von Lagerkameraden aus München erhalten. Deshalb bitte man die britische Militärregierung, ein «Auslieferungsersuchen» an die Amerikaner zu stellen, damit bei dem bevorstehenden britischen Prozess gegen die bereits festgenommenen lettischen Hauptkriegsverbrecher in Herford auch gegen ihn verhandelt werden könne. Inzwischen habe das Londoner Komitee auch Zeugen gefunden, die bereit seien, gegen ihn auszusagen. Die konkreten Vorwürfe der Zeugen lauteten: Fritz Scherwitz sei «SS-Unter-

sturmführer» gewesen, habe in Riga das Konzentrationslager Lenta geleitet und dort zwei Menschen ermordet.⁸

Die schwarz auf weiss dokumentierten Beschuldigungen müssen eine Katastrophe für Auerbach gewesen sein. Der von ihm protegierte Verfolgtenbetreuer, der Regionalleiter für Schwaben, der Glaubensbruder Eleke Scherwitz – ein Kriegsverbrecher. Ein SS-Untersturmführer. Einjudenmörder. Ein Mann, den die Briten schon seit Monaten suchen, während er zur selben Zeit Probleme der «Wiedergutmachung» mit ihm erörtert. Wenn die Presse davon erfährt, gibt es einen Skandal. Auerbach mag schon die Schlagzeilen gehaut haben: «Jüdischer SS-Offizier», «Wiedergutmachungsbeamter als KZ-Kommandant entlarvt», «Wolf im Schafspelz», «Hochstapler im Staatskommissariat». Alles Schlagzeilen, die tatsächlich am 4. Mai 1948 so in den Zeitungen stehen werden, acht Tage nach Scherwitz' Verhaftung. So lange hat Auerbach gezögert, hat sich erst mit der amerikanischen Militärbehörde und dem Staatsministerium für Inneres beraten, bevor er eine karge 12-Zeilen-Meldung an die Nachrichtenagentur Reuters herausgibt. Und dies auch nur, weil Max Kaufmann droht, seinerseits an die Presse zu gehen.

Dem Protokoll zum 26. April 1948 ist nicht zu entnehmen, ob die Sitzung in den Geschäftsräumen des Staatskommissariats dramatisch oder sachlich unterkühlt verlaufen ist. Auerbach ist berüchtigt für seine Wutanfälle, aber es ist zu vermuten, dass er an diesem Tag seine Emotionen in den Eisschrank verbannt hat. «Wie erklären Sie sich die Anklage der englischen Behörde und das Auslieferungsbegehren?» fragt er Scherwitz. «Es ist mir völlig unerklärlich», antwortet dieser. «Sind Sie Jude?» lautet Auerbachs nächste Frage. «Ich bin Volljude, ich habe eine Schwester hier wohnen und habe Tausende von Menschen, die das bezeugen können», erwidert Scherwitz.⁹ Und dann will er ausholen, will weiterreden, will sagen, dass er unschuldig ist, alles ein grosses Missverständnis, dass die Wahrheit immer ganz anders ist, als man denkt, und er holt den Brief aus der Aktentasche, den Brief ohne Unterschrift über den Menschen Scherwitz, will ihn Auerbach zum Lesen geben. Aber Auerbach will ihn nicht lesen, sondern legt ihn zu den Dokumenten, die er später der Polizei übergeben wird.

Jetzt haben die baltischen Juden das Wort, allen voran Max Kaufmann. «Ich erkenne Scherwitz wieder als den Mann, der zwischen dem 15. und 25.

Oktober 1941 im Grossen Ghetto von Riga als Vertreter des SD [denjenigen] Wohnungen besorgte, die für die Gestapo arbeiteten», berichtet Kaufmann. «Das Grosse Ghetto existierte nur 35 Tage, am 30. November wurde es liquidiert. Bei dieser Aktion sind 27.500 jüdische Frauen, Männer und Kinder umgebracht worden. Ich habe Scherwitz bei dieser Gelegenheit in Begleitung des Ghettkommandanten Krause wiederholt gesehen. Ich sah ihn in Uniform mit dem Totenkopf, soweit ich mich erinnern kann.»

Nach Kaufmann kommen die vier anderen Augenzeugen zu Wort. Sie alle berichten, dass der Mann, den sie vor sich sehen, 1941/1942 in der Uniform eines Polizeiwachtmeisters für die Gestapo ein geschlossenes Arbeitskommando in der Innenstadt von Riga, eine sogenannte Kasernierung, geleitet und später die Fabrik «Lenta» kommandiert habe, ein KZ-Aussenlager ausserhalb der Stadt. Während dieser Zeit, etwa 1943, sei er zum SS-Untersturmführer befördert worden.

Der Schneider Moses Ratz eröffnet die Runde. Er kennt Scherwitz am besten, er hat mehrere Monate unter seiner Ägide gearbeitet. Mit der Kompetenz eines direkt Betroffenen gibt er an, dass Scherwitz bestechlich gewesen sei und sich persönlich bereichert habe: «Als ich von dem Oberjuden [dem jüdischen Werkstattleiter] Rudow forderte, dass mein Sohn aus dem Ghetto zu mir nach Lenta kommen soll, antwortete er, dass Scherwitz Bezahlung fordere. Ich gab dann fünfzig Rubel in Gold, die der Oberjude für Scherwitz wollte. Nach drei Tagen kam mein Sohn zu mir. Es ist sicher, dass Scherwitz das Gold bekommen hat.»

Der Filmregisseur Eugen B. und der Automechaniker Leo B. bezichtigen Scherwitz des Mordes. Sie können ihre Vorwürfe freilich nicht konkretisieren, weil beide zum Zeitpunkt der behaupteten Morde nicht mehr am angegebenen Tatort, der Fabrik Lenta, gearbeitet haben. Sie sind beide Zeugen dritter Hand, Zeugen vom Hörensagen, und von wem sie es gehört haben, geben sie nicht an. Auch die Identität und die genauen Namen der Toten kennen sie nicht.

«Mir ist von Erzählungen der in Lenta Arbeitenden bekannt», führt Eugen B. aus, «dass Scherwitz zwei jüdische Handwerker erschossen habe, darunter Harry Schenker, den ich kenne, und einen anderen, den ich nicht kenne.

Diese Mitteilung ist mir von lettischen Juden gemacht worden, die ich nicht kenne.» Und Leo B. sekundiert: «Mir ist von Leuten, die bis zum Schluss dabei waren, erzählt worden, dass Scherwitz während der Auflösung des Lagers, bei einem Fluchtversuch, einen [Mann namens] Scheinker und einen Chait [Heit] erschossen habe.»

Die vageste Beschuldigung kommt von Chaim Smitzkowicz. Er ist Vizepräsident der «Föderation der befreiten lettischen Juden in der US-Zone Deutschlands». Smitzkowicz sagt aus, dass er nicht zu Scherwitz' Kasernierung gehört habe, sondern zu einem Arbeitskommando im Haus nebenan. Er habe nur öfters über den Hof in die «Gestapo-Judenkasernierung» am Washington Platz gehen müssen, um von dort Essen zu holen. Aber: «Ich konnte mein Ziel öfters nicht erreichen, da die Schreckparole war, ‚geh nicht, Scherwitz ist da‘.»

Keine dieser Beschuldigungen ist, in der vagen Form, in der die Zeugen sie vortragen, substantiell genug, um die britischen Vorwürfe, Scherwitz sei ein Kriegsverbrecher, KZ-Kommandant und Mörder, zu erhärten. Scherwitz wehrt sich, fühlt sich verleumdet, will die Vorwürfe entkräften. Er behauptet, er sei 1941 noch nicht in Riga gewesen, könne daher auch nicht vom Hauptbelastungszeugen Kaufmann kurz vor der Liquidierung des Ghettos in Totenkopfuniform gesehen worden sein. Aber dann räumt er ein: «Es sind vier Leute erschossen worden. Der Lagergärtner Heit, Scheinker und zwei andere; sie kamen zu mir und fragten, ob sie türmen können. Daraufhin habe ich gesagt – Zeugen sind vorhanden: ‚Geht herauf, nehmt euch Uniformen und verschwindet‘. Nachher kam Obersturmführer Nickel und erzählte, dass vier getümt seien und ich solle sie verfolgen lassen. Inzwischen jedoch telefonierte ich, um ihnen Zeit zu geben; sie wurden jedoch auf der Strasse von Letten erschossen.» Damit hat Scherwitz ohne Not eine Korrektur eingeführt, die ihn mit einem Schlag schwer belastet. Er konkretisiert Eugen B.s und Leo B.s Zeugnis vom Hörensagen. Indem er die Ereignisse bestätigt und aus seiner Sicht geraderückt, gibt er ihren Aussagen ein Gewicht, das sie ohne seine Intervention nicht bekommen hätten. Fortan gilt es nicht mehr das Schicksal von zwei, sondern von vier Toten aufzuklären. Und Scherwitz

hat sich selbst in die Bredouille gebracht, weil er zugegeben hat, im Lager Lenta ein Entscheidungsträger gewesen zu sein.

Jetzt ist die Sitzung schnell zu Ende. Scherwitz' Erklärungen reichen aus, um den Kriminal Wachtmeister aus dem Wartezimmer zu rufen. Der drückt ihm ein Formular in die Hand. Darauf sind die Vorwürfe gegen ihn vermerkt: «Verdacht auf Kriegsverbrechen» und «SS-Uniformträger». Er habe sich vor einem Gerichtshof der Militärregierung zu verantworten, dürfe sich aber einen Verteidiger nehmen.

Es ist genau 18.20 Uhr, als der Regionalleiter für die Opfer des Nationalsozialismus in Schwaben, Dr. Eleke Scherwitz, verhaftet wird. Den vorsorglichen Brief, den er seinem Vorgesetzten schon überreicht hat, schaut Auerbach nicht einmal flüchtig an. Er lässt den Brief am nächsten Tag ins Polizeipräsidium bringen, zusammen mit der fristlosen Kündigung, der Kriegsverbrecherliste der britischen Militärregierung, dem Sitzungsprotokoll und der «Bitte, über den Verlauf der Verhandlungen unterrichtet zu werden».

Der Brief für alle Fälle, der mit Herzblut verfasste Brief, der angeblich von Josche Wysokotworsky stammt, in Wirklichkeit aber von Scherwitz in die Maschine diktiert worden ist, lautet in Auszügen folgendermassen:

«Sehr geehrter Herr Doktor Auerbach.

Nachdem ich meinen besten Freund und Lebensretter durch Zufall traf, den ich seit der Befreiung suchte, war meine erste Frage, ob er Sie von seinem Leben im Lager unterrichtet hatte, damit Sie Bescheid wissen, wer Dr. Scherwitz ist und was er in der schwersten Not für Unmenschliches geleistet hat.

Da ich wiederum feststellen musste, dass Scherwitz durch seine Bescheidenheit sich nicht in den Vordergrund drängt, um Lorbeeren zu ernten, und zu keinem Menschen von seiner Person und seinen ungeheuren Leistungen, die er vollbracht hat, spricht, möchte ich als Überlebender Ihnen, sehr geehrter Herr Staatskommissar, berichten, um was für einen edlen Menschen aus unserem Volke es sich handelt, der auch als einer der grossen jüdischen Kämpfer zu bezeichnen ist.

Seit dem Jahre 1942 führte ich speziell Tagebuch über den Kampf und Scherwitz' Leistungen im KZ Riga. Ich glaube behaupten zu können, an Hand von Beweisen, dass Scherwitz in der Geschichte der Konzentrati-

onslager in den Vordergrund gestellt werden müsste. Um nur ein paar Beispiele zu geben, möchte ich Folgendes sagen: So unglaublich es klingen mag, dass ein Jude Juden befreit hat, hat er nach meiner Schätzung 400 bis 600 jüdischen Menschen aller Nationen das Leben gerettet. Er hat jüdische Menschen arisieren lassen, Pässe verschafft und sie in Sicherheit gebracht. (...) Bei einer persönlichen Aussprache mit Ihnen könnte ich Ihnen viele solcher Beispiele geben. Scherwitz hat gekämpft, aber nicht für sich, sondern um seine Eltern und Geschwister unter allen Umständen zu befreien und darüber hinaus seine jüdischen Schwestern und Brüder. Ich weiss genau, dass Tausende von unseren jüdischen Menschen, soweit sie noch unter den Lebenden sind (...), für ihn durchs Feuer gehen würden, denn im Lager war das seinerzeit so, wenn es hiess, Scherwitz kommt, so hatten wir das Gefühl, dass ein Sonnenstrahl zu uns dringen würde. (...) Um eines möchte ich Sie noch bitten, Dr. Scherwitz von meinem Brief nicht in Kenntnis zu setzen, denn ich weiss, er wird darüber sehr ärgerlich sein, denn soweit ich und meine Kameraden ihn kennen, ist er nicht für eine Hervorhebung seiner Person.»¹⁰

«Sonnenstrahl» oder Kriegsverbrecher?

Der Hauptbelastungszeuge Max Kaufmann hat noch wenige Monate vor Scherwitz' Verhaftung kein böses Wort über ihn verloren. In seinem 1947 beendeten Buch «Churbn Lettland», was etwa «Die Katastrophe von Lettland» heisst, finden sich hundert und aberhundert Beispiele für die Grausamkeit von SS-Offizieren, aber über Scherwitz fällt kein schlechtes Wort. Im Gegenteil. Kaufmann bestätigt, dass Scherwitz jüdische Häftlinge «arisiert» habe, um sie zu schützen, und nennt sogar ihre Namen. Er berichtet, dass im Lager Lenta unter Scherwitz' Führung fleissig Schwarzhandel betrieben wurde, weil er «stets für die nötige Deckung sorgte». Terror habe es nur gegeben, wenn der Chef auf Dienstreise war und andere das Kommando führten. «Auf jeden Fall war die Kasernierung Lenta die weitaus beste in Lettland.»¹¹ So hat es Kaufmann 1947 in seinem Buch festgehalten.

Jetzt aber redet Max Kaufmann ganz anders, sowohl in Auerbachs Büro als auch in seiner ausführlichen Aussage am nächsten Tag im Polizeipräsidium. Und erst recht, als er einige Wochen später auf dem Auswanderer-

schiff nach Amerika einen Bericht für die in New York erscheinende deutsch-sprachige jüdische Zeitung «Aufbau» verfasst und darin seinen Anteil an der Verhaftung von Scherwitz und vor allem dessen Rolle in Riga gewaltig dramatisiert. Je weiter sich Kaufmann von Riga, von München, vom europäischen Kontinent entfernt, desto schwärzer wird sein Bild von Scherwitz.

Der Artikel erscheint am n. Juni 1948. Er trägt keinen Autorennamen. Max Kaufmann erscheint darin in der dritten Person. Aber jeder weiss, dass Kaufmann selbst der Verfasser ist. Der Artikel ist rasch berühmt geworden, sorgt in der Emigrantenszene und in den deutschen Lagern der Displaced Persons für erhebliches Aufsehen und zirkuliert in allen lettischen Kriegsverbrecher-Verfolgungskomitees von Bayern bis nach Schweden. Er berichtet von dem «jüdischen DP» (Kaufmann), der, so heisst es im fettgedruckten Vorspann, «drei Jahre lang unermüdlich alle Listen deutscher Kriegsverbrecher auf einen ganz bestimmten Namen durchsuchte und endlich auf den Namen des zu Zeiten des Dritten Reiches berüchtigten Chefs der Gestapo in Lettland stiess, auf den Namen Max Czerwitz [sic!]». «Liste auf Liste durchforschte Max Kaufmann», behauptet Autor Kaufmann und fährt fort:

«Immer wieder vergebens. Keine einzige enthielt den Namen des kaltblütigen Gestapomörders, dessen unerhörte Grausamkeiten Max Kaufmann nur zu gut kannte. Denn er hatte ein Buch geschrieben ‚Die Vernichtung des lettischen Judentums‘, das sich eingehend mit den Untaten des Czerwitz beschäftigte. Drei Tage vor seiner endgültigen Abreise nach den Vereinigten Staaten konnte Kaufmann seine Suche nach dem verhassten Bluthund Czerwitz einstellen. Etwas sehr Merkwürdiges war geschehen. Durch seine eigene Neugierde schaufelte sich der Gestapo-Verbrecher sein Grab. Und das kam so: Man glaube es – oder nicht –, es war dem Czerwitz irgendwie gelungen, als Bezirksdirektor für das Augsburger Gebiet beim Staatskommissariat für rassisch und politisch Verfolgte unterzuschlüpfen. Niemand schien dort eine Ahnung von seiner fürchterlichen Vergangenheit zu haben, auch nicht (...) Philipp Auerbach selbst. Doch die Neugier, die jeden Verbrecher plagt und ihn oft an die Stätte seiner Untaten zurückjagt, sollte auch dem Nazi Verderben bringen. Czerwitz hatte (...) erfahren, dass der DP Max Kaufmann ein Manuskript über die

Untaten der Gestapo in Lettland fertiggestellt hatte. Das liess ihm keine Ruhe. (...) Czerwitz sandte einen seiner Unterbeamten in Kaufmanns Wohnung, um sich eine Kopie des Manuskriptes zu verschaffen. Und so hatte sich Kaufmanns Todfeind selber in die Hände seines Verfolgers geliefert. Kaum hatte Max Kaufmann davon erfahren, dass der Massenmörder der lettischen Juden am Leben sei, suchte er Philipp Auerbach auf und ersuchte ihn, ein Zusammentreffen mit Czerwitz zu arrangieren.

Czerwitz befand sich gerade in einer Unterhaltung mit seinem Vorgesetzten, dem Staatskommissar, als Max Kaufmann ins Zimmer hereintrat. ‚Was machen Sie hier, Herr Obersturmführer?‘ rief Kaufmann aus, als er endlich, endlich, den so lange Gesuchten vor sich sah. Dann stürzte er sich, überwältigt vom Sturm seiner Hass- und Rachegefühle, auf den Naziführer und prügelte ihn lendenlahm. Als die Schlägerei zu Ende war, drang Polizei in den Raum ein und verhaftete den Kriegsverbrecher. Max Kaufmann, der durch Czerwitz alle Schrecken des Rigaer Ghettos, des KZ in Riga, des Ausrottungslagers Stutthof, der KZs Buchenwald und Sachsenhausen hatte erdulden müssen, war endlich gerächt.»

Eine Kopie dieses phantastischen Elaborats schickte Kaufmann Mitte Juni dem Vorsitzenden der Vereinigung der baltischen Juden in Grossbritannien, Hermann Michelson. In seinem Begleitschreiben heisst es: Scherwitz’ «Verhaftung hatte hier [in den USA] direkt die Wirkung einer Atombombe, zumal er einen so grossen und verantwortungsreichen Posten bekleidete. Traurig ist nur, dass sich herausstellte, dass er ein Jude ist.»¹²

Der Verfolgtenbetreuer Dr. Eleke Scherwitz. Der SS-Untersturmführer und KZ-Lagerleiter Fritz Scherwitz. Der mörderische Bluthund und Chef der Gestapo in Lettland Max Czerwitz. Der Judenretter in SS-Uniform. Wer ist dieser Mann, an dem sich Kriminalwachtmeister Hüffel die Zähne ausbeissen wird?

Ab nach Dachau

Hätte Clemens Hüffel damals schon gewusst, was im nächsten halben Jahr auf ihn zukommen würde, hätte er vermutlich versucht, den Fall Scherwitz wieder loszuwerden. Denn Hüffel besitzt kaum kriminalistische Erfahrun-

gen. In seiner kurzen Zeit im Betrugsdezernat hat er es mit Schiebern und Passfälschern zu tun gehabt, aber nicht mit mutmasslichen Kriegsverbrechern.

Hüffel, 37 Jahre alt, ist Sozialdemokrat und gebürtiger Wiener. In den dreissiger Jahren hat er als Berufssoldat und Vermessungstechniker gedient, doch die österreichische Armee hat ihn nach dem «Anschluss an das Reich» hinausgeworfen, weil er als «Mischling ersten Grades» das deutsche Österreich nicht verteidigen sollte. 1943 wurde er zum Strassenbau nach München zwangsverschickt, aber bald fielen die ersten amerikanischen Bomben, und statt Aufmarschstrassen zu teeren, buddelte er Frauen und Kinder aus den Ruinen. Nach der Befreiung steckten ihn die Amerikaner in eine Polizeiform, weil es in Bayern wenig unbelastete Polizisten gab und weil er kein Einheimischer mit gewachsenen Loyalitäten war. Als Opfer des Faschismus und als stets bedacht auftretender Mann erschien er ihnen höchst geeignet, die neue Besatzungsordnung zu sichern.

Hüffel erweist sich als begabter Polizist und spricht zudem ein passables Englisch. Deshalb versetzt man ihn Ende 1947 in die Kriminaluntersuchungsabteilung 7 B des Münchner Polizeipräsidiums. Die Abteilung K 7 B besteht noch nicht sehr lange, sie ist erst eingerichtet worden, nachdem die Besatzungsmacht der deutschen Justiz erlaubt hat, unter bestimmten Bedingungen und auch nur in beschränktem Masse nationalsozialistische Gewalttaten in eigener Verantwortung abzuurteilen. Jeder Fall muss beantragt und, nach Vorlage eines vorläufigen Ermittlungsberichtes, von einem amerikanischen Militärgerichtshof genehmigt werden.¹³

Die Genehmigung, den Fall Scherwitz durch ein deutsches Gericht klären zu lassen, erteilt die Rechtsabteilung der amerikanischen Militärregierung dem bayerischen Justizministerium am 4. Oktober 1948. Eine Begründung für diese Entscheidung findet sich in den Akten nicht. Das ist merkwürdig, denn die Erlaubnis widerspricht sowohl dem Besatzungsrecht als auch aller bisher ausgeübten Praxis. Nach den immer noch gültigen Kontrollratsgesetzen Nr. 4 und Nr. 10 hätte Scherwitz vor ein Besatzungsgericht gestellt werden müssen, da seine mutmasslichen Taten sich im Ausland gegen Angehörige der Alliierten Nationen gerichtet haben, in seinem Fall, so jedenfalls der vorläufige Ermittlungsstand, gegen Juden aus Lettland, die seit 1940 sämt-

lich als sowjetische Staatsbürger galten.¹⁴ Immerhin will die Rechtsabteilung der Militärregierung über den Verlauf der Verhandlungen ständig informiert werden und behält sich ein Einspruchsrecht vor.¹⁵ Der Prozess gegen Scherwitz wird das erste vor einem Münchner Gericht verhandelte Verfahren wegen «Nationalsozialistischer Gewalttaten» sein, das mit einer längeren Haftstrafe enden wird.

Clemens Hüffel, der Vermessungstechniker in Uniform, reagiert eher misstrauisch denn wissbegierig oder neugierig auf Scherwitz. Er selbst hatte für seine halbjüdische Abstammung mit Zwangsarbeit bezahlen müssen, und jetzt hat er es mit einem sogenannten Volljuden zu tun, der eine SS-Uniform getragen, in Riga ein KZ oder ein Arbeitslager geleitet, dabei sich bereichert und zwei Juden erschossen haben soll. Das passt einfach nicht zusammen. Weder in Hüffels Verständnis noch im Verständnis seiner Zeitgenossen. Juden waren Opfer und sonst nichts. Auch keine Opfer, die vielleicht zu Tätern geworden waren. Und wenn doch, dann behält man dieses Wissen für sich, das sind jüdische KZ-Geheimnisse, die intern geregelt und öfters auch gerichtet werden. Bestenfalls tragische Überlebensgeschichten, die man besser vergessen sollte, um weiterleben zu können. Aber ein jüdischer SS-Offizier? Hüffels erste Ermittlungen konzentrieren sich daher auf die naheliegende Frage: Ist Scherwitz wirklich ein Jude?

Am Morgen nach der Verhaftung von Scherwitz erhält er die von Auerbach zusammengestellten Dokumente. Viel ist das nicht, und auch das Manuskript von Max Kaufmann, das er auf dem Schreibtisch liegen hat, liefert zu dieser Frage der jüdischen Herkunft nichts Erhellendes. Der Kriminalkommissar muss ganz von vorne anfangen. Wie heisst Scherwitz wirklich? Wo und wann ist er geboren? Wer sind seine Eltern? Alles Routinefragen, glaubt Hüffel zumindest anfangs, alles nur Fragen, die schnell nachzuprüfen sind, wenn der Beschuldigte eine Kennkarte vorlegen kann. Und die besitzt Scherwitz.

Nachname Scherwitz, Vorname Eleke. Geboren am 21. August 1909 in Buscheruni in Litauen. Die Mutter heisse Sore, geborene Segel, und stamme aus Odessa, ergänzt Scherwitz bereitwillig. Der Vater heisse Jankel, sei in Litauen Fabrikant gewesen und 1867 in Suwalki geboren. Er, Scherwitz, sei Witwer, und Kinder habe er keine. Er habe Werkzeugmaschinenbauer ge-

lernt und habe promoviert. Er besitze die deutsche Nationalität und sei Jude wie seine Eltern.

Die Angaben decken sich mit den Informationen in dem Personalausweis, der im April 1946 vom Meldeamt in Scherwitz' Wohnort Wertingen ausgestellt wurde. Die gleichen Angaben stehen auch in seinem Verfolgtenausweis, in den eidesstattlichen Erklärungen gegenüber der Militärregierung sowie in dem Einstellungsfragebogen des Staatskommissariats für politisch Verfolgte in Bayern aus dem Jahre 1947. Eine kleine Irritation gibt es, als Scherwitz seinen Führerschein von Ende 1945 vorlegt. Denn dort steht ein anderes Geburtsdatum, der 10. April 1908. Ein Tippfehler vielleicht? «Ich kann mir die Sache nicht erklären», sagt Scherwitz, und Hüffel insistiert nicht weiter. Er möchte lieber zur Sache kommen, will wissen, wie Dr. Eleke Scherwitz, jetzt 39 oder vielleicht auch 40 Jahre alt, trotz jüdischer Religionszugehörigkeit in die SS geraten und nach Riga gekommen ist.

Und Scherwitz erzählt seine Geschichte, ganz anders, als er sie bisher erzählt hat. Bis zum Vorabend seiner Verhaftung galt er jedermann als ein Opfer des Faschismus, als einer, der im KZ in Riga um sein Leben hatte kämpfen müssen. Jetzt, unter dem Druck der Beschuldigungen, muss er den Seitenwechsel erklären. Diese Rolle hat er noch nicht geübt. In diese Rolle muss er erst hineinwachsen. Es ist das Recht jedes Beschuldigten, sich zu verteidigen, wie er will, er kann lügen, darf auslassen, er kann sich auch mit einem Anwalt beraten und ihn etwas erklären lassen. Scherwitz aber beantragt keinen Anwalt, er vertritt sich selbst. Er schildert die Wahrheit so, wie er sie sich in der unkomfortablen Nacht auf dem Polizeipräsidium zurechtgelegt hat. Sechs Tage später wird er seine Geschichte dramatisieren, plötzlich doch ein Kind haben, das ihm aber die Gestapo entzogen habe und das jetzt vermisst werde. Er wird erklären, dass die jüdische Ehefrau am Hochzeitstage gerade 16 Jahre alt gewesen sei. Und er fühle sich schuldig, wird er ergänzen, weil er sie nicht «beschützen» konnte.

An diesem ersten Befragungstag, am 27. April 1948, darf Scherwitz zweimal sein Leben erzählen. Einmal am Vormittag und einmal am Nachmittag.

Am Vormittag liefert Scherwitz das Gerüst und am Nachmittag baut er es aus. Seine zwei Aussagen protokolliert Hüffel jede für sich, und beide unterschreibt Scherwitz schwungvoll mit grossen Buchstaben. Später wird seine Unterschrift zittriger werden und nur noch halb soviel Platz beanspruchen. Die beiden Aussagen widersprechen sich nicht, sondern ergänzen einander.

«Ich bin in Schaulen, Litauen, aufgewachsen und habe dort die Volksschule besucht. Ich blieb dort bis 1921. Ich kam dann nach Gerlesheim bei Hirschberg nach Deutschland. Anschliessend besuchte ich das Gymnasium in Lauban. Von dort ging ich in die Lehre zu Siemens nach Berlin. Ich machte mein Abitur und meinen Ingenieur. Dies war ca. 1928/29. Hierauf kam ich zu Professor Fritz Werner in Marienfelde bei Berlin als Ingenieur. Dort bekam ich von ihm den Dokortitel verliehen. Bis 1933 hielt ich mich in Berlin auf. Nach der Machtübernahme begannen die Verfolgungen. Ich wechselte meinen Wohnsitz in Berlin öfters. Ich reiste kreuz und quer durch Deutschland, um den Verfolgungen zu entgehen. Ich arbeitete bei verschiedenen Firmen als Hilfsarbeiter. 1937 habe ich in Berlin-Lichtenrade meine jüdische Ehefrau Jenny Goldberg geheiratet. Sie war eine Schauspielerin aus Wien. 1938 kam ich von Frankfurt/Oder nach Berlin zurück und wurde dort von der Gestapo verhaftet. Meine Papiere und Unterlagen über meine Vergangenheit wurden mir abgenommen. Ich wurde bis 1940 in dem Gestapogefängnis ‚Herrenhaus‘ in Haft gehalten. Die Begründung war meine Tätigkeit bei der ‚Sozialistischen Jugend‘ und meine jüdische Abstammung. Meine Ehefrau wurde während meiner Gestapohaft unbekanntem Aufenthalts verschleppt. Ich habe später gehört, dass sie in Auschwitz umgekommen ist.

Meine Eltern sind Juden gewesen, und ich wurde ebenfalls im jüdischen Glauben erzogen und bin auch beschnitten. Meine Stiefschwester Bella R., verheiratete R, wohnt im [DP-] Lager Feldafing und kann meine Abstammung bestätigen.

Ab Juli 1940 kam ich in das Ghetto Litzmannstadt. Ich lernte dort einen Polizeihauptmannjäger kennen, bei dem ich privat arbeitete. Dieser war den Juden sehr gut gesonnen. Meine Eltern waren mittlerweile in das Ghetto Schaulen eingeliefert worden. Ich erzählte dies Jäger und fragte ihn, ob es eine Möglichkeit gebe, mit meinen Eltern zusammenzukommen. Jäger erklärte wörtlich: Ich sehe nichts. Ich verschaffte mir mit Hilfe von Jäger eine Polizeiwachtmeisteruniform. An einem Abend verschwand

ich und ging in Richtung Warschau. Ich kam dann nach Litauen. Den Namen Fritz habe ich mir zugelegt, um nicht aufzufallen.

Ende 1941 kam ich dann mit einem Polizeiwagen nach Riga. Ich wurde dann einer Polizeieinheit zugeteilt, da man mir glaubte, dass ich meine Einheit verloren hätte. Ich machte als Kraftfahrer Dienst. Ich wurde dann mit drei Polizisten zusammen nach Reval [heute Tallinn, Estland] geschickt, um Schnaps zu holen. Dort erfror ich mir die Füße. Ich bekam dann, wieder in Riga, eine neue Beschäftigung, indem mir befohlen wurde, die Leute des Ghettos täglich zur Arbeit zu führen. Dies tat ich, bekleidet mit einer Polizeiuniform. Dann wurden die Werkstätten am Washington Platz eingerichtet, wo Handwerker aus dem Ghetto arbeiteten. Auf Vorhalt erkläre ich, dass ich die Leitung der Werkstatt nur deshalb bekam, weil ich erfrorene Füße hatte und mich dazu drängte. Der Grund war, um unseren Leuten helfen zu können. Als es hiess, dass die Leute aus dem Ghetto wegsollten [allmähliche Auflösung des Ghettos durch Errichtung des KZ Kaiserwald], wandte ich mich an den Obersturmführer Heier und fragte ihn, ob wir nicht die Schneider- und Schusterwerkstatt aufrechterhalten und ein Gebäude bekommen könnten, wo wir die Leute unterbringen. (...) Ich bekam nun die Fabrik ‚Lenta‘ zugewiesen. (...) Mein Ziel war, die Juden nicht ins KZ zu bringen. Die Juden [aus den Werkstätten am Washington Platz] wurden dorthin gebracht, und ich war als einziger mit Uniform ihnen vorgesetzt. (...) Ich habe meine Eltern 1942 auch tatsächlich in Schaulen mehrmals besucht. Diese forderten mich auf, zu sehen, dass ich mich retten könne. (...)

Ich muss hier betonen, dass ich als Sonderführer der SS eingekleidet wurde, im Rang eines SS-Untersturmführers. Ich hatte geflochtene Achselstücke ohne Sterne. Auf den Spiegeln hatte ich keinen Totenkopf, nur auf der Mütze. Irgendwelche Abzeichen auf den Ärmeln trug ich nicht. Ich war daher nicht Angehöriger der SS. Auch eine Blutgruppe wurde nicht eintätowiert. Ich war nur als SS-Sonderführer eingekleidet, weil ich mit Behörden zu tun hatte. Das war, glaube ich, um Weihnachten 1942. (...) Ich weise entschieden zurück, dass ich beim SD [Sicherheitsdienst] war oder im Rahmen des SD eingesetzt worden bin.»¹⁶

Hüffel unterbricht Scherwitz' Redefluss kaum und fragt auch selten nach. Was hätte er zu Beginn der Ermittlungen auch fragen können? Über die Verfolgung der Juden in Litauen und Lettland weiss er nichts. Er hat keine Ah-

nung, wie die SS-Einsatzgruppen, die Polizeibataillone, die Ordnungspolizei und die einheimischen Hilfspolizisten gewütet haben, weiss nichts über die Befehlsstrukturen und Kompetenzen und ob es überhaupt Ermessensspielräume gab. Dass in Riga ein «Grosses» und ein «Kleines Ghetto» existierten und später das «Zentrale Konzentrationslager Kaiserwald», wird er erst in Auerbachs Protokoll gelesen haben. Er besitzt auch keinerlei Dokumente über die Nazi-Verbrechen im Baltikum, und die paar Namen, die Scherwitz in seinem Bericht erwähnt, werden ihm nichts gesagt haben. Sie sind auch fast durchgehend falsch notiert. Das Einzige, was Hüffel kennt, was er aber vermutlich nicht mehr hören kann, weil es seit 1945 alle in Deutschland sagen, ist die von Scherwitz mehrfach wiederholte Versicherung: Ich bin unschuldig, ich habe den Juden geholfen, wo ich konnte, ich habe zwar eine SS-Uniform getragen, bin aber nie in der SS gewesen.

Mehr der Form halber als im Interesse der Wahrheitsfindung fragt Hüffel den früheren Verfolgtenbetreuer noch nach den erschossenen Juden in Lenta, aber er bekommt die gleiche Antwort, die Auerbach in seinem Protokoll schon festgehalten hat: Das war ich nicht, das waren andere, wer, das weiss ich nicht, aber «wenn ich dabeigewesen wäre, wäre das nicht passiert».

Am Ende des Tages erhält Scherwitz ein paar Blatt Papier. Er könne, wenn er wolle, die Ermittlungen durch ein schriftliches Geständnis beschleunigen, sagt ihm der Polizist. Dieses Angebot wird Scherwitz nie wahrnehmen. Dann stellt Hüffel ein Dokument in englischer Sprache aus: «Beschuldigt wird Dr. Eleke Scherwitz. Vorwürfe: 1. SS-Untersturmführer, 2. Kriegsverbrechen. Ausserdem wird ihm zur Last gelegt, dass er sich an dem Besitz jüdischer Häftlinge bereichert hat und für die Verschickung vieler Juden aus Lenta nach Kaiserwald verantwortlich gewesen ist.»

Jetzt gibt es nichts mehr zu fragen und zu sagen, der Beschuldigte wird abgeführt. Vor dem Polizeipräsidium in der Innenstadt wartet ein Wagen der amerikanischen Militärpolizei. Die Fahrt geht durch das zerbombte München, dann zwanzig Kilometer Richtung Nordwesten über Land und endet im Internierten- und Kriegsverbrecherlager der amerikanischen Militärregie-

rung. An dem Ort, in dem alle mutmasslichen NS-Gewalttäter in der US-Zone erst einmal landen: in Dachau. Scherwitz muss es heiss und kalt geworden sein. Wenn es ihm bis dahin noch gelungen sein sollte, Haltung zu bewahren, dann ist dieser Ort dazu angetan, ihn den Kopf einziehen zu lassen. Dieser zweifach belastete Ort, dieses alte bayerische und ländlich strukturierte Städtchen, in dem sich zweimal innerhalb von 15 Jahren, wie in einem Brennglas konzentriert, deutsche Geschichte bündelte, drückt jeden nieder. Erst die Opfer der Naziherrschaft, dann die Täter.

«Ab nach Dachau!» Mit diesem Spruch wurden ab 1933 die Opponenten der Diktatur mundtot gemacht und, wenn sie widerborstig blieben, mit «Schutzhaft» bestraft. Schon alleine der Name Dachau genügte, um in ganz Deutschland Furcht und Schrecken zu verbreiten. Hier, in der alten Munitionsfabrik aus dem Ersten Weltkrieg, hatten die SS-Männer gelernt, wie man Menschen anderer Überzeugung oder Herkunft als Minderwertige behandelt. Erst die Regimegegner, dann die Zeugen Jehovas, die Kriegsdienstverweigerer, die Zigeuner, die kirchliche Opposition, die Homosexuellen, nach der Reichspogromnacht die Juden und zum Schluss die Sklavenarbeiter aus den evakuierten Konzentrationslagern im Osten.

Scherwitz selbst hat das KZ Dachau als eine Station in die Verfolgungsgeschichte seiner jüdischen Familie eingebaut. Seinen Freunden in den Flüchtlingslagern hat er erzählt, dass seine jüngere Schwester Riva (oder Rivka) im Frühjahr 1945 aus dem Vernichtungslager Stutthof in Westpreussen nach Dachau geschleppt und dort bei medizinischen Experimenten zu Tode gespritzt worden sei. Und jetzt ist er selbst in Dachau, nicht im nationalsozialistischen, sondern im amerikanisch regierten Dachau.

Die Baracken und Bunker liegen nur sechzig Kilometer von Scherwitz' gemütlichem Zuhause in Wertingen entfernt. Schon im Mai 1945 hat die US-Armee das frühere Konzentrations- in ein Internierungslager umgewidmet und – in Sichtweite der ehemaligen Kommandantur – den Militärgerichtshof eingerichtet. Er ist der wichtigste der gesamten US-Zone. Während man in Nürnberg gegen die NS-Elite verhandelt, richten sich die Einzelanklagen in Dachau gegen das sogenannte einfache Mordpersonal sämtlicher Konzentrationslager. Ermittelt wird gegen SS-Lagerleiter, SS-Lagerpersonal, KZ-

Bewacher, Blockwarte, kriminelle Häftlingskapos, aber auch gegen die kommunistischen Funktionshäftlinge von Buchenwald. Hier finden Hunderte Prozesse gegen insgesamt 1'672 Angeklagte statt, gegen NS-Gewalttäter der zweiten und dritten Reihe, die, so der Militärgerichtshof, alle individuell Schuld auf sich geladen hatten, weil sie «ein Rad in dem System der Ausrottung und Knechtung freier Menschen (...), ein Glied in der Kette dieser Verbrechen gewesen» seien.¹⁷ Im Dritten Reich stand der Name Dachau für das nationalsozialistische Terrorregime. In der Besatzungszeit steht er für die Verfolgung von NS-Gewaltverbrechen.

Aber der Name gilt auch als Synonym für die vermeintliche «Siegerjustiz». «Dachauer Bühnenshow» nennen die Kritiker – und dies sind nicht nur die Ewiggestrigen – die Tribunale. Sie meinen damit, dass die Zeugen gekauft, die Geständnisse erpresst, die Urteile schon im voraus festgesetzt worden seien. Scherwitz' Anwalt, Dr. Franz Moser, wird Mitte der fünfziger Jahre den Begriff «Dachauer Bühnenshow» verwenden, um damit die Qualität der seriellen Zeugenaussagen über seinen Mandanten in den Prozessen 1949 und 1950 in Zweifel zu ziehen, und auch deshalb ein Wiederaufnahmeverfahren beantragen.¹⁸

«Ab nach Dachau», diese alte Drohung will auch in der neuen Zeit nicht verschwinden. Auch Scherwitz hat es gebraucht, gerade weil er ein Freund der «Siegerjustiz» und vermutlich der «Dachauer Bühnenshows» gewesen ist. Noch vor einem Jahr hat er sich unbändig gefreut und stolz herumerzählt, dass sein amerikanischer Vertrauter, der Leutnant Saul Moskowitz, endlich den Sohn eines Intimfeindes von ihm als KZ-Bewacher entlarvt und «ab nach Dachau» geschickt habe. Scherwitz hat sich als grosser Nazifresser im Landkreis profiliert und überall die «Hitleristen» und «Antisemiten» wieder am Werk gesehen, die ihm, dem Opfer des Faschismus, das Leben schwer machen wollten. Und jetzt ist er selbst an diesem Ort, den er den «Hitleristen» so gerne zugewiesen hat.

Mit Sicherheit werden die Ermittler des Militärgerichtshofes ihn mehrmals verhört haben. Doch darüber finden sich keine Dokumente, weder in amerikanischen noch in deutschen Archiven. Den deutschen Gerichtsakten

ist aber zu entnehmen, dass eine Häftlingskarte über ihn angelegt wurde, mit einem «Y» gekennzeichnet. «Y» steht für «yes», und das bedeutet Verdacht auf Kriegsverbrechen. In Dachau ist für die Häftlinge der Kategorie «Y» der «Bunkerblock» reserviert, der zum Zeitpunkt, als Scherwitz ihn bezieht, nicht gerade überfüllt gewesen sein wird. Denn die grossen Prozesse sind Mitte 1948 schon zu Ende und viele der Abgeurteilten in die Festung Landsberg am Lech gebracht. Von den über 400 vom Dachauer Militärgerichtshof verhängten Todesurteilen sind in Landsberg 308 vollstreckt worden. Scherwitz wird es vielleicht nicht gewusst haben, aber einen der 1947 mit dem Strang Hingerichteten kennt er persönlich aus Riga: den SS-Lagerarzt des KZ Kaiserwald, Dr. Eduard Krebsbach.

Vom 27. April bis zum 18. November 1948 ist der Y-Bunkerblock in Dachau Scherwitz' Adresse. Als Untersuchungshäftling braucht er keine Gefängnis-
kleidung zu tragen. Auf Veranlassung der Militärpolizei bringt ihm die Landpolizei aus Wertingen zwei Anzüge, mehrere Hemden und Wäsche zum Wechseln. Scherwitz wird dies als einen Halt empfunden haben, denn er gehört zu den Menschen, die der Ansicht sind, Kleidung mache Leute. Mode ist ihm immer wichtig gewesen, sie sitzt ihm direkt auf dem Leib. Durch sie kann er sich absetzen und erhöhen. Zuerst als Polizeiwachtmeister, dann als «eingekleideter SS-Sonderführer», zuletzt als Zivilist in einer Zeit, in der Anzüge Bückware waren. Er hat immer schon ein Faible für Schneider und Schuster gehabt. Schon damals in Riga.

Ermittlungen

Während Scherwitz im Y-Bunkerblock seine Tage irgendwie herumbringt, weiss der Polizeibeamte Hüffel kaum, wo ihm der Kopf steht. Am 28. April, zwei Tage nach Scherwitz' Verhaftung, telegraphiert ihm der amerikanische Schnellrichter aus Dachau in ungelenktem Deutsch, dass «die Sache bis zum 12. Mai 1948, an welchem Zeitpunkt der Sachbearbeiter die Untersuchung abgeschlossen haben soll, vertagt werde».¹⁹ Am 12. Mai, das ist in zwei Wochen. Wie soll er innerhalb von 14 Tagen Gerichtsverwertbares zu Scher-

witz' Rolle in Riga, zu den Vorwürfen, zu seiner jüdischen Herkunft finden?

Hüffel fehlen nicht nur die zeitgeschichtlichen Kenntnisse, sondern auch die Mittel und Möglichkeiten, überregional, gar international zu ermitteln. Lettland liegt seit Ende 1944 unerreichbar hinter dem Eisernen Vorhang, die dort aktiv gewesenen Kriegsverbrecher will die sowjetische Besatzungsmacht selbst aburteilen. An eine Amtshilfe ist nicht zu denken, und eine Auslieferung von Scherwitz nach Riga kommt in der Zeit des langsam heiss werdenden kalten Krieges nicht in Frage.

Auch sonst ist alles kompliziert. In Deutschland sind die Standesamts- und Meldeunterlagen oft verlorengegangen, im Bombenkrieg verbrannt oder wer weiss wohin ausgelagert, und das in Berlin eingerichtete «Document Center» der US-Army beliefert nur Militärgerichtshöfe mit Belastungsmaterial, aber nicht deutsche Polizisten. Dort, in den von den Amerikanern bei Kriegsende erbeuteten Akten, hätte Hüffel schnell herausfinden können, ob Scherwitz NSDAP- oder SS-Mitglied gewesen ist.

Er bekommt auch keine Antwort von der britischen War Crimes Group, die seit 1945 Zeugnisse über Kriegsverbrechen in Lettland zusammenträgt und die er schon am 29. April angeschrieben hat. Und auf Material des Amerikanischen Gerichtshofs von Nürnberg braucht er erst gar nicht zu hoffen, denn hier waren und sind die Ereignisse in Riga nur am Rande ein Thema.

Kollegenrat hätte sich der Kriminalwachtmeister Hüffel in keiner der drei westlichen Zonen holen können. Der mehr zufällig in die Polizeiarbeit Hineingerutschte ist der erste und einzige deutsche Ermittlungsbeamte, der sich in der neuen Zeit mit Kriegsverbrechen im Baltikum beschäftigt. Der Fall Scherwitz ist in jeder Hinsicht eine Premiere: ermittlungstechnisch, rechtshistorisch und zeitgeschichtlich. Dass die Uraufführung ausgerechnet mit einem «volljüdischen» Hauptdarsteller besetzt ist, gehört zu den Pointen, die man sich nicht ausdenken kann.

Bis zum 12. Mai 1948, dem Tag, an dem der US-Schnellrichter die Ermittlungen abgeschlossen sehen will, hat Hüffel 17 Zeugen und zweimal den Beschuldigten angehört, die Landpolizei in Wertingen beauftragt, dessen Villa zu durchsuchen und zu versiegeln, die Berliner Kriminalpolizei um Mithilfe bei der Recherche gebeten, beim Militärgerichtshof in Dachau einen

Aufschub beantragt, immer wieder die Briten angeschrieben, einen «vorläufigen» Zwischenbericht an das Bayerische Justizministerium geliefert und sich sehr geärgert, als am 4. Mai Auerbachs Kurzmeldung an die Nachrichtenagentur Reuters in der Presse veröffentlicht wird. Denn sie greift seinen eigenen Ermittlungsergebnissen vor und verfestigt Scherwitz' jüdische Abstammung zu einem Faktum, das für Hüffel noch überhaupt nicht bewiesen ist.

Unter der Überschrift «Bock zum Gärtner» erscheint am 4. Mai 1948 im Berliner «Nachtexpress» folgende Meldung: «Der bisherige Beauftragte für jüdische Flüchtlinge in Schwaben, Scherwitz, ist gestern [sic!] auf Veranlassung des bayerischen Ministers für politisch, religiös und rassisch Verfolgte, Dr. Philipp Auerbach, von amerikanischen Behörden in Haft genommen worden. Dr. Auerbach gab bekannt, dass Scherwitz, obwohl er Jude ist, von 1941 bis 1945 [sic!] als SS-Untersturmführer Kommandant eines deutschen Konzentrationslagers in Riga gewesen ist. Verschiedene Überlebende des Lagers hätten Scherwitz erkannt und angezeigt. Scherwitz habe erklärt, er hätte die Leitung des Konzentrationslagers übernommen, um seine Eltern vor Verfolgungen schützen und vor dem Tode retten zu können.»²⁰

Es wird fast ein Jahr vergehen, bis die nächsten Berichte über den «jüdischen KZ-Kommandanten» erscheinen. Auerbach scheint sich in der Folge nicht nur selbst den Maulkorb umgehängt zu haben, sondern, dank seines Einflusses bei der Militärregierung, der Lizenzpresse auch gleich mit. Es ist nicht das erste und wird auch nicht das letzte Mal bleiben, dass er unliebsame, weil seine Behörde tangierende Berichte unterdrückt.

Die knappe, aber von den Zeitungen durch eine grosse Überschrift skandalisierte Meldung leitet eine überraschende Wende in den Ermittlungen ein. Denn in einem kleinen Dorf im Westfälischen liest eine Frau, die ihren Augen nicht trauen mag, die wenigen Zeilen. Tage später wird sie Scherwitz' jüdische Identität als «Lügengespinnst» zerreißen. Bertha Scherwitz, die heute einen ganz anderen Namen trägt, aber aus Datenschutzgründen hier so genannt werden soll, schickt ohne genaue Adresse an «Herrn Dr. Auerbach in München» einen äusserst sorgfältig mit der Hand geschriebenen Brief.

Jeder einzelne Buchstabe füllt ein Karo des Briefpapiers aus, die mit Schwüngen verzierten Grossbuchstaben zwei.

«Durch eine Pressemitteilung habe ich Kenntnis von dem Fall Scherwitz erhalten», schreibt sie. «Da ich von meinem Mann seit Anfang März 1945 noch nichts gehört habe und er SS-Untersturmführer in Riga war, möchte ich Sie höflichst bitten, [mir mitzuteilen], ob es sich um meinen Mann Fritz Scherwitz handeln könnte, der am 21.8.1903 geboren ist. Sollte es sich wirklich um meinen Mann handeln, was ich nicht glauben kann, so würde ich bereit sein, nach München zu kommen.»²¹

Dem Brief ist ein datiertes Hochzeitsfoto beigelegt – kein Zweifel, es zeigt Dr. Eleke Scherwitz. So sah er 1938 aus, und so sah er immer noch aus, als Auerbach ihn vor drei Wochen das letzte Mal gesehen hat. Volle dunkle Haare, dichte und geschwungene Augenbrauen, grosse ausdrucksvolle und dunkle Augen mit langen Wimpern, mandelförmig, dabei leicht unterschiedlich, gerade Nase, die Spitze leicht abgeflacht, und auffallend üppige Lippen. Ein freundliches, Vertrauen weckendes Gesicht. Die Augen verraten einen Hauch von Humor, die Wangen sind weich, und der Ansatz eines Doppelkinns ist deutlich zu erkennen. Nicht anmassend, sondern stolz sieht er aus. Wie jemand, der Autorität besitzt, ohne sich gross anstrengen zu müssen. Nicht wie ein deutscher Untertan oder aufgeblasener Burschenschaftler, sondern wie ein bodenständiger Handwerksmeister, der den Wert seiner Arbeit kennt, der einen Eigensinn entwickelt hat und seine eigenen Regeln aufgestellt. Mit dem man lieber nicht um den Preis feilschen sollte. Scherwitz wirkt, als sei er sich seiner selbst sicher. Unangefochten. Männlich. Selbstbewusst steht er da, auf diesem Hochzeitsfoto aus dem Jahre 1938. Kerzengrade, die Schultern leicht nach hinten gezogen, die Brust wie Schild und Panzer dem Leben entgegengedrückt.

Neben ihm Bertha, ungleich bescheidener, aber härter und älter aussehend als der Ehemann mit seiner geballten Präsenz. Das Studio-Arrangement unterstreicht die männliche Dominanz. Sie sitzt auf einem Stuhl, ihr Kopf befindet sich in Taillenhöhe des auf diese Weise überragend wirkenden Gatten. Während sie die Knie fest zusammen und die Arme dicht am Körper hält, hat er sich seinen Platz erobert. Ein Bein vor, das andere leicht zurück, locker die Arme, die linke Hand souverän auf der Stuhllehne.

Dennoch kann das Arrangement nicht verbergen, dass ihm das Gardemass fehlt. Der Oberkörper ist länger als seine Beine, und gut gefüttert ist er auch. Seine Finger sind kurz und rund. Es ist nicht zu übersehen, trotz des gutsitzenden schwarzen Anzugs: Der Mann ist etwas pummelig. Oder besser: stämmig. Robust. Am Revers trägt er ein Sport- oder Vereinsabzeichen, auch unter der Lupe wird kein Hakenkreuz daraus. Die Schuhe sind glänzend gewienert, sie strahlen wie nichts sonst auf diesem Bild.

Fünfundzwanzig Jahre später zeige ich dieses Hochzeitsfoto dem Leiter des «Jüdischen Archivs und Museums» in Riga. Margers Vestermanis hat das Rigaer Ghetto überlebt, auch das KZ Kaiserwald und die Zwangsarbeit im SS-Seelager Dondangen. Nach seiner Flucht sogar die Partisanenzeit in den kurländischen Wäldern. «Wie kann man im Entferntesten an seiner Herkunft zweifeln?» fragt er. «Das sieht doch jeder Blinde, dass er ein Jude ist.»

Der Brief und das Foto alarmieren den Staatskommissar. Ohne Verzug schreibt Auerbach an den Kriminalwachtmeister Hüffel, Bertha Scherwitz sei «eine für uns ausserordentlich wichtige Zeugin (...), aus der wir allerhand herausholen können». Vorher müsse allerdings noch eine Peinlichkeit bewältigt werden: Scherwitz' jüdischer Braut, Salomea L., müsse «schonend» beigebracht werden, dass ihr Verlobter schon verhehlicht sei und einen «schlechten Charakter» habe.²²

Am 26. Mai 1948 erscheint Bertha Scherwitz im Münchner Polizeipräsidium. Am Vormittag befragt Philipp Auerbach sie höchstpersönlich, aber das Gespräch scheint kurz gewesen zu sein, denn seine Protokollnotiz beträgt gerade fünf Zeilen, darin die Bitte an Hüffel: bitte ausführlich protokollieren.

Die Befragung des Polizeibeamten Hüffel am Nachmittag ist ergiebiger. Bertha Scherwitz, notiert er, ist 38 Jahre alt. Als Beruf gibt sie «verheiratete Hausfrau» an, als Religion Evangelisch. Sie ist offenbar eine bodenständige, resolute Frau, eine, die ihr ganzes Leben lang hat hart arbeiten müssen, die streng geworden ist, die sich um Ordnung bemüht und auch weiss, wie sie durchzusetzen ist. Nur vor ihrem Ehemann musste sie kapitulieren. Da ihr Gatte sich seit drei Jahren nicht mehr bei ihr gemeldet hat, besitzt sie allen Grund der Welt, sich dafür zu rächen.

Aber sie tut es nicht. Ihre von Hüffel protokollierte Aussage klingt erstaunlich ausgewogen, trotz der nicht zu verbergenden Bitterkeit über die Einsicht, betrogen worden zu sein. Auf Hüffel macht sie einen hervorragenden Eindruck. Noch am selben Abend schreibt er an Auerbach: «eine absolut glaubwürdige Zeugin, (...) trotz ihrer Schicksalsschläge (...) aufrichtig um die Erforschung der Wahrheit bemüht».

Ein paar Wochen nach der Befragung reicht sie die Scheidung ein, zwei Jahre später wird diese rechtskräftig. Sie hat Scherwitz in München nicht gesehen, und, weil das Landgericht darauf verzichten wird, sie während des Prozesses als Zeugin der Anklage zu vernehmen, auch nie mehr in ihrem Leben. Sie will auch nie wieder an ihn erinnert werden. Als ich 1998 Bertha Scherwitz' Tochter finde, höre ich von ihr: «Ich will meine Mutter mit dieser Vergangenheit nicht konfrontieren. Sie hat genug gelitten.» Dem Kriminalkommissar Hüffel berichtet Bertha Scherwitz:

«Ich bin in Berlin aufgewachsen. Ca. im Jahre 1928 lernte ich Scherwitz kennen. Er war damals Werkzeugmacher und Feinmechaniker bei der Firma Siemens. Er hiess Fritz mit Vornamen und war am 21. August 1903 in Buscheruni/Ostpreussen geboren. Er gab sich nie als Jude aus und war freireligiös. Er wohnte eine Zeitlang in der Bornemannstrasse 7. In weiterer Folge war ich mit ihm in Berlin laufend zusammen. Er war immer bis 1937 in Berlin beschäftigt. Er hat dann auch in der Krisenzeit auf dem Bau gearbeitet. Er kam dann im Jahre 1937 zu der Berliner Firma Westphal, Hartbetongesellschaft in Hennersdorf, Niederlausitz. Dort war er ab Mai 1937 Betriebsleiter. Das blieb er bis zu Beginn des Krieges. Scherwitz war deutscher Staatsangehöriger. Er erzählte mir schon immer, dass er von seinen Eltern während des Ersten Weltkrieges getrennt worden wäre. Er hätte dann seine Eltern gefunden und war auch verschiedene Jahre vor unserer Ehe in Litauen. Es war nur kurze Zeit. Er war weder Doktor noch Ingenieur. Er hat nach seinen Erzählungen nur die Volksschule besucht. Und die nicht einmal durchgehend. In Berlin hat er meines Wissens keine Schulen besucht.

Ich habe mich im Jahre 1932 zu Weihnachten mit ihm verlobt und habe ihn am 2. April 1938 in Berlin-Lichtenrade geheiratet. Als Beleg zeige ich das Stammbuch vor. Die Heirat zog sich deswegen in die Länge, da er vorgab, keine Papiere zu haben. Er hatte ungefähr siebzig Reichsmark in

der Woche. Er war bei seiner Firma (...) sehr angesehen und sehr beliebt. Ich bin sogenannte Arierin, und Scherwitz war nie als Jude bekannt. Das hätte ich doch merken müssen. Über Vorstrafen ist mir nichts bekannt. Er war ca. ab 1934 oder 35 bei der SS, Sturm 75. Er hat in Berlin Uniform getragen. Einen Rang hat er nicht bekleidet. Er sprach sich aber immer gegen die Judenaktionen aus. Wir wohnten nach unserer Heirat bis November 1938 in Berlin, Lichtenrade (...). Mein Mann kam immer nur am Wochenende nach Haus. Dann zog ich nach Hennersdorf, wo wir ein Haus bezogen.

Bei Kriegsbeginn wurde Scherwitz zur Luftschutzpolizei eingezogen. Er trug die Polizeiuniform. Am 22. Februar 1940 kam meine Tochter R (...) zur Welt. Scherwitz wurde in Berlin eingesetzt. Ich arbeitete an seinem Arbeitsplatz in seiner Firma. Später kam er nach Polen als Luftschutzpolizist der Reservepolizei (...) und dann nach Riga. Soviel mir innerlich ist, wurden alle gesamt zur SS übernommen. Erst im Jahre 1943 oder 1944 lautete die Anschrift SS-Untersturmführer Scherwitz.

Er war ab 1942 nicht mehr im Urlaub. Er war dazwischen nur kurz über einen Tag bei uns gewesen. Er trug die Uniform der SS als Oberscharführer oder Scharführer. Es soll der entsprechende Dienstgrad bei der Wehrmacht eines Feldwebels gewesen sein. Er schrieb nur sehr selten. Auf meine Vorwürfe ging er nicht ein. Ich schrieb dann an die Dienststelle 15119 und fragte an, warum mein Mann nicht auf Urlaub käme. Ich bekam als Antwort, dass es stimme, dass mein Mann seit 1942 keinen Urlaub gehabt hätte. Ich wusste nur von meinem Mann, dass er so eine hohe Stellung bekleidete. Ich habe sein Gehalt bekommen und ab und zu mal einen Kleiderstoff. Ich habe ihn 1942 in Riga besucht und war kurz dort. Ich hatte das Gefühl, dass mit den Frauen etwas nicht stimmen würde. Gold und Schmuck habe ich nie erhalten. Pelze auch nicht. Im Jahre 1942, als ich ihn besuchte, wohnte er in einer Soldatenunterkunft. Nach 1944 kam er immer nur auf einen Tag und ging jeder Aussprache aus dem Weg. Im Februar 45 kam er mit einem Transport der SS nach Hennersdorf. Ich hatte vorher schon Funde von Mädchenbildern gemacht, und es war daher eine sehr gespannte Situation. Ich machte ihm dann den Vorschlag zur Scheidung, den er ablehnte. Ein Herr hat mir später alles bestätigt. Er ging dann im März 1945 wieder fort und erklärte, er werde sich nach Thüringen wenden. Er nahm auch von mir Sachen mit. (...) Von da an hörte ich nichts mehr von ihm und nahm an, dass er tot sei. Meine Tochter hat sehr an ihm gehangen.»²³

Die Aussage von Bertha Scherwitz ist substantiell. Das sind endlich Fakten, mit denen Hüffel etwas anfangen kann. Die Promotion: Hochstapelei. Die Heirat mit der in Auschwitz umgebrachten jüdischen Schauspielerin: ein Märchen. Das gemeinsame, von der Gestapo fortgebrachte Kind: eine zynische Erfindung. Die politischen Verfolgungen ab 1933 und die Gestapohaft: eine Schutzbehauptung. Statt Mitgliedschaft in der Sozialistischen Jugend: SS-Mitglied seit 1934 oder 1935. Statt Ghetto in Łódź: Polizeieinsatz in Polen und Lettland. Und statt, wie behauptet, am 21. August 1909 in Litauen geboren, Geburt am 21. August 1903 in Ostpreussen. Beweis: Bertha Scherwitz' Stammbuch.

Ermittler Hüffel dürfte nach der Vernehmung von Bertha Scherwitz wohl kaum mehr einen Zweifel daran gehabt haben, dass Scherwitz ein ausgekochter Betrüger ist. Jemand, der sich nach dem Kriege ein paar Jahre jünger gelogen hat, um eventuelle Nachforschungen ins Leere laufen zu lassen. Der sich zum Juden ohne Papiere erklärt hat, weil Juden aus Osteuropa fast nie Papiere haben. Der sich ausgerechnet bei Auerbach versteckt hat, damit niemand dem früheren SS-Offizier auf die Spur kommt.

Er wäre nicht der erste Verfolger, der sich bei den Verfolgten am sichersten fühlte. Vielleicht hat er ja auch die Meldung gelesen, die im November 1947 durch die Presse ging: In Palästina war eine Frau verhaftet worden, die zwei Jahre zuvor mit einem illegalen Einwandererschiff nach Haifa gekommen war. Ex-Häftlinge eines Konzentrationslagers in Polen erkannten auf der Strasse die 26jährige als ihre frühere KZ-Kommandantin wieder. Die Ermittlungen der Polizei ergaben, dass die junge Frau den Namen einer in ihrem Konzentrationslager ermordeten Jüdin angenommen hatte, um so aus Deutschland fliehen zu können.²⁴ Diese Geschichte wird dreissig Jahre später den Schriftsteller Edgar Hilsenrath zu seinem Roman «Der Nazi und der Friseur» inspirieren, zu einer bitterbösen Grotteske über Vergangenheitsbewältigung durch Identitätswechsel.²⁵

Scherwitz muss ein Kriegsverbrecher sein, warum sollte er sich sonst eine neue Biographie erfinden? So wird Hüffel gedacht haben. Die Post vom Polizeipräsidium Berlin, die er irgendwann im Zuge der Amtshilfe in den Hän-

den hält, ist eine neue Bestätigung für diesen Verdacht. Das Standesamt Tempelhof, vor dem Kriege auch zuständig für den Bezirk Berlin-Lichtenrade, schickt ihm die Abschrift eines Lebenslaufes, den Scherwitz am 3. Dezember 1936 bei der Behörde eingereicht hatte, um den Verlust seiner Geburtsurkunde zu erklären und dennoch heiraten zu dürfen:

«Ich, Fritz Scherwitz, geboren am 21. August 1903 in Buscheruni in Ostpreussen, als Sohn des katholischen Tischlermeisters Johann Scherwitz, besuchte von meinem 6. bis 11. Lebensjahr die Volksschule. Dann brach der Krieg aus, und dadurch wurde meine Schulzeit beendet. Durch Einbruch der Russen in meine Heimat verlor ich meine Eltern und wurde von den ersten deutschen Truppen mitgenommen und machte dadurch den ganzen russischen Feldzug mit, und blieb, da ich ja keine Eltern hatte, bis zu meinem 15. Lebensjahr bei den 16'er ‚Landstürmern Küstrin‘, die mich bei sich behielten, und von da ab, bis zu meinem 17. Lebensjahr, trat ich dem Grenzschutz «Freikorps Diebitsch‘ bei. Nach meiner Entlassung 1920 vom Militär ging ich nach Gerlachsheim (Schlesien) zu Herrn Friedrich Erler in Stellung. Von dort wanderte ich nach Berlin. Zwischendurch nahm ich verschiedene Beschäftigungen an. Seit 1925 bin ich in Berlin und habe hier ununterbrochen in Berlin gearbeitet. Im Mai 1933 trat ich in die SS der NSDAP ein. Jetzt bin ich als Unterscharführer dem Sturm 5/75 Berlin-Lankwitz zugeteilt. Ich war stets bemüht, meine Geburtsurkunde zu bekommen. Das Rasse- und Siedlungshauptamt und das Sippenamt haben mich sogar unterstützt, doch nur mit dem Erfolg, dass ich statt der Geburtsurkunde einen Abstammungsbescheid bekam. Von dem Reichsführer der SS wurde mir im Juli 1936 die Genehmigung zur Heirat erteilt. Ich arbeite jetzt als Betriebsleiter der Firma Westphal-Hartbe-
ton.»²⁶

Fritz Scherwitz' Lebenslauf aus dem Jahre 1936 bestätigt – wenn auch mit kleinen zeitlichen Unstimmigkeiten – seinen Eintritt in die SS in den frühen dreissiger Jahren. Dieses Selbstbekenntnis ist ein gerichtsverwertbares Beweisstück. Hüffel ist ein gutes Stück weitergekommen, endlich hat er etwas Licht in Scherwitz' Vergangenheit gebracht. Vor diesem Hintergrund hören sich Scherwitz' Ausflüchte, er sei in Riga «nur eingekleideter Sonderführer im Range eines SS-Untersturmführers» gewesen, aber niemals Mitglied der

SS und auch nicht des Sicherheitsdienstes (SD) oder der Gestapo, geradezu absurd an.

Ermittler Hüffel erinnert sich wahrscheinlich nur mit Groll an all die Luftnummern, die ihm Scherwitz vorgeführt hat: Er sei Jude, habe in Gestapohaft gegessen, sei zur SS nur gegangen, um die Behörden zu beeindrucken, sei verheiratet mit Jenny Goldberg, das Kind sei 1938 geboren, den Vornamen Fritz habe er sich zu seinem Schutz erst in Lettland zugelegt. Ab jetzt werden andere Saiten aufgezo- gen, wird er womöglich beschlossen haben. Solche wie in Dachau. Die gehen mit ihren Untersuchungshäftlingen nicht so zimperlich um wie die neuerdings überkorrekt gewordenen Deutschen auf dem Münchner Polizeipräsidium.

Am 2. Juni 1948 bestellt Hüffel den verstockten Untersuchungshäftling aus Dachau zum dritten Mal zum Verhör nach München. Ohne Umschweife konfrontiert er den angeblichen Herrn Doktor Eleke Scherwitz mit den Aussagen seiner Ehefrau und den Angaben aus seinem Lebenslauf von 1936. Die dann folgende Szene hält Hüffel in einer dünnen Aktennotiz fest: «Die Vernehmung wurde für zwei Stunden unterbrochen, weil Eleke Scherwitz nicht vernehmungsfähig war. Erst nachdem ein herbeigerufener Arzt seine Vernehmungsfähigkeit feststellte, konnte die Vernehmung fortgesetzt werden.»²⁷

Es ist die längste und letzte Befragung, die Hüffel in eigener Regie mit Scherwitz durchführt, das letzte Gespräch, das er überhaupt mit ihm führt. Mitte August fasst er die bis dahin gewonnenen Erkenntnisse in einem «Ermittlungsschlussbericht» zusammen und schickt ihn an die Münchner Generalstaatsanwaltschaft. «Eine Schlusseinvernahme von Scherwitz konnte nicht stattfinden», schreibt er darin. «Denn im Juni wurde er als Zeuge in das Gerichtsgefängnis Nürnberg überführt, wo er sich bis zum heutigen Tage befindet.»²⁸

Erst am 18. November 1948 wird Scherwitz das nächste Mal von einer deutschen Instanz verhört. Es ist die Staatsanwaltschaft beim Amtsgericht Dachau. Und er heisst dann nicht mehr Fritz Scherwitz, sondern Eleke, manchmal auch Elke Sirewitz. Die Verwandlung von Scherwitz zu Sirewitz hat Hüffel selbst noch miterlebt, an jenem Juni-Sommertag im Münchner Polizeipräsidium. Hüffels Protokoll ist hier um Details zu Riga, um Scher-

witz' Ausführungen zu den Beschuldigungen und um die Nachkriegsgeschichte gekürzt. Hüffels kurze Ergänzungen, die im Protokoll als Nachtrag enthalten sind, sind in den folgenden Text eingearbeitet:

«Ich heisse in Wirklichkeit Sirewitz, Elias, Eleken, geboren am 8. August 1910 in Wilna, israelitischer Religionszugehörigkeit, staatenlos, früher litauisch. Meine Eltern sind Jankel und Sore Sirewitz. Mein Vater ist wahrscheinlich im Ghetto gestorben, meine Mutter in Stutthof ermordet.

Mein Vater war in Wilna Inhaber einer Möbelfabrik. Ich hatte vier Schwestern. Chana, (...)ler [Auslassung im Original], Riva und eine, deren Namen ich nicht mehr weiss. Ich war bei meinen Eltern bis zum zehnten Lebensjahr. Meine Eltern hielten sich zu der Zeit in Schaulen auf. Wann diese dort hingezogen sind, weiss ich nicht mehr. Zu dieser Zeit hatten die Eltern keine Beschäftigung mehr. Sie wohnten zuletzt in Schaulen, Tilsiterstrasse, neben der Lederfabrik. Meine Schwestern sind umgekommen. Zeugin hierfür ist Bella R. Meine Eltern waren Juden. Ich habe BeUa R. bei meinen Eltern nie gesehen. Aber als ich mich [nach dem Krieg] beim jüdischen Komitee nach meinen Eltern erkundigte, sagte mir ein Herr, dass ein angenommenes Kind der Familie Sirewitz in Feldafing [im DP-Lager] wohnen würde. So fand ich sie dann dort. Ich betrachtete sie von da ab als Stiefschwester. Meine Mutter war zuletzt auf dem Markt tätig, um sich ihren Unterhalt zu verdienen. Mein Vater war klein und trug einen langen weissen Bart.

Herr Friedrich Erler, ehemaliger Fliegeroffizier, ein Bekannter meiner Eltern, nahm mich dann im Jahre 1920 mit nach Gerlachsheim bei Lauban, Schlesien. Erler hatte dort ein Gut. Dort blieb ich bis ca. 1924. Dann kam ich alleine nach Berlin. Ich meldete mich mit meinem richtigen Namen an und wohnte zuerst im Osten Berlins. Ich suchte mir Arbeit bei der Firma Siemens jungfernheide, im Werner-Werk F. Ich lernte Werkzeugmacher und Feinmechaniker. Dann nach einem Jahr kamen die grossen Entlassungen wegen der Wirtschaftskrise. Ich arbeitete dann bei Baufirmen in Berlin. (...) Ich war lange Zeit arbeitslos. Ich lebte von Gelegenheitsarbeiten, da ich leben musste. Ich war dann ca. 1930 oder 1931 auf einem kurzen Besuch bei meinen Eltern in Schaulen. Ich habe damals meine Frau schon gekannt. Ich war vorher schon Mitglied der KJ [Kommunistische Jugend] und der SAJ [Sozialistische Arbeiterjugend]. Ungefähr 1931 oder 1932 sollte ich von der Polizei wegen unbefugter Propaganda für die Parteien festgenommen werden. Jedenfalls war es ein politi-

scher Grund. Ich habe mich durch die SAJ als Sirewitz, litauischer Staatsangehöriger polizeilich abmelden lassen, und als Fritz Scherwitz, geb. 21. August 1903, deutscher Staatsangehöriger wieder anmelden lassen. (...) Für die Religion gab ich keine Angabe. Ich hatte keine Veranlassung, mich in Berlin als Jude anzumelden. Ich habe dann aufgrund der polizeilichen Anmeldung in Berlin einen Reisepass erhalten, mit dem ich auch nach Schaulen fuhr. Ich habe später nie einen arischen Nachweis erbringen müssen. Auch später nie bei der Polizei.

Ich habe dann in Berlin Hilfsschulen besucht, da ich vorher nicht lesen und schreiben konnte. Ich habe dann mit meiner Frau eine Wasch- und Plättanstalt eröffnet. Das war ungefähr 1932/33. Das Geschäft ging nicht, und wir eröffneten ein anderes in Berlin-Lichtenrade.

In Lichtenrade war ein Bäckermeister P. Der kannte mich sehr gut und wusste, wer ich bin. Dieser warnte mich, dass die Gestapo auf mich aufmerksam sei. Er sagte mir, dass ich mich nur retten könnte, wenn er mich als SS-Mann einkleiden würde. Er selber war SS-Mann von früher. Er gab mir ein Hemd und eine Mütze. Mit dem ging ich immer mit. Er gehörte dem Sportlehrersturm 75 an. Es war ein Sportklub der SS. Ich wurde einmal von der Gestapo zu einer Vernehmung geholt. Ich sollte über Franz F. von der SAJ Auskunft geben. Ich arbeitete dann bei der Fritz Werner AG in Marienfelde als Werkzeugmacher und später im Maschinenbau. Das war ungefähr 1937/38. Von da aus ging ich als Betriebsleiter der Firma Westphal, Hartbeton, nach Hennersdorf. Im Jahre 1938 habe ich geheiratet. Ich ging ab dieser Zeit nur sehr selten oder gar nicht mehr in den Sportleirgang, da ich durch den Bäckermeister P. erfuhr, dass eine ärztliche Untersuchung bevorstehe. In Hennersdorf war ich bis Kriegsbeginn.

Ich habe nie einen Aufnahmeantrag zur SS unterschrieben und war nie Mitglied der SS.

Bei Kriegsbeginn wurde ich zur Luftschutzpolizei nach Berlin dienstverpflichtet. Dort blieb ich ca. bis Ende 1940. Dann wurde ich als Polizeihilfswachtmeister eingekleidet. Wir kamen dann als Kraftfahrer nach Riga. Wir waren allerdings kurzfristig in Warschau und Litzmannstadt [Łódź]. Waren dann wieder zurückgekommen nach Berlin und von dort aus nach Riga als Kraftfahrer gekommen. Das war Ende 1941 im September/Oktober. Dann kam ich nach Reval, Estland. Dort musste ich Alkohol holen. Dabei erfror ich mir die Füße. Hierauf kam ich nach Riga zurück, und mir wurde eine

andere Aufgabe aufgetragen. Ich musste die Juden zur Arbeit aus dem Ghetto holen und wieder zurückbringen. Ich habe mit der Liquidierung des Ghettos nichts zu tun gehabt. Ich habe die Juden im Lager vor den Letten geschützt, indem ich ihnen mit einer Wehrmachtslampe Zeichen gab. Rot war für Gefahr, grün war das Zeichen für ungefährlich.

In der Washingtonstrasse befand sich eine kleine Werkstatt. Dorthin führte ich die Juden zur Arbeit. Anfang 1942 übernahm [der Höhere SS- und Polizeiführer Friedrich] Jeckeln die Werkstätten. Ich wurde umuniformiert und bekam eine graue Uniform mit Unteroffizierstressen. Ich wurde von da ab mit der technischen Leitung der Werkstätten betraut, da bekannt war, dass ich Betriebsleiter einer grossen Firma gewesen war. (...) Plötzlich erklärte Jeckeln, dass die Juden wegmüssten aus der Stadt. Ich machte den Vorschlag, ein Gelände oder eine Fabrik zu beschlagnahmen, wo wir die Leute dann unterbringen können. Das wurde genehmigt. Die Sache wurde Lenta. Die Juden waren aUe Feuer und Flamme dafür, da sie jetzt nicht nach Kaiserwald [in das KZ] mussten. Die Fabrik wurde ausgebaut. Dort wurden die Werkstätten und Schlafräume eingerichtet. Es wurde dann gearbeitet. Es wurde nicht nur für die Wehrmacht, sondern auch für andere Formationen, darunter natürlich auch für die SS, gearbeitet.

Erst in Lenta bekam ich SS-Distinktionen. Ich hatte einen kleinen Stern auf der Achselklappe (Oberwachtmeister). Ich wurde nie als Scharführer bezeichnet. (...) Später wurde ich als SS-Untersturmführer (...) eingekleidet. Dies kann ca. 1943 gewesen sein. Dieser Zustand blieb bis Ende 1944, Anfang 1945. (...)

Ich habe angenommen, dass meine Frau nicht mehr lebt, da ich persönlich in Berlin Bescheid bekommen habe, dass die Familie Scherwitz tot sei. Meine Angaben hier bei der Polizei über meine Person musste ich aufrechterhalten, da ich hier ja immer unter dem Namen Scherwitz gelebt habe. Weil meine Frau auftauchte, entschloss ich mich, die ganze Wahrheit zu sagen, da ich nun einen Menschen hatte, der meine Angaben bestätigen konnte. Vorher wäre alles als ein Märchen angesehen worden.»²⁹

Also Sirewitz, geboren in Wilna 1910. Von treuen Genossen eingedeutscht, und von einem braven Nazi in die SS eingeschleust. Kein «Märchen», sondern die «ganze Wahrheit». Es ist schlecht vorstellbar, dass sich Hüffel von Scherwitz' neuester Vergangenheitskorrektur besonders beeindruckten liess.

Nur den Dokortitel wird Hüffel in Zukunft gern weggelassen haben. In seiner Aktennotiz heisst es dazu, dass sich Scherwitz «der wiederholten, wesentlich falschen Angaben schuldig gemacht und die Behörden getäuscht» habe, er müsse deshalb nach «§ 156 des Strafgesetzbuches bestraft» werden.

Auch an die jüdischen Eltern und Geschwister will Hüffel nicht so recht glauben, obwohl sich in einem Punkt die Erinnerungen der soliden Zeugin Bertha Scherwitz mit denen des phantasievollen Ehemanns decken: bei dessen Besuch in Litauen Anfang der dreissiger Jahre und den dort wiedergefundenen Eltern. Aber vielleicht waren es christliche Eltern, die er gesucht und gefunden haben will? Bertha Scherwitz hat ausgesagt, dass sie, wenn ihr Mann Jude gewesen wäre, es doch hätte «merken müssen». In dem Mitte August geschriebenen Schlussbericht formuliert Hüffel sein Misstrauen überdeutlich: «Die Person des Beschuldigten konnte nicht eindeutig geklärt werden. (...) Seine Herkunft bleibt im dunklen. (...) Er hat während der Untersuchung nicht davon abgelassen, ständig irrezuführen, und laufend falsche Angaben gemacht. Seine Angaben sind daher mit grösstem Vorbehalt aufzunehmen.»³⁰

Hüffels Vorbehalte wird das Gericht später ignorieren. Es wird akzeptieren, was Scherwitz am 2. Juni 1948, konfrontiert mit dem unerwarteten Bericht der Ehefrau und seinem früheren Lebenslauf, nach der ärztlich verordneten zweistündigen Vernehmungspause, zum erstenmal zu den Akten gegeben hat. Atemlos und aufgewühlt, von Hüffel zur Wahrheit ermahnt und deshalb auch als «ganze Wahrheit» von Scherwitz gelesen und unterschrieben.

US-Gefängnis Nürnberg

Ein paar Tage nach der Vernehmung in München wird Scherwitz in das frühere alliierte Untersuchungsgefängnis bei Nürnberg gebracht, in diesen düsteren Backsteinbau vor den Toren der Ruinenstadt, der einige Monate lang das «Zentrum der Welt» gewesen war.

Als Scherwitz dort ankommt, sind die grossen Prozesse gegen die Hauptkriegsverbrecher schon seit zwei Jahren vorbei, die Naziführer gehenkt, in

der Festung Landsberg am Lech inhaftiert oder auf Bewährung in Freiheit. Aus dem Internationalen Gerichtshof ist ein amerikanischer geworden, die Siegerallianz hielt nur bis zum letzten Urteil am 1. Oktober 1946. Aber das Untersuchungsgefängnis ist nicht leer geblieben, denn bis zum Frühjahr 1949 führen die Amerikaner zwölf weitere Prozesse gegen die NS-Elite durch, die sogenannten Nürnberger Nachfolgeprozesse. Jeder der insgesamt 185 Angeklagten hat im Dritten Reich einen grossen Namen gehabt, das Terrorssystem an entscheidender Stelle organisiert oder gestützt, für das reibungslose Funktionieren gesorgt, den Angriffskrieg geführt, war verantwortlich für medizinische Experimente in Konzentrationslagern, hat wie am Fließband Todesurteile gefällt oder als Industrieführer unterjochte Länder ausgebeutet und die Bevölkerung versklavt. Und wer in diesen Nachfolgeprozessen gegen Ärzte juristen, SS-Einsatzgruppenführer, Wehrmachtsgeneräle, höchste Regierungsbeamte und Industrielle als Zeuge gehört wird, hat in der Regel im NS-Machtparat ebenfalls eine herausgehobene Position innegehabt. Auch diese Leute hatten einen kurzen Draht zur Macht, waren eingesponnen im Netz der Verantwortung, kannten die Entscheidungsabläufe, durchschauten die komplizierte Nazi-Bürokratie oder intrigierten an höchsten Stellen, um eigene Interessen durchzusetzen.

Aber Scherwitz? Was hätte er über Alfried Krupp von Bohlen, über die höchsten Diplomaten des Dritten Reiches oder über die Spitzen im Oberkommando der Wehrmacht sagen können, gegen all die Anklagen in diesen drei noch laufenden Verfahren, als er Anfang Juni 1948 in Nürnberg eintrifft? Warum bestellen sich die Ermittler des höchsten Militärgerichtshofes in der US-Zone ausgerechnet dieses kleine Licht ins Haus, diesen Mann, von dem man nicht einmal genau weiss, wie er heisst? Diesen Polizeiwachtmeister, der sich beim Schnapsholen in Reval die Füsse erfroren haben und in Riga nur eingekleideter SS-Untersturmführer gewesen sein will. Und dann bunkern sie ihn auch noch für fast ein halbes Jahr ein, ausgerechnet während der Zeit, in der im Münchner Polizeipräsidium die Ermittlungen gegen ihn auf Hochtouren laufen. Nach deutschem Recht hätte Scherwitz zu jeder einzelnen Beschuldigung, die die Zeugen fast täglich in Hüffels Büro gegen ihn erheben, Stellung nehmen dürfen und müssen. Stattdessen aber sitzt er im

Untersuchungsgefängnis in Nürnberg, vielleicht Zelle an Zelle mit Ernst von Weizsäcker oder Generalfeldmarschall Wilhelm von Leeb, darf wie die Prominenten jeden Dienstag und Freitag duschen, bekommt zum Frühstück Haferbrei und Brot, zum Mittagessen Suppe und Fisch, am Abend Eintopf und Tee, und muss wie sie um halb zehn das Licht ausmachen.³¹

Aber während seine Gefängnis kameraden die Anklagepunkte mit ihren Verteidigern durchsprechen und sich Strategien ausdenken, um davonzukommen, sich mit Dokumentenlektüre geistig fit halten, sogar ausgewählte Tageszeitungen lesen dürfen und von ihren Angehörigen mit Erbauungsliteratur versorgt werden, ist Scherwitz zur Untätigkeit verdammt. Was er sagen will, muss er ganz alleine abwägen, denn einen Pflichtverteidiger geschweige einen guten Anwalt kennt er immer noch nicht.

So gehen die Tage vorüber, einer wie der andere, die Wochen und die Monate. Nur einmal bekommt er Post, weitergeleitet vom Lager Dachau, eine Ansichtskarte mit selbstgemalten Blümchen drauf. Sie ist von Josche Wysokotworsky aus Wolftratshausen. «Für meinen Freund und Lebensretter» steht unter den gelben Primeln. Sonst nichts.

In diesem knappen halben Jahr im Untersuchungsgefängnis Nürnberg, in dieser quälend langsam verstreichenden Zeit, während die Zeugen in München ihn als einen Finsterling schildern, der sich in der Lenta ein immenses Vermögen zusammengeschaufelt habe, und Scherwitz nur seine Postkarte anschauen kann, wird er ein einziges Mal zur Vernehmung gerufen. Zu einer sogenannten Interrogationsvernehmung, das heißt zu einem Verhör ohne genauen Grund, ohne ein erkennbares Ziel, ohne als Zeuge für ein bestimmtes Verfahren gegen einen bestimmten Angeklagten genannt worden zu sein. Nur als möglicher Hintergrundinformant zu einem möglichen Detail, das vielleicht, aber vielleicht auch nicht, in irgendeinem Prozess einmal wichtig werden könnte.

Diese erste und einzige Interrogationsvernehmung findet am 19. Juli 1948 statt, als Scherwitz schon fünf Wochen U-Haft hinter sich hat. Das Protokoll der dreistündigen Sitzung umfasst 41 Seiten. Einige Fragen in diesem Dokument lassen darauf schließen, dass Scherwitz als Interrogationszeuge gegen das Oberkommando der Wehrmacht (OKW) gehört worden ist. Das Urteil

gegen die Oberkommandierenden fällt das Alliierte Militärgericht Nürnberg am 27. Oktober 1948. Aber Scherwitz kann zur Wahrheitsfindung über das OKW nichts beigetragen haben, er kennt nicht einmal die Namen der Angeklagten.

Die 41 Seiten mit den 409 Fragen und Antworten lesen sich höchst eigenartig. Den beiden Vernehmern, Dr. Herbert Ungar und Curt Ponger, sind Details von Scherwitz' Tätigkeit in Riga offensichtlich gut bekannt, und sie unterhalten sich darüber mit dem Untersuchungshäftling wie auf einem Klasesstreffen. Namen und Daten fallen ohne Erklärungen und Nachfragen, die Themen wechseln schnell, und es werden Einzelheiten von Episoden ausgetauscht, deren Bedeutung ohne profunde Kenntnis der Situation in Riga rätselhaft bleiben. Nur gelegentlich fällt den Befragern ein, dass sie Amtsautorität besitzen, dann erinnern sie Scherwitz freundlich: «Sie dürfen ruhig alles sagen. Sie sind kein Angeklagter.» Oder auch einmal harsch: «Jetzt passen Sie aber auf, sonst verlieren Sie doch noch Ihre Glaubwürdigkeit. Sie stehen unter Eid.»

Auszüge aus der Interrogationsvernehmung Nr. 2851 vom 19. Juli 1948 durch Curt Ponger und Dr. Herbert Ungar:

Frage 1: Wie ist Ihr Name bitte?

Antwort: Elke Sirewitz.

F. 2: Sie hatten auch den Namen ...

Scherwitz geführt.

F 3.: War dies Ihr angenommener Name?

Ja.

F. 4: Wo sind Sie geboren?

In Wilna.

F. 5: Wann sind Sie geboren?

Am 8.8.1910.

F. 6 und wiederholt 26: Haben Sie die deutsche Staatsbürgerschaft?

Nein, ich habe die deutsche Staatsbürgerschaft nicht. Ich habe den Namen und alles angenommen. (...)

F. 19: Sie haben sich irgendwie beschwert, dass Sie nicht koscheres Essen bekommen.

Wieso?

F. 20: Haben Sie immer koscher gegessen?

Ich war 1943 bei meinen Eltern, und da baten mich meine Eltern, ich solle die Sitten beibehalten.

F. 21: Nachdem Sie doch von 1938 bis Kriegsende nicht koscher gegessen haben?

Ich habe doch keine Beschwerde erlassen. (...)

F. 28: Sie galten damals als Nichtjude und waren Mitglied bei der SS?

Ja, bei der SS war ich seit 1934 und nur ungefähr bis 1936. Aber ich war kein aufgenommenes Mitglied.

F. 30: Waren Sie nun Mitglied oder nicht?

Nein, ich war nur ein getarntes Mitglied der SS.

F. 32: Haben Sie damals Uniform getragen?

Ich trug braunes Hemd, die Mütze und eine Lederhose. (...)

F. 38: Wieso kamen Sie 1939 zur Polizei und nicht zur Wehrmacht?

Das weiss ich auch nicht.

F. 39: Das ist doch nicht normal. Waren Sie körperlich behindert?

Nein. (...)

F. 47 und 32: Kamen Sie als Wachtmeister nach Riga?

Als eingekleideter Wachtmeister der Reserve. Mit diesem Transporthaufen von der Ordnungspolizei, Kolonne Uhldorf. In Reval musste ich Anfang Oktober 1941 Marketenderwaren holen. Ich bin rausgefahren und kam zurück mit erfrorenen Füßen. Da hiess es dienstuntauglich, bleibt in der Unterkunft. Ich bin 14 Tage gelegen. Nachher bekam ich die Werkstatt, am Washington Platz. Erst als Wachtmeister und später als Kaufmann und technischer Leiter.

F. 84: Wieviel Leute hatten Sie?

Dreihundert. Da hiess es, es müssen weniger Leute werden oder sie müssen von der Strasse verschwinden. Da habe ich den Vorschlag gemacht, ob man nicht einen Bau bekommen könnte, wo man die Leute unterbringen kann. (...) Das wurde dann die Lenta. Ich wurde eingekleidet als Scharführer, aber immer noch als Schutzpolizei der Reserve geführt. Bis zur letzten Sekunde. (...) 1943 wurde ich wiederum umgekleidet, zu einem SS-Untersturmführer-F. Sie wissen, dass ‚F‘ Fach heisst.

F. 96 und wiederholt 212: Aber Sie waren doch Kommandoführer?

Kommandoführer ist schlecht gesagt. Ich war Werkstattleiter und eben Fach.

F. 214: War das nach dem Tod Ihres Vaters?

Ja.

F. 213: Wo ist Ihr Vater gestorben?

In Schaulen.

F. 216: Im Ghetto?

Ja.

F. 217: Sind Sie in SS-Uniform hingefahren?

Ja, anders ging es nicht.

F. 218: Haben Sie damals koscher gegessen?

Ja, die Frau Scherman hat für mich gekocht.

F. 219: Ist sie rothaarig?

Nein.

F. 220: Haben Sie mit ihr zusammengelebt?

Zusammengelebt, was verstehen Sie darunter?

F. 221: Das war damals Ihr Ruf.

Aber nein. (...)

F. 296 und wiederholt 371: Erklären Sie mir Ihre Sonderstellung in Riga?

Wieso Sonderstellung?

F. 372 und 373: Heutzutage sagt doch jeder, er musste die Juden schlecht behandeln. Aber Sie haben dort eine Insel gehabt. Ich weiss, dass es in Lenta gut war. Es wurde nicht geschlagen und es gab gute Verpflegung. Ich weiss doch, dass jeder bemüht war, nach Lenta zu kommen. (...)

Wie haben Sie das gemacht? Wieso konnten Sie Ihre Sonderstellung halten?

Das war keine Kunst. Ich habe es verstanden, mit den Leuten umzugehen. Ich gebe zu, der eine oder andere hat mal Stiefel oder eine Uniform bekommen. Manche mehrere. Es war keine Kunst, sich diese Leute zu ziehen. (...) Man musste sie sich vom Hals halten, oder ihn stopfen. (...) Man musste Phantasie haben und Intelligenz.

F. 374 (Ungar): Das will ich Ihnen gerne glauben.»³²

Als ich im Nürnberger Staatsarchiv zum erstenmal das Protokoll lese, verstehe ich es nicht. Woher hatten die Vernehmer ihr Insiderwissen aus dem Lager Lenta, wenn sie, wie den Münchner Gerichtsakten zu entnehmen ist, Clemens Hüffels Ermittlungsergebnisse nicht kannten, geschweige denn die Zeugenaussagen anforderten? Und wieso akzeptierten die Befrager am amerikanischen Gerichtshof so ohne erkennbares Erstaunen Scherwitz' jüdische Herkunft? Als ob es alle Tage geschehen sei, dass sich ein früherer SS-Untersturmführer als Jude zu erkennen gab.

Im Frühling des Jahres 2001 löst sich das Rätsel. Fünfzig Jahre nach dem Verhör finde ich einen dieser beiden Ermittler und werde von ihm in sein

Haus in der Nähe des Rheinfalls von Schaffhausen eingeladen. Mein Gastgeber ist Dr. Herbert Ungar, inzwischen 92 Jahre alt, ein Mann, den das 20. Jahrhundert streng gemacht hat, der alles gesehen hat, was man selbst nicht erleben möchte, erst die nationalsozialistische, dann die stalinistische Verfolgung in der Tschechoslowakei. Seine Sätze formuliert er so bestimmt, dass Nachfragen ungezogen erscheinen, und Diskussionen schneidet er mit meinungsstarken Ansichten ab, die er in neun Sprachen kundtun könnte. Kaum zu glauben, dass dieser auf intellektuelle Disziplin bestehende Herr derselbe Mann ist, der mit Scherwitz 1948 so jovial geplaudert hat.

Jüdische Themen, so legt er die Besuchsregeln gleich zu Anfang fest, möchte er nicht auf der Terrasse seines Hauses besprechen. Die Nachbarn kennen seine Geschichte nicht, und er möchte sich keine unnötigen Fragen einhandeln. In seinem mit Stapeln von Dokumenten und Zeitungsausschnitten, Büchern, Computern, Drucker, Scanner vollgepackten Arbeitszimmer, unterbrochen von Telefongesprächen über mehrere Prozesse, die er trotz seines biblischen Alters für Mandanten aus Tschechien führt, erfahre ich die Geschichte «Wie ich einmal meinen KZ-Lagerleiter verhörte».³³

Herbert Ungar ist in Brünn geboren. Die Familie konvertierte drei Generationen vor seiner Geburt zum katholischen Glauben, die Mutter Gisela war sogar im Kloster aufgewachsen. In Prag studierte er Jura, promovierte mit Auszeichnung. Wenige Monate nachdem er die Zulassung als Anwalt erhalten hatte, besetzte die Wehrmacht das Land. Mit dem Judentum hatte er bis zu diesem Datum nichts zu tun gehabt, es war ihm, so sagt er, vor dem Krieg so fremd wie «tibetanische Gebräuche». Aber die Nazis zwangen ihm das jüdische Rassenschicksal auf. Sie deportierten ihn und seine Eltern nach Theresienstadt und am 9. Januar 1942 mit dem 12., dem sogenannten Prager Transport, nach Riga. Dort schickte ihn die SS nach Salaspils, damals ein Brachland vor den Toren der Stadt, auf dem deutsche und tschechische Deportierte ein Konzentrationslager für lettische Häftlinge und russische Kriegsgefangene errichten mussten. Wer die Kälte, den Hunger, den Galgen überlebte, und dies waren nicht viele, durfte, ja durfte ins Ghetto. Dort blieb er bis Anfang 1943, bis es ihm gelang, ins Lager Lenta zu kommen, weil er

sich als Elektriker ausgab, obwohl er lediglich Glühbirnen auswechseln konnte.

Lenta, erinnert sich Ungar, besass im Ghetto «einen ausgezeichneten Ruf, weil es dort gut zu essen gab». Aber in Lenta brauchte man Schreiner, wie er bald merkte, und um nicht weggeschickt zu werden, erklärte er sich eben zum Schreiner. Er erlebte den Lagerleiter Scherwitz, aber meistens nur von ferne, «weil er keine Appelle veranstaltete» und jeder Häftling grundsätzlich darauf bedacht war, unsichtbar zu werden, keinem SS-Mann in die Augen zu sehen. Ungar erinnert sich aber, dass sich seine Kameraden oft über Scherwitz unterhielten. Man «wunderte sich über ihn, auch weil er Jiddisch konnte». Im Lager Lenta blieb der Schreiner-Elektriker nur ein dreiviertel Jahr, «es war meine beste Zeit im Krieg». Trotzdem verliess er es im Herbst 1943, weil er einem Mädchen folgen wollte, einer Arzttochter, die mit ihren Eltern zusammen in das KZ Kaiserwald überstellt worden war. Scherwitz soll Ungar damals gewarnt haben. «Überleg dir das gut, geh nicht nach Kaiserwald», habe er gesagt.

Im Herbst 1944 evakuierte man Ungar von Riga nach Stutthof, von dort nach Buchenwald, anschliessend in verschiedene Aussenlager, am Ende kam er in das KZ Flossenbürg und wurde von der SS auf den Todesmarsch nach Cham getrieben. Nach der Befreiung am 7. Mai 1945 ging er zurück nach Prag, seine Eltern waren tot. Er heiratete seine Verlobte aus der Zeit vor dem Krieg, eine tschechische Katholikin, die jahrelang auf ihn gewartet hatte und mit ihm, selbst in Riga, über abenteuerliche Wege und trotz grösster persönlicher Gefahr, in Kontakt geblieben war. Als ich im Frühjahr 2001 Gast der Familie Ungar bin, erinnert sie sich präziser an Scherwitz und an Lenta als ihr Mann, obwohl sie alles nur aus zweiter Hand kennt. Sie müssen darüber oft miteinander gesprochen haben.

In Prag engagierte sich Ungar sogleich im «Verband der ehemaligen Häftlinge in der Tschechei», und als die Nürnberger Prozesse gegen die Hauptkriegsverbrecher begannen, wurde er von den Amerikanern als «Research Analyst» entdeckt, nach Nürnberg gerufen und zum Major der US-Armee befördert. Er besorgte Dokumente, spürte Zeugen auf und war in alle Phasen der Prozessvorbereitungen eingebunden. Jetzt schaute er vielen SS-Männern in die Augen, erst Fritz Sauckel, dem Generalbevollmächtigten für den Ar-

beitseinsatz, und in den Nachfolgeprozessen Oswald Pohl, dem Chef des Wirtschafts-Verwaltungshauptamtes der SS, sowie allen Führern der IG-Farben. Aber die Stimmung hatte sich 1947 geändert, «man spürte, dass die Amerikaner kein so grosses Interesse mehr an der Kriegsverbrecherverfolgung hatten».

Ungar blieb dennoch in Nürnberg, und im Mai 1948, während er sich mit der Anklage gegen Alfried Krupp von Bohlen beschäftigte, erfuhr er zufällig, dass Fritz Scherwitz in das amerikanische Untersuchungsgefängnis Dachau eingeliefert worden war. «Das hat mich elektrisiert», weiss er noch ein halbes Jahrhundert später, «den wollte ich haben.» Als ich frage, ob es ein prozessrelevantes Erkenntnisinteresse für seine Vernehmung gegeben habe, verneint er dies aus ganzem Herzen. Sein Interesse sei «rein persönlicher Natur» gewesen. «Ich wollte wissen, warum er die Juden geschützt hat.» Er habe sich damals mit seinem Freund und Kollegen Curt Ponger abgesprochen, und gemeinsam habe man für den Militärgerichtshof einen triftigen Grund erfunden, ihn nach Nürnberg zu laden. Welchen Grund, weiss er beim besten Willen nicht mehr zu sagen.

Die Geschichte, die der US-Major Dr. Ungar Mitte Juli 1948 hörte, ist mit kleinen Variationen dieselbe, die Scherwitz sechs Wochen zuvor in München, bei seiner Verwandlung in Elias, Elke, Eleke Sirewitz, dem Kriminalwachtmeister Hüffel erzählt hatte. Scherwitz habe berichtet, er sei der Sohn eines jüdischen Schusters in Schaulen gewesen, erinnert sich Ungar noch heute. Nach dem Ersten Weltkrieg hätten sich Freikorpsleute in Scherwitz' Elternhaus einquartiert und den Jungen als «Putzflecken» angestellt. «Putzflecken», erläutert Ungar, nannte man die gemeinen Soldaten, die die Stiefel der Offiziere wienerten und die Uniformen bürsteten. So ein «Putzleck» sei Scherwitz gewesen, und als die Freikorps nach Deutschland abzogen, hätte ihn ein Offizier mitgenommen, später adoptiert und ihm eine Ausbildung finanziert.

«Ich zweifelte nicht eine Sekunde», erinnert sich Ungar an die Vernehmung vor fünfzig Jahren. «Für mich passte alles zusammen. Ganz klar, er war Jude. Das war des Rätsels Lösung. Deshalb war er anders als alle anderen», wiederholt Ungar mehrmals während unseres Gespräches, und seine Frau sagt, dass es «Biographien gebe, die es eigentlich gar nicht geben dürfen». Aber dabei schaut sie ihren Mann an.

Als Gastgeschenk habe ich Herbert Ungar die Kopien der Gerichtsurteile verschiedener Instanzen gegen Scherwitz mitgebracht sowie eine Ablichtung des 4seitigen Protokolls seiner eigenen Vernehmung, das er nicht kennt, von dem er nicht einmal weiss, dass es angefertigt worden war. Ich frage ihn, warum auf den vielen Seiten kein Wort über Scherwitz' jüdische Kindheit stehe, nichts von dem, was er mir gerade erzählt habe. Und warum er, der im Protokoll mit dem Satz zitiert wird, es sei «gut in Lenta gewesen», sich nicht als Entlastungszeuge in München gemeldet habe. Die erste Frage beantwortet er ohne Zögern. Er habe Scherwitz vor der Vernehmung «privat in seiner Zelle besucht», ohne seine Sekretärin, da müsse Scherwitz von seiner jüdischen Kindheit erzählt haben. Woher solle er es sonst wissen, er habe, bis ich aufgetaucht sei, nie wieder etwas über ihn erfahren. Die zweite Frage lässt ihm keine Ruhe, und seine Erklärung, er habe von dem MünchnerVerfahren gegen Scherwitz nichts gewusst, weil er noch während Scherwitz' Anwesenheit in Nürnberg nach Prag zurückgegangen sei, befriedigt ihn offenbar selbst nicht. Er hat das Gefühl, etwas versäumt zu haben, etwas wiedergutmachen zu müssen.

Zwei Nächte lang liest er sich durch die Akten der Staatsanwaltschaften und wird immer aufgebrachter. Ein paar Stunden vor meiner Abreise drückt er mir ein Papier in die Hand, acht Seiten bissigster Urteilsschelte. Ich werde im letzten Kapitel darauf zurückkommen. Eine Woche nach unserem Gespräch schickt er mir noch eine E-Mail. «So wie ich damals ausgesehen habe und aufgetreten bin, hätte ich ihm gewiss helfen können und es gewiss getan, wenn ich eine Ahnung von dem Prozess gehabt hätte. Aber ich hatte keine Ahnung. Das bedauere ich heute sehr. Der Neuanfang in Prag, die Geburt meiner Söhne (...), ich habe mich nicht mehr um die Vergangenheit gekümmert. Dabei hätte ich doch der richtige Mensch sein können, der zur richtigen Zeit, am richtigen Ort, mit den richtigen Möglichkeiten, hätte richtig eingreifen können.»

Scherwitz: Vier Geburtsdaten. Zwei Geburtsorte. Zwei Staatsbürgerschaften. Zwei Religionszugehörigkeiten, und für die SS keine. Zwei einander ausschliessende Lebensläufe bis zur Ankunft in Riga. Zwei Familiennamen mit unterschiedlichen Vornamen. Ein Mann, der polarisiert, der die unterschiedlichsten Emotionen bei den Zeitzeugen hervorruft. Wer hat recht?

Oder mehr recht? Oder weniger unrecht? Der Augenzeuge Ungar, der seinem früheren Lagerleiter Anerkennung zollt? Oder der Polizeibeamte Clemens Hüffel, der mit einer immensen Energie, angetrieben von Philipp Auerbach und dem Militärstaatsanwalt in Dachau, Scherwitz' Vergangenheit äusserst misstrauisch unter die Lupe nimmt? Wem ist mehr zu glauben? Dem Augenzeugen, der Lenta freiwillig verliess, weil er einem Mädchen in das KZ Kaiserwald folgen wollte, oder den anderen Augenzeugen, die Scherwitz beschuldigen, gemordet, geprügelt, die Juden ausgeraubt und in Todeslager verschickt zu haben? Clemens Hüffel hat von der Nürnberger «Interrogation» nie etwas erfahren. Er hat aus den DP-Lagern andere Zeugen vernommen und dabei eine Menge belastender Aussagen gesammelt. Die härteste Aussage stammt von Robert Matjukow³⁴, der im späteren Prozess zum wichtigsten Belastungszeugen werden wird: «Ich sah persönlich (...), dass Scherwitz alle vier gefangenen Juden mit Genickschuss getötet hat.»

Die monatelangen Ermittlungen im Fall Scherwitz scheinen Clemens Hüffel jegliche Lust auf weitere Polizeiarbeit geraubt zu haben. Ende September 1948 kündigt er von einer Minute auf die andere, geht zurück nach Wien und beginnt ein Studium der Bergbauwissenschaft. Als er im folgenden Frühjahr als Zeuge des Landesgerichts zur Persönlichkeitsstruktur des Angeklagten befragt werden soll, verweigert er sich. Er findet die für einen ehemaligen Kriminalbeamten sehr ungewöhnliche Entschuldigung: «Ich habe nichts zu sagen, Scherwitz ist mir ein Rätsel.» Nicht einmal die Androhung eines Bussgeldes wird ihn dazu bewegen, in den Zug nach München zu steigen.³⁵ Hüffels Nachfolger wird ein Kriminalwachtmeister, der sich entweder für den Ermittlungskrimi Scherwitz nicht interessiert oder intellektuell überfordert ist. Zeugenaussagen werden so kurz protokolliert, dass sie nicht aussagekräftig sind, Spuren werden nicht weiterverfolgt und mögliche Entlastungszeugen – obwohl ihre Bedeutung bekannt ist und die Adressen vorhanden sind – nicht angeschrieben. Nicht einmal einen Abschlussbericht wird dieser Ermittler wider Willen zustande bringen.³⁶

Über fünfzig Jahre später sitze ich vor all den Widersprüchen und bin fasziniert. Geschichten, die sich nicht in schwarz und weiss sortieren lassen,

die ein Geheimnis enthalten, interessieren mich: Wer war Scherwitz/Sirewitz? Vielleicht gelingt es, aus der zeitlichen Distanz das Rätsel zu lösen? Inzwischen ist der Eiserne Vorhang gefallen, die Archive in Lettland, Polen und Litauen sind geöffnet, auch die Akten des KGB in Riga, des früheren «Document Center» und die des Ministeriums für Staatssicherheit in Berlin nicht mehr unter Verschluss. Das Wissen über die Ereignisse in Riga ist heute viel grösser als 1948, als Hüffel ermittelte. Zeitzeugen haben Autobiographien geschrieben und Historiker Aufsätze über den Holocaust in Lettland. Verschiedene Strafprozesse sind in den siebziger und achtziger Jahren in Hamburg und Düsseldorf geführt worden, die indirekt, aber gelegentlich auch direkt, Scherwitz' Tätigkeiten in Riga erhellen. Diese Unterlagen sind wichtige Quellen, mit denen sich Scherwitz' Ermessensspielraum ausleuchten lässt. Die Zeitzeugen von 1948 sahen nur Scherwitz, aber wer hinter ihm stand und was in den Büros der SS-Behörden beschlossen wurde, wussten sie nicht.

Die Hauptperson selber, Fritz Scherwitz oder Elias oder Eleke Sirewitz (oder auch Sirewice), kann schon lang nicht mehr befragt werden. Er verstarb am 4. Dezember 1962 in einem Münchner Krankenhaus. Zwei Tage später wurde seine Urne im Familiengrab seiner zweiten Ehefrau, auf dem Westfriedhof in München, beigesetzt. Einen Grabstein gibt es nicht. Laut den Akten der Friedhofverwaltung heisst der Tote in der Grabanlage 129 Elke Sirewitz und ist eine Frau.

Teil 2 Lebensläufe

Klein-Moses in Schaulen

Deutsche Botschaft Tel Aviv. Ich bin mit Alexander Lewin verabredet, einem in den siebziger Jahren nach Israel eingewanderten Rentner aus Riga. Wir würden uns schon erkennen, hat er mir nach Berlin geschrieben und eine Kurzbeschreibung von sich geliefert. Aber an diesem heißen Tag im Juni 1999 sitzen im Warteraum des schwarzverglasten Hochhauses in der Daniel-Frisch-Strasse zwei Dutzend «Rentner mit Papieren in der Hand, einem Silberblick und einer Baseball-Kappe auf dem Kopf» – so sein selbstironischer Steckbrief. Er findet mich zuerst, obwohl ich geglaubt hatte, ihn auf der Stelle erkennen zu müssen.

In diesem Jahr hat es nur ganz wenige Wochen gegeben, in denen wir nicht intensiv miteinander korrespondierten. Schon längst war der Ton in unseren Briefen so vertraulich geworden, dass ein Treffen beinahe einem Risiko gleichkam. Aber wir waren neugierig aufeinander. Ich auf den Autor, der mit einem einzigen schmalen Aufsatz dafür gesorgt hat, dass heute kein lettländischer Shoah-Überlebender auch nur im mindesten daran zweifelt, dass Scherwitz jüdischer Herkunft gewesen ist; er auf die Autorin, die nur das glauben will, was sich mit Dokumenten belegen lässt, und die an späten Zeitzeugenberichten herummäkelt, weil Erinnerungen sich im Laufe der Jahrzehnte verändern.

Aber solche Einwände kennt Alexander Lewin bestens. 1986 hat er in Israel in russischer Sprache seine Autobiographie «Zwischen den Zähnen des Teufels» publiziert und ihr den Untertitel gegeben: «Episoden, Etappen, Exzesse – Fakten, Fakten, Fakten». Das war, wie dem Vorwort zu entnehmen ist, ein gezielter Seitenhieb gegen allzu aktengläubige Historiker. «Die Zehn Gebote vom Berg des Sinai liegen auch nicht im Bundesarchiv», sagt er, «und trotzdem glaubt die halbe Welt daran.»¹ Er kann wirklich gut schreiben, der Rentner mit der roten Baseball-Kappe, weiss Pointen wie ein Drehbuchautor zu setzen und findet genau den richtigen Ton zwischen Ironie, Sentiment und Information. In seinem nächsten Leben will er Reporter werden, im jetzigen war er Facharbeiter in den verschiedensten Disziplinen.

Auch sein Aufsatz über Scherwitz fasziniert wegen dieser Mischung aus Rührstück und Reportage. Er erschien 1991 in dem Erinnerungsband an die Shoah in Lettland, «The Unfinished Road», und führt die Hauptaussagen gleich im Titel: «The Jewish SS-Officer, Eleke Sirewitz, Son of Yankel and Sore Sirewitz, Also Known as Obersturmfuehrer Fritz Scherwitz».

Er beginnt folgendermassen:

«Am 10. August 1910 fühlte Sore Sirewitz, dass ihre Zeit gekommen war, und schickte zur Hebamme, die in der verschworenen Gemeinde von Vilno [Vilnius] gut bekannt war. Da dies nicht ihre erste Niederkunft war, gebar Sore den Knaben leicht, nannte ihn Elias, abgekürzt Eleke oder Elke. Der Tag der Beschneidung fiel auf den neunten Ab, ein schlechter Tag für Juden, wurde doch an diesem Tag der Heilige Tempel in Jerusalem durch die Römer zerstört. Ein symbolisches Datum, wenn man Elekes späteres Leben mit all seinen Wendungen bedenkt. Elekes Vater Yankel war ein Versager. Alles, was er unternahm, wandte sich zum Nachteil gegen ihn. Das einzige, was er erfolgreich fertigbrachte, war das Zeugen von Kindern, und in Erfüllung seiner religiösen Pflichten tat er sein Bestes im Sinne des jüdischen Gesetzes: ‚Gehet hin und mehret euch‘. Während einige Kinder im frühen Alter starben, wuchsen drei Brüder und eine Schwester auf.»²

Den Aufsatztitel «Der jüdische SS-Offizier» hat Alexander Lewin mir für dieses Buch geschenkt, wohl wissend, dass ich skeptisch bin, was das Adjektiv «jüdisch» angeht. Meine Recherche unterstützt er – dennoch oder deshalb –, soweit er kann, beschaut sich jede neue Pirouette mit grösster Neugier, rückt aber keinen Deut von seiner Überzeugung ab: «Scherwitz war hundertprozentig ein Jude.» Inzwischen haben wir uns in Italien und viele Male in Israel getroffen, nur nach Deutschland wird er keinen Fuss setzen und auch um Lettland und Russland einen grossen Bogen machen. Immerhin darf ich ihn heute Sascha und Freund nennen, sieze ihn aber nach Rigenser Art weiterhin.

Alexander Lewin, Jahrgang 1923, hat viele Argumente auf seiner Seite, nicht zuletzt durch das Gewicht seiner Biographie. Sie reicht, wie er meint, «für sieben Schweden aus». So ist es. Ein Mann, der das Ghetto in Riga, das KZ Kaiserwald, die Zwangsarbeit in Lettland und in mehreren deutschen

Konzentrationslagern überstanden hat, der, kaum dem Todesmarsch aus Sachsenhausen entronnen, in ein sowjetisches «Filtrationslager» überführt wurde, in dem Geheimdienstler wissen wollten, ob man den Holocaust vielleicht nur deshalb überlebt habe, weil man mit der Gestapo kollaboriert habe, und wenn man gerade noch «nein» stammeln konnte, sofort in die Rote Armee eingegliedert wurde; ein solcher Mann glaubt nicht mehr an den historischen Materialismus, wonach das Sein das Bewusstsein bestimmt. Solch ein Mann glaubt nur noch an den Zufall als treibenden Faktor des Zeitgeschehens: Alles ist möglich, es gibt nichts, was es nicht gab, auch einen SS-Kommandanten, der Jude ist.

Und wer wie Lewin 1946 von der Roten Armee als Wachsoldat «Kategorie 4» – als potentiell unzuverlässiger, weil von den Alliierten in Deutschland befreiter Jude aus dem Sowjetletland – in das geheime Atomprojekt Tscheljabinsk Nr. 40 im Ural zwangsverpflichtet wurde und anschliessend, als ob all das Vorgegangene nicht genug gewesen sei, auch noch die Verschiebung als Sprengmeister in die Goldminen bei Kolima am Weissen Meer ertragen musste, der weiss nur zu gut, was es heisst, dem Zufall auf die Sprünge helfen zu wollen. Der kennt den Preis, der für Bestechungen und Arrangements zu bezahlen ist, auch den moralischen. Der besitzt keinen Respekt mehr vor Dokumenten, Behördenstempeln, Beglaubigungen, es sei denn, er hat sie selbst manipuliert. Der kennt das Handwerk des Lebens und besitzt die Intuition von zehn Strassenkatern. So ein Mensch wie Alexander Lewin, dem bei allem Unglück nie die Ironie und noch viel weniger der Witz abhanden gekommen ist, musste sich beinahe zwangsläufig in die Scherwitz-Geschichte verbeissen. Gerade weil sie aller Logik widerspricht und so krumm ist wie die Wege des Herrn.

Und so kam es dann auch, als ihm vor mehr als zwanzig Jahren ein auf Kriegsverbrechen spezialisierter Beamter der israelischen Polizei das Gerichtsurteil von 1949 gegen Scherwitz vorlegte. Er war elektrisiert und ist es heute immer noch, obwohl er die Geschichte inzwischen auf meinen Schreibtisch geschoben hat und viele «Fakten» revidieren musste, nachdem ich ihm meine neu gefundenen Dokumente vorlegte. Auch meine Recherche begann mit dem Urteil gegen den jüdischen SS-Offizier. Dass ein Buch dar-

aus werden würde, wusste ich erst, als ich Alexander Lewins achteinhalb Seiten gelesen hatte.

Lewins Zeilen über Scherwitz' Kindheit stützen sich auf einen Zeitungsartikel des Journalisten H. J. Huber, der im März 1949 für die Lizenzzeitung «Echo der Woche» den Prozess gegen Scherwitz in München besucht hatte.³ Dort hatte Scherwitz in kargen Worten die Biographie wiederholt, auf die er sich nach verschiedenen Anläufen, weil mit immer neuen Ermittlungsergebnissen konfrontiert, im Juni 1948 festgelegt hatte. Aber weil der Journalist literarische Ambitionen besass und es die Titelgeschichte werden sollte, schmückte er Scherwitz' spärliche Angaben über Kindheit und Jugend in Litauen mit Blumen und Bäumchen aus und begoss sie mit viel Psychologie.

So entstand das romantische Portrait eines armen jüdischen Knaben von neun Jahren, der nach dem Ende des Ersten Weltkrieges von einem in Schaulen stationierten Freikorps-Regiment als «Soldatenbaby» quasi adoptiert worden ist. Mit Liebe zum Detail beschreibt Huber, wie «Klein Moses» in der Feldküche Kartoffeln schälte, Gefallen am «unsteten Leben» der Soldaten fand, sich allmählich von seiner Familie entfremdete, so sehr, dass die «gutmütigen» Freikorps-Soldaten das Baby ein paar Jahre älter machten und «ihren Schützling» beim Abzug des Regiments über die Grenze nach Deutschland schmuggelten. Solche Rührstücke las man in der Nachkriegszeit gern, weil man sich damit trösten konnte, geradezu schicksalsmässig in das nationalsozialistische Unglück hineingeschlittert zu sein. In ein Unglück, so riesengross, dass sich sogar ein Jude darin schuldhaft hatte verstricken können. Hubers Journalistenlegende inspirierte ihrerseits Lewin dazu, sich in den Gewissenskonflikt der jüdischen Eltern einzufühlen. Lewin schrieb:

«Klein Eleke begann in der Küche des Regiments zu arbeiten, da er sich verpflichtet fühlte, für die Familie zu sorgen. Nie versäumte er es, Nahrungsmittel für seine Eltern und Geschwister mitzubringen. Der strahlende, charmante Junge wurde als ‚Sohn des Regiments‘ angesehen, und die gutherzigen Soldaten des Freikorps nannten ihn ‚Klein Moses‘. Der deutsche Polizeikommissar von Schaulen, Friedrich Erler, veränderte den Namen Eleke in ‚Fritz‘, und so nannten ihn auch bald die Soldaten. Friedrich Erler kümmerte sich darum, dass Klein-Fritz immer sauber und gut

gekleidet war. Ebenso, dass sein Deutsch immer flüssiger wurde, ohne jüdischen Tonfall. Er wurde zu seinem Beschützer, und zwar in solch einem Ausmass, dass er Yankel und Sore fragte, ob der Junge beim Regiment bleiben dürfe, wenn es verlegt werden sollte.

Elekes Eltern fällten ihre Entscheidung schweren Herzens, denn sie wussten ja, dass es die einzige Chance für ihn war, ein besseres Leben als im verarmten Schaulen zu führen. Aber ihn mit Nichtjuden und Soldaten gehen zu lassen, war doch zuviel für sie. Doch Erler versprach, sich um den Jungen zu kümmern und ihm eine gute Erziehung angedeihen zu lassen. Sie glaubten ihm, denn sie kannten ihn als guten und anständigen Menschen. Sie glaubten auch, dass sich die Zustände in Schaulen einmal zum Besseren wenden würden und dass Eleke dann zu ihnen zurückkommen würde. So liessen sie Eleke mit Erler gehen.»

Lewin berichtet von Eltern, die ihren Sohn so sehr lieben, dass sie ihn in die Fremde ziehen lassen. Sie geben ihn aus dem Haus, damit er ein besseres Leben führen kann, obwohl er ihr Ernährer gewesen ist. Vielleicht sogar der einzige. Sie legen das Schicksal ihres Kindes in die Hand eines Soldaten, obwohl die versprochene gute Erziehung keine religiöse, sondern eventuell eine militärische sein wird. Sie überlassen ihren Sohn, vielleicht gar den Erstgeborenen, einem Nichtjuden, einem Goj, entziehen ihn dem Cheder, der Religionsschule, und enthalten ihm die in ein paar Jahren anstehende Bar Mizwa vor.

Mit der traditionellen Welt des Ostjudentums, so wie es die jiddischen Schriftsteller erzählen, hat dies nichts zu tun. Selbst wenn Yankel und Sore Sirewitz keine orthodoxen Juden gewesen sein sollten, dazu noch verzweifelt arm, wie fast alle Shtetl-Juden seit Ewigzeiten, und obendrein noch demoralisiert durch Krieg, Zerstörung und bürgerkriegsähnliche Zustände nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, selbst wenn man all dieses annimmt, war das Weggeben eines Sohnes etwas Ungeheuerliches. Denn es bedeutete den Ausschluss aus der jüdischen Gemeinschaft, bedeutete die Kappung sozialer Bindungen, einen Absturz ins gesellschaftliche Nichts. So haben es Soma Morgenstern, Joseph Roth und Isaak Singer in ihren Porträts osteuropäischer Juden in der Zwischenkriegszeit geschildert. Ist es vorstellbar, dass die gläubigen Juden Yankel und Sore diesen Bruch in Kauf genommen hätten? Hat

es sie überhaupt gegeben? Und wenn ja, waren sie wirklich Fritz Scherwitz' Eltern?

Die Faktenlage zu Eleke Sirewitz, Sohn von Yankel und Sore Sirewitz, geboren 1910 in Wilna oder Schaulen, ist dünner als chinesisches Seidenpapier. Eleke oder Elke oder Elias Sirewitz oder Fritz Scherwitz wurde geboren. Das ist nicht zu bestreiten. Aber wann und wo und von welcher Mutter und in welchen Familienbund hinein, das lässt sich mit Dokumenten nicht belegen.

Das Zentrale Staatsarchiv von Litauen mit Sitz in Vilnius (Wilna) besitzt nicht den kleinsten Hinweis, der Scherwitz' Abstammungs- und Kindheitsgeschichte in irgendeinem Punkt bestätigen könnte. Dabei sind sämtliche Daten über Geburten, Eheschliessungen, Scheidungen und Tod in der jüdischen Gemeinde von Wilna bis zum Jahre 1915 lückenlos erhalten.

Auch die Suche nach dem Namen Sirewitz in litauischer Schreibweise, nämlich Sirevice, Sirevic oder Shirevice, in polnischer Shievitz, Syrewice oder Czyzewic, in russischer Schreibweise Schewits (wie Scherwitz) oder Sirewitez, sei ergebnislos verlaufen, schreibt mir das Zentrale Staatsarchiv von Litauen. Man habe sogar die vollständig erhaltenen Volkszählungslisten aus den Jahren 1902 und 1911 für Wilna und die nähere Umgebung durchgeschaut. Eine Familie Yankel und Sore Sirevice, gleich welcher Schreibweise, sei darin nicht verzeichnet. Auch nicht in den Handelsregistern, in denen ihr Name hätte eingetragen sein müssen, wenn Vater Yankel Inhaber einer Möbelfabrik gewesen wäre, wie es Scherwitz 1948 behauptet hat.⁴

Die Anfrage an das Zentrale Urkundenarchiv in Vilnius (Wilna) verläuft ähnlich ergebnislos. Hier sind auch die – allerdings sehr unvollständigen – Daten über die jüdische und nichtjüdische Bevölkerung von Schaulen (litauisch Siauliu oder Siauliai, Russisch Schawli, Jiddisch Shavel oder Shavl) elektronisch archiviert. «Urkunden oder Hinweise auf eine Familie Yankel und Sore Sirewitz, Sirevice oder so ähnlich besitzen wir nicht», beantwortet man meine Suchanfrage. Im Kriegsjahr 1915 seien alle Akten in Flammen aufgegangen.⁵

Erfolglos bleibt auch meine Suche im «Diaspora Museum» in Tel Aviv. Hier sind die Geschichte der jüdischen Gemeinden und die Namen von vie-

len hunderttausend osteuropäischen Juden in Computern gespeichert. Gleich, welche Ortschaft in Ostpreussen, Memelland, Litauen, Polen oder Russland aufgerufen wird, gleich, welcher Name in welcher Schreibweise: Eine Familie, die zu Scherwitz' diversen Erzählungen über seine jüdische Herkunft gepasst hätte, will sich auf dem Bildschirm nicht einstellen.⁶

Alexander Lewin sieht die fehlende Geburtsurkunde fast als Beweis für Scherwitz' jüdische Herkunft an. Das sei doch ganz typisch, meint er. In den zaristisch verwalteten Gouvernements von Litauen und Polen sei es für Juden das Allerbeste gewesen, keine Papiere zu besitzen, für die Administration unsichtbar zu sein. Dann hätte man sie nicht zum Militärdienst zwingen können. Oder ihnen Steuern abpressen. Keine Dokumente zu haben, sei doch ein jüdisches Spezifikum, geradezu «ein jüdischer Personalausweis». Auf jeden Fall überlebenswichtig. Scherwitz'/Sirewitz' Eltern seien eben «Luftmenschen» gewesen, waschechte osteuropäische Juden, die von irgendwoher kamen, irgendwie lebten, durch alle Volkszählungsregister durchrutschten, weil sie, wenn der Zähler kam, klugerweise nicht zu Hause waren. Ob ich Gegenargumente zu bieten hätte?

Also angenommen, es gab die Familie Sirewitz. War es überhaupt möglich, dass sie 1919 und auch die Jahre zuvor in Schaulen wohnte, in der Tilsiter Strasse neben der Lederfabrik, wie Scherwitz es dreissig Jahre später behaupten sollte?

Ein Blick in die Stadtgeschichte stimmt skeptisch. Die Strasse gab es und mindestens zwei Dutzend Lederfabriken, allein in der Tilsiter Strasse vier. Schaulen lebte vor dem Ersten Weltkrieg vom Ledergewerbe, es war die wichtigste Einnahmequelle. Und weil dies, wie in ganz Nordwest-Litauen, eine traditionell jüdische Domäne gewesen ist, wohnten in der Stadt deutlich mehr Juden als Nichtjuden, laut Volkszählung von 1902 genau 9.842 bei einer Gesamtbevölkerung von 16.868.

Doch die Bevölkerungsstruktur von Siauliu/Schaulen, einer Kreisstadt im litauisch-russischen Gouvernement Kowno (Kaunas), änderte sich zu Beginn des Ersten Weltkriegs fundamental. Im Herbst 1914 wurden die Juden unter dem Vorwand, sie hätten die Funksprüche der in Ostpreussen liegenden russischen Armee an die Deutschen verraten, auf Weisung der zaristi-

schen Regierung aus dem Frontgebiet in das Landesinnere deportiert. Diese Repression traf nicht nur die Juden aus Schaulen, sondern insgesamt etwa 200.000 Menschen aus allen litauischen Provinzen und dem nördlich angrenzenden Kurland. Aber sie traf die Schaulener ganz besonders, als sich ab März 1915 abzeichnete, dass die Region zu einem grossen deutsch-russischen Schlachtfeld werden würde. Jetzt wurden die Juden, die sich ein halbes Jahr zuvor vielleicht noch der Deportation hatten entziehen können, von der Stadtadministration aufgespürt und als potentielle Kollaborateure der Deutschen in Sonderzügen voller Gefangener nach Osten gefahren. Die dritte und letzte Vertreibungswelle, die zum vollständigen Auszug der Juden aus Schaulen geführt haben soll, ist für Mai 1915 bezeugt, wenige Tage vor dem Einmarsch der Deutschen. Erst ab Ende 1920 kamen die Deportierten allmählich wieder zurück nach Schaulen, in eine inzwischen völlig zerstörte Stadt, in der es kein Ledergewerbe mehr gab und auch keine unversehrte Synagoge. Aber es kamen sehr viel weniger zurück, als hinausgetrieben worden waren. Bis zum Jahre 1928 erhöhte sich die Einwohnerzahl von Schaulen auf 21.878, aber weniger als ein Viertel, nämlich 5.338 von ihnen, waren Juden.⁷

Dass ausgerechnet die nirgends registrierte Familie Yankel und Sore Sirewitz den zaristischen Repressionen zu Beginn des Ersten Weltkrieges entgangen sein könnte, ist wenig wahrscheinlich, aber nicht unmöglich. Die Deportationen und «wildern» Vertreibungen fanden unter Kriegsumständen statt, es herrschte ein gewaltiges Durcheinander, Lücken gab es überall, und die Häscher kamen nicht in jedes Nest. Wer die Zeit bis Mitte 1915 in einem Versteck überstand, hatte gute Chancen, in den von deutschen Truppen eroberten Gebieten das Ende des Krieges unbeschädigt abwarten zu können. «Gerettet wurden die Juden nur dort, wo die Deutschen hinkamen und blieben», schreibt der russische Historiker G. Joffe.⁸ Was für eine einseitige Zuneigung, und mit welch fatalen Folgen 26 Jahre später, als die Wehrmacht und die Einsatzgruppen einmarschierten und die Juden nicht die Flucht ergriffen! Die Stadt Schaulen, nur 80 Kilometer von der ostpreussischen Grenze entfernt, gehörte zu diesem Gebiet, in dem Juden eine Zuflucht finden konnten, wenn auch nur zwischen Ruinen und mit wenig Aussicht auf

einen Broterwerb – aber auch für solche, denen es gelang, sich durch die Frontlinien aus dem immer noch russischen Wilna zu schlagen.

Gegen jede statistische Wahrscheinlichkeit, nirgends registriert, allenfalls mit dem Zufall auf ihrer Seite – vielleicht gehörte die Familie Sirewitz wirklich zu den unbekanntem und doch vorhandenen «Luftmenschen», die nach Einmarsch der Deutschen in die Stadt geflüchtet waren und bleiben konnten.

Es gibt tatsächlich ein Indiz, dass es so gewesen sein könnte. Über viele Umwege erhalte ich die Adresse von Leiba Lipsic, dem Vorsitzenden der heute sehr kleinen jüdischen Gemeinde von Siauliu. Er erweist sich als äußerst hilfsbereit und schaut für mich die Unterlagen des Stadtarchivs über die Zwischenkriegszeit durch. Dort habe er nichts Erhellendes gefunden, schreibt er mir, aber sein eigenes Archiv enthalte einen wichtigen Hinweis. Denn er besitze eine Liste mit etwa 4.000 Namen der ab 1941 in das Ghetto von Schaulen eingelieferten Juden. Die Nazis hätten am 26. und 27. Mai 1942 eine Volkszählung gemacht, jeder Jude, der zu diesem Zeitpunkt in einem der beiden Ghettoteile, Kaukazas und Etzero-Traku, lebte, sei aufgeführt. Auf dieser Volkszählungsliste stehe der Name Sirevic, sogar der von mir gesuchte Name Sore Sirevic. Diese Frau sei am 9. Juli 1944 mit dem Transport aus Kowno nach Stutthof deportiert worden.⁹

Das ist ein so wichtiger Hinweis, dass ich beinahe alle Bedenken über Bord werfe. Denn wenn diese Sore Sirevic 1941 ins Ghetto gekommen ist, kann sie schon vorher in Schaulen gelebt haben, vielleicht auch schon 1919, zu der Zeit, als die Freikorps-Soldaten in der Stadt das Sagen hatten. Dann könnte sie auch Eleke oder Fritz Scherwitz' Mutter gewesen sein, so wie es Alexander Lewin ohne Kenntnis der Ghettoliste immer behauptet hat. Dann könnte auch stimmen, was Scherwitz' Ehefrau Bertha beim Münchner Polizeipräsidium ausgesagt und was Scherwitz nachher mehrfach wiederholt hat: Ende der zwanziger oder Anfang der dreissiger Jahre sei er nach Litauen gereist, um seine Familie zu suchen, und habe sie auch gefunden. Eine Reise, an die ich bis dahin nicht recht glauben wollte, während sie für Lewin ein wichtiges Puzzlestück für Scherwitz' jüdische Herkunft ist.

Lewin ist sich absolut sicher, dass Scherwitz nicht irgendwohin nach Litauen gefahren ist, sondern exakt nach Schaulen. Dies hätte ihm eine Shoah-

Überlebende berichtet, schreibt er, die Sore Sirewitz/Sirevic im Ghetto von Schaulen getroffen habe. Auf Grundlage der Erzählung dieser Zeugin berichtet Lewin den Besuch in Schaulen in seinem Aufsatz so: «1931, als er 21 Jahre wurde, (...) entschied er sich, seiner Familie in Schaulen einen Besuch abzustatten. Er war erschüttert ob ihrer Armut, fühlte Mitleid mit seiner Mutter, deren Bein gelähmt war. Er war unduldsam mit dem Gottvertrauen der Eltern, denn es schien ihm, dass von dieser Seite keine Hilfe zu erwarten sei. Er wusste, dass er nicht bleiben konnte, und kehrte bedrückt wieder nach Berlin zurück.»

Aber ich kenne Lewins Zeugin nicht, und auch sie hat von dem Besuch ja nur gehört. Ich frage mich, ob die Sore auf der Ghettoliste wirklich identisch mit der behinderten Sore sein kann, die Scherwitz 1931 besucht haben will? Seine Mutter? Die leibliche Mutter, die er dann ihrem Unglück überliess?

Wieder schreibe ich Leiba Lipsic, dem Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde von Schaulen. Es gibt niemand Kompetenteren, den ich fragen könnte. Denn er ist ein Einheimischer, ein Kind der aus Russland zurückgekehrten Schaulener Juden. Das Ghetto hat er in seiner Heimatstadt überlebt, dann Stutthof, endlich ein Nebenlager von Dachau und zum Schluss den Todesmarsch nach Waakirchen. In seiner winzigen Wohnung hütet er das Ghettoarchiv, sammelt Erinnerungsberichte, ergänzt die Namen, die in seinen Listen stehen, um Informationen über ihr früheres Leben. «Eine Schaulener Jüdin mit einem deutschen Sohn, der zur SS ging, wäre nicht nur eine Information», beantwortet er postwendend meinen Brief, sondern eine «Sensation».

Höchst interessiert macht er sich deshalb erneut an die Arbeit und wird fündig. Er habe nicht herausfinden können, aus welchem Ort diese Sore Sirevic 1941 ins Ghetto von Schaulen eingeliefert worden sei, aber in seinen Karteikarten stehe, sie sei in Anyksciai geboren, in einer Kleinstadt 120 Kilometer nördlich von Wilna. Ins Ghetto sei sie mit zwei Töchtern gekommen. Diese Töchter hätten Masa (Mirijam) und Riva (Rebecca) geheissen und seien in Schaulen geboren.

Aber die «Sache» sei kompliziert, warnt er mich. Denn ausser dieser Sore Sirevic sei eine weitere Frau mit einem ähnlichen Namen im Ghetto gewe-

sen, eine Riva Silevic. Sie sei vermutlich in Lettland geboren, habe dann in dem Örtchen Mazeikiiai an der litauisch-lettischen Grenze gelebt und ab Ende der zwanziger Jahre in Schaulen. Die unterschiedliche Schreibweise dürfe nicht irritieren, die Buchstaben «l» und «r» würden oft verwechselt. Auch diese Riva oder Rivka habe eine Familie dabeigehabt, nämlich drei Töchter namens Firs, Chane und Doba und einen Sohn Pese. Nicht nur Sore mit ihren beiden Töchtern, sondern auch Rivka mit ihren vier Kindern sei 1944 nach Stutthof deportiert worden und dort vermutlich gestorben.¹⁰

Das Archiv Stutthof bestätigt mir einige Monate später Leiba Lipsics Angaben und weist zugleich darauf hin, dass in seinen Listen der Name Sore Sirevic «Schirewitz» geschrieben werde.¹¹

Erhöhen Leiba Lipsics Zusatzinformationen über die Familien von Sore Sirevic und Rivka Silevic Scherwitz' Glaubwürdigkeit? Erhärten sie seine Version einer jüdischen Herkunft? Für Alexander Lewin allemal. Die Schaulener Liste beweise doch nur schwarz auf weiss das, was Scherwitz immer behauptet habe, nämlich dass seine Mutter und seine Geschwister im Ghetto von Schaulen gewesen und in Stutthof gestorben seien. Er selbst, Lewin, halte Scherwitz auch nicht für den ehrlichsten Menschen unter der Sonne, aber für diese Erzählungen könne er Beweise anführen. Denn dieselbe Zeugin, die ihm von Scherwitz' Besuch in Schaulen berichtet habe, aber auch andere Überlebende des Ghettos könnten sich genau an Sore Sirewitzs Tochter Rivka erinnern. Auch Rivka hätte mehrfach von einem Bruder in Deutschland berichtet, und Scherwitz hätte sich mit ihr 1942 oder 1943 am Ghettozaun in Schaulen getroffen.

Es sind irritierende Zeugenaussagen, die Lewin in den achtziger Jahren im «Verband der litauischen Juden in Israel» gesammelt hat. Sie sollen in einem späteren Kapitel weiter geprüft werden. Hier geht es nur um die Frage: Besass Fritz Scherwitz wirklich jüdische Geschwister, oder hat er sie sich erst angeeignet, als er sich unmittelbar nach dem Krieg eine neue Vergangenheit zurechtlegte? Hat er Verwandtschaften einfach erfunden, hat er Namen zusammengewuzzelt, die ihm litauische Freunde in den Lagern für Displaced Persons genannt hatten? Hat er diese dann, im Münchener Polizeipräsidium nach seinen Familienverhältnissen befragt, zu leiblichen Geschwistern erhoben?

In der Aussage vom Juni 1948, in der er sich erstmalig als Eleke Sirewitz vorstellte, berichtete er dem Ermittlungsbeamten, er habe vier Geschwister gehabt, von denen er aber leider nur noch die Namen Chana und Rivka genau kenne. Chana sei in Stutthof getötet und Rivka nach Dachau deportiert und dort umgebracht worden. Deren Schicksal wie auch seine eigene jüdische Herkunft könne Bella R. bezeugen, die in einem DP-Lager in Feldafing wohne. Diese Bella R. habe er, gleich nach dem Krieg, durch die Vermittlung des «Jüdischen Komitees» in München gefunden, aber vorher nicht gekannt. Von ihr habe er erfahren, dass sie von seinen Eltern in Schaulen an Kindes Statt aufgenommen worden sei, seitdem nenne er sie, weil er ja sonst keine Familie mehr besitze, «Schwester» oder «Halbschwester».

Diese Halbschwester wurde von Clemens Hüffel im Verlauf der Ermittlungen zweimal zu Scherwitz' Familienverhältnissen befragt. Beide Male gab sie dasselbe zu Protokoll, verwendete aber nie den jüdischen Namen Sirewitz, der ihr doch als Schaulener «Ziehtochter» hätte geläufig sein müssen. Aus diesem Grund, und weil sie behauptete, Scherwitz schon in Litauen kennengelernt zu haben und nicht erst nach dem Krieg, wie er angegeben hatte, legte Hüffel ihre Aussagen mit dem Vermerk «unglaubwürdig» zu den Akten.

«Ich bin mit sieben Jahren [also 1931] zu den Eltern des Scherwitz gekommen, die mich nach dem Tode meiner Eltern aufgezogen haben», sagte sie damals aus. «Die Eltern des Scherwitz waren Juden. Die Eltern waren Marktleute. Scherwitz war zu dieser Zeit bereits in Deutschland. Er soll mit 13 Jahren schon dorthin gegangen sein und in Deutschland studiert haben. Ich selber habe Scherwitz erst im Jahre 1936 oder 1938 kennengelernt, wo er auf Urlaub nach Schaulen kam, um seine Eltern zu besuchen. Er war nur kurz dort und fuhr wieder zurück nach Berlin. (...) Die Eltern waren sehr stolz auf ihn, dass er sich so in die Höhe gearbeitet hat. Ich kam dann im Jahre 1941 mit den Eltern des Scherwitz und den vier Töchtern [sic!] in das Ghetto von Schaulen. Die Mutter des Scherwitz ist in Stutthof umgekommen. Der Vater Jankel Scherwitz starb ein Jahr, nachdem Scherwitz zu Besuch war. (...) Ich habe Scherwitz erst 1946 wiedergesehen. Er besuchte mich, um Auskunft über seine Familie zu bekommen.»¹²

Bella R. lebt seit 1949 in Tel Aviv. Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis hat Scherwitz ihr ein Päckchen mit Stoff für ein Kostüm geschickt, dazu einen Brief an seine «liebe Schwester». Aber sie hat nie darauf reagiert. Über fünfzig Jahre später erhalte ich von Alexander Lewin, der sie in Israel aufgespürt hat, ihre Telefonnummer. Sie hat ihm inzwischen gebeichtet, dass sie von Scherwitz' Eltern nicht an Kindes Statt aufgenommen worden sei, ihn auch vor dem Krieg niemals gesehen habe, ihm aber damals als «Freundin» habe helfen wollen. Die Wahrheit sei, dass sie 1941, ganz allein aus Taurogen kommend, ins Ghetto von Schaulen eingeliefert worden sei. Die Ghettoverwaltung habe sie bei Sore Sirewitz und ihren Töchtern einquartiert, weil sie im gleichen Alter wie Rivka gewesen sei. Mit ihnen sei sie auch 1944 nach Stutthof gekommen. Dort sei Sore gestorben, und ihre Freundin Rivka habe sie aus den Augen verloren, weil sie in unterschiedliche Arbeitskommandos eingeteilt worden seien. Bella R., so sagt mir Lewin telefonisch, mit deutlichem «Na bitte»-Unterton, könne mich endlich überzeugen, dass Sore die Mutter von Scherwitz sei und Rivka seine leibliche Schwester. Ich solle sofort nach Israel kommen, sie sei bereit, sich mit mir zu unterhalten.

Ich fliege nach Tel Aviv und rufe Bella R. an. Eine Frau nimmt ab, ich erwähne Lewin und bitte um einen Besuchstermin, aber sie antwortet, Bella R. sei nicht da: «ist einkaufen». Ich rufe am nächsten Tag an: «ist einkaufen». Ich rufe morgens und abends an: «ist einkaufen». Ich rufe am Sederabend vor Pessach an, ganz Israel isst bittere Kräuter, Matze und gefüllte Fisch, aber Bella R. «ist einkaufen». Ich rufe ein letztes Mal an und frage ohne Präliminarien: «In welcher Sprache haben Sie sich mit Fritz Scherwitz verständigt?» Sie antwortet wie aus der Pistole geschossen: «Natürlich Mameloschen» [Jiddisch]. Ich frage: «Waren seine Eltern fromm?» Sie stockt, sagt: «sehr fromm», und legt den Hörer auf. Es ist mir nie gelungen, Bella R. zu treffen.

Alle Frauen, die Scherwitz nahestanden, die Ehefrau Bertha, die Tochter R., eine Geliebte in Augsburg, seine zweite Ehefrau G., möchten mit mir nicht über diesen Mann reden. Auf keinen Fall. Weder von Frau zu Frau, noch viel weniger mit seiner Biographin. Zu mir reden nur die Akten. Mit ihnen bin ich per «du».

Und was sagen die Akten über Chana und Rivka, die beiden Töchter von Sore Sirevic, die Scherwitz' Mutter gewesen sein soll?

Sie antworten, diese Kinder gab es. Eindeutig. Unwiderlegbar. Sie hatten nur verschiedene Mütter, wie Leiba Lipsics Volkszählungsliste es beweist und wie es auch in den Unterlagen von Stutthof nachzulesen ist. Rivka gehörte zu Sore Sirevic und Chane zu Rivka Silevic. *

Es ist sonderbar, dass Scherwitz die Namen seiner angeblichen oder tatsächlichen leiblichen Schwestern nicht auf die Reihe gebracht hat. Aber es ist vielleicht verständlich. Denn alle seine Geschwister, so hatte er es Clemens Hüffel gesagt, seien erheblich jünger gewesen, Nachzügler, sie seien erst nach seinem Weggang aus Schaulen, also in den zwanziger Jahren geboren worden. Aus der Entfernung kann man schon einmal Namen durcheinanderwerfen, es bleibt also immer noch möglich, dass jene Sore seine Mutter und jene Rivka seine leibliche Schwester war.

Doch kaum scheint ein Rätsel gelöst, tritt ein neues hervor. Ein grosses Rätsel. Denn auf der Schaulener Ghettoliste wird für Sore Sirevic als Geburtsdatum der 12. März 1900 genannt. Damit kann sie unmöglich die Mutter des angeblich 1910 geborenen Eleke gewesen sein. Auch Rivka mit Tochter Chane kommt aus demselben Grund als Mutter nicht in Frage. In Leiba Lipsics Liste wird sie mit dem Geburtsdatum 12. Januar 1900 aufgeführt.

Als ich Alexander Lewin mit den Funden des Ghettoarchivars von Schaulen konfrontiere, meint er, sie seien kein Beweis für die Luftgeschichten, die ich Fritz Scherwitz andauernd unterstellen wolle. Ich müsse den Überlebenskampf unter Ghettobedingungen wichtiger nehmen als angebliche Fakten wie Geburtsdaten. Sie könnten für die deutschen Okkupanten zusammengelogen worden sein. Wer überleben wollte, musste arbeitsfähig und unter 45 Jahre alt sein, anderenfalls wäre er bei der nächsten Verkleinerung des Ghettos erschossen worden. Selbstverständlich hätte sich Sore Sirevic mindestens fünf Jahre jünger machen müssen, dies sei doch 1941 ihre einzige Chance gewesen. Sie müsse, meint Lewin, in Wahrheit irgendwann zwischen 1890 und 1895 geboren sein.¹³

Möglich. Aber dann hätte sie, um glaubwürdig zu bleiben, ihre Kinder schwerlich älter machen können. Oder doch? Auch Ältermachen gehörte zur Ghettorealität: Die Überlebenschancen der Kinder erhöhten sich, wenn sie als arbeitsfähig, das heisst älter als 14 Jahre, durchgehen konnten. Immerhin

dürften, wenn die Mutter sich bei der Einlieferung ins Ghetto schon jünger gemacht haben sollte, wenigstens die Geburtsdaten ihrer Töchter ungefähr stimmen. Und die machen es ziemlich unwahrscheinlich, dass Eleke wirklich ihr Bruder gewesen ist, der Altersabstand ist irritierend gross. Rivka Sirevic, die Freundin von Bella R., wurde am 5. Juli 1924 und ihre Schwester Masa am 17. Mai 1929 geboren, also volle 14 und sogar 19 Jahre, nachdem Klein-Eleke im Jahre 1910 das Licht der Welt erblickt haben will.¹⁴

In der zweiten möglichen Konstellation ist der Altersabstand noch ungünstiger. Denn die Kinder von Rivka Silevic sind, der Ghettoliste nach, noch jünger gewesen. Doba wurde am 7. August 1923 in Mazeikiai geboren, die Zwillingsschwestern Chane und Firs kamen am 3. April 1930 in Schaulen zur Welt, und der Nachzügler Pese am 2. November 1937. Wie man es also dreht und wendet: Es gab eine Sore Sirevic, es gab eine Rivka, und es gab eine Chane in Schaulen, aber es braucht viel guten Willen, ihnen einen Elias, Eleke oder Elke familiär zuzuordnen.¹⁵

Für den Ghettoarchivar von Schaulen, der alle Dokumente gewichtet hat, ist die Sache wasserklar. Die jüdische Herkunft von Scherwitz sei «Panama», meint Leiba Lipsic, eine grosse Hochstapelei, zurechtgelegt von einem gewissenlosen Kerl, der sich nach dem Krieg Vorteile erschleichen wollte. Dies habe es öfters gegeben, und seit eine Entschädigungsbürokratie für ehemalige Zwangsarbeiter existiere, seien erlogene Biographien an der Tagesordnung. Die «Sache riecht», schreibt er mir, und die berühmte Bella R. tauche in seinen Listen überhaupt nicht auf, er bezweifle, dass sie auch nur eine Stunde im Ghetto von Schaulen gewesen sei.¹⁶ Mein Freund Alexander Lewin in Israel sei dem Lebenskünstler Fritz Scherwitz aus Panama und der Bella R. von irgendwo auf den Leim gekrochen. Das solle ich ihm ausrichten.

Aber auch ich klebe zappelnd auf diesem Leim. Lewins Augenzeugen, die sich detailliert daran erinnern wollen, wie Scherwitz 1942 oder 1943 in SS-Uniform vor dem Zaun des Ghettos von Schaulen gestanden und mit seiner Schwester Rivka geredet habe, mag ich nicht unterstellen, dass sie sich derart gründlich geirrt haben.

Mir scheint eine völlig andere Variante realistisch zu sein. Fritz Scherwitz wurde nicht 1910 in Wilna oder Schaulen geboren, wie er seit Juni 1948 ungebrochen bis zu seinem Tod behauptete, sondern entweder am 21. August 1903 in Buscheruni, wie er es der SS gegenüber im Jahr 1937 angegeben hatte, oder am 21. August 1909 in Buscheruni, wie es in all seinen Nachkriegsunterlagen einschliesslich KZ-Ausweis und Einstellungsurkunde als Verfolgtenbetreuer steht.

1903 oder 1909? Gemessen an den sonstigen Vernebelungen ist diese Ungenauigkeit läppisch. Fritz Scherwitz war, dies zeigen alle Äusserungen, die es von ihm oder über ihn gibt, ein eitler Mann. Immer bemühte er sich um Wirkung, immer wollte er Eindruck schinden. Stets war er um sein gutes Auftreten besorgt, kleidete sich ausgewählt und war immer gut rasiert. Vielleicht hatte Mitte 1946 eine nette junge Frau auf dem Meldeamt in Wertingen, wo er sich zum erstenmal nach dem Krieg registrieren lassen musste, die «3» der Jahreszahl 1903 so undeutlich in den Anmeldebogen gemalt, dass Scherwitz sie als eine «9» gelesen und dann freudig übernommen hat. 1903 oder 1909, das sind doch nur ein paar Millimeter auf dem Papier, könnte er sich gedacht haben. Ein kleiner zusätzlicher Bogen, und schon ist der gefallsüchtige Frauenfreund nicht mehr über vierzig, sondern ein flotter Mittdreissiger.

Jahrgang 1903 ist wahrscheinlich das richtige Datum und der Geburtsort Buscheruni vielleicht der Schlüssel zur Wahrheit. Wenn drei Wahrheiten angeboten werden, sind zwei davon zuviel. Nicht in Wilna und nicht in Schaulen hat er das Licht der Welt erblickt, sondern in Buscheruni! Aber wo liegt Buscheruni?

Das Waisenkind von Buscheruni

Wenn Eleke Sirewitz tatsächlich jüdischer Herkunft gewesen sein sollte, dann musste er die SS täuschen, Spuren verwischen, eine neue Identität erfinden. Das versteht sich von selbst. Wilna und Schaulen durfte es nicht mehr geben, diese Orte mussten aussortiert werden. Aber warum hätte er seine Frau beschwindeln sollen, die er schon Jahre vor seiner Aufnahme in einen SS-Sturm kennengelernt hat? Damals, als in Berlin noch die Sozialde-

mokraten regierten und jüdische Eltern kein Manko waren. Und als Schaulen nicht Terra incognita war, sondern eine demokratisch regierte Stadt in der Litauischen Republik. Von jüdischen Eltern wusste seine Ehefrau bis zu seiner Verhaftung nicht das Geringste. Sie kannte keinen Eleke Sirewitz, sondern nur einen Fritz Scherwitz. Und für sie war es selbstverständlich, dass er ein Deutscher war. Niemals war sie auf die Idee gekommen, er könnte etwas anderes sein. Ein ganz normaler Deutscher, auf keinen Fall ein Deutscher jüdischen Glaubens. Ein gutaussehender, charmanter Deutscher aus dem Osten eben, der in den Kriegswirren seine Eltern und seine Geburtsurkunde verloren hatte. Das hat sie geglaubt, das hatte ihr Fritz Scherwitz erzählt, als sie sich kennenlernten. Geboren am 21. August 1903 in Buscheruni, Ostpreussen. Weshalb hätte sie daran zweifeln sollen?

Die Möglichkeit, dass Fritz Scherwitz in Ostpreussen geboren wurde und ein gebürtiger Deutscher war, ist eine ernst zu nehmende Option. Vor allem, wenn man annimmt, dass jenes ominöse Buscheruni zum nördlichen Teil Ostpreussens gehörte, vielleicht im Memelland lag. Just in dem Gebiet, das im Versailler Vertrag den Alliierten zugeschlagen, bis 1923 von den Franzosen verwaltet und 1924 autonomes Teilgebiet der Republik Litauen wurde. Dann wäre seine Behauptung, in Ostpreussen geboren zu sein, zwar nicht sehr präzise gewesen, aber im grossen Ganzen korrekt. Dann würde auch die Erinnerung von Bertha Scherwitz gut passen, wonach ihr Mann einige Jahre vor der Eheschliessung seine Eltern in Litauen besucht habe. Warum sollte er sie in Buscheruni/Ostpreussen suchen, wenn Buscheruni zu dem Zeitpunkt in Litauen lag? Vermutlich hat sie sich überhaupt nicht viel Gedanken über seine Vergangenheit gemacht, obwohl Flucht, Vertreibung, auseinandergerissene Familien viel eher die Erfahrung des Zweiten denn des Ersten Weltkrieges gewesen ist. Hauptsache, ihr Fritz hatte seine Eltern gefunden, so mag sie gedacht haben, im Übrigen führte man ja schliesslich sein eigenes Leben.

Erst ein paar Jahre später war ihr der Name Buscheruni so geläufig, dass sie ihn wohl hätte im Schlaf buchstabieren können. Spätestens ab 1935, als Fritz Scherwitz schon in der SS war und die beiden heiraten wollten. Da mussten Fritz und Bertha ein Verlobungsgesuch beim «SS-Rasse- und Sied-

lungshauptamt» einreichen, damit ihre Abstammung geprüft und festgestellt werden konnte, ob sie «dem Führer» auch «erbgesunde» Kinder schenken könnten. Bei Bertha war alles schnell in Ordnung gewesen, aber bei Fritz hakte es überall. Auch wegen Buscheruni. Das sich jahrelang hinziehende Theater um seine Abstammung und «Erbgesundheit» ist ein besonders pittoreskes Kapitel in Fritz Scherwitz' Biographie und soll später erzählt werden.

Es ist sonderbar, wie sich bereits in Scherwitz' ersten Lebensjahrzehnten ein Muster ausgebildet hatte, das sich später wiederholte, ein Muster des Rollenwechselns, ein Muster der unklaren Identität. Zweifellos fällt erst von der Nachkriegszeit her gesehen auch auf sein Vorkriegsleben ein schiefes Licht. Von hier aus betrachtet, sind alle Angaben, die er über sein Vorleben machte, dem Misstrauen ausgesetzt. Dabei könnte es doch so einfach sein. Weil Scherwitz als junger Mann ja noch nichts von seiner späteren SS-Karriere und erst recht nichts von seiner antifaschistischen Nachkriegskarriere ahnen konnte, müsste es doch eine Lebensphase gegeben haben, die unverschlüsselte Daten und Fakten liefern könnte, einfach deswegen, weil er damals noch keinen Anlass zum Verhüllen und Verfälschen hatte.

Aber eine solche unverschlüsselte Phase ist einfach nicht auszumachen, der zweifelsfreie Boden der Tatsachen lässt sich im Fall Scherwitz nicht erreichen. Das muss nicht erst die historische Forschung von heute eingestehen, das mussten bereits die Ermittler des «Rasse- und Siedlungshauptamts» einsehen, die aus ihren sehr eigenen Motiven daran interessiert waren, über Scherwitz' Herkunft Klarheit zu erhalten. Sie bissen sich an dieser Frage die Zähne aus. Entweder, weil schon damals tatsächlich nichts Greifbares und nichts Beweisbares zu finden war. Oder weil Scherwitz schon gegenüber der SS etwas zu verbergen hatte.

Das erste offizielle Dokument, in dem mit Stempeln amtlich beglaubigt wurde, dass es einen Fritz Scherwitz tatsächlich gab, dass er 1903 in Buscheruni geboren wurde, fertigte eine Dienststelle der SS aus. Allein der Segen der SS machte aus ihm einen Menschen mit gültigen Papieren. Die SS, kein Kirchenbuch oder Standesamt, bescheinigte ihm die deutsche Herkunft. Doch sie tat es nicht aus Überzeugung oder auf der Grundlage zweifelsfreier Dokumente, sie tat es aus einem Zustand der Ratlosigkeit heraus. Denn nach

langem Zögern entschloss sich die Dienststelle schliesslich, diejenigen Lebensdaten als Wahrheit zu akzeptieren, die Fritz Scherwitz in seinem Lebenslauf vom 21. Oktober 1935 geschildert hatte. Lebensdaten, die er 14 Monate später, als er seinen – oben bereits zitierten – Lebenslauf für das Standesamt schrieb, schon wieder abänderte. Der der SS vorgelegte Lebenslauf aus dem Jahre 1935 lautete so:

«Ich, Fritz Scherwitz, bin am 21.8.1903 zu Buscheruni, Ostpreussen, als Sohn des Tischlermeisters Johann Scherwitz, geboren. Von meinem 6. bis 11. Lebensjahr besuchte ich die Schule (allgemeine Volksbildung). Dann brach der Krieg aus, und dadurch wurde meine Schulzeit beendet. Durch Einbruch der Russen in meine Heimat verlor ich meine Eltern und wurde von den ersten deutschen Truppen mitgenommen und machte den ganzen russischen Feldzug mit und blieb, weil ich ja keine Eltern mehr hatte (von denen ich trotz jahrelanger Nachforschungen nicht weiss, ob sie noch am Leben oder nicht sind, aber ich nehme an, dass sie tot sind, weil sie ja sonst nach mir gesucht hätten), bis zu meinem 16. Lebensjahr bei den ögner ‚Landstürmern Küstrin‘, die mich bei sich behielten. Von da an, bis zu meinem 19. Lebensjahr, trat ich dem Grenzschutz ‚Freikorps Diebitsch‘ bei. Von meinem 19. Lebensjahr ab ging ich in die Lehre und lernte vier Jahre Werkzeugmacher. Anschliessend arbeitete ich in meinem Beruf. Seit November 1934 arbeite ich bei der Firma Fritz Werner AG, Marienfelde, als Schlosser.»¹⁷

In einem dem Lebenslauf vorangestellten «Fragebogen zur Erlangung der Verlobungsgenehmigung» findet sich noch die ergänzende Angabe, dass er katholischen Glaubens sei. Seine Freikorps-Jahre präzierte er in der vorgedruckten Frage nach der Militärzeit. Er strich «Militär» durch und setzte «Grenzschutz 1919-1922» ein. Die Frage nach einer Kriegsverletzung beantwortete er mit «Schuss ins Schienbein». Im beigelegten Ahnenregister wird als einzig zusätzliche Information genannt, dass der Name der Mutter «Jenny» gelautet habe. Sonst nichts.

Fritz Scherwitz muss wirklich ein Mann von aussergewöhnlicher Überzeugungskraft gewesen sein. Oder mit Protektion. Auch dies ist so ohne Weiteres nicht zu klären. Und es bleibt ein Rätsel, warum er der SS gegenüber

erklärte, dass er seine Eltern für tot halte, aber seiner Frau erzählte, er habe die Eltern in Litauen gefunden.

Vielleicht ist der von der SS akzeptierte Lebenslauf nicht nur das erste Dokument, das seine Existenz bescheinigte, sondern auch das erste Dokument einer Skrupellosigkeit, die Scherwitz nach dem Krieg noch öfters an den Tag legen wird. Nämlich echte oder auch erfundene Angehörige einfach für tot zu erklären, wenn es ihm ins Konzept passte oder notwendig erschien. Nach dem Krieg liess er auch seine Ehefrau Bertha sterben, weil er von ihr nichts mehr wissen wollte und sie die neue jüdische Biographie gestört hätte. Und für Philipp Auerbachs Behörde erfand er eine jüdische Ehefrau namens Jenny Goldberg, die er in Auschwitz sterben liess. Jenny, wie Jenny Scherwitz?

Wenn Scherwitz also erwiesenermassen seinen Ehestand nach Gutdünken zurechtgebogen hat, warum sollten ausgerechnet die Behauptungen über das Schicksal seiner Eltern stimmen? Wen hat er belogen? Seine Frau, der er erzählte, er habe die Eltern in Litauen besucht? Die SS, der er erklärte, sie seien vermutlich Opfer des russischen Einmarschs in Ostpreussen 1914 geworden? Oder alle Behörden ab 1945, bei denen er angab, die Eltern seien im KZ Stutthof umgekommen?

Aber vielleicht ist ja wenigstens der Geburtsort Buscheruni richtig. Für diesen Geburtsort als Alternative zu den damals russisch verwalteten Städten Schaulen oder Wilna spricht mehr als nur der Lebenslauf an die Adresse der SS. Auch nach dem Krieg, nachdem er sich als Jude bekannt hatte, hielt er treu an diesem Ortsnamen fest. In allen Meldebögen nach 1945, in seinem Antrag auf Anerkennung als KZ-Opfer, in seinen Unterlagen für die Einstellung als Verfolgtenbetreuer bei Philipp Auerbach, in seinen Gehaltsabrechnungen bis zum Datum der Verhaftung, sogar in seinen ersten Vernehmungen auf dem Münchner Polizeipräsidium: Immer nannte er als Geburtsort den Ort Buscheruni. Immer! Nur lag dieses Buscheruni vor dem Krieg in Ostpreussen, nachher in Litauen. Erst am 2. Juni 1948, dem Tag, an dem er sich als Eleke Sirewitz zu erkennen gab, nannte er einen anderen Geburtsort: Wilna. Und in der ersten öffentlichen Gerichtsverhandlung am 17. Dezember 1948 widersprach er nicht, als der Ankläger den Geburtsort Schaulen nannte.

Und wo liegt nun eigentlich Buscheruni? Das Nest, in dem 1914 die Russen eingefallen, seine Eltern getötet oder die Familie auseinandergerissen haben? Das Ergebnis meiner Recherchen ist überraschend und auch wieder nicht: Der Ort ist nirgends auffindbar. Weder in der Schreibweise «Buscheruni» noch in einer ähnlichen. Er ist nirgends zu finden, und niemand weiss etwas von ihm. Er ist weder in Alexander Solschenizyns enzyklopädischem Epos über den Krieg in Ostpreussen, «August 1914», vermerkt noch auf den Armeekarten des zaristischen Generalstabs. Er findet sich in keinem Ortsregister von Ostpreussen und in keinem Register aus dem Memelland. Das Standesamt I in Berlin besitzt diese vollständigen Listen und verwahrt auch die ostpreussischen Kirchenbücher und Urkundensammlungen aus der Vorkriegszeit. Über eine Stadt, ein Dorf, ein Kirchspiel, einen Weiler namens Buscheruni oder eines ähnlichen Namens findet sich in diesen Listen kein Hinweis. Auch der Kirchliche Suchdienst muss passen.

Ohne Erfolg bleibt auch meine Anfrage an das «genealogische Archiv der Mormonen» in Utah, die das vollständigste Familienarchiv der Welt unter der Erde bunkern. Gleich nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion schickten die Mormonen mehrere hundert junge Missionare mit Handkopierern durch die verschiedenen Republiken, um die vorhandenen Kirchenbücher abzulichten, einschliesslich den Unterlagen über die jüdischen Gemeinden. «There ist no place listed under the spelling of Buscheruni, Buscherunija, Buszerunia», antworteten sie im November 1997. Ohne Ergebnis bleiben auch meine Anfragen an das Staatsarchiv von Litauen sowie an das «Polnische Nationalarchiv für Unterlagen aus der Zeit vor 1945» in Warschau. Weder in den Registern über die russischen Gouvernements in Litauen noch in den Unterlagen über die russisch-polnischen Provinzen ist ein Ort dieses Namens vermerkt.

Jetzt gibt es nur noch eine Möglichkeit, ein vermessener Versuch. Gab es irgendwo auf der Welt, wenigstens in Deutschland, Ostpreussen, Memelland, Polen, Russland oder in Litauen, einen Fritz oder Friedrich Scherwitz, geboren zwischen 1900 und 1910?

Der einzige Mensch, der sich zutrauen dürfte, diese Frage zu beantworten, heisst Otto Scherwitz, lebt in Königsfeld im Schwarzwald und ist 87 Jahre

alt. Auf ihn ist auch Alexander Lewin gestossen und vor ihm ein früherer Häftling, der in Riga unter Fritz Scherwitz gearbeitet hatte. Sie beide, und auch ich, vermuteten eine Verwandtschaft, freuten sich über die handfeste Spur und landeten im grossen Wald der Familienforschung. Denn Otto Scherwitz, nicht verwandt mit dem Gesuchten, ist seit seiner Pensionierung – er war Lehrer an einem Gymnasium der Herrenhuter Brüdergemeinde – ein versierter Genealoge. Er korrespondiert mit Dutzenden von Familienarchiven, ist ständiger Gast bei Standesämtern und Kirchen und hat vor ein paar Jahren seine Forschungen über die Geschichte des Geschlechts Scherwitz in ein hübsches Buch gebündelt. Es steht als Nummer 117 des «Deutschen Familien-Archivs» in jeder grossen Bibliothek und wird bald die zweite Auflage erleben. Die noch nicht gedruckten Ergänzungen finden sich im Internet.¹⁸

Otto Scherwitz hat in seinem umfangreichen Werk Hunderte von Namensvettern einschliesslich ihrer urkundlichen Erwähnungen aufgeführt, hat Linien am Rhein, im Schwarzwald, Elsass, Niederschlesien, Böhmen, gar Holland nachgezeichnet, und am interessantesten: Er hat zwei «Zweige» Scherwitz in Ostpreussen gefunden. Der eine kommt aus Labiau am Kurischen Haff, diese Scherwitzens sind über Generationen Kahnschiffer gewesen. Der andere Zweig kommt aus der Gegend um Tilsit, hier finden sich Gastwirte, und ab 1900 viele Akademiker.

Beide Familien sind ab etwa 1700 dokumentiert, die grosse Familie aus Labiau besonders gut. Zu ihr gehört der Schwimmlehrer Bruno Scherwitz, er ist von 1926 bis 1928 Gauleiter der damals noch illegalen NSDAP Ostpreussen gewesen. Er könnte theoretisch ein Bruder oder Vetter des gesuchten Fritz sein, denn geboren ist er im Jahre 1900. Aber er besitzt keinen Bruder oder Vetter Fritz oder Friedrich, und auch seine Namensverwandten in Tilsit haben in ihrem Stammbaum keinen Menschen aufzuweisen, der vielleicht Fritz Scherwitz sein könnte. Es gibt auch keine abgebrochenen Linien, etwa eine Familie, die 1914 von den Russen auseinandergetrieben wurde und deshalb in keinem Archiv jemals wieder erwähnt worden ist.

Viele der Nachkommen des Tilsiter Zweigs leben heute in Texas und sind an Familiengeschichten aus dem alten Europa hoch interessiert. Die Texaner

haben sogar eine eigene Webseite mit ihrem Stammbaum im Internet installiert. Als Otto Scherwitz ihnen vor ein paar Jahren den Aufsatz von Alexander Lewin mit der Frage zuschickte, ob es vielleicht doch Verbindungen zu dem geheimnisvollen Fritz aus dem Osten geben könnte, verneinte es der Familienvorstand Dr. Larry Scherwitz mit grossem Bedauern. Er fand Lewins Darstellung über den jüdischen SS-Offizier so faszinierend, dass er den Aufsatz gleich an einen befreundeten Drehbuchschreiber weitergegeben hat.

Auch der engagierte Familienforscher Otto Scherwitz ist vom mysteriösen Fritz fasziniert. Seine Herkunft ist für ihn eine Herausforderung, und er hat einige Mühe unternommen, das Rätsel zu lösen. Aber auch er ist gescheitert. «Es gibt insgesamt etwa 100 Personen mit dem Namen Scherwitz, die zwischen 1900 und 1910 geboren sind. Aber nirgends habe ich Hinweise auf ein Kind gefunden, das vielleicht Fritz Scherwitz sein könnte», sagt er mir. Natürlich gebe es noch weisse Flecken, zum Beispiel kenne er nicht die Nachkommen eines Carl Scherwitz, der etwa 1860 aus dem Elsass nach Moskau gezogen sei, und auch die westpreussische Linie Scherwitzki aus dem Gebiet Graudenz weise Lücken auf. Er kenne das Gerücht, es hätte mal einen «klein wenig jüdisch versippten» Scherwitz gegeben, aber wie, wann und mit wem welcher Scherwitz «versippt» gewesen sein könnte, wisse er leider nicht zu sagen.¹⁹

Fritz Scherwitz ist also unbekannt, und Buscheruni gibt es nicht! Scherwitz ist ein Phantom, und Buscheruni liegt in Panama, würde Leiba Lipsic sagen. Hatte sich dieser unbekannte Mensch mit dem unbekanntem Geburtsort etwa doch, als er in die SS eintrat oder eingetreten wurde, eine Legende zurechtlegen müssen? Womöglich um seine tatsächlich jüdische Herkunft zu verschleiern? Hat der Rentner Lewin, der Historiker aus Leidenschaft, mit Intuition und Menschenkenntnis zur Genüge ausgestattet, doch recht, wenn er ohne zu wanken seinen Standpunkt verteidigt. «Unser Fritz war eben schlau. Unser Fritzchen besass Chuzpe. Juden aus Litauen haben besonders viel Chuzpe», schreibt er mir nicht ohne Stolz. «Dafür sind deutsche Historikerinnen fleissig», ergänzt er mir zum Trost.

Der Kindersoldat im Irgendwo

Die Suche nach dem Geburtsort Buscheruni führt ins Nichts, die Spur Tilsit nach Texas, und die Recherche über das Soldatenbaby in Schaulen verliert sich im Dunkeln. Aber ein paar Lichtblicke gibt es doch. In den verschiedenen Versionen seines Lebenslaufs, die Scherwitz den verschiedenen Zwecken entsprechend abgeliefert hat, finden sich immer ein paar Körnchen Wahrheit. Zusammengekehrt sind sie schon beinahe ein kleiner Sandhaufen.

So ein Häufchen ergibt sich aus seinen über die Jahre verteilten Hinweisen, er habe eine Zeit bei einem Freikorps im Osten zugebracht. Die Hinweise sind ergiebiger, als sie auf den ersten Blick vermuten lassen. Sie müssen nur enträtselt, miteinander kombiniert und vor dem Hintergrund des deutschen Freikorps-Abenteuers im Jahre 1919 gelesen werden. Ergänzt man sie mit weiteren Zeugenaussagen zu Scherwitz' Aktivitäten beim «Grenzschutzkommando Ost», dann erschliesst sich ein annähernd lückenloses Stück seines Lebenswegs. Das hat aber freilich wenig gemein mit dem rührenden Bild, das Alexander Lewin von «Klein-Moses» in Schaulen gezeichnet hat. Statt einem «Soldatenbaby» begegnet man da einem Kindersoldaten; statt Kartoffelschalen stehen Agentendienste und das Bedienen eines Maschinengewehrs auf dem Programm.

Wo immer Scherwitz mit welchem Namen auch geboren sein mag und wer immer auch seine Eltern gewesen sein mögen, ob sie 1914 getötet wurden oder in den Kriegswirren verschollen sind, spätestens Ende 1919 begannen für Scherwitzjahre, in denen die Bindungen an die leibliche Familie keine grosse Rolle mehr spielten.

Die Jahre davor sind und bleiben ein weisser Fleck. Es wird nie zu klären sein, wo und wie er die Kriegsjahre verbracht hat. Gewiss, er wird der SS mitteilen, er sei in Ostpreussen von deutschen Soldaten mitgenommen worden und habe als Kind den ganzen Feldzug im Osten mitgemacht. Doch die Truppeneinheit oder Formation «16er Landsturm Küstrin», bei der er gewesen sein will, hat es im Ersten Weltkrieg nicht gegeben, weder in Ostpreussen noch anderswo. Ein Landsturm Küstrin findet sich auch in keinem Militärhandbuch. Weder das «Militärgeschichtliche Forschungsamt in Freiburg»

noch das «Militärarchiv im Bundesarchiv» haben Hinweise auf eine Einheit dieses Namens.

Erst seine Angabe, er sei 1919 dem «Grenzschutzkommando Ost» und dem «Freikorps Diebitsch» zugeteilt worden, führt auf sicheren Boden. Denn das Grenzschutzkommando Ost, und als Teil davon das Freikorps von Diebitsch, das hat es sehr wohl gegeben. Hier findet Scherwitz einen Ersatzvater, jenen Offizier Friedrich Erler, der ihn in die ungewissen ersten Nachkriegsjahre mitnimmt, ihm 1937 beispringt und später noch einmal, als es wieder eng wird, in den fünfziger Jahren.

Mag Scherwitz seine Kindheitsgeschichte im Einzelnen noch so sehr zusammenphantasiert haben, in einem Hauptpunkt hat er nicht geschwindelt. Er ist bei den Soldaten aufgewachsen, das Soldatenmilieu hat ihn geprägt. Während die Geschichte der leiblichen Sippe, jüdisch oder nicht, blass bleibt und immer blasser wird, drängt sich die Soldatengeschichte in den Vordergrund.

Der Ort Schaulen spielt auch hier eine Rolle. Doch eine Idylle ist es nicht, die «Klein Moses», Sohn des Regiments, im Kreis von «gutmütigen» Soldaten herumspielen lässt. Es ist kein beschauliches Leben in Schaulen. Während sich im Osten Staaten neu gründen – Litauen, Lettland, Polen – und sich um ihre Grenzen zanken, werden die deutschen Heeresverbände des Kaiserreiches im Osten umgegliedert, neu formiert und umdefiniert zu Freiwilligen Reserve-Verbänden. Zu Freikorps. Sie sind der neuen sozialdemokratischen Reichsregierung verpflichtet und werden auch von ihr besoldet, mit Duldung der Siegermächte.

Die Loyalität der Freikorps gegenüber der neuen Berliner Regierung ist brüchig, unter den Bedingungen des Versailler Vertrags zerbröckelt sie vollends. Viele Freikorps werden zur Soldateska, und Scherwitz ist dabei. Er spielt dabei keine nennenswerte Rolle, sein Name kommt in der wirren Geschichte der Freikorps nicht vor, aber es ist unabweislich auch seine Geschichte. Deshalb muss sie erzählt werden.

Das Freikorps von Diebitsch gründet sich am 1. April 1919 in Tilsit durch den Zusammenschluss der beiden Freiwilligen-Bataillone 51 und 52, die zuvor an der Ostfront gekämpft haben. Es besteht aus 38 Offizieren, 210 Unteroffizieren, 700 Mann, 600 Pferden, 120 Fahrzeugen und 93 Fahrrädern.²⁰

Es gliedert sich in vier Infanteriekompanien mit einer Batterie Feldkanonen, einer Nachrichtenabteilung und einer Kraftwagenkolonne, auch eine Kavallerieeinheit muss dabeigewesen sein.²¹

In den ersten Monaten liegt das Freikorps in Suwalki, einer Provinzhauptstadt im Dreieck zwischen Polen, Litauen und Ostpreussen, die bis zum Ersten Weltkrieg russisch verwaltet, dann von den Deutschen erobert worden war und nach dem Krieg von Polen und Litauen gleichermaßen beansprucht wird.

Im Auftrag der «Heeresleitung Armeeoberkommando Nord» sichert das Freikorps von Diebitsch die von der Entente in den Friedensverhandlungen bestimmte südliche Demarkationslinie zwischen Litauen und Polen, die praktisch durch die Stadt Suwalki läuft, sowie die Südgrenze des Suwalki-Zipfels bis Holynka und den Merez-Abschnitt. Ihr Kampfgebiet gegen die Polen liegt hauptsächlich in den Wäldern und Sümpfen von Augustow in der Provinz Bialystock, mit gelegentlichen Ausflügen nach Weissrussland. Als die Entente trotz wütender Proteste der Litauischen Republik die Region Suwalki am 26. Juli 1919 endgültig Polen zuspricht, ordnet das Oberkommando Nord die Verlegung des Freikorps von Diebitsch nordwärts ins litauische Schaulen an. Eine Infanteriebrigade wird nach Danzig verlegt, die restlichen Einheiten werden dem VI. Freiwilligen-Reservekorps unterstellt. Das sind die berühmt-berüchtigten «Baltikumer» unter dem Oberkommando des Generalmajors Graf von der Goltz.²²

Scherwitz ist in dieser Zeit entweder schon beim Freikorps oder er kommt spätestens im Oktober 1919 dazu. Das ergibt sich, wenn man zwei Zeugnisse zusammenliest: Erstens die Angabe in seinem Lebenslauf für die SS aus dem Jahre 1935: «Von da an [ab dem 16. Lebensjahr] bis zu meinem 19. Lebensjahr trat ich dem Grenzschutz ‚Freikorps Diebitsch‘ bei.» Zweitens ein Leumundszeugnis, das ihm sein Freikorps-Mentor Erler im Jahr 1937 ausgestellt hat:

«Wunschgemäss bescheinige ich Herrn Fritz Scherwitz, wohnhaft in Berlin, dass er im Oktober 1919 vom 16. Landsturm Btl. kommandiert, bei der Geheimen Feldpolizei Erler, Freikorps von Diebitsch, eingetreten ist. Nach Umformung der Geheimen Feldpolizei Ende Dezember 1919 in die

Maschinengewehrkompanie 2. Btl. IR 52 hat Fritz Scherwitz in dieser bis zur Auflösung am 31.1.1920 Dienst getan.

Trotz seiner Jugend hat sich Fritz Scherwitz als Agent bei der Geheimen Feldpolizei und als Soldat bei der Maschinengewehrkompanie sehr gut bewährt, war zuverlässig, besass eine anständige Gesinnung und hat alle an ihn gestellten Aufgaben zur grössten Zufriedenheit gelöst. Fritz Scherwitz beteiligte sich an den Gefechten der obengenannten Formationen in Litauen und Thorn.

Schkeiditz, den 5.12.1937

Friedrich Erler (Feldpolizeikommissar a.D. und ehemaliger Führer der Geheimen Feldpolizei Erler und der Maschinengewehrkompanie 2. Btl. IR)»²³

Normalerweise muss man mindestens 17 Jahre alt sein, um in ein Freikorps eintreten zu können. Doch bei Scherwitz, dem Jungen ohne Geburtsurkunde, mag man es so genau nicht genommen haben. Vielleicht wird er also als ibjähriger aufgenommen, und zwar zu einem Zeitpunkt, als das Freikorps von Diebitsch in Schaulen stationiert ist. Vielleicht gibt er dort und erst dort die Familienbande zugunsten des Männerbundes Freikorps auf, vielleicht begibt er sich dort aus der Obhut der Schaulener Eltern Scherwitz/Sirewitz in die des «Pflegevaters» Erler.

Das klingt einleuchtend, nur passt es überhaupt nicht zu seiner eigenen Version aus den dreissiger Jahren, wonach er viele Jahre mit den Soldaten herumgezogen sei, eine Version, die Erlers Formulierung «vom 16. Landsturm Btl. kommand» indirekt bestätigt. Er könnte also tatsächlich bereits im Frühling oder Frühsommer mit den Männern von Diebitsch in Berührung gekommen sein, als diese noch in Suwalki, etwa 60 Kilometer südlich von Schaulen, beschäftigt sind.

Suwalki liefert auch eine weitere überraschende Spur. Denn vor der Jahrhundertwende lebten in Suwalki zwei Familien mit dem Namen Syrewicz. Eine dieser beiden Familien war litauischer, die andere polnischer Nationalität, beide katholischen Glaubens, fand das Stadtarchiv heraus.²⁴

Die Religionszugehörigkeit «katholisch» nannte Scherwitz auch der SS. Nur zur Tarnung? Oder weil er wirklich katholisch getauft worden ist? Ge-

tauft gar in Suwalki? In einer 1947 ausgefüllten eidesstattlichen Erklärung gab er obendrein Suwalki als Geburtsort seines Vaters an.²⁵

Zufall oder Wahrheit? Wem ausser Militärhistorikern und denen, die dort einmal lebten, war dieser Namen denn in der Nachkriegszeit schon geläufig? Auch seine Sprachkenntnisse, die er nach verschiedenen Berichten gehabt haben soll, weisen nach Suwalki, nämlich neben Deutsch ein «mässiges Polnisch», ein «recht gutes Jiddisch» und ein «so gutes Russisch, dass er es als Kind gelernt haben muss».²⁶

Die «mässigen» Polnisch- und «guten» Russischkenntnisse wären leicht aus der Stadtgeschichte zu erklären. Schon seit Generationen und bis 1915 stand Suwalki unter zaristischer Verwaltung. Alle Schulen, das gesamte öffentliche Leben war russifiziert worden, viel gründlicher, als es in den litauischen Gouvernements je der Fall gewesen war. Der Zar hielt die Litauer für ein tumbes Bauernvolk und nahm sie nicht besonders ernst, aber die Polen wollte er für ihre Befreiungskämpfe bestrafen und ihnen den nationalen Stolz mit einer rigide durchgeführten Russifizierung austreiben.

Wenn Scherwitz als Sohn einer der beiden Familien Syrewicz in der Region Suwalki geboren sein sollte, bis zu Beginn des Ersten Weltkrieges dort auch ein paar Jahre zur Schule gegangen ist, dann muss er ein passables Russisch gesprochen haben. Geradezu zwangsläufig. Wo sonst ausser in Suwalki hätte er es lernen sollen? In Tilsit ganz sicher nicht, und in Schaulen schwerlich. Und Jiddisch? Auch dieses Rätsel wäre mit der Option Suwalki zu erklären. Denn bis zum Ersten Weltkrieg sprach man in den Gassen und Strassen der Stadt Jiddisch, das war das Idiom der kleinen Handwerker und des Proletariats. Über 9.000 der 25.000 Vorkriegsbewohner von Suwalki sollen Juden gewesen sein. Sie lebten mehrheitlich vom Holzhandel und der Holzindustrie, so wie die Polen und Litauer in dieser waldumstandenen Stadt ebenfalls.²⁷

Das passt auch gut mit Scherwitz' Angaben über den Beruf seines Vaters zusammen. Sowohl in seinen «deutschen» wie auch in seinen «jüdischen» Lebensläufen hat er den Vater immer der Holzverarbeitenden Branche zugewiesen, hat ihn Tischler oder Schreiner oder Möbelhändler sein lassen. Fritz Syrewicz, katholisch, geboren um die Jahrhundertwende in Suwalki, als Sohn eines Tischlers; all dies klingt plausibel und lässt sogar die Version zu,

die ein Zeitzeuge, der ihn in Riga kennengelernt hat, anbietet: «Meiner Meinung nach könnte Scherwitz Zigeuner gewesen sein, aus Polen, Russland oder Weissrussland. Diese Herkunft könnte seine Risikobereitschaft erklären, seine Sprachkenntnisse und seine Unabhängigkeit. Auch sein Aussehen entsprach looprozentig dem eines Zigeuners.»²⁸

Aber diese polnische Spur ist vage, nicht mehr als eine Möglichkeit. Dem Stadtarchiv Suwalki sind ausser den Hinweisen auf die Existenz jener katholischen Familien Syrewicz keine weiteren Informationen zu entlocken. Und das örtliche Standesamt, das die Meldeunterlagen ab dem Jahre 1900 verwahrt, will meine immer wieder aufs Neue gestellte Frage, ob eine dieser beiden Familien auch einen Sohn gehabt habe, partout nicht beantworten. Suwalki ist nicht «Panama», sondern eine ihre Geheimnisse wahrende Stadt hinter den Wäldern.

Zurück nach Schaulen, zu den Baltikumern, dorthin, wo es den Kindersoldaten Scherwitz/Syrewicz aus Suwalki vielleicht mitgetrieben hat oder wo er zu ihnen stiess, als Scherwitz oder Sirewitz.

Als von Diebitschs Truppen Ende Juli oder Anfang August 1919 dort eintreffen, geraten sie in einen wahren Hexenkessel unterschiedlichster politischer Interessen. Auf Druck der Alliierten hat die Reichsregierung inzwischen ultimativ den Abzug aller Freikorpstruppen aus dem nordwestlich gelegenen baltischen Kurland gefordert. Die Züge mit den aus Kurland abziehenden Soldaten sollen von Mitau über den Eisenbahnknotenpunkt Schaulen ins ostpreussische Tilsit geleitet werden, die Diebitsch-Leute für ein reibungsloses Umsteigen und sichere Fahrt sorgen.

Aber die Freikorps in Kurland, einst angeheuert mit dem Versprechen von Siedlungsland im Osten, denken überhaupt nicht daran, dem Räumungsbefehl des Reichswehrministers Noske zu folgen. «Wir hörten davon und lachten», schrieb Ernst von Salomon, damals Leutnant in einer Maschinengewehrkompanie des Freikorps von Liebermann.²⁹

Am 24. August 1919 meutert der Führer der Eisernen Division, Major Bischoff, auf dem Bahnhof in Mitau. Seinem Aufruf, vor Ort zu bleiben, schliessen sich die Soldaten begeistert an. Das ist offene Befehlsverweigerung, und die Reaktion des Reichswehrministers Noske kommt rasch und

entschieden: «Beharren in Auflehnung hat Abbruch der Verbindungen zur Folge, Sperrung der Löhnung und der Verpflegung sowie strafrechtliche Ahndung.»³⁰ Sogar mit der Aberkennung der deutschen Staatsangehörigkeit wird ernsthaft gedroht.

Damit ist der Bruch der Freikorps mit der Reichswehr vollzogen. Die Freikorps bleiben, wo sie sind, von der Heimat geächtet, Söldner ohne Sold, Landsknechte ohne Land, unterstützt nur noch von deutsch-baltischen Grundbesitzern, denen sie in den Märzkämpfen gegen die Bolschewiken das Leben gerettet haben³¹, aber angefeindet von den Litauern, Letten und Esten, die um ihre jungen Republiken fürchten. Sie sehen sich ringsum von Verrätern umgeben, fühlen sich als die einzigen Deutschen, die noch bereit sind, gegen den Bolschewismus zu kämpfen, und sie fürchten um ihr eigenes Überleben auf dem erst versprochenen, dann abgesprochenen Siedlungsland. «Es soll der Feind uns fragen / Wir werden's ihm schon sagen: Wir bleiben hier im schönen Baltenland / Wir gründen hier unser Heimatland», singen die Soldaten.³²

Hunderte wollen keine Meuterer sein und fahren nach Hause. Doch Abertausende neue Freiwillige stossen hinzu, angezogen vom Geist des Ungehorsams und begierig auf Gefahr. Wütende Antibolschewisten, Hasardeure, Feinde der deutschen Republik, auch Kriminelle auf der Flucht vor den Staatsanwälten überqueren zu Fuss oder mit Pferden illegal die Grenzen von Ostpreussen nach Litauen. Wenn Scherwitz ein unbekannter, vielleicht unehelicher Sohn einer Scherwitz-Tochter aus Tilsit gewesen sein sollte, dann könnte er in diesem Tross, der Nacht für Nacht die Grenze überquerte, gut dabei gewesen sein.

Es ist eine unübersichtliche Zeit; wer sich verstecken möchte, ist in einem Freikorps gut aufgehoben. Bereits bestehende Formationen vergrössern sich, andere teilen sich in selbständig agierende Trüppchen auf, stets alleine ihrem Führer und ihrer Phantasiefahne verpflichtet und sonst niemandem. Die Fahne des Diebitsch-Korps ist vier Quadratmeter gross, tiefschwarz und an jeder Ecke verziert mit einer grellgelb und rot zerplatzenden gestickten Bombe.³³

Im September 1919 beginnt das wahnwitzige letzte Kapitel des Unternehmens Baltikum, das in einem Fiasko endet. Graf von der Goltz übergibt das Oberkommando über sein VI. Freiwilligen-Reservekorps mit etwa 40.000

Soldaten an den betriebsamen Führer der weissrussischen «Westarmee», den Obersten Fürst Bermond-Awaloff. Ob dieser Oberst, der genau wie Scherwitz eine völlig ungeklärte Vergangenheit besitzt, «ein genialer Hochstapler oder ein ungenialer zaristisch-nationaler Offizier gewesen ist», mochte Ernst von Salomon noch Jahre später nicht beurteilen.³⁴ Ein Fürst ist er mit Sicherheit nicht, viel eher der Sohn eines jüdischen Kapellmeisters aus Odessa, wie mir Margers Vestermanis aus Riga erzählt. Es sind wirre Zeiten, wer fragt da nach ordentlichen Lebensläufen.

Die Reichsregierung, die das meuternde Korps ein paar Tage zuvor aus der Reichswehr ausgeschlossen hat, verhält sich lau. Sie erklärt Bermondts grössenwahnsinnige Pläne, mit Hilfe der deutschen Soldaten den Zaren wieder auf den Thron zu setzen, auf dem Weg nach Petersburg die jungen Republiken wegzufegen und dem russischen Kaiser die rückeroberten Ostseeprovinzen zu Füssen zu legen, zu einer rein innerrussischen Angelegenheit, in die sie sich schlecht einmischen könne.

Die wichtigsten Freikorps-Führer favorisieren schon lange einen Übertritt zu den Russen. Als Bermond ihnen dann vertraglich zusichert, die von der lettischen Regierung seinerzeit zugestandenen Bürger- und Ansiedlungsrechte würden vom Zaren bestätigt werden, ist das auch den Soldaten recht. Anfang Oktober 1919 erhalten sie von der «Russischen Westregierung», einer Regierung, die von keinem Land auf der Welt anerkannt wird, die russische Staatsbürgerschaft. «Wir hefteten die russische Kokarde an unsere Mütze (...) Wir nahmen erheitert das Papiergeld, das Bermond drucken liess. (...) Wir tranken mit Ingrim den russischen Schnaps und lernten russisch fluchen. Also waren wir, da wir nicht mehr Deutsche sein sollten, Russen geworden», schildert von Salomon in seinem Freikorps-Roman «Die Geächteten» die Lage.³⁵

Oberstleutnant Egon von Münch, anscheinend nicht nur Haudegen, sondern auch Visionär, schreibt in diesen Tagen an den Helden des Ersten Weltkrieges, Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg, er fordere eine neue Version des Deutschlandliedes: «Deutschland-Russland über alles».³⁶

Am 8. Oktober 1919 beginnt der Vormarsch der Eisernen Division und der Deutschen Legion, die nunmehr Teile der Russischen Westarmee sind,

auf Riga. «Gelingt's, so ist es eine Heldentat / Gelingt es nicht, ist's Hochverrat», lautet ein geflügeltes Wort. Es gelingt nicht. Die lettische Armee kämpft tapfer um ihr Land, die Briten schicken zur Unterstützung Panzerkreuzer und die Franzosen Patrouillenboote. Die Esten drängen vom Norden, und im Süden erklärt die litauische Regierung den Freikorps in Kurland den Krieg und schliesst die Westgrenze zu Deutschland.

Auf Druck der Alliierten erinnert sich jetzt die Reichsregierung in Berlin, dass Bermondts Soldaten ja eigentlich mehrheitlich Deutsche sind und bis vor Kurzem im Sold der Reichswehr standen. Sie beordert General von Eberhardt an die Spitze der Baltikumtruppen. Er soll Bermondts absetzen und das Abenteuer beenden.³⁷ Doch dazu kommt es erst nach zwei langen blutigen Monaten. Bis Ende November 1919 kämpft die Soldateska, inzwischen völlig zerlumpt und fast ohne Munition, mit einer Wildheit und Grausamkeit, die sogar den nicht zimperlichen von Salomon schockiert. «Wir erschlugen, was uns in die Hände fiel, wir verbrannten, was brennbar war. Wir sahen rot, wir hatten nichts mehr von menschlichen Gefühlen im Herzen. Wo wir gestürmt hatten, da lagen, wo früher Häuser waren, Schutt, Asche und glimmende Balken, gleich eitrigen Geschwüren im blanken Feld. Eine riesige Rauchfahne bezeichnete unseren Weg. Wir hatten einen Scheiterhaufen angezündet, da brannte mehr als totes Material, da brannten die bürgerlichen Tafeln, die Gesetze und Werte der zivilisierten Welt.»³⁸

Und Rudolf Höss, der spätere Kommandant von Auschwitz, damals im Freikorps Rossbach, erinnert sich: «Unzählige Male sah ich die grauenhaften Bilder mit den ausgebrannten Hütten und verkohlten und angeschmorten Leichen von Frauen und Kindern. Als ich dies zum ersten Mal sah, war ich wie versteinert. Ich glaubte damals, dass es eine Steigerung des Vernichtungswahns nicht mehr geben kann.»³⁹ Er selbst, Rudolf Höss, wird beweisen, dass es doch möglich war.

In diesem baltischen Drama spielt das Freikorps von Diebitsch mit dem Kindersoldaten Scherwitz in seiner Mitte eine besondere, im Vergleich zu den in Kurland operierenden Einheiten relativ unblutige Rolle. Dennoch verbindet sich sein Schicksal eng mit den Abenteurern von Kurland. Im August

1919 sympathisiert Oberstleutnant von Diebitsch noch mit den Rebellen, hilft, die Züge der nach Tilsit beorderten Soldaten in Schaulen zu stoppen und wieder nach Mitau zurückzuschicken. Aber das Bermondts-Unternehmen geht ihm anscheinend zu weit. Trotz heftigen Drängens weigert er sich, die «Russische Westregierung» im Allgemeinen und Bermondts im Speziellen als seinen militärischen Führer anzuerkennen. Erst müsse man sehen, was daraus wird, soll der Oberst gesagt haben.⁴⁰ Nicht alle seiner Freiwilligen teilen seine Abneigung. Die Männer seines 51. Bataillons, etwa zweihundert Freiwillige, schliessen sich im September der «Deutschen Legion» an und ziehen als Diebitsch-Untereinheit nach Kurland.

Der Stab und etwa fünfhundert Soldaten des 52. Bataillons aber bleiben in Schaulen. Ihr Unterführer ist Hauptmann Wiese. Auch Fritz Erler und in seinem Schlepptau Scherwitz bleiben in Litauen. Dieses Bataillon akzeptiert General von Eberhardt als seinen Oberkommandierenden, wird deshalb nicht aus der Reichswehr ausgeschlossen, ist also eine Ausnahmeerscheinung im Chaos des Ostens. Sogar der Sold fliesst weiter.⁴¹

Im Einvernehmen mit der litauischen Regierung und gemeinsam mit litauischen Soldaten, die man in deutsche Uniformen gesteckt hat, übernimmt das Bataillon den Bahnschutz in einem 80 Quadratkilometer grossen Gebiet rund um Schaulen. Es soll aufpassen, dass polnische Stosstruppen aus dem Süden keine Züge in die Luft sprengen oder Eisenbahnlinien zerstören. Das ist eine Aufgabe ganz wie gewohnt, denn die Diebitsch-Einheiten sind auf «Bandenbekämpfung» spezialisiert. Jede Untereinheit besitzt ihre eigenen Führer, es liegt an ihnen, neue Söldner einzustellen, alte zu entlassen.⁴²

Erler ist einer der Unterführer, er ist sogar Kommandant der Geheimen Feldpolizei. Es ist wahrscheinlich, dass er die Schaulener Bandenbekämpfungs-Aktionen im Sinn hat, als er 1937 Scherwitz bescheinigt, er habe sich trotz seiner Jugend als Agent bei der Geheimen Feldpolizei sehr gut bewährt.

Im Oktober 1919, zu der Zeit, als die Russische Westarmee ihre Schlachten um Riga schlägt, verliert auch das Freikorps von Diebitsch das Wohlwollen der Regierung in Kowno. Zum Bruch kommt es schliesslich, als russische Abgesandte von Bermondts in Schaulen aufkreuzen, den litauischen

Stadtkommandanten Knall auf Fall absetzen und einen Vertreter ihrer «Russischen Westregierung» als Stadtoberhaupt inthronisieren. «Jetzt kommt Diebitsch in Teufels Küche», befürchtet ein Freikorps-Offizier, der selbst im Dienste Bermonds steht, denn «jetzt hat Bermond die Souveränität Litauens verletzt».⁴³

So ist es auch. In harschem Ton verlangt die Etausche von der deutschen Regierung, das Freikorps von Diebitsch habe am 19. Oktober Schaulen zu räumen, aber die Waffen dazulassen. Bisher sei man für die Hilfe dankbar gewesen, heisst es in den Telegrammen nach Berlin, aber jetzt habe sich die Lage radikal geändert, jetzt müsse man seine Selbständigkeit gegen Bermond verteidigen, der ja offensichtlich auch Litauen wieder in eine weissrussische Provinz verwandeln woUe. Um die Forderung zu unterstreichen, konzentriert die litauische Heeresleitung Truppenverbände rund um Schaulen. Sie beordert Einheiten, die eigentlich im Süden auf die Polen aufpassen soUen, an die strategisch wichtige Bahnlinie nach Laugszargen-Tilsit und fängt gar an, mit den Bolschewisten zu verhandeln, um ihre im Osten gelegenen Regimenter freizubekommen.⁴⁴

Für General von Eberhardt entsteht so eine äusserst schwierige Situation. Er fürchtet, der Aufmarsch von grossen litauischen Truppenverbänden an der nach Deutschland führenden Bahnlinie könne aUe seine Pläne gefährden, Bermond zum Aufgeben zu überreden und die Soldaten aus Kurland sicher zurückzuführen. Er weist deshalb das Freikorps von Diebitsch an, in Schaulen zu bleiben und die Bahnlinie nach Laugszargen offenzuhalten. Notfalls mit Gewalt. So wird die Souveränität Litauens zum zweitenmal verletzt.

Jetzt beginnen komplizierte Verhandlungen unter Einbeziehung der Interalliierten Kontrollkommission. Aber mitten in diesem Notenkrieg eskaliert die Situation, als das Freikorps von Brandis aus Kurland herüberkommt, um unter von Diebitschs Kommando die «gelben Halbaffen» zu verjagen, wie die Litauer verächtlich bezeichnet werden, weil sie gelbe Abzeichen auf ihren deutschen Uniformen tragen.

Das gestaltet sich aber nicht so einfach wie gedacht. Am 24. Oktober tötet eine litauische Granate eine ganze Reihe Männer, die sich gerade vor einer Feldküche aufgesteUt hatten, um Essen zu fassen. Am selben Abend ermor-

den litauische Soldaten 15 Kilometer östlich von Schaulen eine ganze deutsche Radfahrerkompanie und verstümmeln ihre Leichen. Die Freikorps schäumen vor Wut und nehmen siebzig Litauer als Geiseln fest. Sie müssen auf Druck der Entente ein paar Tage darauf freigelassen werden, für die Freikorps eine «Beleidigung allererster Güte». Von Diebitsch gibt das Kommando aus, «Litauer aus den Dörfern herauszuschmeissen, um dort Quartier und sichere Stellung zu beziehen, und anderen Dörfern Lieferungen aufzulegen».⁴⁵

Damit ist der Kriegszustand da, der «Gummibandkrieg», wie ihn ein Chronist bezeichnet.⁴⁶ «Sichere Stellungen» gibt es für das Freikorps von Diebitsch nun nirgends mehr. In Schaulen und Umgebung kommt es laufend zu verschiedenen Scharmützeln, die mal die eine Seite, mal die andere gewinnt, aber immer auf Kosten der Zivilbevölkerung. «Der Rubel rollt, der Panje grollt, es grinsen die Banditen», hiess es in einem oft zitierten Vers.⁴⁷ Wenn es im Oktober unter den Litauern noch Freunde der deutschen Freikorps gibt, müssen sie sich jetzt gut tarnen. Denn überall im Lande ertönt der Ruf, den «Koltshaks», wie die Bermond-Gruppen in Litauen genannt werden und zu denen das Freikorps von Diebitsch der Einfachheit halber hinzugerechnet wird, müsse man «es gründlich zeigen».⁴⁸

Am 31. Oktober 1919 ordnet das deutsche Generalkommando die Wiederaufnahme der Abtransporte von Freikorps-Soldaten aus Litauen nach Deutschland an. Die Einzelheiten werden in mühseligen, von Pulverdampf begleiteten Verhandlungen im Abzugsvertrag von Radziwilischki festgelegt. Oberstleutnant von Diebitsch folgt dem Befehl widerwillig, aber er folgt ihm.

Einige Tage vor dem Abtransport aus Schaulen richtet er in der «Deutschen Soldaten-Zeitung», dem «Nachrichtenblatt für den Ostschutz», noch einen Aufruf an sein Freikorps und deutet Perspektiven für seine Männer an. Friedrich Erler, Scherwitz' Mentor, wird den Artikel sicher auch gelesen haben.

«Über fünf Jahre stand ich jetzt ausserhalb Deutschlands Grenzen im Felde und im neunten Monat mit denjenigen zusammen in Litauen, die mein Freikorps bilden halfen. Wir hatten hier teil an der letzten deutschen

Tat in dieser schmachvollen Zeit, die den vor siebenhundert Jahren erkämpften deutschen Boden festhalten will als Siedlungsland für das arme zerschlagene Vaterland (...). Wir halfen hier das Hinterland zu sichern für unsere, die Bestie des Bolschewismus bekämpfenden Brüder [in Kurland]. (...) Wir haben hier draussen Gott sei Dank vergessen, dass der Parteihass die Heimat zerfleischt. Wir waren im Herzen nur Deutsche (...). Jeder ist unser Feind, der nicht Deutschland über alles setzt.

Das Freikorps soll nun zunächst bereitstehen, um nötigenfalls deutsches Land gegen polnische Raublust zu verteidigen. Eine Aufgabe, die das Freikorps dem Rufe seiner guten Manneszucht und Disziplin verdankt, während andere Freikorps aufgelöst werden. Ich erwarte nun, dass jeder an seiner Stelle diesen Ruf des Freikorps durch Diensteißer, Strammheit und gute Ausführung erhält, damit wir noch lange zusammenbleiben. Ich werde dann Zeit finden, ein ‚Freikorps der Arbeit‘ so vorzubereiten, dass alle Arbeitslustigen eine glückliche Zukunft finden und allen, die zu mir halten, die Not ferne bleibt.

Ich warne euch vor den Hetzereien (...) in der Heimat. Lasst euch nicht irren machen. Lasst euch nicht in Parteihader zerren. Schliesst euch nur dichter zusammen. (...) Seid stolz, hier draussen gewesen zu sein, und gedenkt der Brüder, die hier bleiben, in Treue. (...) Ich halte zu euch und lebe, arbeite, sterbe für euch.»⁴⁹

Die Abtransporte der Freikorps-Männer beginnen am 4. November 1919 und enden eine Woche später. Nach dem 11. November befindet sich kein Diebitsch-Mann mehr in der Stadt. In abgerissenen Uniformen und zerschlossenen Pelzmänteln, die Gewehre umgehängt, besteigen etwa fünfhundert Soldaten bei Temperaturen weit unter Null die Züge nach Westen. Für sie endet das «Grenzsicherungsunternehmen Ost» noch halbwegs ehrenvoll, vergleicht man es mit dem Durchzug von über 40.000 halbverhungerten, zerlumpten und geschlagenen deutschen Bermondtsoldaten knapp zwei Monate später. Oberst von Diebitsch verabschiedet jeden einzelnen Transport noch persönlich, und jeder Mann erhält ein Proviantpaket aus Heeresbeständen. Die litauische Regierung sichert im Abzugsvertrag freie Fahrt zu, und so kommt es auch nicht zu Zwischenfällen. Die Reise geht über Tauroggen, Laugszargen, dann über Tilsit und Insterburg durch ganz Ostpreussen nach Thorn, in die alte Deutschordensstadt rechts der Weichsel. Dort solle sich

das Korps dem Reichswehr-Infanterieregiment 2 anschliessen, das dem Armeeoberkommando Stettin unterstellt ist.⁵⁰

Im Zug sitzen auch Friedrich Erler, offiziell immer noch Führer der Geheimen Feldpolizei im Btl. 52, und Fritz Scherwitz, Agent ohne Terrain. Formal gehört Scherwitz zu der Gruppe, für die im Vertrag von Radziwilischki die ungelenke Formel «sonstwie gefährdete Bevölkerung»⁵¹ gefunden worden ist. Das Generalkommando hat sehr darauf gedrängt, dass Einheimische, die den Freikorps treu gedient haben und deshalb gefährdet scheinen, ebenfalls das Land verlassen dürfen. Der Vorgesetzte Erler wird seinen Untergebenen Scherwitz auf die Liste der «sonstwie gefährdeten» Teilnehmer des Freikorps von Diebitsch gesetzt haben, Hauptmann Wiese als Bataillonsführer seine Unterschrift gegeben und Diebitsch selbst die Liste abgezeichnet haben. So informell und mit Einverständnis des Berliner Reichskriegsministeriums lief das damals ab, damit war der Fall erledigt. Der Dienst in Litauen ist beendet, in Thorn gibt es neue Feinde. Die Polen.

In Thorn werden die bewaffneten Neuankömmlinge herzlich empfangen worden sein. Seit Unterzeichnung des Versailler Vertrages bangen die Deutschen in ganz Westpreussen um ihre Zukunft. «Gehen oder bleiben», heisst für sie die Frage. Der Plan der Siegermächte sieht vor, alle Gebiete mit «unzweifelhaft polnischer Bevölkerung» Polen zuzuschlagen und darüber hinaus Polen einen «freien und sicheren Zugang zur See» zu garantieren.

Als das Freikorps in Thorn ankommt, ist über den genauen Grenzverlauf noch nicht entschieden, aber polnische Freischärler versuchen Fakten zu schaffen, indem sie die Deutschen aus der Stadt drängen. Das ist nicht ganz einfach, denn in Thorn leben 1919 deutlich mehr Deutsche als Polen, 66 Prozent der Gesamtbevölkerung von etwa 48.000 Menschen. Aber sie besitzen keine Waffen, und auf internationale Hilfe können sie nicht hoffen. Da kommen ihnen die kampferprobten Freikorps-Soldaten aus Schaulen sehr recht.

Das deutsche Generalkommando Stettin weist ihnen als Standortquartier die Alte Reithalle in der Kaserne von Thorn zu, und noch am Ankunsttag organisiert sich das Freikorps von Diebitsch um. Die Geheime Feldpolizei ist

jetzt überflüssig, offener Kampf steht auf der Tagesordnung. Hauptmann Wiese teilt Erler in die 2. Maschinengewehrkompanie des 52. Bataillons ein. Es soll die polnischen Freischärler im Süden der Stadt verjagen.⁵² Erler wird Scherwitz, seinen früheren Agenten, mitgenommen und ihm in einem Schnellkurs beigebracht haben, wie man ein Maschinengewehr bedient. Laden, schießen, laden, schießen. Die Polen tun dasselbe, und so gibt es Tote auf beiden Seiten. In diesen Tagen könnte der gerade mal 16 Jahre alte Kindersoldat Scherwitz den «Schuss ins Schienbein» erhalten haben, den er 1935 als Kriegsverletzung in seinem SS-Fragebogen angeben wird.

Indessen findet der Kriegsdienst in Thorn für alle ein frühes Ende. Am 8. Dezember 1919 wird die vom britischen Aussenminister Lord Curzon vorgeschlagene Ostgrenze Polens von den Westmächten anerkannt, damit wird Thorn ohne Volksabstimmung polnisches Gebiet. Noch am selben Abend versammelt Oberst von Diebitsch seine Männer in der Alten Reithalle um sich und teilt ihnen mit, was ihm das Armeekommando Stettin befohlen habe. Thorn müsse unverzüglich geräumt werden. Dann fällt der entscheidende Satz: «Das Freikorps von Diebitsch als militärische Formation ist hiermit aufgelöst.»

Verbittert schaute er drein, als er seine Anweisungen gab, heisst es in einem Erinnerungsbericht aus dem Jahre 1937. «Es war uns, als hätten die Fenster der Reithalle springen müssen von so viel bösen Nachrichten. ‚Kameraden‘, so sagte er zum Schluss, ‚ich werde alles tun, dass wir zusammenbleiben. Wir wollen unseren Truppenverband zu einem Freikorps der Arbeit umgestalten, damit wir jederzeit wieder auf dem Platze sind, wenn man uns braucht. Und das hoffentlich bald.‘ Dann zog er die weite Pelerine seines Mantels fest um sich, als ob er fröre, und verliess die Reithalle.»⁵³

Einen Tag später verlassen alle deutschen Soldaten der regulären Reichswehr und alle deutschen Freiwilligen die Stadt, Monate später wird ihnen die Mehrheit der deutschen Bevölkerung folgen. Die Wut der Diebitsch-Männer auf die Briten, die Entente und alle Politiker ist ungeheuer. «Wir alle sagten uns», heisst es im oben erwähnten Erinnerungsbericht, «dass der Abmarsch Verrat an der deutschen Sache war, eine Ehrlosigkeit der Regierung ohne Beispiel.»

Zu Fuss ziehen die Soldaten, die noch vor zwei Tagen Angehörige eines stolzen Freikorps gewesen sind, ins deutsche Ostpreussen. Hauptmann Wie-

se, Erlers und Scherwitz' neuer Führer, hatte von Oberst von Diebitsch den Auftrag bekommen, in Ponarth bei Königsberg auf ihn sowie auf die Männer des immer noch in Kurland verstrickten Bataillons 51 zu warten. Nach ihrer Ankunft solle dann das «Freikorps der Arbeit» gegründet werden, wie es von Diebitsch propagiert hat.

Das Unternehmen scheitert schon ein paar Wochen später an seinen inneren Widersprüchen; Hauptmann von Brandis hatte es nüchtern prophezeit: «Nu, hat man je gesehen, dass Wölfe Schafe hüten.»⁵⁴ Die Reichswehr beordert Oberst von Diebitsch zum 102. Infanterieregiment nach Köslin ins deutsche Pommern. Damit fehlt der Gemeinschaft jetzt der Führer, obwohl Hauptmann Wiese sich tapfer bemüht, ihn zu ersetzen. Der Oberst schreibt aufmunternde Briefe, aber es nützt nichts, der Zerfall des Freikorps in verschiedene Gruppen, die verschiedene Wege einschlagen, ist nicht mehr aufzuhalten. Nachdem die Soldaten des 51. Bataillons nach einem gefährlichen Fussmarsch durch das schneeerwehte Litauen im Barackenlager Ponarth angekommen sind, wird das Freikorps zum zweitenmal offiziell aufgelöst, am 31. Januar 1920, und diesmal für immer.

Friedrich Erler verlässt Ponarth kurz danach, es zieht ihn nach Hause, auf das Gut seiner Eltern in Gerlachsheim bei Lauban in Schlesien. In seinem Schlepptau befindet sich immer noch sein Schützling Scherwitz. Er habe ihn als seinen «Pflegesohn» betrachtet, wird Erler Ende der fünfziger Jahre dem Bayerischen Verwaltungsgericht zu Protokoll geben. Er habe ihn mitgenommen, «da er in seine Heimatstadt nicht zurückkehren konnte, weil er [Scherwitz] sich bei der Aufdeckung und Bekämpfung von Banden Verdienste erworben hatte», also in Litauen als gefährdete Person gegolten habe.⁵⁵ Scherwitz selbst wird 1936, in seinem Lebenslauf für das Standesamt, schreiben, er sei bei Erler bis 1924 «in Stellung gewesen» und von dort zu Fuss nach Berlin gewandert, wo er 1925 ankam.⁵⁶

Der Mehrheit der Korpskameraden geht es schlechter als den beiden. Sie ziehen, wie Tausende Baltikumkämpfer vor ihnen auch, zum Moorstechen ins Emsland. Dort versuchen die Diebitsch-Leute «Arbeits- und Siedlungsgemeinschaften» zu gründen, die aber am Widerstand der einheimischen Bevölkerung scheitern. Eine knapp zweihundert Mann starke Gruppe, darunter

viele Offiziere, siedeln sich bei Bartenstein in Ostpreussen an, wo sie auf genossenschaftlicher Basis Lohnfuhrwerke betreiben, Werkstätten gründen und Kanäle ziehen.

Hauptmann Wiese geht mit 52 Kameraden zurück nach Ponarth bei Königsberg, nachdem Versuche eines gemeinsamen Siedlungsprojektes erst bei Wismar, dann bei Hannover fehlgeschlagen sind. «Es blieb uns als Freikorpsoldaten ja auch nichts anderes übrig, als nach Möglichkeit zusammenzubleiben und auf eigene Faust Arbeits- und Siedlungsgemeinschaften zu schaffen, da für uns von der damaligen Reichsregierung keine Unterstützung zu erwarten war», heisst es in einem Erinnerungsbericht aus dem Jahre 1934.⁵⁷

In Ponarth errichtet Wiese mit Unterstützung der Wehrkreisstelle Königsberg eine Kriegsbeschädigten-Werkstätte, die aber 1926 geschlossen werden muss. Ab dann verlieren sich die Spuren. Keiner der namentlich bekannten Diebitsch-Leute wird während der Zeit des Nationalsozialismus noch eine auffällige Rolle spielen. Niemand, ausser Fritz Scherwitz, dem Jugendlichen aus Litauen mit dem Schuss ins Schienbein.

Im besten Treueverhältnis von Mann zu Mann

Der Korpsgeist lässt viele Freikorps-Mitglieder noch in späteren Zeiten zusammenhalten. Bis etwa 1926 halten die Gemeinschaften durch «Betreuer», die Oberst von Diebitsch ausgesucht hatte, miteinander Kontakt. Der Zusammenhalt von Friedrich Erler und Fritz Scherwitz ist besonders eng, und Erler wird noch nach vielen Jahren hilfreich in Scherwitz' Leben eingreifen, wenn es in die Krise gerät. Einmal im Dritten Reich, als Scherwitz der SS eine deutschstämmige Herkunft beweisen muss, und noch einmal in der Bundesrepublik, drei Jahre nach Verbüßung seiner Haftstrafe, als man ihn aus München abschieben will, weil er keine Einbürgerungsurkunde vorlegen kann. Hier geht es um den Korpsgeist, den Scherwitz in seinen jungen Jahren aufgesogen haben muss wie ein Schwamm, den Korpsgeist, der bei den Freikorps wie eine Religion gepflegt wird, der in allen Berichten, die es über die Formationen gibt, als Charakteristikum genannt wird, als das Besondere und Wesentliche, was Vorgesetzte und Untergebene jenseits aller Klassenunter-

schiede und militärischer Rangunterschiede miteinander verbindet. Eine bedingungslose Treue zueinander, bei gleichzeitigem absoluten Gehorsam gegenüber dem Freikorpsführer, Treue, die von diesem Führer und von allen Frontkameraden mit lebenslanger Loyalität belohnt wird. «Wir stehen zusammen, wir gehören zusammen, und unsere Verbindung wird nie aufhören», hatte von Diebitsch seinen Männern 1919 auf dem Bahnhof in Schaulen zugerufen.⁵⁸

Solche in Kämpfen zusammengewachsenen Männergemeinschaften haben ihre eigene besondere Psychologie. Der Einzelne fühlt sich aufgehoben, geradezu verschmolzen mit seinen Kameraden. Er braucht nicht mehr nachzudenken, nicht mehr moralisch abzuwägen, er hat sein Ich und seine Reflexionsfähigkeit durch die Unterwerfung unter die vermeintlichen Ideale von Gehorsam, Ehre und Treue ersetzt. Was gut ist und was böse, das bestimmt der Anführer, das bestimmt die ganze Truppe durch ihre Taten, sie gibt sich ihre eigenen Gesetze. Solch eine Ausschaltung des eigenen Gewissens funktioniert nur, wenn die Welt in ein rigides Freund-Feind-Schema eingeteilt wird: hier die gute Binnenwelt, dort die böse Aussenwelt, hier die Kameraden, dort die Feinde, dazwischen gibt es nichts. Wer den Ehrenkodex verletzt, wer sich ausserhalb der Kameradschaft stellt, der ist selbst ein Feind und darf eigenhändig gerichtet werden. «Verräter verfallen der Feme», hiess es damals, und die Selbstjustiz wurde 1919 in Kurland und Litauen kräftig praktiziert. «Schon damals erfuhr jede Untat in den eigenen Reihen ihre Sühne durch höchst problematische Standgerichte, die kurz zusammentraten, urteilten und vollstreckten; Plünderer, Meuterer und Verräter wurden ohne lange Untersuchungen von den eigenen Kameraden erschossen», bezeugt Ernst von Salomon.⁵⁹

Scherwitz wird diese Trennung einer guten Binnenwelt von einer bösen Aussenwelt zwei Jahrzehnte später in Riga praktizieren, er wird mit dieser Freikorpsmentalität sein eigenes Lager leiten und selbst die Feme praktizieren lassen.

Als Fritz Scherwitz im Oktober 1919 «Agent» in der Geheimen Feldpolizei wurde, hatte ihn der Führer Friedrich Erler sicher auf Herz und Nieren geprüft und seine Zuverlässigkeit getestet. Man wollte sich ja keine Läuse in

den Pelz setzen. Angesichts des delikaten Tätigkeitsprofils der Geheimen Feldpolizei waren unbegrenzte Loyalität, Draufgängertum und ein gerüttelt Mass an Gewaltbereitschaft besonders geforderte Eigenschaften.

Und die Frage der nationalen Zugehörigkeit? Da wird es schwierig. Die unbedingte Zugehörigkeit zum Freikorps, die Kameradentreue, stand oben an, viel wichtiger als die biologische Abstammung war das Bekenntnis zu einem gefühlten Deutschtum und zu einem soliden Antibolschewismus. Beim Diebitsch-Korps gab es einige Russen, Ernst von Salomon kämpfte wiederum als Deutscher bei den Russen, und bei den Russen gab es eine ganze Reihe Juden, das ging also munter hin und her. Scherwitz hatte sich als Freikorps-Kämpfer tagtäglich durch Taten zu beweisen, nicht durch Abstammungsnachweise, die er ohnehin nicht beibringen konnte.

Woher also stammte Scherwitz? Nach all dem Hin und Her bestehen immer noch mehrere Optionen. Dass er ein Einheimischer war, ist am wahrscheinlichsten, einer, dem es leichtfiel, sich im litauischen Schaulen und dessen näherer und weiterer Umgebung zurechtzufinden. Wie sonst hätte er ein erfolgreicher Agent werden können? Kundschafter taugen nur, wenn sie sich in ihrem Einsatzgebiet wie ein Fisch im Wasser bewegen können, wenn sie das Milieu genau kennen, wenn sie orts- und sprachkundig, wenn sie unauffällig sind. Scherwitz muss ein Einheimischer gewesen sein, alle anderen Überlegungen geben keinen Sinn.

Aber Einheimischer welcher Art? War er Litauer? Deutscher? Oder könnte er doch Jude gewesen sein?

Für die Option Litauer spricht nichts, aber vieles dagegen. Am stärksten die nicht vorhandene Sprachkompetenz. Das Litauische, die geringgeschätzte Bauernsprache, eignete sich damals niemand an, der nicht in sie hineingeboren war. Scherwitz konnte Deutsch, Russisch, Jiddisch, etwas Polnisch, aber Litauisch konnte er nicht. Aber wer noch, ausser den Litauern, konnte sich in diesem Herbst, der nach Krieg roch, ungehindert im Land bewegen, sich mit litauischen Soldaten und Bauern unterhalten und ihre Pläne erkunden? Zweifellos ein Angehöriger der deutschen Minderheit, wofür Erler seinen Agenten Scherwitz vermutlich auch gehalten hat.

Gegen eine deutschstämmige Herkunft sind freilich zwei Einwände geltend zu machen. Die Deutschen in Litauen hingen in der Regel dem evange-

lischen Glauben an, während die Litauer überwiegend katholisch waren. «Katholisch» hat Scherwitz aber unter der Rubrik Religionszugehörigkeit in seine SS-Unterlagen eingetragen. Warum sollte er ausgerechnet bei einem so vergleichsweise nebensächlichen Detail geschwindelt haben?

Der zweite, gewichtigere Einwand betrifft das Milieu und die Sprachkompetenz der Deutschen in Litauen. Viele von ihnen konnten zwar etwas Jiddisch, zumindest, wenn sie sich als Kinder viel auf der Strasse herumgetrieben hatten, aber Russisch sprachen die wenigsten, eigentlich nur die Angehörigen der Oberschicht und die Verwaltungsbeamten, aus deren Kreisen Scherwitz vermutlich nicht stammte. Aber Scherwitz soll ein gutes Russisch gesprochen haben und, wie erwähnt, kein Litauisch. Das ist merkwürdig. Denn wenn er zur deutschen Minderheit gehört haben sollte, und zwar zu den kleinen Leuten, die ihre Traditionen, ihre Sprache, ihren Glauben nur intern in ihren Landsmannschaften pflegten, sich aber ansonsten, wie es für die Deutschen in Litauen typisch gewesen ist, von der Mehrheitsgesellschaft kaum unterschieden, müsste er eigentlich die Landessprache gekonnt haben; nicht fließend, aber gut genug, um sie später nicht völlig zu vergessen.

So bleibt ein Misstrauen gegen die Option «Angehöriger der deutschsprachigen Minderheit» bestehen. Sie ist nicht besser begründet als Fritz Scherwitz' eigene Version, er komme aus einem jüdischen Elternhaus. Denn ausser geborenen Litauern und den Angehörigen der deutschen Minderheit galten tatsächlich nur noch die Juden als Einheimische. Kein vernünftiger Litauer wäre misstrauisch geworden, wenn sie sich nur auf Jiddisch oder Deutsch oder auch Russisch verständigen konnten.

Leiba Lipsic, der Ghettoarchivar von Schaulen, schreibt mir, dass es 1919 einige namenlose jüdische «Elemente» gegeben haben soll, die sich den «Bermond-Verbrechern verschrieben» hätten.⁶⁰ Darüber ist er heute noch wütend. Gehörte Scherwitz zu diesen namenlosen jüdischen «Elementen»? Zu diesen Herumlungerern, von denen in einem Freikorps-Bericht aus dem Jahre 1920 die Rede ist: «Schaulen, dieses elende Judennest, machte jetzt, nachdem die Bermond-Russen sich breitgemacht hatten und es die richtige Etappe für jüdische Schieber und Herumlungerer geworden war, einen noch übleren Eindruck auf mich als früher.»⁶¹

Die Möglichkeit, Scherwitz sei «jüdischer Abstammung» gewesen, lässt sich nicht ausschliessen, und sie hat kein geringes Mass an Wahrscheinlichkeit für sich. Das ist das Ergebnis meiner in alle Richtungen geführten Recherchen. Ich sehe meinen Freund Lewin über den angestregten Fleiss der deutschen Historikerin schmunzeln. «Die dicksten Bäume stehen im Urwald», hatte er mir mal geschrieben.

Wenn Scherwitz in eine jüdische Familie hineingeboren worden ist, dann ist er zu einem Kind geworden, das sich während des Krieges irgendwo zwischen den Fronten herumtrieb und in Schaulen strandete; ein Kind, das lernen musste, sich anzupassen und mit wenig auszukommen, das bald merkte, dass die jüdische Herkunft von Nachteil war, und sie deshalb verschwieg. Er könnte, einmal bei den Freikorpsleuten angekommen, sich täglich darum bemüht haben, unverzichtbar zu sein, bis er es schliesslich war. Er könnte seine «Unbehautheit» mit Übereifer kompensiert haben, mit Angebereien und tollen Geschichten, vielleicht auch mit der, dass seine Eltern von den Bolschewisten getötet worden seien und er jetzt Rache üben wolle. Bei den Freikorps hat er wahrscheinlich gelernt, was er später glänzend beherrscht: die Vergangenheit so gründlich zu verwischen, bis es hinter dem Vorhang keine mehr gibt. Schwindeln, bis die Lügen zur inneren Wahrheit geworden sind. So praktiziert er es später bei der SS und nach dem zweiten Krieg in seiner neuen Heimat Bayern.

Aber ganz gleich, welche Mutter ihn in welche Gesellschaft hineingeboren hat – nicht sie, sondern die wilden Gesellen prägten ihn für sein Leben. Nicht die jüdische Mamme oder die deutsche, russische, polnische, litauische Mutter haben Scherwitz zum Mann erzogen, sondern der Krieg, die kriegsähnlichen Zustände danach, die Soldaten des Freikorps, die unentwegt kämpften und marschierten und plünderten und Pläne machten, aber nicht wussten, wofür und zu welchem Ende und ob man ihnen das lohnen werde. Die Soldaten drückten ihm ihren Stempel auf, bis er beinahe so wurde wie sie. Ein Landsknecht für ein Land, das er nicht kannte, nur seinem Führer, dem Fahneid, der Kameradschaft verpflichtet; im Kern unideologisch, weil der Bauch sein politisches Bewusstsein bestimmte; stets dem Hier und

Jetzt gehorchend, geleitet durch einen Instinkt für drohende Gefahr. Scherwitz, kein Kind mehr, aber noch kein Mann, in einem Alter, in dem der Bart zu spriessen beginnt und Kameraden wichtiger als Väter werden, muss sich wohl gefühlt haben zwischen diesen Männern, die in den seltensten Fällen Familien hatten und ein Zuhause. Die ausser Kämpfen nichts gelernt hatten und nicht wussten, wie es mit ihnen weiterging.

Der wichtigste Mensch für diesen heimatlosen Jungen war Friedrich Erler aus Niederschlesien, Führer der Geheimen Feldpolizei und später Führer der Maschinengewehrkompanie 2. Bataillon im Infanterieregiment 52. Unter seinem Einfluss stand Scherwitz bis mindestens 1922, wahrscheinlich sogar bis 1924, also etwa von seinem 16. bis zu seinem 21. Lebensjahr. In dieser Zeit hat er nicht Lesen und Schreiben gelernt, sondern Schiessen und Überleben.

Die Quellen verraten nicht, wie es Scherwitz nach Auflösung des Freikorps Ende Januar 1920 in Ostpreussen ergangen ist. Friedrich Erler wird vor dem Münchner Gericht angeben, er habe den Jugendlichen zu seinen Eltern auf ihr Gut in Gerlachsheim bei Lauban mitgenommen. Scherwitz selbst hat, wie es ihm eigen war, verschiedenen Stellen Verschiedenes erzählt, all dies ist in den bereits zitierten Lebensläufen nachzulesen.

Am absonderlichsten lesen sich im Rückblick seine Erzählungen auf dem Münchner Polizeipräsidium. Denn dort verschweigt er in seinen ersten Vernehmungen seine Jahre mit dem Freikorps vollständig. Dort erzählt er eine rührend menschliche Geschichte. Der «Fliegeroffizier» Erler, ein Bekannter seines alten Vaters, hätte im Jahr 1920 ihn, den damals zehnjährigen jüdischen Jungen aus Schaulen, auf sein Gut mitgenommen, um ihn aus der Armut zu retten, und ihm in Lauban eine Gymnasialausbildung ermöglicht.

Was könnte Scherwitz von 1920 bis 1925 also wirklich gemacht haben? Als er mit Erler Ostpreussen Richtung Schlesien verliess, war er nicht zehn, sondern mit Sicherheit 16 Jahre alt und hatte ausser Krieg nicht viel gesehen. Ihn mitzunehmen, muss für den Freikorps-Offizier eine soziale Selbstverständlichkeit gewesen sein, zumal er es ja gewesen war, der ihn aus Schaulen heraus nach Thorn gebracht hatte.

Es ist möglich, angesichts des starken Ideals einer Arbeitsgemeinschaft im Freikorps von Diebitsch auch wahrscheinlich, dass Erler nicht nur Scherwitz, sondern eine ganze Reihe Männer aufgefordert hat, sich als landwirtschaftliche Arbeiter auf dem Gut seiner Eltern zu betätigen. Das wäre nichts Aussergewöhnliches gewesen, ungewöhnlich wäre es gewesen, wenn er es nicht getan hätte. Zwar war Erler kein Gerhard Rossbach, der es sich nach seinen spektakulären Einsätzen für Bermonds Westarmee leisten konnte, in Zeitungsannoncen die Streikbrecherdienste seines Freikorps anzubieten.⁶² Aber auch das Gut von Erlers Eltern in Gerlachsheim wird zuverlässige Hände gebraucht haben.

Es lassen sich keine näheren Angaben zu dem Grundbesitz finden. Nur soviel ist sicher: Er lag östlich von Lauban, im Regierungsbezirk Breslau. Diese Gegend wird zwischen 1919 bis Ende 1921 ständig von Unruhen erschüttert.⁶³ Schlesien ist in diesen Jahren ein blutiges Land, wo Freikorps-Soldaten gegen «Verräter» kämpfen, Landarbeiter gegen Gutsbesitzer, Arbeiter gegen Fabrikbesitzer, Linke gegen Rechte, und alle zusammen gegen die Polen und die Entente. Keine Region in Deutschland besass für die Entwicklung des Rechtsextremismus eine grössere Bedeutung als Schlesien. Hier lernen sich die Freikorps, die vordem im Ruhrgebiet, in Mitteldeutschland, in Bayern, im Baltikum getrennt gekämpft hatten, erst richtig kennen, verfluchen die «Judenrepublik» und ihre «Lakaien», und wer mit den Polen gemeinsame Sache macht oder aussteigen will, verfällt der Feme. Hunderte verschwinden in Nacht- und Nebelaktionen, ohne dass ihr Tod je aufgeklärt wird.

Die Siegermächte hatten neben Posen und Westpreussen auch dieses traditionell preussische Gebiet den Polen zugeschlagen, eine Volksabstimmung soll über die polnischen Ansprüche auf Oberschlesien entscheiden. Unter französischem Vorsitz übernimmt im Februar 1920 eine «Interalliierte Regierungs- und Plebiszitkommission» die Verwaltung des Abstimmungsgebietes, und in die Stadtparlamente ziehen polnische Abgeordnete ein. Für ganz Deutschland ist dies ein Schock. Ohne die oberschlesische Kohle, so die Befürchtung, wird die deutsche Industrie zum Erliegen kommen, Unruhen und Hungersnöte werden die Folge sein.

Es ist gut vorstellbar, dass sich Erler, und mit ihm sein früherer Agent Scherwitz, an den Krawallen beteiligt haben, die Breslau über Wochen er-

schütterten. Das polnische Konsulat wird zerstört, das französische Konsulat geplündert, Angestellte müssen um ihr Leben rennen. Dies wiederum ruft drei Freikorps in die Stadt, die alle zuvor in Kurland gekämpft haben. Es sind Frontkameraden von Erler, auch wenn er nicht wie sie bei Bermond gewesen ist. Die Freikorps drängen den ultrarechten Politiker und Freund aller Grundbesitzer, den ostpreussischen Generallandschaftssekretär Wolfgang Kapp, gegen die Reichsregierung zu putschen. Nirgends in Deutschland findet Kapp soviel Unterstützung wie in Breslau.

Vermutlich verhält sich auch Erler nicht republikanisch. Als die Nachricht von Kapps Putsch am 13. März 1921 Schlesien erreicht, rufen die Gewerkschaften zum Generalstreik auf. Die Freikorps besetzen die Stadtverwaltung und schießen auf die Arbeiter, Hunderte werden verletzt. Der Spuk ist nach einer Woche vorbei, aber die Unruhen sind damit noch lange nicht zu Ende. Bei der Volksabstimmung am 20. März 1921 stimmen fast 60 Prozent der Wähler für den Verbleib beim Deutschen Reich. Die polnische Seite behauptet entrüstet, dass es bei der Wahl nicht mit rechten Dingen zugegangen sei, und mobilisiert eine 40.000 Mann starke Freiwilligenarmee. Die Reichswehr antwortet mit in Schlesien neu aufgestellten «Ostwehren» aus den Reihen ehemaliger Weltkriegskämpfer, denen Freikorps aus dem Reich zur Seite stehen. Wieder einmal werden sie gebraucht, es ist ihre letzte grosse Stunde.

Friedrich Erler, der gebürtige Schlesier, Frontsoldat und Offizier in einem von der Obersten Heeresleitung unterstützten Freikorps in Litauen, wird mit Sicherheit eine Rolle in einer dieser «Ostwehren» gespielt haben. In Thorn hat er bereits im Kampf gegen die Polen gestanden. Jetzt geht es gegen die polnischen «Insurgenten», die seine Heimat dem deutschen Reich entreissen und ihn vielleicht vom Gut seiner Eltern vertreiben wollen.

Sein Schützling, der Schütze Scherwitz, wird an seiner Seite gestanden haben. Ganz selbstverständlich, als Korpskamerad, und nicht nur, weil er bei den Erlers «in Stellung» gegangen ist. Im Fragebogen des späteren «Reichsrippenamts» hat er seine Militärzeit beim «Grenzschutz Ost» bis 1922 reichen lassen, hat also die Grenzschutzkommandos der Freikorps und die schlesischen «Ostwehren» kurzerhand in eins zusammengefasst. Den Unterschied zwischen Grenzschutz Ost und Ostwehr hat er wahrscheinlich nie ge-

kannt oder für uninteressant gehalten. Er wird einfach mit Erler ausgerückt sein und an irgendeinem Platz gegen die Polen geschossen haben, zumal er inzwischen mit seinen 18 Jahren auch alt genug war, um ganz offiziell für die Ostwehr im Kampf zu stehen.

Dafür muss man aber als Einheimischer registriert sein. Friedrich Erler wird Ende der fünfziger Jahre dem Bayerischen Verwaltungsgericht erzählen, er, Erler, sei ab 1920 «Gemeindevorsteher» in Gerlachsheim gewesen und habe höchstpersönlich beim Landratsamt Lauban einen «schriftlichen Antrag auf Einbürgerung» von Scherwitz gestellt. Das Landratsamt habe daraufhin Scherwitz «eingehend über seine Personalien vernommen» und ihm dann auch einen deutschen Personalausweis ausgestellt. Diese Prozedur sei unproblematisch verlaufen, «weil die Einbürgerung deutscher Personen, die während des Ersten Weltkrieges dem Deutschen Heer und danach einem Freikorps angehört hätten, erleichtert durchgeführt worden sei».⁶⁴

Auch Scherwitz hat 1957 eine Erklärung parat, als er erläutern muss, wie es bei der Einbürgerung zu dem Namenswechsel von Sirewitz zu Scherwitz gekommen ist. Ein Kriminalbeamter fasst seine Aussage so zusammen: «1910 in Wilna geboren, dort die Jugendzeit verlebt. 1920 im Einverständnis seiner sozial sehr schlecht gestellten Eltern von dem damaligen Polizeikommissar von Schaulen, Erler, nach Niederschlesien mitgenommen. In Gerlachsheim vermutlich durch einen Hörfehler unter dem Namen Scherlewitsch registriert. Wurde später auf sein Betreiben in Scherwitz abgeändert, wozu Erler beigetragen haben soll. Von Erler insbesondere unterdrückt worden sei, dass es sich bei S. um einen Juden handelt.»⁶⁵ Aber hat es diesen Personalausweis wirklich gegeben? Es ist eigenartig, dass Scherwitz das kostbare Dokument schon 1925 in Berlin nicht mehr besitzt. Er wird dort nie einen Personalausweis vorzeigen.

Die blutigen Kämpfe in Oberschlesien dauern von März bis Mai 1921. Höhepunkt ist die ergebnislose Schlacht um den Annaberg. Danach lässt Reichspräsident Ebert die Freikorps abziehen, weil sich eine Sonderregelung für Schlesien abzeichnet. Es bleiben nur noch die einheimischen Ostwehren, die sich jetzt «Bürgerwehren» nennen und aufpassen, dass die polnische Be-

völkerung in Schlesien nicht übermütig wird. Am 22. Oktober gibt der «Oberste Rat» die Teilung von Oberschlesien bekannt. Der östliche Teil und damit die Industriegebiete fallen an Polen, der westliche Teil bleibt bei Deutschland. Breslau wird jetzt Regierungssitz des deutschen Niederschlesien. Und Gerlachsheim bei Lauban liegt für die nächsten 17 Jahre, bis zur Vereinigung von Ober- und Niederschlesien im Jahre 1938, nur wenige Kilometer von der polnischen Grenze entfernt.

Und irgendwann nach der Inflationszeit, in der nur Grundbesitzer noch genügend zu essen haben, in der Breslau riesige Demonstrationen mit geplünderten Läden und Toten auf der Strasse erlebt, irgendwann nach der Währungsreform 1923, als sich die Verhältnisse stabilisieren und sich das Leben nach der Einführung der Rentenmark wieder zurechtrückelt, verlässt Fritz Scherwitz das Erlersche Gut in Niederschlesien. Erwachsen, erzogen vom Krieg, vom Freikorps geprägt, ein gutaussehender junger Mann ohne Berufsausbildung, aber anpassungsfähig. Mit diesem Gepäck auf den Schultern machte er sich auf den Weg. Er ist bereit, in der Friedenszeit sein Glück zu suchen.

Teil 3 Mitgelaufen

Orientierung

Am 9. September 1925 erscheint auf dem Polizeirevier Wedding in Berlin ein junger Mann. Er gibt an, Fritz Scherwitz zu heissen, 1903 in Buscheruni geboren zu sein, er komme gerade zu Fuss aus Ponirt, das liege weit weg in Ostpreussen. Jetzt wolle er tun, was das Gesetz verlange, denn er habe Quartier bei Familie Rummmler gefunden, gleich um die Ecke in der Bornemannstrasse 7. Leider besitze er keine Papiere, die seien im Krieg verbrannt, aber Friedrich Erler in Gerlachsheim könne seine Identität bestätigen. Er sei Arbeiter und suche in Berlin eine Beschäftigung.

Der Wachtmeister auf dem Revier kennt solche Fälle, da braucht man keinen Ermittlungsapparat in Gang zu setzen. Jeden Tag melden sich bei ihm Zuwanderer aus dem gesamten Reich. Wer anpacken will, findet in der Metropole Gelegenheit dazu, die wirtschaftliche Lage sieht 1925 gut aus. Der junge Mann bekommt seine Meldepapiere ohne weitere Umstände. Sie sind der früheste Beleg dafür, dass Scherwitz in Berlin ein Auskommen finden möchte.¹

«Ponirt» hat der Wachtmeister nach Gehör in den Meldebogen geschrieben, in Wirklichkeit heisst der Ort Ponarth und liegt bei Königsberg. Fritz Scherwitz scheint auf dem Weg von Niederschlesien nach Berlin einen grossen Umweg gemacht zu haben; vielleicht sogar über Schaulen, um seine Eltern zu besuchen oder zu suchen, so wie sich seine Ehefrau später erinnern wird. Wann sonst, wenn nicht vor seiner Ankunft in Berlin, hätte er einen solchen Ausflug machen können? Später hatte er für derlei weder Zeit noch Geld. Jedenfalls war er nach Ponarth gewandert, dorthin, wo fünf Jahre zuvor das Freikorps von Diebitsch zum zweitenmal aufgelöst worden war und wo Hauptmann Wiese gemeinsam mit anderen Kameraden die Heereswerkstätten für Kriegsbeschädigte betrieben hat. Dort wird er einige Monate gearbeitet, mit den Männern im Barackendorf gelebt, alte Erinnerungen ausgetauscht und die schlesischen Abenteuer ausgeschmückt haben.

Jetzt ist Scherwitz in Berlin, zum erstenmal in einer richtigen Grossstadt mit bunten Schaufenstern, meterhohen Reklametafeln, elegant gekleideten

Menschen, S-Bahnen und Filmpalästen. Aber dort, wo er Unterschlupf gefunden hat, haben die Wohnungen keine acht Zimmer, sondern zwei und liegen im Hinterhof. Untermieter schlafen in der Küche, und für alle befindet sich das Klo auf der Treppe. Wer sich in diesem Stadtteil Wedding amüsieren will, geht in den Volkspark Humboldthain, wo am Sonntag Stehgeiger zum Tanz aufspielen. Scherwitz ist gerade 22 Jahre alt geworden, arm wie eine Kirchenmaus, hat nichts Richtiges gelernt, und der Schulbesuch war, wenn überhaupt, sehr kurz und ist sehr lange her. Ich will auch was sein, mag er sich gedacht haben.

In seinen Lebensläufen für die SS und für Kriminalkommissar Clemens Hüffel wird er später behaupten, vier Jahre lang «Werkzeugmacher und Feinmechaniker» bei Siemens gelernt und anschließend in diesem Beruf gearbeitet zu haben. Daten und Details unterscheiden sich voneinander, aber die Facharbeiterausbildung findet sich in beiden Schriftstücken.

Im Lebenslauf von 1936, dem für das Standesamt, wird er wiederum etwas anderes berichten, das der Wahrheit wohl näherkommt. Dort steht, er sei nach dem Ende seiner Anstellung bei Erler zu Fuss nach Berlin gewandert, habe zwischendurch verschiedene Beschäftigungen angenommen und seit 1925 ununterbrochen in Berlin gelebt. Von einer Ausbildung bei Siemens im «Werk Werner F in der Jungfernheide» ist nichts zu lesen. Sie ist auch nicht nachzuweisen. «Sein Name taucht weder in Personaldossiers noch in Personenkarteien» auf, teilt mir Dr. Wittendorfer vom Siemens-Firmenarchiv mit, das wegen seiner Vollständigkeit und guten Systematik berühmt ist. Allerdings schränkt er seine Auskunft mit dem Satz ein, «dieses bedeutet nicht, dass er nicht doch mal ein Mitarbeiter von Siemens gewesen sein könnte».²

Fritz Scherwitz ist ein Mensch, der seine eigene Wahrheit hat. Wenn es eine Kontinuität in seinem Leben gibt, dann die, dass er sich immer zu dem erklärt, was er gerade sein will, und in der Regel darf es immer ein bisschen mehr sein. Das gilt auch für seine Ausbildung. Ganz gleich, mit wem er zu tun hat, mit der SS, mit den Juden in Riga, mit der amerikanischen Besatzungsmacht in Bayern oder mit dem Ermittlungsbeamten in München: Je weiter seine berufliche Vergangenheit zurückliegt, desto bedeutender wird sie. Für die SS reicht ihm noch die Angabe «gelernter Werkzeugmacher»

aus. Gegenüber «seinen» Juden in Riga ist er schon zum Betriebsleiter einer grossen Firma avanciert, die den gesamten Autobahnbau unter ihrer Kontrolle hat. In Nachkriegs-Bayern erhebt er sich zum «Dr. Ing.», der bis zur Enteignung durch die Nazis sehr reich gewesen ist. Und für den Ermittler Clemens Hüffel hat er alles, was gut und teuer ist, im Angebot: Werkzeugmacher, Feinmechaniker, Betriebsleiter und den Doktor im Maschinenbau.

Er wäre all dies so gerne gewesen, der Aufschneider von irgendwo. Reich, gebildet und für den Alltag gestählt durch einen Facharbeiterbrief. Aber seine unklare Herkunft, seine komplizierte Vergangenheit und die Grossstadt Berlin, in der er sich zurechtfinden muss, stehen dem entgegen. Das wirkliche Leben und das andere, das Leben in seinem Kopf, passen schon früh nicht zueinander. Das geht nicht nur ihm so, sondern auch anderen: Wer ihn richten will, begreift ihn als notorischen Lügner; wer ihn verstehen will, sieht ihn als einen heimat- und bindingslosen Menschen an, der seinen Platz nicht kennt, der alles haben will und sich nicht eingestehen mag, dass er nicht viel bekommen kann. Er renommiert gern, heisst es später von ihm. Er ist ein höflicher Mensch und ein mündlicher Typ. Lesen und schreiben sind seine Sache nicht. Er wird sich immer jemanden suchen, der für ihn schreibt, und wird immer jemanden finden. Vielleicht ist er gar ein Analphabet, oder beinahe ein Analphabet. Das würde sein grossspuriges Auftreten erklären, und auf einem anderen Niveau auch seine Sprachbegabung. Analphabeten haben oft ein Elefantengedächtnis, sie speichern jedes Wort, das ihnen zufliegt. Sie müssen es festhalten, weil sie es nicht nachlesen können. Sie brauchen viel Energie und Geschicklichkeit, um immer so weit Herr der Situation sein zu können, damit man ihnen nicht auf die Schliche kommt. Sie sind Überlebenskünstler.

Vielleicht besitzt Scherwitz einen Berufsabschluss, eher aber nicht. Einen Gesellenbrief von der Weltfirma Siemens hätte er in Leder gebunden und wie seinen Augapfel gehütet. Das wäre doch endlich mal was gewesen. Ausbildungszertifikate für einen staatlich anerkannten Beruf werden von der Industrie- und Handelskammer vergeben, aber dort hat kein Sachbearbeiter einen Gesellen Scherwitz registriert. Wie hätte er sich auch seinen Lebensunterhalt in Berlin finanzieren können, bei einem Lehrlingslohn im zweiten Berufsjahr von etwa 6,60 Mark im Monat?³

Nein. Irgendein Meister bei Siemens wird ihn als un- oder angelesenen Arbeiter im Stundenlohn angeheuert haben, nach Bedarf und ohne Garantie auf morgen. Die etwa 70 Mark, die er auf diese Weise monatlich verdient haben mag, werden kaum für die Miete ausgereicht haben. Schon ein paar Monate nach seinem Einzug in die nahe bei Siemens gelegene Bornemannstrasse melden ihn seine Vermieter als «unbekannt verzogen» wieder ab. Mit Datum vom 20. Mai 1926. Spätere polizeiliche An- oder Abmeldungen gibt es nicht.

Etwa um dieselbe Zeit, 1926, lernt der junge Mann Bertha B. kennen. Viel Erfahrungen mit Frauen wird er nicht gehabt haben, vielleicht hier und dort mal eine Dirne, so wie es in der Männergesellschaft, in der er gross wurde, eben üblich gewesen ist. Bertha ist noch keine Frau, sondern ein Mädchen, aber arme Leute werden früh erwachsen. Bis zu ihrem 14. Lebensjahr hat sie die Allgemeine Volksschule besucht und dann das Plättnern gelernt. Als die beiden sich kennenlernen, hat sie gerade ihre Prüfung bestanden und arbeitet als Lohnbüglerin in einer Wäscherei in Lichterfelde. Sie wohnt nicht weit vom Geschäft entfernt bei ihren Eltern. Sie gilt als resolute Person, als eine, die anpacken kann und sich mit Sentimentalitäten nicht weiter aufhält.

Im Vergleich zu ihr ist ihr Freund ein Träumer, aber sympathisch sieht er aus, und solide scheint er zu sein. Scherwitz muss ihr erzählt haben, er sei Werkzeugmacher und Feinmechaniker bei Siemens. Diesen Beruf habe er ausgeübt, als sie sich kennenlernten, wird sie sich erinnern, als der Kripobeamte Hüffel sie 1948 nach ihrer Ehegeschichte befragt. Werkzeugmacher und Feinmechaniker – Scherwitz hat offenbar gleich mit zwei Gesellenbriefen Eindruck schinden wollen.

Schon sehr bald beschliessen die beiden zusammenzuziehen, und weil man die Miete für etwas Zukünftiges doch sparen könnte, in die Wohnung ihrer Eltern in die Bahnhofstrasse 47. Die liegt ganz tief im Süden von Berlin und ist von Siemens weit entfernt. Es ist das Jahr 1927, und Bertha, die Büglerin, ist noch nicht ganz 17 Jahre alt. Viel Platz für ihre Zweisamkeit finden sie nicht. Das Haus, das es heute noch gibt, hat drei Stockwerke mit je drei Mietparteien. Über mehr als 60 Quadratmeter kann keine Familie verfügen. Bertha hat noch zwei jüngere Geschwister, die auch dort wohnen, aber man rückt eben zusammen, weil Bertha ihren Fritz doch so liebhat.

Zum ersten Mal in seinem Leben lebt Scherwitz mit Familienanschluss. Die Verwandtschaft ist unübersehbar gross. Sein Beinahe-Schwiegervater hat zehn Geschwister, alles echte Berliner, alle haben Kinder, und so gibt es in der Bahnhofsstrasse viel Gewimmel. Einer der neuen «Onkels» oder «Cousins» bringt dem Fritz das Spielen auf dem Schifferklavier bei, was ihm grosse Freude macht. Alles sieht ganz gut aus, auch die Eltern sind zufrieden. Der künftige Verlobte der Tochter ist schliesslich Facharbeiter bei Siemens.

Die Verhältnisse, die im Rückblick «golden» genannt werden können, ändern sich, als in New York die Aktienkurse ins Bodenlose stürzen. 1,3 Millionen Arbeitslose im September 1929, im November zwei Millionen, im März darauf drei Millionen. 4,4 Millionen sind es Ende 1930. Bertha verliert ihre Arbeit in der Wäscherei, und auch Scherwitz wird nicht mehr gebraucht. Die Gesellschaft teilt sich in die Ausgesteuerten auf der einen Seite, die Stempeldrucker, die Kurzarbeiter, die Glücklichen, die noch eine Arbeit haben, aber wer weiss wie lange – und auf der anderen Seite die Bonzen, Blutaussauger, Arbeiterverräter, Parteibarone, internationalen Finanzkapitalisten, die an allem schuld sein müssen. Bei den Reichtagswahlen am 14. September 1930 jubeln die Nationalsozialisten: Sie haben 6,5 Millionen Stimmen erhalten, vorher waren sie eine Splitterpartei. Nur in Berlin fällt ihr Sieg bescheidener aus: 400.000 Stimmen für die Nazis, aber 1,5 Millionen für die KPD und die SPD. Wer weiss, wie Scherwitz sich entschieden hätte, wenn er auch hätte zur Urne gehen dürfen? Dafür aber hätte er einen Personalausweis haben müssen, und den hat er nicht.

Scherwitz' Nachkriegserzählungen über seine antifaschistischen Wurzeln in der Arbeiterbewegung gehören jedenfalls ins Reich der Legende. Selbst als die Münchner Polizei schon genau weiss, dass er in Riga SS-Untersturmführer gewesen ist, will Scherwitz den Polizisten Hüffel noch davon überzeugen, dass er in der Weimarer Zeit Mitglied der «Kommunistischen Jugend» und gleichzeitig Mitglied in der konkurrierenden «Sozialistischen Arbeiterjugend» gewesen sei. Beim illegalen Verteilen von linkem Propagandamaterial habe er mit der Polizei Schwierigkeiten bekommen, erzählt er Hüffel, deshalb hätten seine Genossen ihn als Eleke Sirewitz polizeilich ab- und unter dem Namen Fritz Scherwitz wieder angemeldet. Die Geschicht-

chen sind nicht einmal besonders gut ausgedacht und durch den braven Wachtmeister vom Polizeirevier Wedding hinreichend widerlegt.

Die Wirklichkeit wird für Scherwitz nicht rot oder braun ausgesehen haben, sondern grau. Er ist arbeitslos, muss stempeln gehen. Er wird im Flur bei der «Arbeitsvermittlung für Ungelernte» in Tempelhof herumgestanden haben, immer mit der Hoffnung, dass es heute klappen könnte. Verschiedene Hilfsarbeiten ergeben sich, vor allem auf dem Bau. Aber die längste Zeit ergibt sich überhaupt nichts.

Etwa Anfang 1930 gelingt es ihm, für zwei, drei Monate in einer Zuckerrübenfabrik in Teltow bei Berlin unterzukommen. Indiz dafür ist ein auf den 2. März datiertes Papier, das «Fritz Scherwitz, geboren am 10. April 1908 in Buscherunia», gestattet, «landwirtschaftliche Maschinen des Eigentümers von Maselwitz zu bewegen».⁴ Offensichtlich hat Scherwitz sich jünger gemacht, um als Jungarbeiter mit einem niedrigeren Einstiegslohn eine größere Chance zu haben. Das ist merkwürdig, denn von Maselwitz ist ein alter Kamerad. 1919 hat er zum Jägerbataillon 9 im Freikorps von Diebitsch gehört. Bei Maselwitz arbeiten jetzt, in der Krisenzeit, einige Männer, die vordem in Ponarth gewesen sind, auch Hauptmann Wiese.⁵ Die Episode Zuckerfabrik findet aus unbekanntem Gründen bald ihr Ende, aber sie zeigt, dass die früheren Freikorps-Mitglieder untereinander immer noch Kontakt halten.

Am Heiligen Abend 1932 versprechen sich die Protestantin Bertha aus Berlin und der Katholik Fritz aus Ostpreussen die Ehe. An den Wohnverhältnissen ändert sich nichts. Ihr Verlobungsgeschenk füreinander ist die Eröffnung einer «Wasch- und Plättanstalt» in Lichtenfelde. Aber bald muss sie wieder geschlossen werden, «denn das Geschäft sei nicht gegangen», wird Scherwitz später in seinem Prozess aussagen.⁶ Dabei sollte es doch die Basis ihrer zukünftigen Familie sein.

Sie bemühen sich aufs Neue, einmal, zweimal, dreimal, in Tempelhof und Lichtenrade, und immer vergeblich. Sie werden gemurrt, ihre Enttäuschung heruntergeschluckt, den Ärger in sich hineingefressen haben. Aberhunderttausende fressen alles in sich hinein, im Herbst 1932 ist die Lage mit sechs Millionen Arbeitslosen schlimmer denn je. Die Ratlosigkeit schwillt an zu

einer gewaltigen Portion Wut und Hass. Am 30. Januar hält Hitler die Macht in den Händen, im Februar 1933 brennt der Reichstag, am 1. April werden die jüdischen Geschäfte boykottiert, einen Monat später die Gewerkschaften zerschlagen, dann werden die Parteien aufgelöst und die NSDAP zur einzigen Partei erklärt.

SS-Mitglied Nummer 241 935

Am 1. November 1933 tritt Fritz Scherwitz in die SS ein. Einen Abstammungsnachweis braucht er nicht vorzulegen. SS-Anwärter, die bis zum 1. Juni 1935 ihr Aufnahmegesuch einreichen, dürfen ohne Nachweis ihrer «ari-schen» Abstammung in die SS eintreten, müssen aber den Ahnenpass und den «Erbgesundheitschein» bis 1938 nachreichen.⁷

Er wird Mitglied Nummer 241935, zwei Jahre später wird er zum SS-Rottenführer befördert. Seine Stammabteilung ist die Standarte 75 in Berlin-Tempelhof, Attilastrasse 151. Die Untergliederung, sein Sturm, trägt die Nummer 5/75 und hat ihr Büro in Berlin-Lankwitz, Kauibachstrasse 50. Ab 1935 besitzt der Sturm 5/75 ein eigenes Sturmhaus mit Schiessstand in Marienfelde. Das ist nicht weit von Lankwitz entfernt.

Wöchentliche Treffen mit weltanschaulicher Schulung sind Pflicht, SS-Sportertüchtigung ab 1937 ebenfalls. Das Tragen schwarzer «festangeneh-ter» Armbinden auch in Zivil ist strenge Vorschrift. Einmal im Monat finden Kameradschaftsabende des Sturms statt, einmal pro Jahr feiert die gesamte Standarte das «Fest der Kameradschaft» mit Umzug, Gesang und Darbietungen. Dazwischen «Jubelfeste» zur Erinnerung an Hitlers Putsch 1923, zu seinem Geburtstag, zur Machtergreifung. Daneben gibt es nach Bedarf lokale, regionale, nationale Einsätze bei Parteiversammlungen der NSDAP. Die Standartenstärke beträgt 750 Mann, Standartenführer ist SS-Obersturmführer Grewert. Der Sturm 5/75 zählt 140 Mann. Leiter ist der SS-Untersturmführer Eiwein.⁸

Wie ist Scherwitz in die SS geraten? Aus Wut und Hass? Wegen enttäuschter Hoffnungen? Aus politischer Überzeugung? Aus Opportunismus? Wegen seines im Freikorps geprägten Kameradschaftsideals? Weil er einmal in seinem Leben Elite sein wollte?

Weshalb geht er nicht in die SA, wo er viele ehemalige «Baltikumer» hätte treffen können? Die nach dem sogenannten Röhmputsch freilich bald ausgeschaltet werden, weil sie zu unabhängig sind.⁹

Warum geht Scherwitz in die SS, in die Schutzstaffel der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei mit ihren elitären Hierarchien, ihrem eigenen Brauchtum, ihrem Verschwörungswahn und ihrem Glauben an die ari-sche Rasse? Weil er tatsächlich Grund hat, sich in der Höhle des Löwen am sichersten zu fühlen?

Dem Ermittler Hüffel wird Scherwitz, gerade zum litauischen Juden Eleke Sirewitz gewandelt, im Jahre 1948 erzählen, er sei vom Bäckermeister Poltzin aus Lichtenrade «nur als SS-Mann eingekleidet worden». Dieser, ein alter Bekannter, habe ihn gewarnt, die Gestapo sei ihm wegen seiner sozialistischen Betätigung auf der Spur. Poltzin sei Mitglied im «Sportlehrersturm 75» gewesen, einem «Sportklub der SS», und da sei er dann eben mitgegangen, habe vom Bäckermeister eine Mütze und ein Hemd bekommen, aber nie einen SS-Aufnahmeantrag unterschrieben, wie denn auch, «ich war nie Mitglied der SS». Noch später, bei seinem Prozess, wird ihm die Erklärung einfallen, er habe aus «Tarnungsgründen» den SS-Sportklub besucht.¹⁰

Bertha Scherwitz erinnert sich etwas anders. Sie datiert seine SS-Zeit ab «1934 oder 35». Er habe in Berlin Uniform getragen, keinen Rang bekleidet, sich «aber immer gegen die Judenaktionen» ausgesprochen.

Die Berliner Kriminalpolizei wird 1948 auf Bitten ihrer Münchner Kollegen den Bäckermeister Poltzin suchen und nicht finden. Ihn scheint es auch nicht gegeben zu haben, in den Melderegistern der dreissiger Jahre ist er nicht eingetragen. Aber sie findet im Wedding, ganz nah bei der Bornemannstrasse, den Gastwirt Walter M., der sich an Scherwitz gut erinnern will:

«Seit dem Jahre 1926 ist er [Scherwitz] mir bekannt. Wir waren gemeinsam Mitglieder in der Fichte-Motorrad-Sparte und beschäftigten uns hauptsächlich mit sportlichen Dingen. Später bekam diese Motorradsparte auch einen politischen Charakter. Scherwitz Fritz war Fraktionsleiter der Fichte-Motorrad-Sparte Nord. Diese Funktion erforderte eine vertrauensvolle Arbeit, die nicht immer für die Öffentlichkeit bestimmt war. In der

Eigenschaft als Fraktionsleiter waren ihm die Führer der Arbeiterbewegung grundlegend bekannt. Im Jahre 1933 wurde ich im Zuge der grossen Terrorwelle, die über Berlin fegte, beschuldigt, an dem Mord an Hans Steinberg beteiligt gewesen zu sein. Hans Steinberg war Scharführer der SA [ermordet im Wedding am 1. Juli 1932].

Am 1. August 1933 wurde ich in das Columbia-Haus unter Mordverdacht eingeliefert. Dort habe ich die grössten Drangsalierungen und Terrormassnahmen erdulden müssen. Auf Grund dieser Gewaltanwendungen, die dort an mir begangen worden sind, war ich nicht mehr im Vollbesitz meiner Sinne. Ich glaube aber, dass Scherwitz Fritz mir dort in SS-Uniform gegenüberstanden hat, als ich gefesselt an beiden Händen zu einem Verhör in einem Raum stand und von Scherwitz mit Faustschlägen ins Gesicht und mit Fusstritten traktiert wurde. Ich kann aber nicht hundertprozentig behaupten, dass es sich um Scherwitz gehandelt hat, denn ich befand mich durch die angewendeten Gewaltmassnahmen in einem Zustand, wo ich nicht – wie schon mal gesagt – im Vollbesitz meiner Sinne gewesen bin.

Ich möchte der Vermutung Ausdruck geben, dass es sich bei S. schon damals um einen Gestapo-Agenten gehandelt hat.»¹¹

Eine ganz neue Geschichte. Nicht nur SS-Mann, sondern auch noch Gestapo-Agent? V-Mann der Geheimen Staatspolizei?

Die Berliner Kriminalpolizei legt diese Annahme schriftlich nieder und begründet sie mit der Vergangenheit des Delinquenten: «Die Vermutung liegt nahe, und dies beweist auch seine frühere Tätigkeit in jungen Jahren als Agent bei der Geheimen Feldpolizei, dass er als Spitzel in der Arbeiterbewegung tätig war und für die Verhaftung von Antifaschisten verantwortlich ist.»¹²

Zu erhärten ist das freilich nicht, und Scherwitz wird zu diesen Anschuldigungen nie befragt. Er selbst erwähnt an keiner Stelle, dass er Mitglied in dem berühmten Berliner Arbeitersportklub Fichte und gar «Fraktionsleiter der Fichte-Motorradsparte Nord» gewesen sei. Dabei hätte das seine Erzählungen über angebliche Kontakte zur Kommunistischen Jugend und Sozialistischen Arbeiterjugend doch erheblich glaubwürdiger gemacht.

Gerade «Fichte-Nord» im Wedding ist eine Keimzelle des kommunistischen Widerstandes, viele ihrer Führer landeten nach der Zerschlagung der Arbeitersportverbände im März 1933 in Gefängnissen und Konzentrationsla-

gern der Nazis.¹³ Sie alle durchlaufen die üblichen Terrorstationen: Verhöre im Gebäude der Geheimen Staatspolizei in der Prinz-Albrecht-Strasse 8 oder im Polizeigefängnis Alexanderplatz, dann Einlieferung in das «Konzentrationslager Columbia-Haus» in Neukölln. Das Columbia-Haus ist bis 1935 – dann sind die Zellentrakte im «Hausgefängnis» der Gestapo in der Prinz-Albrecht-Strasse so weit ausgebaut, dass die wachsende Zahl politischer Gefangener aufgenommen werden kann – eine blutige Adresse. Es wird geprügelt und gefoltert. Leiter des Hauses ist 1933 und 1934 der spätere Kommandant von Majdanek und Flossenbürg, Max Koegel.¹⁴

Es ist schwer zu glauben, dass Scherwitz bei diesen Gewaltorgien dabei gewesen und selbst geschlagen und getreten haben soll. In sämtlichen Informationen über sein Leben habe ich nur einen einzigen Fall dokumentiert gefunden, bei dem er selbst Hand angelegt hat. Das ist 1942 am Washington Platz in Riga und soll später berichtet werden.

SS-Schläger in Uniform und V-Mann, dies passt auch nicht zusammen, es widerspricht allen Gepflogenheiten der Geheimen Staatspolizei. Die Arbeit des SS-Schlägers ist der offene Terror. Die Arbeit des V-Mannes ist der Verrat, der Angriff auf die Intimsphäre von Vertrauten, ist die geheime Kontrolle. Schätzungsweise 100.000 Informanten des Sicherheitsdienstes (SD) unterminieren nach 1933 das private Leben der Bürger.¹⁵ Wer sie waren und wie viele wirklich im Dienst des SD standen, also mehr als normale Denunzianten waren, weiss man bis heute kaum. Aber von den etwa 1.200 identifizierten V-Leuten ist bekannt, dass viele von ihnen Opfer und Täter zugleich waren: Deutsche, die als Gegner der Nationalsozialisten aufgefallen sind; in Deutschland lebende Ausländer, Volksdeutsche ohne Papiere, die um ihren Status fürchten; Christen, die um den Bestand ihrer Kirche bangen; Juden, die hoffen, durch den Verrat selbst davonkommen zu können.¹⁶

Eines dieser Kriterien trifft auf Scherwitz mit Sicherheit zu, ein anderes vielleicht. Auch wenn es den Gepflogenheiten der Nazis widerspricht, ist er vielleicht doch V-Mann und nutzt seine SS-Zugehörigkeit als Schutz vor den nebeneinander existierenden Überwachungsinstitutionen.¹⁷ Aber über wen,

wenn er nirgends richtig engagiert ist, könnte er Belastendes erzählen? Über die «Baltikumer» im Freikorps, die in grosser Zahl dem SA-Führer Röhm folgen und mit ihm untergehen? Nein, so wichtig kann der ehemalige Agent der Geheimen Feldpolizei nicht gewesen sein. Oder hat er sich mit seiner SS-Mitgliedschaft Nr. 241935 Protektion erhofft? Zum Beispiel für eine bessere Stellung?

Weit ist er damit nicht gekommen, auch wenn dies Alexander Lewin anders sieht. In dessen Aufsatz heisst es für die Zeit ab 1933: «Er kam schnell voran im Beruf. Zuerst befördert bei Siemens, bot man ihm bald eine Stellung als Direktor der Hennersdorfer Werke an.» Nach dem Krieg wird Scherwitz viel von seiner Zeit als Firmendirektor erzählen. Der berühmte Professor Dr. Fritz Werner habe ihm wegen seiner innovativen Arbeiten auf dem Gebiet des Werkzeugmaschinenbaus den Dokortitel verliehen. Damit wird er überall Eindruck schinden, und keine Behörde wird die Angaben nachprüfen. Nichts davon ist wahr. Bei der Firma «Gerätebau Stock» in Marienfelde erhält er eine «untergeordnete Beschäftigung». Der Kassierer der Firma bestätigt dies, als er 1948 von der Polizei befragt wird. Die von Scherwitz berichtete Karriere als Facharbeiter und Doktor des Maschinenbaus beim renommierten Maschinenbau-Unternehmen Fritz Werner in Marienfelde entpuppt sich ebenfalls als Wunschgebilde. Einzig ein früherer Gewerkschaftler glaubt sich zu erinnern, dass er ihn um 1934 «möglicherweise» in der Schloserei gesehen habe.

Ab etwa 1935 will Scherwitz für die Duromit-Westphal Hartbeton GmbH im Stadtteil Charlottenburg gearbeitet haben. Dies ist ein Familienbetrieb, der sich jedoch damals wie heute in Alt-Tempelhof befindet. Allerdings: Die Firma besitzt bis etwa 1937 ein kleines Büro in der Kantstrasse 3 in Charlottenburg. Mit welcher Qualifikation er sich in dieser Filiale womöglich nützlich macht, lässt sich nicht feststellen, es gibt keine Unterlagen mehr aus dieser Zeit. Die Westphal GmbH mischt Sand und Hartgesteinkörner zu einer Spezialmischung zusammen, die für die Auslegung von extraharten Fussböden in Industriebetrieben bestimmt ist.

Einer ihrer zahlreichen Zuliefererbetriebe ist die «MKK-Märkische Kies- und Kalksandsteinwerke GmbH» in Kirchhain-Hennersdorf, Landkreis Sohrau-Forst in der Niederlausitz. Auch dies ist ein Familienbetrieb, den es im-

mer noch an derselben Stelle gibt und der inzwischen vom Enkel des Firmengründers geführt wird. Heute ist die Arbeit hochrationalisiert, aber in den dreissiger Jahren fuhr man mit einer Kleinlokomotive in die Grube, in der die etwa vierzig Arbeiter mit der Schippe den Sand in die Loren schaufelten. Anschliessend wurde er in verschiedene Körnergrössen geschüttelt und gesiebt. Je höher der Quarzanteil, desto besser für die Industrieböden der Firma Duromit-Westphal GmbH.

In diesem Kirchhain-Hennersdorf, einem Dörfchen, das im Jahre 1938 gerade mal 139 Einwohner hat, einen Kramladen und eine Bushaltestelle, will Fritz Scherwitz Mitte oder Ende 1938 zum «Betriebsdirektor» der Firma Westphal-Hartbeton befördert worden sein. So steht es in all seinen Lebensläufen, so wiederholt er es in seinen Aussagen in München. Auch seine Ehefrau, deren Angaben sich bisher als zuverlässig erwiesen haben, bezeugt das 1948 mit grosser Bestimmtheit. In seiner Abwesenheit während des Krieges habe sie seine Arbeit weitergeführt.

Aber in Hennersdorf, diesem übersichtlichen Ort, in dem jeder jeden kennt, hat niemals ein Zweigwerk der Westphal-Hartbeton existiert. Auch nicht in der Nähe, wie es die alten Telefonbücher des Regierungsbezirks Frankfurt/Oder beweisen. In Hennersdorf hat es nur das Kieswerk gegeben, das die Westphal GmbH auf eigene Rechnung beliefert hat, und sonst keinen einzigen anderen Arbeitgeber. Es ist auch völlig ausgeschlossen, dass Scherwitz die beiden Firmen miteinander verwechselt hat oder sich über die Besitzverhältnisse nicht im Klaren gewesen ist. Denn «Betriebsdirektor» der «Märkischen Kies- und Sandsteinwerke» ist von Mitte der dreissiger Jahre bis zur Enteignung des Werkes durch die Sowjets 1951 ein Fritz W. gewesen. Ein anderer Fritz also, wie mir die über die Werks Geschichte gut informierte Tochter des Firmengründers erzählt. Fritz Scherwitz, sagt sie, könne höchstens die Abräumarbeiten in der Grube geleitet oder «Säcke gezählt» haben. Sein Name sei ihr völlig unbekannt, obwohl sie doch fast alle Namen der ehemaligen Mitarbeiter kenne und alle aus dieser Zeit noch vorhandenen Unterlagen durchgesehen habe.¹⁸

Geht Scherwitz in den dreissiger Jahren keiner Berufstätigkeit nach, führt ein klandestines Leben, das ihm von irgendeiner Stelle im geheimen finanziert wird? Ist er etwa doch V-Mann in Himmlers Polizeiapparat oder ein zu

Ordnungsdiensten abkommandierter SS-Mann? Aber warum dann ausgerechnet in Hennersdorf, diesem Nest, in dem es nur eine Kiesgrube mit etwa vierzig Arbeitern gibt? Weil sich der Firmenbesitzer weigert, in die NSDAP einzutreten? Dies hält auch seine Tochter für hergeholt, «so wichtig waren wir niemals». Doch Fritz Scherwitz wohnt in Hennersdorf, zweifelsfrei und offiziell bis Mitte 1945. Ein Dokument des Suchdienstes vom Roten Kreuz beweist es. Am 4. September 2001 erhalte ich von dort die Bestätigung, Scherwitz' Heimatadresse habe seit dem 1. September 1939 «Kirchhain, Forsthaus, Hennersdorf» gelautet.¹⁹

Das Forsthaus gehört in jener Zeit der Preussischen Forstverwaltung, also einer staatlichen Behörde, und führt in ihren Verzeichnissen die Nummer 96. Es ist nicht völlig unmöglich, dass die SS ihn dort abgestellt und einquartiert hat, obwohl es dort schon einen Hauptmieter gibt, nämlich den echten und einzigen Betriebsleiter der Kieswerke, Fritz W. mit seiner Familie. An ihn können sich viele Hennersdorfer gut erinnern, er hat dort bis in die sechziger Jahre gelebt. Auch das Haus gibt es heute immer noch, ein früher schönes, jetzt heruntergekommenes zweistöckiges Gebäude aus gelbem Stein mit Garten. Es liegt auf dem Firmengelände des Kieswerkes, ein paar hundert Meter von der Abraumhalde entfernt, direkt am Wald. Bertha Scherwitz erinnert sich, dort Mitte 1938 eingezogen zu sein. Gleich nach ihrer Eheschliessung. «Die Heirat zog sich deswegen in die Länge, weil er vorgab, keine Papiere zu haben», sagt sie gegenüber Kripomann Hüffel aus. Vorgab, keine Papiere zu haben?

Heiratsgesuch Nummer 31 274

Fünf Wochen nach Erlass der «Nürnberger Gesetze», die u.a. Eheschliessungen zwischen Juden und Nichtjuden verboten, am 21. Oktober 1935, bittet der Sturm 5/75 das «Rasse- und Siedlungshauptamt», das hier in der Folge Reichssippenamt genannt werden soll, um die «beschleunigte Herreichung» aller notwendigen Papiere, damit SS-Rottenführer Scherwitz heiraten kann. Im Reichssippenamt erhält Scherwitz' Gesuch die Nummer 31 274 – und wird zu einem Fall, der die Instanzen drei Jahre beschäftigen soll.²⁰

Scherwitz erhält den «Fragebogen zur Verlobungsgenehmigung» mit genügend Platz für den Lebenslauf und drei Fotos. Porträt, Profil, Ganzbild. Den Lebenslauf, den vermutlich Bertha für ihn schreibt, und die Daten, die er nennt, sind aus dem vorigen Kapitel bereits bekannt: Buscheruni / Ostpreussen, katholisch, Grenzschutz bis 1922, Schuss ins Schienbein, Eltern vermutlich tot. Beruf: Schlosser in der Firma Fritz Werner. Aber das Reichssippenamt findet die zurückgesandten Unterlagen «ungenügend». Nach mehreren Mahnungen erteilt es den «letztmaligen Befehl», präzise Angaben über Herkunft und Militärzeit bis zum 1. April 1936 abzuliefern. Sollte er dem Befehl nicht nachkommen, werde das Amt ihn «wegen fortgesetzten Ungehorsams in SS-Dienstangelegenheiten bestrafen».

Scherwitz' eigene Anstrengungen sind nicht dokumentiert, aber mit dieser Drohung im Nacken wird er alles ihm Mögliche unternommen haben. Er bemüht sich um eine Bestätigung für seine Beteiligung beim Freikorps von Diebitsch in Schaulen und Thorn. Die für derlei Auskünfte zuständige Dienststelle ist das «Zentralnachweisamt für Kriegerverluste und Kriegergräber», eine SS-Einrichtung. Sie befindet sich im Columbia-Haus, dort, wo Scherwitz den Gastwirt Walter M. niedergeschlagen haben soll.

Das Rückschreiben an den «Herrn Antragsteller» hätte ihm den Glauben an die im Dritten Reich gepflegte Verehrung der Frontkämpfer-Helden nehmen können: «Über Ihre Zugehörigkeit zum Freikorps Diebitsch kann Ihnen diesseits eine Dienstzeitbescheinigung nicht ausgestellt werden, da es sich um eine russische Formation handelt.» Oberst von Diebitsch, Führer des einzigen Freikorps in der VI. Freiwilligen Reservearmee, das sich in seiner Mehrheit nicht den Bermondts-Russen angeschlossen hat, hätte einen Herzanfall bekommen, wenn er diesen Bescheid gesehen hätte. Aber er ist schon seit einigen Jahren tot.²¹

Beim nächsten Kameradschaftstreffen in Lankwitz wird Scherwitz die Misslichkeit vorgetragen haben, denn jetzt wendet sich sein Bezirksführer Elwein direkt an das Reichssippenamt. Dort erteilt SS-Obersturmführer Coenen den guten Rat, dass der Sturm ihm persönlich eine beglaubigte und beidigte Darstellung von Scherwitz' Lebenslauf zustellen solle, dazu noch ei-

ne Ehrenerklärung der Staffelnkameraden. Schon wenig später liegt das Gewünschte vor, dazu noch die Ahnentafel, die seit dem Erlass der Nürnberger Gesetze jedermann auszufüllen hat und ein SS-Angehöriger besonders gründlich.

Der Lebenslauf, den Scherwitz dem Sturm zuvor vorgetragen hat, rührt die Kameraden. Sein Geburtsort Buscheruni sei 1914 von den Russen «niedergebrannt» worden, er selbst habe sich vor den «Kosaken» nur durch Flucht retten können. Den Krieg habe er als «Kompaniejunge» bei dem «iöner Landsturm Küstrin» mitgemacht, anschliessend bis 1920 gegen die Bolschewiken gekämpft. Für die Ausstellung seines Ahnenpasses habe er sich an «das Standesamt und an die Pfarrstelle» in Buscheruni gewandt, aber leider «ohne Erfolg». Der Ahnenpass, den Scherwitz dem Sippenamt eingereicht hat, ist eigentlich keiner, denn Ahnen gibt darin es nicht. Von den Kästchen mit dreissig zu ermittelnden Vorfahren bis einschliesslich Urururgrosseltern sind, ausser dem für ihn selbst, nur noch zwei weitere ausgefüllt, und die sind nicht einmal mit Registerauszügen belegt. Vater: Johann, katholisch, Tischlermeister. Mutter: Jenny. Das ist alles. Das ganze DIN-A3-grosse Formular strahlt weiss wie aus der Druckerei, obwohl SS-Angehörige niedriger Dienstgrade ihre Vorfahren bis zum Jahre 1800 lückenlos nachweisen müssen, Führer oder Führeranwärter bis 1750. So einen «blanken» Ahnenpass habe er für einen SS-Angehörigen noch nie gesehen, staunt auch der Archivar Fehlauer vom Bundesarchiv, als ich ihm das Dokument zeige.

Auf die Idee, dass Scherwitz womöglich nicht arisch ist, verfallen die Kameraden des SS-Sturms 5/75 nicht. Sein Führer bedauert dessen Schicksal und schreibt am 2. Mai 1936 an den hilfsbereiten Coenen vom Reichssippenamt, dass der Sturm sich von der Glaubhaftigkeit der vorliegenden Angaben ernsthaft überzeugt habe und er dem «SS.Rott. Scherwitz als Staffelnkameraden nur das beste Zeugnis ausstellen» könne. Beigelegt ist diesmal auch der «Erbgesundheitschein», den der Sturmkamerad von 5/75, Arzt und Geburtshelfer Dr. Wilhelm M. aus Marienfelde, ausgefüllt und mit dem Vermerk versehen hat, alle Untersuchungen seien ohne Befund geblieben.

Die Post aus Lankwitz gefällt dem Obersturmführer Coenen aber nicht, und er gibt den ganzen Schriftwechsel an seine Kollegen vom selben Amt

weiter. Die stellen fest, dass nicht nur Scherwitz' Unterlagen «ungenügend und ungünstig» seien, sondern dass auch Berthas Grossvater vor vielen Jahren Selbstmord begangen hat. Sie entscheiden daher auf eine Gesamtbeurteilung «ungünstig» und melden ihre «Bedenken» an. Bedenken, dies ist das schlechtestmögliche Ergebnis bei der Bearbeitung von SS-Anträgen. Es bedeutet, wie die internen Erlasse es auf Grund fehlender gesetzlicher Bestimmungen vorsehen, dass der Fall 31274 dem Reichsführer SS Heinrich Himmler persönlich zur Entscheidung vorgelegt werden muss.

Schon eine Woche später ist der Bescheid aus der Prinz-Albrecht-Strasse da. Der Reichsführer SS, gerade eben zum Chef der gesamten deutschen Polizei avanciert, hat postwendend Zeit gefunden, um seinem kleinen Lankwitzer Rottenführer ohne nachweisbare Eltern, Grosseltern und Ahnen die Heiratgenehmigung zu erteilen. Allerdings müsse Scherwitz sich darüber klar sein, heisst es in dem Schreiben, dass die Ehe nur «auf eigene Verantwortung» geschlossen werden könne, da eine «erbgesundheitliche Beurteilung nicht möglich» gewesen sei. Auch mit einer Eintragung in das Sippenbuch der SS sei voraussichtlich nicht zu rechnen.

Eine «Lex Scherwitz» ist diese Entscheidung nicht, aber wie bemerkenswert schnell und ungewöhnlich grosszügig sein Antrag von Himmler behandelt worden ist, zeigt eine Durchsicht der NS-Bestände 19, 31 und 33 im Bundesarchiv. Dort finden sich Eingaben, Briefwechsel, Entscheidungen, Expertisen, Chromosomenberechnungen zu Heiratgesuchen von einzelnen SS-Angehörigen, die das Pech haben, bei der Erstellung ihrer Ahnentafeln festzustellen, dass der Ur- oder Ururgrossvater der Braut möglicherweise jüdischer Herkunft gewesen sein könnte. Wenn der Betreffende Glück hat, entscheidet Himmler, der Mann dürfe zwar in der SS bleiben, aber die Kinder des Paares dürften nie in sie eintreten.

Was Scherwitz im ungünstigen Fall hätte geschehen können, zeigen die Fälle des Rottenführers Katzenbach und des Obersturmführers Osiander. Bei ihnen stellt sich heraus, dass beide neun (!) Generationen zurück denselben Vorfahren besaßen, einen 1685 zum christlichen Glauben konvertierten Juden aus Nürnberg. Nach jahrelangem Hickhack und professoralen Expertisen wird dann 1943, genau wie im Fall Scherwitz, auf «eigene Verantwor-

tung» entschieden. Dies stösst auf Widerstand des SS-Standartenführers, Staatsrat Professor Dr. Astel. Er argumentiert, dass die SS nicht nur «judenfrei, sondern auch judenahnenfrei» zu sein habe, da sonst die Gefahr bestehe, dass man den «Kampf gegen das Judentum nicht mehr bedingungslos führen» könne. Auf Grund dieser Intervention werden die Fälle Katzenbach und Osiander im Jahre 1944 «auf die Zeit nach dem Endsieg» vertagt.²²

Unser Fritzchen ist eben schlau, hat Alexander Lewin einmal gesagt, er wird gewusst haben, dass es bei der SS besser war, keine Papiere zu haben als schlechte.

Himmlers Einschränkung wird die Freude des Brautpaares nicht geschmälert haben. Als Rassefanatiker ist Scherwitz niemals aufgefallen. Auf «eigene Verantwortung» heiraten zu müssen und auf eigene Verantwortung Kinder zu zeugen, wird ihm recht gewesen sein. Jetzt endlich kann das Aufgebot beim Standesamt Berlin-Lichterfelde bestellt werden und Sturmführer Eiwein von 5/75 die deutsche Eheschliessung bezeugen.

Aber auch das Standesamt ist zu der Zeit eine deutsche Behörde, die sich in den Dienst der «Erbgesundheits» gestellt hat. Die Standesbeamten sind sogar besonders eifrige Verfechter der Lehre von der hochstehenden arischen Rasse. Ihr Verband arbeitet eng mit den genealogischen Einrichtungen der «Reichsstelle für Sippenforschung» zusammen, die inzwischen mit neuem Chef und erweiterten Kompetenzen den Grossteil der Aufgaben des «Rasse- und Siedlungshauptamtes» übernommen hat.²³ Den Sippenforschern sind Himmlers Ausnahmeregelungen für SS-Angehörige gleichgültig, schliesslich geht es um höhere Interessen der Volksgesundheit.

Das Standesamt fordert daher von Scherwitz einen «Abstammungsnachweis», ein Papier, das er von Himmlers Amtsstelle nicht bekommen hat und das nach den neuen Regelungen einzig und allein das neue «Sippenforschungsamt» ausstellen darf. Da steht Scherwitz nun mit der Heiratsgenehmigung des obersten SS- und Polizeichefs, und dem kleinen Standesbeamten aus dem Vorort Lichterfelde reicht das nicht.

So beginnt alles von vorne. Lebenslauf, Suche nach Registerauszügen, nach Dokumenten über seine Militärzeit, eidesstattliche Erklärungen über seine Integrität.²⁴ Jetzt können ihm auch nicht mehr die Sturmkameraden helfen, die zudem nunmehr einschliesslich seiner eigenen Person voll in die

«Überwachung der Strassendisziplin» im Bereich Kurfürstendamm während der Olympiade eingespannt sind.

Während also Scherwitz im Juli und August 1936 jeden Tag von 16 Uhr bis ein Uhr nachts in Zivilkleidung auf dem Ku'damm Wache schieben muss und laut Einsatzbefehl «eventuelles Einschreiten oder Zurechtweisungen in geeigneter, taktvoller Weise vorzunehmen hat, so dass die breite Öffentlichkeit nicht aufmerksam wird»²⁵, beschäftigt sich das «Sippenforschungsamt» mit seinem Geburtsort Buscheruni.

Zwei Sachbearbeiter werden auf den Fall angesetzt, nachdem die erste Durchsicht ergibt, dass der «Ort Buscheruni in keinem Ortsverzeichnis von Ostpreussen zu finden» ist, obwohl doch Scherwitz angeblich mit dem dortigen «Standesamt und der Pfarrstelle» korrespondiert haben will und der Sturm 5/75 dies grosszügig bestätigt hat. Dann stellt sich auch noch heraus, dass sein zweiter biographischer Anker, nämlich der «16ner Landsturm Küstrin», bei dem er Kompaniejunge gewesen sein will, der glänzend bestückten «Forschungsstelle des Heeres» in Berlin-Spandau nicht bekannt ist. Das reicht, um die Alarmglocken klingeln zu lassen. Über einen Zeitraum von zehn Monaten versuchen die zuständigen Sachbearbeiter jetzt das Dunkel aufzuklären. Es gelingt ihnen nicht.

Am Ende hilft nur noch die anthropologische Forschung. Am 20. Mai 1937 schreibt das «Sippenforschungsamt» an das Kaiser-Wilhelm-Institut in Berlin-Dahlem und bittet, mit Durchschlag an das Rasse- und Siedlungshauptamt SS, «den SS-Unterscharführer Fritz Scherwitz, Sturm 5/75, anthropologisch zu untersuchen und ein entsprechendes Gutachten zum Zweck der Vorlage beim Standesamt fertigzustellen. Scherwitz selbst sowie seine sämtlichen Vorfahren stammen aus dem heutigen Litauen. Urkunden sind auf Grund der Schwierigkeiten, die selbst den deutschen Konsularbehörden in Litauen gemacht werden, nicht zu beschaffen.»

Irgendwann in diesen Monaten, während die Sachbearbeiter nach Buscheruni suchen und Briefe nach Litauen schicken, muss Scherwitz also vom SS-Rottenführer zum SS-Unterscharführer befördert worden sein. Eine kleine Anerkennung, die er sich sicher nicht ersessen haben wird. Ende 1936 hat die Gestapo die linkssozialistische Organisation «Rote Kämpfer» aufge-

rollt, im März 1937 mehrere tausend Vorbestrafte als «Gewohnheitsverbrecher» verhaftet und in Konzentrationslager verschleppt und dann die nationalbolschewistische Widerstandsbewegung um Ernst Niekisch zerschlagen, mit der viele ehemalige «Baltikumer» nach der Ermordung des SA-Führers Röhm sympathisieren. Die SS-Standarte 75, die grösste in Berlin, wird da nirgends abseits gestanden haben. Bedeutend ist Scherwitz' Beförderung allerdings nicht, übersetzt in Himmlers Polizeidienstgrade lautet sie «Polizeiwachtmeister».

Am 28. Oktober 1937, ein halbes Jahr nach der Bitte des «Sippenforschungsamtes», erhält der SS-Unterscharführer Scherwitz seinen Termin beim «Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik» in Berlin-Dahlem, Ihnestrasse 22/24. Dem Institut liegt die «Rasseforschung» sehr am Herzen. Sein Direktor, Prof. Fritz Fischer, hat am 1933 verabschiedeten «Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses» an entscheidender Stelle mitgewirkt, es wird später die Zwangssterilisationen von Behinderten und sogenannten erblich Belasteten legitimieren. Bis 1945 wird das Institut 550 Publikationen zu humangenetischen Fragen herausgegeben und für seine «rassespezifischen» Variationsmodelle genetischer Eigenschaften Blutproben, menschliche Organe und Präparate aus dem Konzentrationslager Auschwitz übersandt bekommen.²⁶

Die Erstellung von anthropologischen Erb- und Gesundheitsgutachten für das Standesamt gehört zu seinen lästigen Aufgaben, einen SS-Angehörigen zu untersuchen allerdings nicht zur Routine. Meistens haben sie es mit echten oder angeblichen Findelkindern zu tun, denn auch die werden erwachsen und wollen heiraten. In solchen Fällen bittet das Institut in der Regel einen medizinischen Sachverständigen aus dem Kreis der dem «Sippenforschungsamt» zuarbeitenden ärztlichen Standesorganisationen, die Untersuchungen in ihren Räumen vorzunehmen.

Das geschieht auch diesmal. Der Arzt, der Scherwitz unter die Lupe nimmt, ist, was für ein Zufall, ein guter alter Bekannter. Es ist der Sturmkamerad von 5/75, der Geburtshelfer Wilhelm M. aus Marienfelde, der ihm viele Monate zuvor bereits den «Erbgesundheitschein» ausgestellt hat. Und er ist seit vielen Jahren auch der Hausarzt der Familie von Bertha B. Während der Hauptverhandlung in München wird Scherwitz von einem Ge-

schworenen gefragt werden, wie er es denn als Jude angestellt habe, zur SS zu kommen. Er wird antworten: «Das hat ein befreundeter Kinderarzt gedreht.»²⁷

Die unter anthropologischen Gesichtspunkten wichtigste Frage für die SS, nämlich die, ob seine Geschwister, Eltern, Grosseltern unter endokrinen Störungen, allergischen Zuständen oder Alkoholismus gelitten hätten, beantwortet der Arzt gleich selbst. «Über den Verbleib von Eltern und Geschwistern ist nichts bekannt, Scherwitz selbst habe sich nur durch Flucht vor der Verschleppung durch die Russen retten können.»

Scherwitz leidet weder an endokrinen Störungen noch an Störungen anderer Art. Eine Bleivergiftung, die er sich 1926 zugezogen haben soll, ist ausgeheilt. Alles ist perfekt. Er sieht wie ein Adler, hört wie ein Luchs, hat keinen Sprachfehler, der Blutdruck ist normal, es gibt nur einen einzigen plombierten Zahn. Auch die vorgeschriebene SS-Grösse von 1,70 Metern ist gerade erreicht, und dass sein Körperbau «rundlich» ist, ist nicht weiter schlimm. Ungünstig wäre es gewesen, wenn «schwächlich» oder «schlaffhängender Bauch» hätte eingetragen werden müssen. Für die Hautfarbe bietet der Untersuchungsbogen drei Variationen an: rosigweiss, elfenbeinfarben, olivbräunlich. Doktor Wilhelm M. entscheidet sich für elfenbeinfarben und für die Augenfarbe hellbraun.

Wenn Scherwitz beschnitten gewesen wäre, hätte der Arzt Schwierigkeiten gehabt, diese Information in seinem Vordruck unterzubringen. Die Frage wird darin nicht gestellt. Aber der SS-Staffelkamerad hätte von einer Beschneidung wohl etwas bemerkt, denn nach Leistenbrüchen und Eingeweidebrüchen wird gefragt. Scherwitz macht rundherum einen erstklassigen Eindruck, auch seine psychische Konstitution wird mit «gut» beurteilt. Die zentrale Frage, ob eine «Fortpflanzung im völkischen Sinne wünschenswert» sei, beantwortet der Arzt mit «wünschenswert».

Die Auswertung dieses Fragebogens übernimmt ein im Institut festgestellter Wissenschaftler. Anhand der wenigen physiologischen Angaben und einem Ganzbildfoto erarbeitet er ein «Rassekundliches Gutachten», das zu folgendem Ergebnis führt: «Fritz Scherwitz weist im Gesamterscheinungsbild dinarische Merkmale auf, die durch eine etwas erhöhte Weichteildecke den Anschein von vorderasiatischem Einschlag geben können. Artfremde

Merkmale wären höchstens in der Form der Augen zu finden, aber selbst diese ist in Ostpreussen innerhalb der arischen Bevölkerung häufiger anzutreffen. Jüdische Rassemerkmale sind im Erscheinungsbild nicht feststellbar, auch charakterlich und im persönlichen Umgang sind bei Fritz Scherwitz diesbezügliche Anzeichen nicht zu finden. Man kann mit Wahrscheinlichkeit annehmen, dass die Ahnen des Prüflings deutschen bzw. artsverwandten Blutes waren.»

Der Gutachter schickt sein Werk an die «Reichsstelle für Sippenforschung». Nach einem weiteren Monat kann Scherwitz aufatmen. Alle Ungeheimheiten seines Lebenslaufes gehören fortan der Vergangenheit an: seine angeblichen Anfragen an das Pfarramt Buscheruni, die Beglaubigung dieser Anstrengungen durch den Sturm, die widersprüchlichen Angaben zum Schicksal seiner mal toten, mal verschleppten Eltern, die unterschiedlichen Daten in den Lebensläufen für die SS und fürs Standesamt, die unklare Dauer seiner Militärzeit, den Küstriner Landsturm, den es nicht gibt. Mit Brief und Behördenstempel, Unterschrift und notarieller Beglaubigung hat er jetzt endlich einen «Abstammungsbescheid», den er nicht zu verstecken braucht.

«Fritz Scherwitz», so heisst es darin, «wurde angeblich in Buscheruni/Ostpreussen am 21.8.1903 geboren. Die Geburtsurkunde ist nicht zu ermitteln. Der Prüfling stammt vermutlich aus dem östlichen Grenzgebiet Ostpreussens oder aus dem Memelland bzw. Litauen. Die Eltern des Prüflings sind nicht bekannt.»

Angeblich, vermutlich, unbekannt: Hinter den knappen Sätzen verbirgt sich ein Kriegsschicksal und für den SS-Staat die ganze Demütigung durch den Versailler Vertrag. Memelland ist nicht mehr unser, und das alte deutsche Siedlungsland Litauen ist eine unabhängige und unkooperative Republik. Es ist ein im nationalsozialistischen Sinne drittklassiges Kriegsschicksal, das hier besiegelt wird, denn die Rassebürokraten der «Reichsstelle für Sippenforschung» übernehmen in ihrem Bescheid wörtlich die «wissenschaftlichen» Erkenntnisse des Kaiser-Wilhelm-Instituts über Fritz Scherwitz: «dinarisch, aber ohne jüdische Rassemerkmale, mit Wahrscheinlichkeit deutschen oder artsverwandten Blutes». Zu dieser Zeit gelten fünf «Rassekategorien» als anthropologisch gesicherte Tatsache. Scherwitz gehört zur «Kategorie C: ausgeglichener Mischling und dinarisch bzw. westisch».²⁸

Der Fall 31274 kann abgeschlossen werden. Am 2. April 1938 treten Bertha B., «Büglerin», und Fritz Scherwitz, «Betriebsdirektor», vor den Standesbeamten Berlin-Lichterfelde, um ihre Ehe zu beschliessen. Seit elf Jahren leben sie miteinander, sechs Jahre sind sie verlobt, fast drei Jahre haben sie auf die Heiratsbewilligung gewartet. Bertha ist jetzt 28 Jahre und Fritz 35 Jahre alt.

Ein paar Monate danach beziehen sie das «Forsthaus» mit Garten im winzigen Kirchhain-Hennersdorf in der Niederlausitz, etwa sechzig Kilometer südöstlich von Berlin. Dort gibt es keinen Sturm 5/57, nur Arbeiter, die Loren mit Kies vollschaufeln, und einen Fabrikbesitzer, der nicht in die Partei will. Und im November brennen dort auch nicht die Synagogen. Bertha wird später sagen, ihr Mann sei ein guter Chef gewesen, «er war bei seiner Firma sehr angesehen und sehr beliebt». Es sei eine gute Zeit gewesen, die schönste ihres Lebens.

In Kirchhain-Hennersdorf wird im Februar 1940 auch ihre Tochter R. geboren. Scherwitz soll sich sehr über sie gefreut und sie sehr geliebt haben. Aber viel Zeit, sich um sie kümmern, wird er nicht gefunden haben.

Seit einem halben Jahr ist Krieg.

Ostwärts

Polen ist überfallen, in wenigen Tagen überrannt. In Thorn, der Stadt an der Weichsel, die Scherwitz aus früheren Tagen gut kennt, haben sich wieder deutsche Soldaten in der «Reithalle» einquartiert. Scherwitz wird dies gefallen haben, der deutsche Osten gehört ins Deutsche Reich, für einen Freikorps-Kämpfer und SS-Unterscharführer ist das keine Frage.

Scherwitz will zu Beginn des Krieges zur Luftschutzpolizei gekommen sein, so gibt er es jedenfalls 1948 während der Ermittlungen gegen ihn an. Später sei er mit einer Polizei-Reserveeinheit nach Polen geschickt worden, zu den Einsatzorten Warschau im Generalgouvernement und Litzmannstadt (Łódź) im Wartheland. Als Scherwitz 1957 und 1962 als Zeuge in anderen Ermittlungsverfahren auftritt, wird er zuvor zu seiner eigenen Kriegsbiographie befragt. In diesen Aussagen ist von Warschau und Litzmannstadt nicht

mehr die Rede, dafür mal vom Polizei-Reservebataillon 2, mal von der Nummer 131. An Einzelheiten könne er sich nicht mehr erinnern, sagt er, sein Gedächtnis habe «leider stark nachgelassen». Das liest sich beinahe lustig, denn das nachlassende Gedächtnis hat mit den Jahren seine Dienstränge immer höher hinaufrücken lassen. Zu Beginn der Ermittlungen hat ihm «Polizeiwachmeister» noch ausgereicht, neun Jahre später befördert er sich zum «Polizeileutnant», der in Berlin einen Offizierskurs besucht habe. Sein «SS-Angleichungsgrad» sei Hauptsturmführer gewesen.²⁹

Bei Kriegsbeginn, soviel steht immerhin fest, wird Scherwitz nicht von der Wehrmacht mobilisiert, sondern von der Polizei. Dies ist nicht erstaunlich, denn mit seinem Geburtsjahr 1903 gehört er zu den Jahrgängen des sogenannten Weissen Blocks, die nach den Bestimmungen des Versailler Vertrags nicht militärisch ausgebildet werden durften. Zum «Weissen Block» gehören alle Männer, die zwischen 1900 und 1912 geboren sind. Als Hitler sich 1935 über diese Abrüstungsbestimmungen hinwegsetzt und eine allgemeine Wehrpflicht einführt, stellt man die Ausbildung dieser Jahrgänge zurück, weil sie zumeist mitten im Berufsleben stehen. Um sie dennoch in den Wehrdienst einzubeziehen, beauftragt man ab 1937 die Polizei, die Männer zu erfassen und sie nach Bedarf auszubilden; erst den Jahrgang 1912, dann den Jahrgang 1911, und so weiter. Als der Krieg beginnt, sind die 1900 bis 1909 Geborenen noch nicht dran gewesen, also auch Scherwitz nicht.

Zu dieser Zeit ist die Polizei längst gleichgeschaltet und auf SS-Linie getrimmt. Sie untersteht auch nicht mehr dem Innenminister, sondern seit 1936 dem Reichsführer SS Heinrich Himmler. Er hat die früher einheitliche Polizei in zwei Bereiche aufgeteilt: erstens die Sicherheitspolizei, wozu die Kriminalpolizei, die Gestapo, der Sicherheitsdienst gehören, zweitens die Ordnungspolizei, zu der alle Verkehrspolizisten, die Gendarmerie, die Schutzpolizisten und auch der Technische Notdienst einschliesslich Luftschutz zählen. Beide Bereiche sind verschiedenen Behörden untergeordnet, die sich nach SS-Vorbild Hauptämter nennen.³⁰ Die Sicherheitspolizei untersteht Reinhard Heydrich, seine Behörde nennt sich bald Reichssicherheitshauptamt. Die Ordnungspolizei wird vom SS-Oberstgruppenführer Kurt Daluege befehligt, Schritt für Schritt militarisiert, ideologisiert und auf das Führer-

prinzip eingeschworen. Im Berliner Lustgarten rief Daluge bereits 1936 seinen Männern zu: «Das ist unser Grundsatz: schweigend gehorchen, schweigend dienen, schweigend sterben.»³¹ Ein Leitfaden zur «Polizeitruppenführung» erklärt 1940: «Der Totalitätsanspruch der nationalsozialistischen Staatsführung kommt auch bei der Polizei zur Geltung und zum Ausdruck. Wenn bisher Gegner und Banden zart angefasst wurden, so tritt jetzt gegenüber dem Staatsfeinde klar und eindeutig auch in der Taktik der Anwendung des schärfsten Mittels der Vernichtungsgedanke in den Vordergrund.»³²

Für die Erfassung und Ausbildung der ungedienten Männer des «Weissen Blocks» ist ausschliesslich die Ordnungspolizei zuständig. Schon seit dem «Anschluss» von Österreich leidet sie unter Personalmangel, der sich mit Kriegsbeginn verschärft, nachdem die Wehrmacht ganze Polizeidivisionen an die Front abgezogen hat. Um die Lücken zu schliessen, zieht die Ordnungspolizei in den ersten Kriegswochen 91.500 Reservisten der Jahrgänge 1901 bis 1909 ein, alles Männer, die bislang nur als bedingt wehrfähig galten. «Diese Männer sind planmässig, aber ohne sie zu überfordern, zur Härte zu erziehen», heisst es in den Ausbildungsrichtlinien, und weiter: «Die formale Ausbildung ist nur in dem zur Förderung der Ordnung und Manneszucht sowie zum Zusammenschweissen der Einheiten notwendigen Umfang zu betreiben.»³³ Es muss für Scherwitz, den früheren Freikorpskämpfer, ein merkwürdiges Gefühl gewesen sein, jetzt als Veteran zu gelten, den man zur Härte und Manneszucht erziehen muss.

Aus Berlin werden bis Ende 1939 5.000 dieser Reservisten älterer Jahrgänge mobilisiert, später weitere und noch ältere. In den Ausbildungskasernen Spandau oder Oranienburg werden sie zwei Monate lang weltanschaulich und für den Truppendienst geschult, die Jahrgänge 1901 bis 1905 nur an den Sonntagen. Scherwitz' Ausbildung wird demnach mit folgendem Programm begonnen haben: «1. Sonntag, 1. Woche: Morgen: Frühsport. Vormittag: Die Zerschlagung von Versailles. Nachmittag: Körperschulung, Abwehr Boxen/Ausbildung an der Marschpistole. Abend: Die Reinhaltung des Blutes. Nacht: Aufstellung: Die geschlossene Ordnung.»³⁴ Nach dieser Schulung werden die Reservisten-Anwärter zum Wachtmeister der Reserve befördert und jahrgangswise verschiedenen Berliner Polizeiverbänden zugeteilt.

Ursprünglich war vorgesehen, die Reservisten nach ihrer Grundausbildung im «Heimatsdienst» einzusetzen, aber daraus wird nichts. Die militärischen Erfolge und raschen Expansionen erfordern schon bald mehr Ordnungskräfte in den besetzten Gebieten hinter der Front. Für diese Aufgaben werden aus den regionalen Polizeireserven neue Bataillone zusammengezogen; Ende 1939 sind es 21, Mitte 1940 sind es bereits 101. Davon kommen zehn aus Berlin. Sie tragen die Nummern 1 bis 10. Sie alle werden in die besetzten Länder, nach Polen und in das «Protektorat Böhmen und Mähren» geschickt, um dort «im Rücken der kämpfenden Armee das Feindesland zu befrieden» sowie «die Ordnung in den besetzten Gebieten herzustellen und zu erhalten», wie es in einem Polizeileitfaden heisst.³⁵

Die mobilen Truppen der Ordnungspolizei entwickeln sich dort sehr schnell zu Himmlers wichtigsten Kräften, um die einheimische Bevölkerung niederzuhalten und das Besatzungsunrecht durchzusetzen. Viele Einheiten beteiligen sich an der Ermordung der Juden.³⁶ In Westpolen, vor allem im sogenannten Warthegau, ist ihre Hauptaufgabe, die nichtdeutsche Bevölkerung zu vertreiben, um Platz für die «heimgeholten» Volksdeutschen aus den baltischen Ländern, Wolhynien, der Bukowina und Bessarabien zu schaffen. «Für das Wohl der Polen und der jüdischen Einwohner ist die deutsche Polizei nicht zuständig», heisst die klare Anweisung für Polizisten wie Scherwitz.³⁷

Mit welcher Polizeitruppe ist Scherwitz ostwärts gezogen? Von den zehn Polizei-Reservebataillonen aus Berlin werden Ende 1939 zwei in das Generalgouvernement, und zwar in den Distrikt Warschau, abkommandiert. Es sind die Nummern 8 und 10; fünf Bataillone, die Nummern 1 bis 5, kommen ab Dezember in die «eingegliederten Ostgebiete», ins annektierte Westpolen. Sie werden entweder im «Wehrkreis Danzig» (Westpreussen) oder im «Wehrkreis Posen» (Wartheland) eingesetzt und von dort auch nach Łódź geschickt, das die Nazis nach einem ihrer Parteigenossen in «Litzmannstadt» umbenannt haben. Im Frühjahr 1940 versetzt man alle Berliner Bataillone entweder nach Norwegen oder in das Protektorat, nach dem Überfall auf die Sowjetunion in den Bereich Russland-Nord oder Russland-Mitte. Das Re-

servebataillon 9 schlägt im Frühjahr 1940 in Prag einen Studentenaufstand nieder, kommt dann im Juni des Jahres nach Oslo und wird im Juli 1941 der SS-Einsatzgruppe A zugeteilt. Im Dezember 1941 wird es in Riga vom Reservebataillon 3 abgelöst, kommt nach Polen und anschliessend in die Oberkrain. Die Einsatzorte der Bataillone 6 und 7 sind nicht bekannt.³⁸

In einem dieser Berliner Polizei-Reservebataillone leistet Scherwitz seinen Besatzungsdienst, in welchem, lässt sich nicht feststellen. Die von ihm angegebenen Verbände kommen nicht in Frage, denn die Nummer 131 ist ein Würzburger Bataillon, und die Nummer 2 aus Berlin besteht nur aus Männern ab Jahrgang 1906. Warschau und Litzmannstadt, diese beiden Einsatzorte hat er genannt. Für Warschau spricht nichts ausser einer einzigen Zeugenaussage. Eine Jüdin aus Lettland gibt 1948 zu Protokoll: «Scherwitz gehörte, bevor er nach Riga kam, zu den Wachmannschaften im Warschauer Ghetto.»³⁹ Woher sie das gewusst haben will, ist unklar. Die Juden des Warschauer Ghettos wurden nach seiner Abriegelung im November 1940 von Polizei-Reservebataillonen aus dem Ruhrgebiet und später von lettischen Polizeiangehörigen bewacht.⁴⁰

Aber in Łódź/Litzmannstadt dürfte Scherwitz wirklich gewesen sein. Dafür spricht vor allem, dass Łódź auch in seinen «antifaschistischen» Lebensläufen mehrmals eine Rolle spielt, hier freilich in einem völlig seitenverkehrten Kontext: In einem Fragebogen für die amerikanische Besatzungsmacht in Bayern gibt er im Frühjahr 1945 an, er sei Anfang 1940 als Häftling mit dem Judenstern ins Ghetto Litzmannstadt gebracht worden. Dasselbe bekräftigt er kurz darauf mit einer eidesstattlichen Erklärung, als er seinen KZ-Ausweis beantragt. Die Verwandlung vom Häftling zum Polizisten erklärt er später mit einer wilden Abenteuergeschichte, die er dem Münchner Ermittler Clemens Hüffel aufischt: Er sei aus dem Litzmannstadter Ghetto in einer Polizeiuniform geflüchtet, die ein ihm zugetaner «Hauptmann Jäger» eigens zu diesem Zweck besorgt habe. So getarnt habe er sich dann von Litzmannstadt bis ins litauische Schaulen (also durch das 1940 noch von der Sowjetunion besetzte Ostpolen) durchgeschlagen, um dort seine Eltern zu besuchen. Diese hätten ihm geraten, sich zu retten, und so sei er in einem Polizeiauto nach Riga gekommen und dort einer Polizeieinheit zugeteilt worden.⁴¹

Litzmannstadt, Ghetto, Polizeiuniform, Hauptmannjäger – das sind alles Merkwörter mit Realitätsgehalt. Scherwitz hält sich fast immer an die alte Hochstaplerregel: Lüge dicht an der Wahrheit entlang und verdrehe nur, was unbedingt nötig ist. Er hat sich wahrscheinlich im Ghetto Litzmannstadt aufgehalten, nur eben nicht als Bewachter, sondern als Bewacher, so wie später auch in Riga. Den Amerikanern und den Behörden, die sich um die Verfolgten kümmern, wird er nach dem Krieg sagen können, er sei im KZ gewesen, was seiner Logik nach beinahe der Wahrheit entsprach. Auch jenen hilfsbereiten «Hauptmann Jäger» hat Scherwitz nicht frei erfunden, sondern ihn in der Erinnerung lediglich von Riga nach Litzmannstadt «versetzt».

Scherwitz in Litzmannstadt. Genau im fraglichen Zeitraum wird hier das Grossghetto eingerichtet, das erste Ghetto, in dem die Juden systematisch zur Zwangsarbeit für die deutsche Rüstungsindustrie herangezogen werden. Am 10. April 1940 wird es mit Stacheldrahtverhauen und Bretterzäunen hermetisch von der Aussenwelt abgeriegelt. Zu Beginn drängen sich auf einem Gebiet von 3,6 Quadratkilometern über 146.000 Menschen, ein paar Monate später sind es schon rund 200.000. Das Ghetto ist eine Stadt in der Stadt, umzingelt von «reichs-» und «volksdeutschen» Schutzpolizisten, die berechtigt sind, «von ihrer Schusswaffe jederzeit Gebrauch zu machen».⁴² Für die Räumung der von Juden bewohnten Wohnungen, den Abtransport ihres Vermögens und die Bewachung des äusseren Ghettozauns werden dem Polizeichef von Łódź einige Kompanien der Reservepolizei zur Verfügung gestellt. Die Männer kommen aus Berlin und aus Hamburg und nennen sich «Polizeiwachtmeister» wie Scherwitz auch.⁴³ Es ist also sehr wahrscheinlich, dass Scherwitz Litzmannstadt in Polizeiuniform verlassen hat; bloss nicht als verkleideter Ghetto-Flüchtling, wie er später im Verhör erzählt, sondern ganz regulär als Angehöriger einer Polizeieinheit.

Etwa im Sommer 1940, als die Berliner Polizeiverbände in Polen ausgewechselt, umgruppiert und nach Prag oder Oslo versetzt werden, ist für Scherwitz der Besatzungsdienst in grüner Uniform vorläufig vorbei. Kurz vor der Truppenverlegung, wird er bei der Hauptverhandlung gegen ihn in München erzählen, habe er «beim Verladen einer Granate einen Unfall mit

Kopfverletzung erlitten». ⁴⁴ Deshalb sei er nach seiner Entlassung aus dem Lazarett für längere Zeit in Berlin gewesen und in der Polizeikaserne Berlin-Spandau im Bereitschaftsdienst gehalten worden. Mit Sicherheit wird der genesungsbedürftige Scherwitz während dieser Zeit an den Wochenenden nach Hennersdorf gefahren sein, um seine Frau und seine kleine Tochter zu besuchen. Sie habe sehr an ihm gehangen, sagt seine Frau später. Es sind die letzten Gelegenheiten für ein Familienleben. Nach Beginn des Russlandfeldzuges ist es damit für immer vorbei.

Unternehmen Barbarossa

Es gibt viele schwarze Löcher in Scherwitz' Leben, eines leuchtet er besonders ungerne aus. Immer wieder fragt man ihn 1948 in den Verhören, mit wem er eigentlich nach Riga gekommen sei, und wann, und wie er es angestellt habe, so schnell zum Leiter der «Gestapo-Werkstatt» am Washington Platz befördert zu werden. Das ist eine existentielle Frage, denn dahinter lauert der Verdacht, er könnte Riga im Tross eines Einsatzkommandos betreten und dank der im «Einsatz» erworbenen «Verdienste» seine gute Position errungen haben. Das wäre auch normal gewesen, denn Scherwitz' Kollegen, Leiter anderer Einrichtungen des Sicherheitsdienstes, rekrutieren sich durchweg aus dem Personal der Einsatzgruppen. Wieso soll Scherwitz eine Ausnahme gewesen sein? Wieder einmal eine Ausnahme? «Das Einsatzkommando 2 ist Ihnen doch aus Riga bekannt?» fragt ihn 1948 der amerikanische Major und frühere Riga-Häftling Herbert Ungar. «Ach», antwortet Scherwitz, «da gab es so viele Leute.» «Aber Sie haben doch mit diesen Leuten am Washington Platz gewohnt», insistiert Ungar und beisst erneut in Watte. «Da haben viele Leute gewohnt», weicht Scherwitz aus. ⁴⁵

Einsatzkommando oder nicht, das ist eine Frage, die noch heute viele Emotionen weckt. «Wenn er als Jude bei der Einsatztruppe war», sagt Boris Lurie, früher Tischler in Lenta, heute ein berühmter «No-Art»-Künstler in New York, der mit seinen Installationen über die Konzentrationslager scho-

ckieren will, «dann argumentiere ich rassistisch. Dann hat das Münchner Gericht ihn nicht zu hart, sondern zu milde bestraft.»⁴⁶

Am 22. Juni 1941, als die dem Reichssicherheitshauptamt unterstehende Einsatzgruppe A zusammen mit der Wehrmacht in die Sowjetunion einfällt, gehören ihr 990 Personen an: 89 Sicherheitspolizisten, 41 Kriminalpolizisten, 35 Angehörige des Sicherheitsdienstes (SD), 133 Ordnungspolizisten, 172 Kraftfahrer, 340 Soldaten der Waffen-SS, 87 einheimische Hilfspolizisten aus den besetzten Ländern, 51 Dolmetscher und 42 Verwaltungsfachleute einschliesslich Funkern, Telegraphisten und 13 Sekretärinnen. Die meisten der Beteiligten kommen aus der Allgemeinen SS, aber zu Beginn des Feldzuges hat man das Personal durch die Zuteilung einer Kompanie des Polizei-Reservebataillons Nummer 9 aus Berlin aufgestockt. Die Einsatzgruppe A unter der Leitung des SS-Brigadeführers Dr. Walther Stahlecker⁴⁷ teilt sich auf in den Stab, in die Sonderkommandos 1a, 1b und in die Einsatzkommandos 2 und 3. Himmler und Heydrich versehen die Kommandos im Einverständnis mit der Wehrmachtsleitung mit Spezialaufträgen: säubern, bereinigen, beseitigen, umsiedeln, aussiedeln, befrieden, liquidieren, unschädlich machen, exekutieren, Aktionen durchführen – alles die gängigen Umschreibungen für hundert- und tausendfache Morde. Offiziell liest sich die Aufgabe dieser Todesschwadronen vornehmer. Die Sonderkommandos sollen die «Selbstreinigungsmassnahmen der einheimischen Bevölkerung in die richtigen Bahnen lenken». Sie «sind berechtigt, im Rahmen ihres Auftrags in eigener Verantwortung gegenüber der Zivilbevölkerung Exekutiv-Massnahmen zu treffen».⁴⁸

Ihr Exekutivwillen wird durch nichts und niemanden gebremst. Die Ermordung der Juden, der Kommunisten, der sowjetischen Kriegsgefangenen, der Partisanen, der Zigeuner, der Geisteskranken in Litauen, Lettland, Estland und im sogenannten Weissruthenien ist ihr Beitrag zum Unternehmen Barbarossa. Stahlecker meldet in seinem Gesamtbericht für die Zeit bis zum 1. Februar 1942 stolz nach Berlin, seine Einsatzgruppe A, einschliesslich ihrer Untergruppen, habe 240.410 Personen liquidiert, davon 229.052 Juden.⁴⁹

Wenn Scherwitz unter Stahleckers Kommando das Baltikum betreten hat, gleich ob als Polizeireservist oder als Kraftfahrer, dann hat er nach dem Kriege sehr gute Gründe, dies zu verdunkeln und allen erhellenden Fragen

auszuweichen. Denn genau zu der Zeit, als Scherwitz sich als Treuhänder für das Landesentschädigungsamt um die Wiederbeschaffung des jüdischen Besitzes kümmert und sich so engagiert, dass er bald zum Betreuer der rassistisch Verfolgten in ganz Oberschwaben befördert wird, verhandelt der Alliierte Gerichtshof in Nürnberg gegen hohe Führer der Einsatzgruppen und des Reichssicherheitshauptamts. Darunter auch gegen Heinz Jost⁵⁰, Stahlackers Nachfolger als Einsatzgruppenleiter bis zum Herbst 1942⁵¹, und gegen Martin Sandberger, den Führer des Sonderkommandos 1a.

Scherwitz hat Sandberger möglicherweise gekannt, und Heinz Jost, wie zu zeigen sein wird, sogar sehr gut, eine Tatsache, die er bei seinen Vernehmungen sorgsam verbirgt. Mit gutem Grund, denn Tag für Tag stehen in den Zeitungen neue Greuelberichte über die Todesarbeit der Einsatzgruppen in der besetzten Sowjetunion. Ihre Verbrechen schildert die Presse viel plastischer als die von Flick und der Wirtschaftsführer der IG-Farben, die in Nürnberg gleichzeitig verhandelt werden. Am 10. April 1948 fällt der Internationale Militärgerichtshof die Urteile im Einsatzgruppenprozess: i4mal Tod durch den Strang, auch für Martin Sandberger, und lebenslänglich für Scherwitz' guten Bekannten Heinz Jost.⁵² Nicht einmal drei Wochen später wird Scherwitz dann selbst als mutmasslicher Kriegsverbrecher verhaftet. Die Nürnberger Todesurteile vor Augen, stand er vor der Wahl, bei seinen Vernehmungen den eigenen Weg nach Riga entweder unwiderlegbar präzise oder so vage und so harmlos wie möglich darzustellen. Er entschied sich für das letztere.

Dem Ermittlungsbeamten Hüffel erzählt er, und dies auch erst im vierten Anlauf, er sei nach seinem Polizeiwachtmeisterdienst in Warschau und Litzmannstadt für einige Zeit in Berlin gewesen und habe sich dann «im September oder Oktober als Kraftfahrer nach Riga aufmachen müssen. Dann kam ich nach Reval/Estland. Dort musste ich Schnaps holen. Hierauf kam ich nach Riga zurück und erfror mir die Füße. Dann wurde mir eine andere Aufgabe aufgetragen. Ich musste die Juden aus dem Ghetto holen und wieder zurückbringen.» Von Truppeneinheiten, Bataillonen, Verweildauer in Riga kein Wort, Hüffel fragt auch nicht nach, weil er Scherwitz sowieso nicht mehr glaubt.

Eine detailliertere Reiseroute nennt Scherwitz einige Monate später in Nürnberg seinem Vernehmer Herbert Ungar. Bis Ende September 1941 sei er als Luftschutzpolizist in der Alexanderkaserne in Berlin-Spandau stationiert gewesen, dann für die «Ordnungspolizei umgekleidet» worden und so als «eingekleideter Wachtmeister der Reserve» der «Transportkolonne Leutnant Uheldorf» zugeteilt worden. Mit diesem «Transporthaufen» sei er nach Riga gefahren und dort Anfang Oktober eingetroffen. Einige Tage später, also etwa Mitte Oktober, habe er sich nach Reval aufmachen müssen, um von dort «Marketenderwaren» zu holen. Auf dem Rückweg habe er sich die Füße erfroren und 14 Tage in einem Polizeilazarett in Riga gelegen. Nach seiner Genesung habe er dann Kolonnen aus dem Ghetto zu ihrer Arbeitsstätte am Washington Platz begleitet und sei später zu einem SS-Scharführer «umgekleidet» worden. «Von wann ab war das Ghetto?» will Ungar in einer Fangfrage wissen. «Das kann ich nicht genau sagen», kontert Scherwitz, «als ich kam, war es schon da.»⁵³

Scherwitz' Angaben zur «Transportkolonne Uheldorf» klingen in ihrer Konkretheit glaubhaft, derart genau wirkende Informationen liefert er selten. Dennoch hat er auch hier verwischt und mit seiner Wortwahl versucht, den Eindruck harmloser Unbedarftheit zu erwecken. Was genau steckt hinter den Wortmasken? Lässt sich für Marketenderwaren vielleicht «Munition» sagen? Granaten? Hat er statt Tand oder Schnaps von Reval nicht viel wahrscheinlicher Waffen nach Reval gebracht? Was heisst eingekleidet? Scherwitz hat seine Uniformen schliesslich nicht für eine Theateraufführung erhalten. Und was hat es schliesslich mit der Transportkolonne Uheldorf auf sich?

Eine Überraschung: Die Kolonne gab es tatsächlich. Sie hiess zwar nicht Uheldorf, sondern Uhlenbrock, aber die Namensvariante darf man als eine für Scherwitz typische Lässlichkeit verbuchen. Dieser Leutnant Uhlenbrock von der Ordnungspolizei Kiel ist zu Beginn des Russlandfeldzuges Transportoffizier beim Höheren SS- und Polizeiführer Hans-Adolf Prützmann und befindet sich Mitte Juni in Tilsit. Dort, wo sich zu dieser Zeit sein Chef, aber auch der SS-Führer Walther Stahlecker kurzfristig aufhalten. Die Lastwagen seiner Transportkolonne werden mit Waffen vollgepackt gewesen sein, die

er vom Hauptamt der Ordnungspolizei in Berlin abgeholt haben muss. Die Ausrüstung ist für Riga bestimmt, denn dort soll der SS-Obere Prützmann, sobald die Wehrmacht die Stadt erobert hat, Himmlers Repräsentant im Osten werden, der oberste SS- und Polizeichef für das ganze besetzte Ostland, für Litauen, Lettland, Estland und Weissruthenien.

Prützmann verlässt Tilsit am 26. Juni und erreicht Riga am 1. oder 2. Juli 1941. Dort nehmen er und seine Offiziere bis zur Einrichtung ihrer Dienststelle «Höherer SS- und Polizeiführer Russland-Nord» Quartier in der ehemaligen Oberbürgermeisterei, im noblen «Petersburger Hof». Auch Uhlenbrock wird um diese Zeit in Riga angekommen sein, denn dort kümmert er sich ab sofort intensiv um den Aufbau der Dienststelle. Seine Arbeit erledigt er offenbar sehr gut, denn schon im August 1941 wird er zum stellvertretenden Leiter der «Abteilung III, Beschaffung und Ausrüstung» befördert und unter Prützmanns Nachfolger, dem Massenmörder Friedrich Jeckeln, sogar zum Beschaffungsleiter erhoben.⁵⁴

Wenn Scherwitz mit Leutnant Uhlenbrocks Transporthaufen unterwegs war, kann er nicht zur selben Zeit Heydrichs «kleinen rollenden Reichssicherheitshauptämtern» angehört haben, so die treffende Bezeichnung des Nürnberger Kriegsverbrechertribunals für die Einsatztruppen. Diese Zugehörigkeit auszuschliessen, ist wahrscheinlich Sinn und Zweck seiner so präzise klingenden Aussage, bekräftigt durch die oft wiederholte Datierung: Herbst 1941. Aber es ist keine sehr gute Entlastung, denn Uhlendorfs tatsächliche Route Ende Juni 1941 nach Riga und Scherwitz' Wege durch das Ostland sind mit denen von Teilkommandos der Einsatzgruppe A identisch.

Der Grossteil des Stabes und die Einsatz- und Sonderkommandos befinden sich bis zum 20. Juni im Ort Gumbinnen nahe Tilsit und werden dort durch die 1. Kompanie des Berliner 9. Polizei-Reservebataillons verstärkt. Der Stab der Einsatzgruppe A erreicht Riga zeitgleich mit dem SS-Führer Prützmann am 1. oder 2. Juli. Die Teilgruppen der Sonder- und Einsatzkommandos 1a, 1b und 2 treffen dort einige Tage später ein, alle zwischen dem 4. und 7. Juli. Vor ihrer Ankunft haben sie eine Blutspur durch Litauen gezogen, haben auch in Scherwitz' angeblicher Heimatstadt Schaulen gewütet und dort über eintausend männliche Juden erschossen, vermutlich auch den

Ehemann von Scherwitz' vorgeblicher Mutter Sore Sirewitz, Jankel.⁵⁵ Nur das Einsatzkommando 3 bleibt in Litauen.⁵⁶

In Riga beschlagnahmt die Einsatzgruppe A für ihre Männer den Wohnblock Washington Platz. Walter Münch, Vorzimmerbeamter des SS-Anführers Stahlecker, erklärt 1963 vor Gericht: «Unsere Wohnungen befanden sich in einem geschlossenen und nur für Angehörige der Einsatzgruppe vorgesehenen Block, der zum Teil an der Ausekla iela lag. Die SS-Führer vom Hauptsturmführer an aufwärts besorgten sich dagegen im Laufe der Zeit Villen im Kaiserwald.»⁵⁷ In diesem Wohnblock, der noch eine grosse Rolle spielen wird, lebt Scherwitz von August 1941 bis zum Frühjahr 1943.

Gleich nach ihrer Ankunft in Riga verteilen sich die verschiedenen Gliederungen der Einsatzgruppe auf mehrere Tätigkeitsfelder. Der Stab der Einsatzgruppe A und die Sonderkommandos 1a und 1b bleiben höchstens zehn Tage in Riga und sorgen von dort aus für die, wie Stahlecker es verhüllend nennt, «Befriedung» des litauischen und lettischen Raums. Um den 10. Juli herum wenden sie sich, infolge der militärischen Geländegewinne der Heeresgruppe Nord, weiter östlich gelegenen Zielen zu. Das Sonderkommando 1a von Martin Sandberger tötet in Estland und lässt sich am 26. August als Dienststelle «Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD» in Reval nieder. Das Sonderkommando 1b agiert im südlich von Leningrad gelegenen Raum um den Peipussee und Pleskau (Pskow) herum und jagt dort Partisanen, nachdem es in Dünaburg und Rositten über tausend Juden erschossen hat.

Der Hauptteil des Stabs sitzt am 18. Juli in Pleskau und bezieht Anfang Oktober in Krasnogwardaisk Quartier, einem gottverlassenen Örtchen 40 Kilometer südlich von Leningrad. Dort bleibt er, bis Walther Stahlecker am 22. März 1942 bei einem Partisaneneinsatz in der Gegend von Pleskau schwer verwundet wird und einen Tag später stirbt. Von nun an liegt das Hauptquartier wieder in Riga; neuer Leiter wird Heinz Jost.

Eine kleinere Abteilung des Stabs der Einsatzgruppe A zieht es hingegen Anfang Juli vor, im schönen Riga zu bleiben und sich dem Aufbau ihrer für das gesamte Ostland zuständigen Dienststelle «Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD» zu widmen. Man stellt Dolmetscher ein, engagiert V-Leute, sorgt sich um alles, auch um gute Küchen und Köche. Der Personal-

leiter dieser Dienststelle ist SS-Hauptsturmführer Heinz Trühe⁵⁸, der vorher beim Reichssicherheitshauptamt in Berlin gearbeitet hat. Er beauftragt den Polizeiwachtmeister und Lkw-Fahrer Scherwitz Ende August/Anfang September 1941, sich um die Aufsicht und die Erweiterung der sogenannten SD-Werkstätten Washington Platz zu kümmern.

Allerspätestens seit diesem Zeitpunkt hat Scherwitz viel mit dem Einsatzkommando 2 zu tun, das sich bald in «Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD» umbenennt. Diese Dienststelle ist als einzige Untergliederung der Einsatzgruppe A in Riga geblieben, um von der Hauptstadt aus die Massenexekutionen des lettischen SD-Kollaborationskommandos Victor Arajs⁵⁹ zu dirigieren und selbst zu exekutieren.

Bis zum 25. Oktober 1941 werden im Tätigkeitsbereich des Einsatzkommandos 2/KdS nach dessen eigener Buchhaltung 31.598 Menschen erschossen, davon in den Gebieten Riga-Stadt und Riga-Land 6.378 Juden.⁶⁰ Die allermeisten von ihnen sterben schon in den Monaten Juli und August, das flache Land ist praktisch schon «judenfrei», als Mitte August die Anordnung zur Einrichtung von Ghettos in Riga und Dünaburg erfolgt.

In Riga finden im Wald von Bikernieki nahe dem Villenviertel Mezaparks (Kaiserwald) im Juli zehn grosse Massenerschiessungen an vorbereiteten Gruben statt. Dem Kriminalrat Wihelm K., der vor Ort beteiligt ist und dennoch nie verurteilt werden wird, vergeht dabei der Appetit, wie er sich 1965 erinnert:

«Die Opfer sollten sich am Rand aufstellen, manche in ihrer Angst sprangen aber gleich in die Gruben und wurden dann von oben erschossen. Über dem Ganzen lag ein unheimliches Geschrei, die Vorgänge wurden immer unbeschreiblicher, je mehr die Exekution voranschritt, (...) es geschieht immer noch, dass ich nachts davon träume. Schon vor Beginn der Exekution, aber auch zwischendurch gab es für uns reichlich Alkohol. Nur unter seinem Einfluss kann ich es mir erklären, dass ich es fertigbrachte, mein mitgeführtes Verpflegungspaket zu öffnen und während des grausigen Geschehens zu essen. Ich weiss noch, dass mir aus der Grube her ein Fetzen Fleisch auf das Brot fiel, in das ich gerade hineinbeissen wollte. Da ist mir natürlich jeder Appetit vergangen.»⁶¹

Im August 1941 wird in diesem Hochwald regelmässig zweimal pro Woche exekutiert, im September seltener und im Oktober überhaupt nicht. Das ist die Phase, in der wegen akuten Arbeitskräftemangels die Strategen der Versklavung gegenüber den Strategen der Vernichtung für kurze Zeit die Oberhand gewinnen. Erstere ziehen es vor, die Juden arbeiten anstatt sie umbringen zu lassen. Ab Dezember 1941 kommt mit den Deportationszügen aus Deutschland, Österreich, Tschechien reichlich Nachschub, die Exekutionen werden wieder aufgenommen. Bikernieki wird zum Todeswald für viele tausend Deportierte.⁶²

Im Wald von Bikernieki wird in der Sowjetzeit ein Denkmal errichtet, das bis Mitte der neunziger Jahre zwischen den Kiefern vor sich hinbröckelt, Kiefern, die noch Brandnarben von den hastig durchgeführten Leichenverbrennungen während des deutschen Rückzugs 1944 tragen. Auf dem Denkmal steht, hier hätten die deutsch-faschistischen Okkupanten 46.500 sowjetische Bürger ermordet. Erst die vor wenigen Jahren neu gestaltete Gedenkstätte erinnert daran, dass die meisten Erschossenen Juden gewesen sind.⁶³

In den Monaten Juli und August 1941, in denen sich im Wald die Gruben füllen, will Scherwitz nicht in Riga gewesen sein. Das beteuert er 1948, unter dem Eindruck des Nürnberger Prozesses gegen die Einsatzgruppen, bei den Verhören immer wieder.

Neun Jahre später, 1957, wird er anders reden: Jetzt hat er seinen Prozess hinter sich und seine Strafe abgessen, und eine beispiellose Amnestiekampagne hat selbst schwerstbelastete Angehörige der Einsatzgruppen längst wieder zurück in die bürgerliche Gesellschaft gespült. Obwohl man von Kriegsverbrechen mitten in der Adenauerzeit nicht viel wissen will, beginnen in Ulm Ermittlungen über die Verbrechen im Memelland, und Scherwitz wird als Zeuge geladen. Zur Sache trägt er nichts bei, aber jetzt hören sich seine Kriegserlebnisse anders an als früher. Ungefilterter. Unvorsichtiger. Wohl auch wahrheitsgemässer. Denn jetzt bestätigt seine Erinnerung genau das, was früher nur aus Indizien zu schliessen war.

Nicht erst im September/Oktober 1941 sei er für den Russlandfeldzug mobilisiert worden, sagt er, sondern schon Ende Juni. Nicht erst im Herbst, sondern bereits am 1. Juli 1941 sei er in Riga angekommen, exakt zu dem Zeitpunkt und exakt auf der Reiseroute, die auch SS-Führer Prützmann mit sei-

nem Transportoffizier Uhlenbrock sowie SS-Einsatzgruppenchef Stahlecker und Teilkommandos zurückgelegt haben: von Tilsit nach Riga, mit Ausflügen nach Pleskau und Reval. Bei seiner Zeugenvernehmung notiert ein Kriminalbeamter zur Person Folgendes: «Erster Einsatz Polen, zweiter Einsatz Russlandfeldzug von Berlin aus. Ist in den ersten Tagen des Russlandfeldzuges mit seiner Einheit über Tilsit nach Riga gekommen. Ankunft in Riga 1. Juli 1941. Von Riga aus weiterer Einsatz in Pleskau. Wurde Mitte Oktober 1941 in Reval am Fuss verletzt und in ein Lazarett nach Riga verbracht. Unter seiner Mitwirkung wurde in Riga eine Werkstätte geschaffen, in der sämtliche jüdische Handwerksberufe vertreten waren.»⁶⁴

Am 20. Juni 1962 wird Scherwitz im Hamburger Verfahren gegen den früheren SS-Obersturmführer und Angehörigen des Einsatzkommandos 2, Gerhard Maywald, ein letztes Mal zu seiner Kriegsbiographie befragt. Das Gerichtsprotokoll zitiert ihn so: «Ich habe den Russlandfeldzug in der Dienststellung eines Polizeioberwachtmeisters mitgemacht. Wir zogen im Juli über Riga bis nach Reval. Ich bekam dann erfrorene Füße und kam ins Polizeiheim nach Riga. Da ich nicht wieder frontverwendungsfähig wurde, bekam ich den Auftrag, für den Höheren SS- und Polizeiführer Friedrich Jäckeln Werkstätten einzurichten.»⁶⁵

Im Laufe der Jahre verwechselt und vergisst Scherwitz Namen, Orte, Dienstränge, Daten, Truppeneinheiten, Vorgesetzte, seine Frau und die kleine Tochter sowieso. Nur eine Erinnerung bleibt immer gleich: Es sind die erfrorenen Füße. Gewiss hat er sie sich irgendwann einmal tatsächlich angefroren, aber ganz sicher nicht im September oder Oktober 1941, als er sich zum Schnapsholen nach Reval begeben haben will. Denn zu dieser Zeit ist er in Riga bereits unabhkömmlich, beaufsichtigt unablässig die SD-Werkstatt am Washington Platz.

Das ist durch die Aussagen mehrerer Zeugen gesichert, im nächsten Kapitel kommen sie ausführlicher zu Wort. Der Schneidermeister Boris Rudow gibt 1945 und ein zweites Mal 1951 zu den Akten, dass er zusammen mit anderen Handwerkern am 16. August 1941 als Zwangsarbeiter zum Washington Platz gebracht worden sei: «Als wir ankamen, gab es schon eine kleine Schneider- und Schusterwerkstatt, die für die persönlichen Bedürfnis-

se der Angehörigen der Gestapo arbeitete. Die Werkstatt unterstand dem Wirtschaftsleiter vom Sicherheitsdienst, Trühe. In den ersten Tagen wurde sie von einem Harms oder so ähnlich geleitet, aber die eigentliche Aufsicht hatte der Untersturmführer Maywald. Nach etwa acht Tagen kam Fritz Scherwitz. Er war Polizei Wachtmeister. Erst als er anfang, die Werkstatt zu leiten, fingen wir an zu arbeiten. Vorher taten wir gar nichts.»⁶⁶

Auch ein Wachtmeister E, Angehöriger des 9. Polizei-Reservebataillons aus Berlin, erinnert sich an Scherwitz:

«In Riga kamen wir am 2. Juli an, unser Kommando hiess Einsatzkommando 1. Bis auf eine Handvoll Leute, die für den Schutz von SD-Leuten abgestellt waren, kamen wir alle nach Pleskau, Luga, Nowosje, Reval. Dort waren wir Mädchen für alles, Transport und so weiter. Ich kam ungefähr Mitte September zurück, weil ich am Fuss verletzt wurde und 14 Tage im Lazarett lag. Anschliessend war ich für die Gebäudesicherung am Washington Platz eingeteilt. (...) Im ersten Haus waren mehrere Werkstätten untergebracht, wo Juden arbeiteten. Das waren alles fachkundige Handwerker, die gut Deutsch sprachen. (...) Als ich ankam, führte die Aufsicht ein etwa 40- bis 45jähriger Wachtmeister, ziemlich klein und breitschultrig, er kam auch aus Berlin. Sein Name ist mir nicht mehr erinnerlich, vielleicht Tschernowitsch. Er konnte gut mit Trühe und Maywald (...). Was aus ihm geworden ist, weiss ich nicht, wir wurden nach Zamosch in Polen verlegt.»⁶⁷

Auch Wachtmeister E, von dem die Staatsanwaltschaft wissen will, ob er im Oktober 1941 bei der Räumung einer «Irrenanstalt» in Estland dabeigewesen sei, ist also im September 1941 am Fuss verletzt worden. Liest man die Akten, so müssen die Lazarette in Riga überfüllt gewesen sein mit fusskranken Polizeiwachtmeistern.

Dem war eine Zeitlang auch wirklich so, nämlich nach dem ersten grossen Frosteinbruch Mitte Oktober. Am 10. Oktober sackt in Pleskau und rund um den Peisjensee das Thermometer innerhalb von Stunden auf 20 Grad unter Null. Viele Soldaten und Polizisten erfrieren in ihren Sommeruniformen, und die Partisanen haben Heimvorteil. Darüber gibt es viele Berichte, und auch die harschen Beschwerden von Militärs über die mangelhafte Ausrüstung und miserable Verpflegung sind dokumentiert.⁶⁸ Scherwitz wäre also

mit seinen erfrorenen Füßen kein Einzelfall gewesen. Aber in der Jahreszeit, in der es an der Ostfront wirklich eisig wird, sitzt Scherwitz zweifelsfrei schon im Warmen am Washington Platz in Riga. Nicht erst seit Tagen, sondern schon seit Wochen, seit mindestens Anfang September, wie es die Zeugen sagen, aber vielleicht auch seit Juli oder August. Scherwitz hat kalte Füße bekommen, das liegt auf der Hand, nur, was er verbergen wollte, bleibt im dunklen.

Hat er sich an Judenerschiessungen im Sommer 1941 beteiligt? Sein Name wird in den grossen Verfahren, die sich mit den Verbrechen im Hochwald von Bikernieki beschäftigen, mehrmals genannt, aber kein einziges Mal im Zusammenhang mit den Vernichtungsbefehlen, mit der Organisation und der Ausführung von Mordtaten. Dutzende von Polizisten des Reservebataillons Nummer 9 aus Berlin werden nach den Namen ihrer direkt oder indirekt an den Verbrechen beteiligten Kollegen gefragt, nach Gewehrscützen, Kraftfahrern, Absperrungskräften. Sogar für das Küchenpersonal interessiert man sich, denn alle Männer am Washington Platz, so wird es beinahe übereinstimmend berichtet, seien im Sommer 1941 mindestens einmal zum nächtlichen Sondereinsatz abkommandiert worden. Alle SD- und SS-Führer und fast alle der ihnen zugeordneten Polizisten mussten schiessen und haben auch – wie das Landgericht Hamburg nach Anhörung der Zeugen festgestellt hat – mindestens ein Magazin im Wald von Bikernieki leergeschossen. Zur Abhärtung oder zur Stabilisierung des Korpsgeistes. Erst als sich herausstellt, dass viele Männer dem Einsatz psychisch nicht gewachsen sind und sich hemmungslosen Alkoholexzessen hingeben, überlässt die SS-Führung ab August 1941 die Tötungsarbeit allein den lettischen Sonderkommandos.⁶⁹

Bis dahin hat aber auch Scherwitz' Chef Heinz Trühe schon ein Karabinermagazin leergeschossen, und ebenso Gerhard Maywald und alle Männer, mit denen Scherwitz später zu tun haben wird, einschliesslich der Wachtmeister von der Reservepolizei und der Kraftfahrer von der Bereitschaft.⁷⁰ Jeder von ihnen ist ein Rädchen im Mordgetriebe gewesen, auch wenn sie alle, wie es in den Zeugenberichten immer wieder heisst, «innerlich dagegen» gewesen sein wollen. Hätten wir uns geweigert, «hätten wir uns gleich hinten anstellen können», so wie der 1961 vom Landgericht Hamburg angehörte Wachtmeister Karl M. belügen sich viele Polizisten in der Nachkriegs-

zeit. Dass das nicht stimmt, belegt der Fall eines jungen SS-Führers, der die Beteiligung seiner Einheit verweigert hat. Er wird mitsamt seiner Einheit ins Reich strafversetzt, mehr nicht.⁷¹

Es ist kein Unschuldsbeweis, wenn in diesen Vernehmungen der Name Scherwitz niemals fällt, die Namen vieler anderer Beteiligten kennt man bis heute ebenfalls nicht. Der Massenmord gehört zum Dienstalltag, da fallen nur die exponierten Täter auf oder diejenigen, die Probleme damit haben.⁷² Bei der Einsatzgruppe A sei es wie in einem Taubenschlag zugegangen, beschreibt ein höherer Beamter beim «Befehlshaber der Sicherheitspolizei» die Fluktuation bei der Dienststelle in den ersten Besetzungsmonaten, «da kann man sich an einzelne Personen nicht mehr so gut erinnern». Und ein anderer schildert: «Je härter die Lage an der versteiften Front vor Leningrad wurde, desto mehr Leute fanden Gründe, in Riga unabhkömmlich zu sein.»⁷³ Denn da ist es schön, es gibt mehr und besseres Essen als im Reich, keine Verdunkelungsvorschriften und Luftangriffe, dafür ein attraktives Kulturprogramm, und zu Anfang der Besatzungszeit lehnen sich auch die hübschen Lettinnen gerne an deutsche Schultern.⁷⁴

Teil 4 Riga 1941

Washington Platz

Früher, als es noch keine SS-Ober- und Untersturmführer in Riga gab, das Wort «Sicherheitsdienst» ein Fremdwort war und auch die Sowjets Lettland noch nicht besetzt hatten, also in den Friedenszeiten der zwanziger und dreissiger Jahre, ist der Washington Platz eine gute Adresse gewesen. Hier, etwa zwei Kilometer nordwestlich der Altstadt, fast direkt neben der träge dahinfließenden Düna, gab es einen kleinen Park. Wer ihn durchquerte, stand vor einem imponierenden rechteckig angelegten Häuserblock, die beiden Seitenfronten mehrere hundert Meter lang, einzig unterbrochen von drei grossen rundgeschwungenen Toreingängen mit Skulpturen darüber.

Es war eine Anlage aus der Zarenzeit, ursprünglich ein Kasernengelände, im Laufe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts mehrmals um- und ausgebaut für die Reichen der Stadt, für diejenigen, die sich Zehn-Zimmer-Fluchten leisten konnten, die schönsten mit Blick auf den Fluss. In älteren Quellen wird dieser Häuserkomplex «Vorburg» genannt, also Vorstadt. Aber dann, als Lettland ein unabhängiger Staat geworden war, zog die amerikanische Botschaft in die zum Park gelegene Vorderfront ein, und die Republik ehrte die prominenten Gäste mit der Umbenennung in Washington Platz. Als der junge Diplomat George F. Kennan 1929 Konsul in Riga wurde, lebte er hier, genoss seine Junggesellenwohnung im obersten Stock und liebte Riga mit seiner streitbaren Intelligenz und dem «zaristisch anmutenden Nachtleben mit Wodka, Champagner, Zigeunern und Droschken, die mit ihren Kutschern vor den Lokalen warteten».¹ Die Anlage gibt es noch heute, sie hat den alten Glanz verloren, auch die Botschaft befindet sich woanders. Aber imponierend sieht der Häuserblock immer noch aus.

An diesem Washington Platz, in dem vierstöckigen, neben dem südlichen Tor gleich rechts gelegenen Haus mit der lettischen Postanschrift «Ausekla iela 3» und der deutschen «Vorburg, Südseite, Wash. Pl. 3» befinden sich ab August 1941 die Werkstätten der Sicherheitspolizei, manchmal «Gestapo-», aber meistens «SD-Werkstätten» genannt. Sofort nach ihrem Einmarsch ha-

ben die Deutschen sich den Häuserkomplex für ihre Zwecke gesichert, in direkter Nachfolge der sowjetischen Besatzer, die den Block im Juni 1940 «nationalisiert» und ebenfalls in Beschlag genommen hatten. Zuvor hatte er der jüdischen Familie Misroch gehört.

Für alle Okkupanten ist der Washington Platz, der in Nazi-Stadtplänen Ludendorff-Platz heisst, ein nahezu ideales Gelände. Die drei grossen Tore lassen sich mit wenigen Polizisten gut bewachen, und die ganze Anlage ist grosszügig genug, um die Männer des Einsatzkommandos neben allen anderen deutschen SS- und Polizeiangehörigen niederer und mittlerer Ränge unterzubringen. Hier befindet sich später auch das Gästehaus für durchziehende Angehörige des Reichssicherheitshauptamts und des «Befehlshabers der Sicherheitspolizei und des SD», intern wird das Gelände «Offiziersghetto» genannt.²

Wer in diesen Gebäuden ein- und ausgeht, weiss, wie und wo man Juden erschiess, im Haus Nummer 4 sollen die Waffen der Einsatzgruppe gewartet worden sein. Die Zentralen des Terrors wie die des lokalen «Kommandeurs der Sicherheitspolizei und des SD» befinden sich in den Bürgerhäusern der nah gelegenen Reimers iela, die jetzt den Namen Moltkestrasse trägt. Die Männer, die sich tagsüber die Repressionsmassnahmen ausdenken, sie anleiten und ausführen, legen am Abend nach getaner Polizeiarbeit ihr Haupt auf ein Kissen am Washington Platz und schlafen ruhig und gut.

Hier, am Washington Platz, wohnt auch der Polizist Fritz Scherwitz, der sich in den nächsten drei Jahren auf ganz besondere Weise profilieren wird. Erst unter seiner Aufsicht, dann unter seiner Leitung werden ab Ende August oder Anfang September 1941, mitten in dieser speziellen Umgebung, knapp hundert jüdische Zwangsarbeiter in dem Haus rechts neben dem Tor arbeiten. Unter ihnen befinden sich Boris Rudow, der Herrenschnneider, ohne den Scherwitz niemals die Rolle hätte spielen können, die er gespielt hat, der Maler Mogilnitzky, den Scherwitz einmal aus den Fängen des Sicherheitsdienstes befreien wird, der Schuhmacher Owtschinsky, den Scherwitz später vor dem Zorn Reinhard Heydrichs retten kann, der Dekorateur Rosenstein, dem Scherwitz nicht wird helfen können, und noch etwa 90 andere Juden, die man am 16. August aus dem Zentralgefängnis von Riga in die «Werkstätte der Sicherheitspolizei und des SD» am Washington Platz Nummer 3 geschleppt hat.

Die Zeugen. Ein Exkurs

In den folgenden Kapiteln treten neben Scherwitz eine ganze Reihe von Personen auf, Mithandelnde, Mitwisser und Zeitzeugen, die fast niemand kennt, die aber ihre Wichtigkeit haben. Die Suche nach ihren Spuren ist, wieder einmal, ein Stück Geschichte in der Geschichte. Deshalb ist hier ein kleiner Exkurs nötig, der den Blick auf die Zeugen und ihre Zeugnisse freigibt.

Die frühesten Dokumente über die Werkstätten am Washington Platz und ihre Nachfolgereinrichtung Lenta sind die Rudow-Akten der sowjetisch-lettischen Staatssicherheit NKWD. Diese Akten aus dem Jahr 1945 können aber nur mit Vorsicht verwendet werden, denn sie sind einzig und alleine mit dem Ziel angelegt worden, Boris Rudow, dem Holocaust-Überlebenden, die Schlinge um den Hals zu legen. Die sowjet-lettische Staatssicherheit hat Fritz Scherwitz' engsten Vertrauten drei Monate nach der Befreiung der Stadt Riga durch die Rote Armee verhaftet. In zwei Verfahren will sie beweisen, dass Rudow nur überlebt habe, weil er ein Gestapo-Kollaborateur gewesen sei, ein Lakei des SD, der die Widerstandsbemühungen seiner deutschen Mitgefangenen verraten habe. Darüber wird später noch ausführlicher berichtet werden. Dieses Verfahren von 1945 und das spätere von 1951 enden wie fast alle NKWD-Prozesse dieser Zeit. Es wird bewiesen, was bewiesen werden soll. Boris Rudow wird erst für vier Jahre, anschliessend für weitere fünf Jahre in den Gulag geschickt.³

Die Verhör-Protokolle und die Zeugenaussagen aus dem ersten Prozess gegen Boris Rudow im Januar 1945 und aus dem zweiten im Februar 1951 stehen der Forschung erst seit Kurzem zur Verfügung, aber nur mit Einschränkungen. Ich habe deshalb einige Namen von dritten, aber wichtigen Personen anonymisiert. Darüber hinaus sind die Dokumente sehr schwer zu lesen, denn sie sind in einem altertümlichen Russisch verfasst und alle mit der Hand geschrieben. Übersetzt haben mir die vielen hundert Seiten ein 80jähriger Journalist, der lettländische Jude Alexander Trubeck in Riga, die Slawistin und Osteuropa-Redakteurin der «tageszeitung» (taz) in Berlin, Barbara Oertel, und in Teilen auch Prof. Bernhard Press, der Verfasser des halbautobiographischen Buches «Judenmord in Lettland».⁴ Viele dieser Be-

richte, so sagt es Bernhard Press, der selbst als NKWD-Opfer jahrelang in Workuta gewesen ist, enthalten Sätze, die Boris Rudow nie so gesagt haben kann und die er dennoch als «wahrhaftig wiedergegeben» unterschrieben hat. Manchmal sehen die Jahresangaben in den Protokollen aus, als ob jemand später die Ziffern korrigiert habe.

Trotz aller Einschränkungen: Zusammengelesen mit Erinnerungsberichten von früheren Häftlingen, den Ermittlungsakten gegen Scherwitz und den Prozessakten der Staatsanwaltschaften in Hamburg und Düsseldorf gegen verschiedene SS-Offiziere sowie den erhaltenen Unterlagen aus den Ostministerien, sind die NKWD-Akten über Rudow wichtige Puzzlesteine zum Gesamtbild der Kasernierung Washington Platz und des KZ-Aussenlagers Lenta.

Das herausragendste Dokument über die Rolle von Boris Rudow und Fritz Scherwitz ist in Jiddisch geschrieben und stammt von Abraham Bloch. Es ist ein fast unbekannter Bericht über das Leben im Ghetto, die Widerstandsbewegung ab 1942, über die Fabrik Lenta, über das Konzentrationslager Stutthof und die ersten Tage nach der Befreiung durch die Sowjets.

Bloch, ein Intellektueller durch Selbststudium, hat sich als Ghetto-Chronist verstanden und seit dem Tag der deutschen Besetzung am 1. Juli 1941 ein Tagebuch geführt. Bei der Schilderung von Ereignissen, die er nicht selbst gesehen, sondern nur gehört hat, nennt er seine Quellen. Bis zur Befreiung verliert er das Tagebuch dreimal, und jedes Mal fängt er seinen Bericht wieder von vorne an, zuletzt im Frühjahr 1945 in Riga. Durch bittere Erfahrung klug geworden, macht er von dieser letzten Fassung Kopien. Er schreibt das rekonstruierte Tagebuch mehrfach ab und schickt es ab Sommer 1945 in Form von Briefen an seine Schwester Zilja Magib, eine glühende Zionistin, die schon in den dreissiger Jahren aus Riga nach Palästina ausgewandert war.

Mitte Juli 1951 gerät Bloch, wie schon zuvor Rudow, in das Visier der lettischen Staatssicherheit. Bei einer Hausdurchsuchung findet der KGB Fragmente dieser Briefe und sein Tagebuch über die Sowjetisierung Lettlands ab 1945. Dies reicht, um Bloch als angeblichem Zionisten und Feind der Sowjetunion den Prozess zu machen. Mit ausdrücklichem Hinweis auf die «Ghettobriefe» an seine Schwester und dem Vorwurf, Briefauszüge seien

1949 in einer israelischen Tageszeitung erschienen, wird Bloch als «staatsfeindliches Element» zu zehn Jahren Lagerhaft verurteilt, dann aber 1953 vorzeitig entlassen. In seinen Prozessakten finden sich einige Zitate aus den Briefen an seine Schwester aus dem Jahre 1946. Den KGB-Akten ist zu entnehmen, dass Blochs Briefabschriften sowie das Tagebuch zum Zeitpunkt seines Prozesses auf Anweisung des Ministeriums für Staatssicherheit vernichtet worden sind.⁵ Indirekt ist so das frühe Entstehungsdatum der Berichte bezeugt.

Aber die Geschichte ist damit noch nicht zu Ende. Zurück aus dem Gulag, macht sich der unermüdliche Chronist Bloch daran, das beschlagnahmte Material ein viertes Mal wiederherzustellen, denn eine Bestätigung, dass seine frühen Briefe wirklich in Palästina angekommen sind, hat er niemals erhalten. Bei dieser letzten Rekonstruktion kann er anscheinend auf Briefabschriften zurückgreifen, die er vor seiner Verhaftung bei Freunden in Riga versteckt haben muss. Denn einige dieser versteckten Abschriften gelangen 1966 im Gepäck von Hirsch Gordon und weitere im Jahre 1974 mit Shmuel (Bubi) Zeitlin nach Israel. Zeitlin wird sie 1989 in einem nur in russischer Sprache erschienenen «Dokumentarbericht» über das Ghetto in Riga verwenden.⁶ Bloch selbst stirbt 1981 in Riga.

In Israel machen sich in den achtziger Jahren Shmuel Zeitlin und Alexander Lewin an die gewaltige Arbeit, mit Hilfe der Archivare der Gedenkstätte Yad Vashem die verstreuten Originalbriefe zu suchen, sie mit den Abschriften zu vergleichen und zu ergänzen und das ganze Konvolut in eine Reihenfolge zu bringen. Alle Briefe können sie nicht finden, aber immerhin 51 sind aufzutreiben, insgesamt 350 eng beschriebene Seiten. Auf ihnen finden sich auch 25 Gedichte, die Bloch zum Teil im Ghetto, zum Teil in Lenta verfasst und dort bei einem Kulturabend vorgetragen hat.⁷

Als mir der Leiter des Jüdischen Archivs in Riga, Margers Vestermanis, im Jahre 1998 eine Kopie von Blochs Bericht zeigt, kenne ich die Entstehungsgeschichte des Textes und auch Alexander Lewin noch nicht. Die Bedeutung des Textes begreife ich erst, als mir Vestermanis einen kleinen Dokumentenband in russischer Sprache überreicht, in dem sich Auszüge dieser Briefe befinden. Es ist die Materialsammlung, die Lewin für seinen Aufsatz

über Scherwitz zusammengestellt und sehr persönlich kommentiert hat. Er wolle mir beides gerne geben, sagt Vestermanis, aber es wäre anständig, wenn ich von Lewin zuvor eine Benutzungserlaubnis erbitten würde, die Briefe von Bloch und das Schicksal von Scherwitz seien 15 Jahre lang dessen Lebensthema gewesen.⁸

Es dauert dann beinahe ein halbes Jahr, bis Alexander Lewin sein Misstrauen gegenüber der deutschen Historikerin überwindet und grünes Licht gibt. Erst dann diktieren mir Alexander Trubeck und Vestermanis' Museumsmitarbeiterin Lija German in Riga die deutsche Übersetzung des jiddischen Originaltextes in den Computer. Die Übersetzung von Lewins russischer Materialsammlung besorgt wiederum Barbara Oertel. So besitze ich heute zwei Übersetzungen. In den Fakten unterscheiden sie sich nicht, aber verloren ist, wie die drei klagen, die unübersetzbare saftige Sprache des Originals und viel von den Emotionen, die Bloch beim Schreiben angetrieben haben.

Der andere zeitnahe Bericht über den Washington Platz und Lenta, den ich im Folgenden immer wieder heranziehen werde, stammt aus der Feder von Werner Sauer, einem Anfang 1942 nach Riga deportierten Juden aus Gelsenkirchen. Auch dieser Bericht mit dem Titel «Mensch unter Menschen» hat seine Geschichte, allerdings keine so verschlungene wie die von Bloch und keine so tragische und problematische wie die von Rudow. Auch Sauer's 347 Seiten langes Manuskript aus dem Jahr 1948 ist niemals gedruckt worden, sondern liegt nur in maschinengeschriebener Abschrift im Archiv von Yad Vashem.

Sauer's vier Kapitel, in denen Scherwitz eine Rolle spielt, sind aus einem ganz besonderen Grund ein spannendes Dokument. Denn der Verfasser gehört im Sommer 1948, als er seinen Bericht niederschreibt, zu den Zeugen, die Scherwitz auf das Schwerste belasten. Gegenüber Berliner Kriminalbeamten, die Sauer im Mai 1948 befragen, schildert er Scherwitz als einen «brutalen Schläger», als einen «habgierigen» und berechnenden Menschen, der sich in Riga «riesige Vermögenswerte» von den Juden «erpresst und zusammengestohlen» habe und der seine Sklavenarbeiter, «wenn sie ihm nicht mehr nützlich erschienen, in Todeskommandos verschickte» und der fünf Menschen «eigenhändig» erschossen habe.⁹ In seinem kurz zuvor abgeschlossenen Erinnerungs-Manuskript hingegen schreibt er wörtlich: «Ja, er

[der Washington Platz] war schon, verglichen mit dem Ghetto und anderen Kasernierungen, ein kleines Paradies.» Und zur späteren Lenta schreibt er: «Wenn Scherwitz da war, ging es uns gut.»¹⁰ Es sind zwei Paar Schuhe, die er sich 1948 anzieht. Für das Gericht schien ihm ein derbes Paar notwendig, damit die Anklage etwas in der Hand hatte. Die Widersprüche zwischen Sauers privaten Aufzeichnungen und seinen polizeilich protokollierten Aussagen sind irritierend. Sie müssen etwas mit dem Schwarzweissdenken der unmittelbaren Nachkriegszeit zu tun haben. Darüber wird später zu reden sein.

Kurz nach Fertigstellung seines Manuskriptes wandert Sauer in die USA aus. Das Gericht, das ihn als Zeugen in der Hauptverhandlung 1949 gegen Scherwitz hören will, kann ihn nicht mehr erreichen.

Später, sehr viel später, Mitte der achtziger Jahre, als Sauer viel über den Holocaust gelesen und seine eigene Aussage vor Gericht vergessen hat, verändert sich seine Meinung über Scherwitz fundamental. Jetzt erklärt er Scherwitz zu einem «grossen Sohn des jüdischen Volkes», zu einem «tragischen Helden», zu einem «Gerechten unter den Völkern», denn «er hat nicht nur meinen Eltern das Leben gerettet, sondern vielen anderen hundert Juden auch». Jetzt zieht er sich auch keine zwei Paar Schuhe mehr an. 1984, als Zeuge im sogenannten KZ-Kaiserwald-Prozess des Schwurgerichts Düsseldorf, erklärt auch Sauer die Lenta zu einem «Paradies», ganz entgegen seinen Aussagen 36 Jahre zuvor: «Es war für jeden jüdischen Häftling, der von dort weg kam, unangenehm und unerfreulich.» Nicht nur Scherwitz, auch Boris Rudow wird für ihn zur Lichtgestalt: «Scherwitz und Rudow, das sind zwei Seiten einer Hand, it drives me meschugge, that the communist bastards sent him to Sibiria und die Amerikaner Scherwitz nach Dachau», schreibt Sauer kurz vor seinem Tod nach Israel.¹¹

Die NKWD-Akte Rudow und die Erinnerungsberichte von Bloch und Sauer sind meine Hauptquellen in den folgenden Kapiteln. Darüber hinaus habe ich einige Zeitzeugen befragen können, die heute in Deutschland, Lettland, Israel und den USA leben.

Handlungsspielräume

Schon einen Tag, nachdem die Deutschen unter grossem Jubel der Bevölkerungsmehrheit Riga 1941 eingenommen haben und im Radio andauernd die Staatshymne «Dievs sveti Latviju» (Gott schütze Lettland) abgespielt wird, stürmen überall in der Stadt bewaffnete lettische Schutzleute mit rot-weiss-roten Armbinden die Wohnungen der jüdischen Bürger und verhaften sie. Deren Adressen erhalten sie in der Regel von den Hausmeistern, die die Schutzleute gerne begleiten, weil man bei dieser günstigen Gelegenheit gleich ein paar Wertsachen mitgehen lassen kann. Abraham Bloch beschreibt viele Seiten lang, wie die Hilfspolizisten in aller Herrgottsfrühe die Türen der Wohnungen eintreten, Schränke und Kommoden durchwühlen, die Unglücklichen anschliessend durch die Innenstadt von Riga treiben, sie erschiessen, erschlagen, erstechen. Am Ende stellt er resigniert fest, «wenn man über all dies schreiben würde, würde einem das Papier ausgehen».

In den lettischen, von der Zensur kontrollierten Zeitungen und in den Ereignisberichten des SD wird es später heissen, dass sich in diesen ersten Julitagen des Jahres 1941 der Volkszorn Luft gemacht habe, die Pogrome eine spontane Rache gewesen seien, weil Juden ein Jahr zuvor die anrollenden sowjetischen Panzer «geküsst» hätten. Für die lettischen Nationalisten ist die sowjetische Okkupation Lettlands 1940 das Werk bolschewistischer Juden gewesen, die mit Juden aus Lettland unter einer Decke gesteckt hätten.

Wahr daran ist nur so viel, dass sich viele Juden, vor allem die Arbeiter, von den Sowjets die Beseitigung der Repressalien erhofft haben, denen Juden in der Republik Lettland seit 1934 ausgesetzt waren. Doch das spielt bei den tonangebenden Letten keine Rolle. Sie geben den Juden auch die Schuld daran, dass im Juni 1941 fast 15.000 lettische Staatsbürger ins Innere der Sowjetunion deportiert worden sind. Dabei haben sich unter den Deportierten überproportional viele Juden befunden, weil sie dem Bürgertum angehörten. Noch heute vergiftet der Kollaborationsvorwurf «Panzerküsser» das Verhältnis zwischen Juden und Letten.¹²

Boris Rudow und seine Frau Sinaida haben vergleichsweise beinahe Glück. Sinaida wird «nur» zu Boden geschlagen, ihr Mann zum nächsten Polizeiquartier um die Ecke geschleppt. Dort registriert man seinen Namen,

heisst ihn auf einen Lastwagen steigen, auf dem schon viele Juden stehen, und bringt ihn in die «Präfektur», in das Hauptquartier der lettischen Polizei gegenüber dem Hauptbahnhof. Dort in dem grossen Hof drängen sich schon Hunderte von Juden, ein paar Tage später werden es Tausende sein. Lettische Polizisten laufen herum, prügeln mit Knüppeln auf die Menschen ein, beschimpfen sie als Kommunistenschweine, elende Vaterlandsverräter, stacheln sich gegenseitig an, grölen «Stalin winselt wai, wai, wai, Woroschilow ai, ai, ai» [Woroschilow war sowjetischer Kriegsminister]. Die Verhafteten sollen es ebenfalls grölen und obendrein das Horst-Wessel-Lied, und weil es niemand kennt, bleiben Tote auf dem Hof liegen.¹³

Ein paar Tage bleibt Rudow in der Präfektur, dann karrt man ihn in das «Zentralgefängnis» östlich der «Moskauer Vorstadt». Dies ist ein düsterer Ort, eine Festungsanlage mit Massen- und Einzelverliesen, sie war schon zur Zarenzeit ein Gefängnis und ist es heute immer noch. Mit vierzig anderen Männern wird Boris Rudow am 2. Juli in die Zelle des ersten Traktes gebracht, in der Nacht kommen Schutzleute und bringen die Hälfte von ihnen weg, aber am nächsten Tag kommen frisch Verhaftete, und so geht es jeden Tag weiter. Nachts leeren sich die Zellen, und am Morgen füllen sie sich neu. Später wird man wissen, dass die Verschwundenen auf planverhüllten Lastwagen oder mit den blauen Autobussen der schwedischen Marke «Scania» vom lettischen Sonderkommando Victor Arajs in den Wald von Bikernieki gefahren und dort erschossen worden sind.¹⁴

Irgendwann gelingt es Rudow, einem lettischen Hilfskoch mitzuteilen, dass er Schneider sei und gehört habe, es gebe besondere Zellen für Handwerker, und er werde sich erkenntlich zeigen. So kommt er in die Zelle 8 des vierten Traktes, wo nur Handwerker eingesperrt sind und in der Zelle nebenan die Ärzte. Auch sie werden noch gebraucht, weil sich schon gleich nach der ersten Verhaftungswelle herausstellt, dass es in Riga keinen Zahnarzt mehr gibt und kaum mehr Kinderärzte.¹⁵

Sechs Wochen später, am 10. August, betreten einige Letten von der Gefängnisverwaltung die Handwerkerzelle, beordern alle Häftlinge in den Hof. Dort stehen schon SS-Obersturmführer Gerhard Maywald und SS-Unter-

sturmführer Walther Heier¹⁶, beide von der Einsatzgruppe A, zur Zeit mit der Einrichtung ihrer lokalen Dienststelle «Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD» in Riga beschäftigt. «Schneider raustreten», ruft einer der beiden, und etwa dreissig Schneider lösen sich aus der Aufstellung. Die beiden Untersturmführer beschauen sie sich wie auf dem Sklavenmarkt und suchen Rudow und etwa 15 andere Männer heraus. Dann wiederholen sie das Gleiche mit den Tischlern und den Schlossern.

Am Ende sind etwa fünfzig Männer ausgewählt, die in eine Extrazelle gesperrt werden und zum erstenmal seit Langem etwas zu essen bekommen. Am 16. August befiehlt man ihnen, sich zu baden und zu rasieren. Dann besteigen sie einen Autobus, der sie alle zum Sitz der obersten Sicherheitspolizei in die Raina bulvars bringt, eine Prachtstrasse, die bald in Alfred-Rosenberg-Ring umbenannt wird. Dort hat der Höhere SS-Polizeiführer Hans Adolf Prützmann die ehemalige Oberbürgermeisterei besetzt, um zu zeigen, wer der eigentliche Chef in der Stadt ist. Später wird sein Nachfolger Friedrich Jeckeln die «Saeima» okkupieren, das Gebäude des lettischen Parlaments, auch «Ritterhaus» genannt.

In der Oberbürgermeisterei gibt es auch einen Hof, und auf dem arbeiten etwa zweihundert jüdische Häftlinge, waschen die Autos der SS- und SD-Führer und schleppen Verschiedenes herum. Wieder heisst es Aufstellung nehmen, Gerhard Maywald läuft erneut die Reihen ab und sortiert vierzig weitere Männer für ein besonderes Arbeitskommando auf die Seite. Diesmal wird nach Schustern, Polsterern und Tapezierern gefragt, und so kommt der Cellist Arnow in die Gruppe, er hat sich als Handwerker ausgegeben, obwohl er keinen Tag seines Lebens einer gewesen ist.

Diesen etwa neunzig Männern befiehlt man, sich zum Washington Platz zu begeben, das ist nicht weit entfernt, und sich am Südtor zu melden. Damit sie unterwegs nicht verlorengehen, heftet man ihnen den gelben Stern auf Rücken und Brust. Am Tor des Washington Platz warten schon die Polizisten Knuth und Tomaszewski, zwei Berliner aus dem 9. Reserve-Polizei-Bataillon, und bringen sie in das Haus Nummer 3 in den ersten Stock.

Der ehemalige SS-Mann Gerhard Maywald erinnert sich, als 1974 in Hamburg gegen ihn verhandelt wird, an diesen Tag: «Ich weiss nicht, warum

die Juden, die ich als Handwerker für meine Werkstätten bekam, im Gefängnis sassen. Mit einem Erlaubnisschein von Dr. Lange [damals Leiter der Abteilung IV/V, Gestapo und Kripo, beim Gruppenstab Einsatzgruppe A] und einem Lkw fuhr ich zum Gefängnis. Dort sassen in einem Raum eine Menge Leute. Ich fragte nach Schustern, Schneidern, Schreibern und ähnlichem. Darauf meldeten sich alle, etwa vierzig Mann. Die nahm ich dann alle statt der nur vorgesehenen zehn Mann mit raus. (...) Die Handwerker sollten die Wohnungen saubermachen, denn als wir ankamen, hatten die Russen vorher drin gehaust. Die Juden bekamen gute Verpflegung und fühlten sich sehr sicher bei uns. Solange sie vorher eingesperrt gewesen waren, hatten sie sich nicht sicher gefühlt, die Letten hatten sie ja geradezu gejagt.»¹⁷

Als die Zwangsarbeiter ankommen, gibt es in der zukünftigen Werkstatt nicht einmal einen Besen, aber fünf oder sechs Handwerker sind schon da. Niemand weiss, mit welchen Arbeiten man die neuen neunzig Männer beschäftigen soll, und der zum Werkstattleiter bestimmte «Harms oder so ähnlich», wie Rudow sich erinnert, steht genauso hilflos herum wie sie selbst. Am Abend erlaubt er ihnen nach Hause zu gehen, mit dem Befehl, sich am nächsten Morgen um sechs Uhr früh wieder pünktlich einzufinden.

Diese Nacht vom 16. auf den 17. August ist die erste, die Boris Rudow seit seiner Verhaftung wieder zu Hause verbringt, nur deshalb kann er den ersten Tag am Washington Platz so genau datieren. Von seiner Frau Sinaida erfährt er von den blauen Autobussen, die Juden weggefahren haben, und dass am 4. Juli die Choralsynagoge an der Gogolstrasse von lettischen Schutzleuten angezündet worden ist und in ihr viele hundert litauische Flüchtlinge verbrannt sind, die die Flucht in die Sowjetunion nicht mehr geschafft haben.¹⁸

So ähnlich wie der erste Arbeitstag verlaufen auch die nächsten acht oder zehn. Die Männer stehen herum, fegen den Hof, putzen die Wohnungen, hacken Holz, waschen die Autos, aber so richtig effektiv ist dies alles nicht, der Leiter Harms hat keinen Überblick. Zu essen bekommen sie, anders als Maywald behauptet hat, auch nichts. «Wir haben ihnen heimlich was zugesteckt», erinnern sich später die Polizisten Knuth und Tomaszewski. Mehr-

mals wollen sie die Handwerker auch nach Hause gebracht haben, weil die Letten sie unterwegs geschlagen hätten.¹⁹

Ende August/Anfang September endet das Nichtstun, denn Maywald wirft den hilflosen Harms hinaus und stellt einen neuen Leiter vor. Er heisst Fritz Scherwitz, trägt die grüne Uniform der Ordnungspolizei, und kein Mensch weiss, wer er ist und woher er kommt. Werner Sauer, der erst ab Sommer 1942 am Washington Platz arbeiten wird, beschreibt ihn so:

«Er hatte eine mittlere Figur, eher dick zu nennen, schwarze Haare, ein jüdisches Aussehen und besass ein brutales Kinn. (...) Er ist ein Mensch, auf den besonders eingegangen werden muss. Er sprach perfekt Polnisch, kannte sogar jüdische Lieder und sang diese sogar, wenn er betrunken war. Über sein wirkliches Vorleben wusste kein Mensch etwas. Vielleicht Taxichauffeur, vielleicht irgendein Hilfsarbeiter. Wer konnte das wissen? Er selbst war ein schrecklicher Renommist, der abwechselnd von einer Wäscherei oder Gerberei oder Weberei sprach, die ihm gehört haben soll, je nach Beruf des Meisters, mit dem er gerade ein Gespräch führte. Mir erzählte er, er sei der Erfinder eines bestimmten Baustoffes, Westphal-Hartbeton, der Erbauer, seiner Rede nach, von gut der Hälfte aller Autobahnen. Tatsache war jedoch, dass er mit Mühe und Not gerade seinen Namen richtig schreiben, besser malen konnte.»²⁰

Israel Churin, ein Schneider aus Dünaburg, der Scherwitz in Lenta trifft, findet, er sei «ein schöner Mann» gewesen: «Ein staatlicher Mann mit auffallend breitem Brustkorb. Er ging immer sehr gerade, so wirkte er grösser, als er war. Seine Augen waren dunkel und freundlich. Er sprach immer leise und behielt immer die Ruhe.»²¹

Mendel Basch, in Lenta in der Autowerkstatt beschäftigt und viel, viel später Professor für Komposition am Rigaer Konservatorium, erinnert sich: «Eigentlich war er klein, aber merkwürdig, in meiner Erinnerung ist er gross. Er war etwa 40 bis 50 Jahre alt, mittleren Wuchses, breitschultrig, aber nicht dick, mehr stämmig, nicht unsympathisch. Ich würde sagen, dass er gut ausschaute, nicht sehr gut, aber gut.»²²

Abe Karelitz, dem Scherwitz zweimal das Leben gerettet haben soll, gibt 1954 zu Protokoll: «Es fiel mir und anderen Häftlingen auf, dass er ein jüdi-

sches Aussehen besass. Wir wunderten uns auch über sein akzentfreies Russisch.»²³

Abraham Schapiro, den die Handwerker am Washington Platz besonders mögen, weil er so schön Geige spielen kann, gibt in den Ermittlungen gegen Scherwitz an: «Er benahm sich manchmal so, dass man vermuten konnte, er sei Jude oder Russe. Er soll auch jiddische Lieder gekonnt haben.»²⁴ Und Boris Lurie, damals Tischler und heute Künstler, dessen Installationen über das Rigaer Konzentrationslager Kaiserwald auch in der Gedenkstätte Buchenwald zu sehen sind, schreibt mir: «Er sah 100%ig wie ein Zigeuner aus.»²⁵

Boris Rudow ist nie nach Scherwitz' Aussehen und Sprachkenntnissen gefragt worden. Er erinnert sich nur genau: «Mit ihm fing Ende August oder Anfang September das Arbeiten an.»²⁶

Aus der Perspektive der Zwangsarbeiter ist es Scherwitz, der für den Umschwung sorgt. Aber die Voraussetzungen dafür schafft der umtriebige Obersturmführer Gerhard Maywald, zu jener Zeit Beschaffungsoffizier beim «Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD». Er hat seinen Freund Heinz Trühe überredet, den Verwaltungsleiter der Einsatzgruppe A, ihm freie Hand für ein Arbeitskommando zu geben, um die Wohnungen am Washington Platz instandsetzen zu lassen. Als erstes Trühes und Maywalds eigenes Quartier im Haus Nummer 15, dann die Wohnungen der 179 Angehörigen des Einsatzkommandos 2 in den Nebenhäusern. Deshalb hat er Rudow und die anderen aus dem Gefängnis holen lassen.

Aber der praktische Arbeitseinsatz zieht sich hin, denn hinter den Kulissen gibt es einen heftigen Streit über die Frage, ob man überhaupt jüdische Arbeitskräfte beschäftigen könne. Der Leiter der Einsatzgruppe A, Walther Stahlecker, ist strikt dagegen, er will die Judenfrage in Osteuropa endgültig lösen, für die Deutschen arbeiten sollen die Letten.²⁷ «Wir mussten die Juden praktisch geheimhalten», wird Maywald später über die ersten Tage am Washington Platz berichten, seine Kameraden von der SS seien «wie wild hinter ihnen her» gewesen.²⁸

Als Scherwitz seinen Vorgänger «Harms oder so ähnlich» ablöst, ist die Auseinandersetzung über die unverzügliche oder noch aufzuschiebende Ermordung der Juden zwischen Zivilverwaltung und der Einsatzgruppe A zwar noch nicht zu Ende, aber es gibt einen vorläufigen Kompromiss.

Am 18. August erlässt der «Reichskommissar Ostland», Hinrich Lohse²⁹, seine «vorläufigen Richtlinien zur Behandlung der Juden im Gebiet des Reichskommissariats Ostland». Die Richtlinien haben laut Präambel die Aufgabe, «dort und so lange Mindestansprüche der General- und Gebietskommissare sicherzustellen, wo und solange weitere Massnahmen im Sinne einer endgültigen Lösung nicht möglich sind». Sie ermächtigen die untergeordneten Dienststellen des «Reichskommissars Ostland», also das Generalkommissariat Lettland sowie die Gebietskommissare und den Bürgermeister von Riga, die Juden zu registrieren, sie mit dem Stern zu kennzeichnen, ihr Vermögen zu erfassen, ihnen die «Kostbarkeiten» abzunehmen, sie zur Zwangsarbeit zu verpflichten, sie in Ghettos einzuweisen und ihnen dort «nur so viele Nahrungsmittel zu überlassen, was die übrige Bevölkerung entbehren kann, jedoch nicht mehr, als zur notdürftigen Ernährung der Insassen des Ghettos ausreicht». Unter Punkt 4, Absatz a steht: «Das flache Land ist von den Juden zu säubern.» Um die Zustimmung des Einsatzgruppenführers Stahlecker zur Beschäftigung von Zwangsarbeitern zu erlangen, ergänzt Lohse seine vorläufigen Richtlinien um den Satz: «Arbeitslager sind so einzurichten, dass zeugungsfähige Juden getrennte Lager erhalten.»³⁰

Gauleiter Lohse wird 1948 in seinem Spruchkammerverfahren in Bielefeld behaupten, er habe diesen Erlass humanitär gemeint. Er habe die Juden vor dem Zugriff der Einsatzgruppe A und des Höheren SS- und Polizeiführers retten wollen. Lohse wird zu zehn Jahren Haft verurteilt, aber bereits drei Jahre später – krankheitsbedingt – freigelassen. Zur selben Zeit wird der kleine Werkstattleiter Scherwitz schon drei Jahre im Gefängnis sitzen und noch weitere drei Jahre vor sich haben.

Die «vorläufigen Richtlinien» der Zivilverwaltung sind die Handlungsgrundlage für das spätere Unternehmen Scherwitz. Denn sie ermöglichen es dem immer noch preussisch angehauchten Kripobeamteten im Stab der Einsatzgruppe A, Heinz Trühe, Maywalds Wohnungsrenovierungsplänen zuzustimmen. Das ganze Unternehmen soll über Trühes Bücher für «Haushalt und Verwaltung», Abteilung I/II, laufen. Für die praktischen Fragen des Arbeitseinsatzes fühlt Trühe sich aber nicht zuständig, darum sollen sich Maywald und sein Kollege Walther Heier von der lokalen Sicherheitspolizei kümmern.³¹

In dem Spannungsfeld zwischen Zivilverwaltung und Sicherheitspolizei wird Scherwitz sich in der nächsten Zeit bewegen. Seine Feldpostnummer lautet 15199, die Postadresse ist die des «Befehlshabers der Sicherheitspolizei und des SD».³² Dieser Dienststelle ist Scherwitz verpflichtet, mit ihr hat er alle Fragen der Sicherheit in den Werkstätten zu besprechen.

Seinen Sold hingegen bekommt er nicht von der Sicherheits-, sondern von der Ordnungspolizei, deren grüne Uniform er bis mindestens Frühjahr 1943 trägt. Scherwitz will sogar nach seiner «Einkleidung» in einen SS-Rang sein Geld vom «Befehlshaber der Ordnungspolizei», Bruno Georg Jedicke, bekommen haben. «Ich wurde als Schutzpolizist der Reserve geführt bis zur letzten Sekunde 1944», sagt er seinem Vernehmer Herbert Ungar 1948 in Nürnberg.³³

Scherwitz legt Wert darauf, zur Ordnungs- und nicht zur Sicherheitspolizei gehört zu haben. Wenn er damit seine Distanz zu den damaligen Mordtaten beglaubigen will, ist das ein untauglicher Versuch. Denn es sind die Schutz- und Ordnungspolizisten, die im November 1941 auf Befehl des allerobersten Polizeichefs im Ostland, des Höheren SS- und Polizeiführers Friedrich Jeckeln, die Juden aus dem Ghetto in den Wald von Rumbula treiben, damit sie dort erschossen werden können. Und es sind die Ordnungspolizisten, die Jeckeln zur Verstärkung seines Kommandos ruft, wenn es wieder einmal gilt, russische Dörfer abzubrennen. Als ein von der Ordnungspolizei besoldeter Polizeiwachtmeister ist Scherwitz mit Sicherheit einmal, vielleicht auch zweimal zu einem Partisaneneinsatz verpflichtet worden. Er ist der Diener mehrerer Herren. Er kann als ein bei der Sicherheitspolizei beschäftigter SS-Angehöriger von ihr zu einem Einsatz gerufen werden, aber auch von der Ordnungspolizei. Dies ist die eine Seite, der Nachteil, viele Vorgesetzte zu haben.

Aber es gibt auch die andere Seite. Denn Scherwitz, der zur Sicherheitspolizei abgestellte Polizeiwachtmeister, hat viele Vorgesetzte in den unüberschaubaren Polizeieinrichtungen mit ihren vielen Abkürzungen (überregional: HSSPF, BdS, BdO, regional in Riga: SSPF, KdS, KdO, KdSch).³⁴ So viele, dass er das Kompetenzgewirr, die Profilierungskämpfe, die persönlichen Rivalitäten der verschiedenen Planstelleninhaber in Riga, überhaupt

das ganze Verwaltungschaos im Ostland zu seinem Vorteil nutzen kann, und damit auch zum Nutzen der ihm unterstellten jüdischen Zwangsarbeiter.

Scherwitz spielt in Riga auf mehreren Klaviaturen. Er sucht sich für seine Anliegen immer die Befehlsebene, die ihm gerade als die günstigere erscheint, und er fragt möglichst niemanden, sondern macht einfach. Es gelingt ihm in Riga, die Begabungen auszuspielen, ohne die er, der Mann mit der ungeklärten Vergangenheit, schon längst unter die Räder gekommen wäre. Er entwickelt Eigeninitiative, verhält sich gelenkig und erzählt, obwohl er doch sonst so gerne angibt, keinem Vorgesetzten, dass er viele Sprachen spricht. Er weiss, was gut für ihn ist, weiss sich an die Personen zu halten, die ihm wohlgesinnt sind, weiss sich herauszustellen und Eindruck zu schinden, weiss die Eitelkeiten der Vorgesetzten zu kitzeln, sie gegeneinander auszuspielen und zu schmieren. Und dann tut er, was er für nötig hält.

Und was in Riga gut für ihn ist, damit er nicht wieder zu einer unbedeutenden Person herabsinkt oder, schlimmer noch, zur Polizeireserve an die Ostfront kommt, das ist auch gut für «seine Juden». Ganz gleich aus welchen Motiven heraus, er scheint sich mit ihnen verbunden zu fühlen. Mit ihrer Hilfe, gleichzeitig aber eingebunden in das System der Ausbeutung der jüdischen Bevölkerung, ist er in Riga bald der Betriebsleiter, der er immer sein wollte, aber in Deutschland nie sein durfte: ein guter Chef, der für seine Arbeiter einsteht, ein kompetenter Mann, der seine Auftraggeber von der Polizei zufriedenstellt, ein schlitzohriger Leiter, der seine Vorgesetzten durch die Erfüllung persönlicher Wünsche korrumpiert und darüber zu schweigen weiss. Seine kleine Karriere hat er wahrscheinlich mit aufgeblähten Schilderungen seiner angeblichen früheren Führungspositionen befördert. In der Hauptverhandlung in München sagt er: «Ich habe die Stellung bekommen, weil ich Betriebsleiter war.»³⁵

Als Scherwitz Anfang September 1941 am Washington Platz seinen Dienst antritt, gibt es viel zu tun. Mindestens hundert Wohnungen sind im Wohnblock schönzumachen und ein gutes Dutzend Villen im Waldpark, die höhere SS-Offiziere wohlhabenden Juden weggenommen haben, um selbst einzuziehen zu können.³⁶ Auch die neuen Dienststellen der verschiedenen Polizei-

einrichtungen sollen von den Spuren der russischen Besatzer befreit und umgebaut werden. Ausserdem sind die Stiefel der Polizisten abgelaufen, die Uniformen nicht mehr ausgefein, und für den 9. November stehen Beförderungen an und mit ihnen neue Kleider.

Schon bald beschliesst Scherwitz, dass die Werkstätten viel zu klein seien, dass er mehr Räume, mehr Arbeiter und vor allem mehr Ausrüstung brauche. Sein Chef Trühe stimmt zu. Maywald, offiziell immer noch für den SD-Betrieb zuständig, lässt sich kaum mehr blicken, denn er hat zwei neue Aufgaben gefunden.

Am östlichen Stadtrand von Riga hat die SS von der lettischen Stadtverwaltung den 200 Hektar grossen «Jungfernhof» übernommen, er soll in ein «SS-Mustergut» umgewandelt werden. Ab Dezember 1941 werden hier Tausende von deutschen Juden hausen, viele erfrieren, und mindestens zweitausend von ihnen werden im März 1942 erschossen werden. Darüber hinaus ist Maywald mit den ersten Vorbereitungen für ein spezielles SS-Polizeihaftlager beschäftigt, mit dem späteren Konzentrationslager Salaspils, gelegen an einem unwirtlichen Ort 15 Kilometer südöstlich der Innenstadt. Auch dies wird ein Todeslager werden, erst für deutsche und tschechische Juden während der Bauarbeiten, dann ab Herbst 1942 für russische Kriegsgefangene und lettische Widerspenstige.³⁷

Für die Spreng- und Rodungsarbeiten zum Aufbau des Lagers will Maywald Handwerker vom Washington Platz abzweigen, aber laut Rudow verhindert dies Scherwitz mit dem Hinweis auf den eigenen Arbeitskräftemangel.

Scherwitz lässt sich von Walther Heier, bei der Sicherheitspolizei für Personal zuständig, für seine 90 Arbeiter Ausweise geben, die bescheinigen, dass sie kriegswichtige Arbeiten für den SD-Stab erledigen würden und unabkömmlich seien. Die Ausweise verhindern auch, dass ihm Maywald die Arbeiterwegorganisiert, denn Arbeitskräfte sind inzwischen selbst für die mächtige Gestapo, wie die Sicherheitspolizei in Lettland genannt wird, nicht mehr so einfach zu bekommen.

Denn seit dem 1. September 1941, dem Tag, an dem sich die Zivilverwaltung in Riga offiziell etabliert, sind nicht mehr die Sicherheitspolizei und die Militärverwaltung für die Massnahmen gegen die Juden zuständig, sondern der Generalkommissar für Lettland, Otto Drechsler.³⁸

Speziell für Riga Stadt ist es der kommissarische Bürgermeister und Gebietskommissar, der Deutschbalte Hugo Wittrock.³⁹

Die bis dahin übliche Praxis, Juden von der Strasse zu kapern, wenn man welche braucht⁴⁰, soll ein Ende finden, das Besatzungschaos zu einer Besatzungsordnung werden, dafür ist die Zivilverwaltung da. Ausserdem hat sie Ausgaben, und die Vermietung von Arbeitskräften soll Geld einbringen. Wer ab dem Stichtag 1. September 1941 jüdische Arbeitskräfte braucht, hat sie bei der Stadtverwaltung in der Aizsargu iela (später Yorkstrasse) 29/31, Abteilung Judeneinsatz, Zimmer 241 zu beantragen und ihren Lohn an eine besondere Kasse des Gebietskommissariats zu überweisen.

Alles Praktische regelt die deutsche Zweigstelle des Arbeitsamtes im Ghetto. Ihr Leiter ist der Oberregierungsrat Dorr, sein Stellvertreter der Deutschbalte Dralle. Sie geben ihre Anforderungen – fünf Schneider zum Heeresbeschaffungsamt oder zwei Ofensetzer zum «Höheren SS- und Polizeiführer» – an die jüdische Selbstverwaltung weiter, den Ältestenrat im entstehenden Ghetto, der schon Ende August von der Sicherheitspolizei und der Militärregierung eingesetzt worden ist. Ansprechpartner für die deutschen Behörden im Ältestenrat ist der Rechtsanwalt Michael Eliaschow, der 1918 bis 1920 auf Seiten der lettischen Republik gegen den russischen Freikorps-Führer Bermondts kämpfte.

Das Ghetto ist zu dieser Zeit noch nicht umzäunt und auch noch nicht bewacht, aber Generalkommissar Drechsler hat die Juden von Riga bereits angewiesen, ihre Wohnungen in der Stadt zu räumen und sich auf eigene Kosten ein neues Quartier in der «Moskauer Vorstadt» zu suchen. Dies ist ein Arme-Leute-Bezirk mit ein paar Wohnblocks und vielen Holzhäusern, zwei Kilometer östlich des Hauptbahnhofes. Auch heute wohnen dort nur arme Leute, und wenn Besucher kommen, um nach Spuren des Ghettos zu suchen, werden manche von ihnen sehr ungehalten, denn angeblich geht es ihnen heute viel schlechter als den Juden damals, und darum würde sich niemand scheren.

Um den Umzug der Juden ins Ghetto zu beschleunigen, erlässt Drechsler eine lange Verbotsliste, die überall in der Stadt ausgehängt wird. Juden dürfen keine Gehsteige mehr benutzen und auch keine öffentlichen Verkehrsmittel, sie dürfen keine Autos mehr besitzen, nicht mehr ins Kino gehen und

ihre Kinder nicht mehr in die Schule. Der «mindestens» zehn Zentimeter grosse gelbe Stern muss für jedermann sichtbar auf der Mitte des Rückens und auf der linken Brustseite getragen werden. Zuvor hat schon die Sicherheitspolizei angeordnet, dass die Juden Lebensmittel nur noch in besonderen Läden im «Judenbezirk» kaufen dürfen. Über die auf diese Weise forcierte «Umsiedlung» – ein Begriff, der in den ersten Monaten des Russlandfeldzuges eigentlich der Deckname für die Exekution der Juden gewesen ist – unterrichtet die mit der Vorbereitung des Ghettos beauftragte lettische Rigaer Stadtverwaltung am 11. September 1941 den Gebietskommissar und kommissarischen Bürgermeister Wittrock folgendermassen:

«Anfang August wurde auf Anweisung der Sicherheitspolizei ein besonderer Bezirk in der Stadt Riga für die jüdische Bevölkerung festgesetzt (...). Mithin sind die gegenwärtigen Grenzen des Judenbezirks folgende: Carl-Schirren-, Jakobstädter – No. 2-8 –, Katholische – ab No. 17 –, Lazener-, Berg-, Löwen-, Juden-, Jersika- und Moskauer Strasse. Der oben erwähnte Judenbezirk ist so berechnet, dass auf jede Person ungefähr 4 qm netto Wohnraum entfallen. Vor der Übersiedlung der Juden wohnen in diesem Bezirk 12.000 Personen, von denen 1.700 Juden waren. Aus den übrigen Bezirken Rigas sind in das Ghetto ungefähr 27.000 Juden umzusiedeln, aus dem ‚Ghetto‘ nach Riga ungefähr 10.000 Christen [Russen, Ukrainer, Letten, die dort bis zum Tag der Ghettoeinrichtung gelebt hatten] (...) Die Wohnungsanweisungen an die Juden gibt das Jüdische Komitee selbst. Vom Umsiedlungskomitee [einer Dienststelle der Stadtverwaltung] wird nur darauf geachtet, dass die Juden keine Raumverschwendung betreiben. Das Umziehen selbst müssen die Juden mit ihren Arbeitskräften besorgen, und es ist ihnen nicht erlaubt, Lastpferde und Expressleute dafür zu benutzen. (...) Die Umsiedlung wurde begonnen mit dem im 12. Polizeibezirk gelegenen Waldpark, der bereits von den Juden gesäubert ist [weil hier die höheren SS-Offiziere einziehen wollten], danach aus den Grenzen des 1. und 2. Polizeibezirkes. (...)

Auf diese Weise sind in der Zeit vom 12. August bis zum 3. September (...) umgesiedelt: a) ins Ghetto 2.451 Juden, b) aus dem Ghetto hinaus 2.669 Christen.»⁴¹

Boris Rudow, der Cellist Arnow und auch der Dekorateur Rosenstein wohnen zu dieser Zeit noch nicht im Ghetto, sie können sich mit ihren Arbeits-

ausweisen vom SD jeden Abend nach Hause begeben. Rudow wird erst am 10. Oktober ins Ghetto gehen – und dann auch nicht für lange. Während im September jeden Tag Unglückliche ihre Leiterwagen bepacken und unter den Augen ihrer Nachbarn ins Ghetto ziehen, ist Scherwitz emsig damit beschäftigt, aus seiner Werkstube einen richtigen Betrieb zu machen. «Seine Macht wurde immer grösser, und ziemlich schnell wurde Scherwitz der echte Herr der Einheit», schreibt Abraham Bloch.

Scherwitz teilt die etwa neunzig Arbeiter in eine mobile Maurer-, Polster- und Fussbodenverleger-Kolonnie ein, daneben errichtet er eine Schuhmacherei, eine Kürschnerei und die bald sehr wichtig werdende Schneiderei. Diese unterteilt er in zwei Abteilungen, in eine mit Ausbesserungsarbeiten beschäftigte Nähstube und in eine Schneiderei, die die Stabsmitarbeiter der Einsatzgruppe A mit neu angefertigten Kleidungsstücken bedient. Deren Leitung überträgt er Boris Rudow, dem als einzigem erlaubt wird, die Stoffe zuzuschneiden.

«Die qualifiziertesten Handwerker wurden von Scherwitz zu Ältesten bestimmt, und unter den Juden wurde ein Oberjude gewählt, das war der Arnow, denn er hatte kein Handwerk gelernt», erklärt Rudow 1945 dem NKWD. Abraham Bloch, der Arnow nicht ausstehen kann und im Ghetto von seiner Ernennung hört, schreibt über ihn: «Mir ist unverständlich, warum gerade ihm die Nazis diesen Posten anvertrauten. Auf der Strasse, wo wir hinschlichen, ging er stolz und aufrecht, und immer gut angezogen. So eine Sicherheit schien uns verdächtig.»⁴²

Die zwei Wohnungen im ersten Stock des Hauses Nummer 3 reichen bald nicht mehr aus, Scherwitz erhält auch den zweiten und dritten Stock zugewiesen. Schon sehr bald erkennt er Boris Rudows Organisationstalent, spürt, dass er von den Handwerkern als Autorität anerkannt wird, und «verfällt seinem Charisma», wie Bloch einmal anmerkt. Rudow ist ein sehr besonderer Mann, wer über Scherwitz berichtet, kann ihn nicht beiseitelassen. Scherwitz' Geschichte in Riga ist ohne Rudow nicht denkbar.

Boris Rudow wird 1906 in eine jüdische Intellektuellenfamilie hineingeboren, aber ein Lehrer wie sein Vater oder ein Arzt wie sein Bruder will er nicht werden. Also verlässt er Riga nach dem Abitur und lernt in Berlin der

zwanziger Jahre den Beruf eines Herrenschnaiders. Seine dreijährige Lehrzeit finanziert er durch Auftritte als «Solotänzer» in der Bar «El Dorado» am Nollendorferplatz sowie als «Eintänzer» bei jüdischen Wohltätigkeitsveranstaltungen. Im quirligen Berlin findet er sich so gut zurecht, dass er nach seiner Ausbildung eine Anstellung im Modeatelier Green in der Joachimsthaler Strasse erhält und vom Besitzer zu Stoffeinkäufen nach London und Rom und zu Modemessen nach Paris geschickt wird. Seine in den westeuropäischen Metropolen gewonnene Weltläufigkeit wird dem NKWD 1945 als Beweis dafür gelten, dass Rudow schon früh «Kontakte mit Vertretern ausländischer Mächte gesucht» und sich womöglich schon in Berlin als Agent der Deutschen habe anwerben lassen.

1929 wird Rudow aus dem aufregenden Berlin nach Lettland zurückgerufen, um seinen Wehrdienst in der lettischen Armee abzuleisten. Kaum wieder in Zivil, eröffnet er in der Innenstadt von Riga seine eigene Herrenschnaiderei namens «Atelier Luxus». Er beliefert die Hautevolee der Stadt mit Haute Couture, so erfolgreich, dass er sich, wie der NKWD in seinen Akten spitz anmerkt, für 3.500 Lat einen «schnellen Wagen mit offenem Verdeck» leisten kann. Sein Bekanntenkreis besteht aus Schauspielern, Musikern, Tänzern, Malern, er liebt schöne Frauen und das halbseidene Milieu, wie sich die Zeitzeugen augenzwinkernd erinnern. Einmal im Jahr fährt er zur Modemesse nach London, mehrmals nach Paris und Brüssel, und Urlaub an der Riviera ist ihm auch nicht fremd. Mit all dem Glanz ist es vorbei, als im Juni 1940 die Rote Armee ins Baltikum marschiert. Weil der «Bourgeois» Rudow acht Lohnschneider beschäftigt, wird sein Atelier nationalisiert, die Belegschaft entlassen, und nähen muss er jetzt ganz alleine.

Rudow sei der «bestaussehende Mann» gewesen, den sie je getroffen habe, schwärmt noch heute Rita Blond, die ihn schon aus Vorkriegszeiten kannte und am Washington Platz als Zwangsarbeiter wieder trifft: «Ein Bohemien von Gnaden. Jeder wusste, dass er ein sagenhafter Tänzer und leidenschaftlicher Cognac-Trinker war. Seinem Charme konnte sich niemand entziehen. Wir nannten ihn auch ‚Fürst Rudow‘.»

Aber Fürst Rudow beeindruckt nicht nur Frauen. «Er war ein sehr hübscher Mann, hatte graues Haar und war von einem hohen Wuchs, schlank,

etwa 1,90. Er sah aus wie ein Kinoartist, sehr, sehr gut, und besass exzellente Umgangsformen», erinnert sich Mendel Basch, damals in der Autowerkstatt Lenta beschäftigt. Und auf Werner Sauer, der ihn am Washington Platz kennenlernt, macht Rudow 1942 einen gewaltigen Eindruck: «Wir gingen zu einem Mann (...), erstklassig elegant angezogen, sehr gute Figur, mit einem fabelhaft geschnittenen Kopf, graumeliertem Haar. Er besass besonders ausdrucksvolle Augen von grauer Farbe mit einem eigenartigen Licht drin, die, wenn sie einen ansahen, durch einen durchzusehen schienen. (...) Das ist Rudow, (...) störte mich die Stimme von Scherwitz in meinen Betrachtungen.»⁴³

Diesen charismatischen Rudow, diesen exzellenten Herrenschnneider mit erstklassigen Umgangsformen, der Deutsch, Lettisch und Russisch gleichermaßen fließend spricht, dafür so gut wie kein Jiddisch, ernannt Scherwitz schon früh zum «technischen» Werkstattleiter, das heisst zum eigentlichen Kopf der Werkstätten am Washington Platz und später in Lenta. Wer von beiden Ross oder Reiter ist, lässt sich oft nicht auseinanderhalten. Für die Juden ist Rudow eigentlich der wichtigere, zumal sie fast nur mit ihm zu tun haben und wenig mit Scherwitz, dem Mann im Hintergrund. «Scherwitz' beste Seite war, gute Arbeit zu schätzen. Erlernte alles, weil er sich in allem belehren liess», heisst es bei Werner Sauer, und: «Er hörte auf Rudow und schickte Rudow überall vor.» Auch der lästige Schreibkram wird anfangs von Rudow erledigt worden sein, später von Boris Jankolowitsch, Buchhalter am Washington Platz. Für alles Schriftliche hat Scherwitz seine Leute, seine Fähigkeit des Delegierens ist ausgeprägt. Da fällt es nicht auf, dass es bei ihm selbst mit dem Schreiben und Lesen hapert.

Die Professionalisierung der Werkstatt ist ein Gemeinschaftswerk von Rudow und Scherwitz. Sie besprechen, wie die Abteilungen zu vergrössern und neue einzurichten sind und wie man, unter Umgehung des offiziellen Weges über das Arbeitsamt, mehr Handwerker für den Washington Platz rekrutieren kann. Es ist wohl Scherwitz, der, wie Gerhard Maywald früher schon einmal, auf die Idee kommt, sich zusätzliche Spezialisten aus dem Gefängnis zu holen. Denn das Zentralgefängnis untersteht nicht der Zivilverwaltung, sondern der Abteilung Gestapo/Kripo beim «Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD». Scherwitz schickt Rudow vor.

Der benachrichtigt in der Stadt die Angehörigen der Gefängnisinsassen, dass Scherwitz demnächst qualifizierte Schneider und Schuster anfordern werde. Die Angehörigen sollten ihre Männer und Söhne darüber informieren. Der Schuster Ber Meister schreibt diese Episode um 1990 für das Jüdische Archiv in Riga auf:

«An einem schönen Tag bekomme ich von meiner Mutter einen Brief, in dem sie mir mitteilte, dass im Gefängnis bald Schuster gesucht werden. Und in der Tat, nach einigen Tagen erschien in der Zelle der Oberaufseher und suchte Schuster. Er fragte nach ihnen mit einer so warnenden Stimme, dass einige, die es wirklich waren, sich nicht trauten zu melden. Aber fünf meldeten sich, das waren der Vater des Komponisten Mendel Basch, Leopold, genannt Hatzke, der eigentlich Sänger war, und sein zweiter Sohn Itzak, dann Abraham Katz und sein Sohn, beide keine Schuster, und ich. So wurden wir am 25. September aus dem Gefängnis befreit.

Der Wagen, mit dem wir aus dem Gefängnis befördert wurden, blieb vor einem Haus am Washington Platz stehen. Die Fritzens [Deutsche] organisierten hier eine universelle Werkstatt, wo viele jüdische Handwerker arbeiteten. Wir trafen hier viele Bekannte und ich auch meinen Vater, der Schuster war. Obermeister in der Werkstatt war ein sehr bekannter Schneider namens Boris Rudow. Er war derjenige, der die Fritzens um den Finger wickelte und uns Schuster aus dem Gefängnis geholt hatte.

Zu der Werkstätte gehörte ein kleiner Laden für die Deutschen. Auch wir Juden konnten hier Lebensmittel bekommen. Grosse Verdienste erwarb sich Meri, ein alter Este. Trotz aller deutschen Verbote, uns zu bedienen, ging er das Risiko ein und verkaufte uns Juden Lebensmittel. Wir Arbeiter befanden uns direkt im Maul des Löwen. Wir arbeiteten für die ehrenwerten Herren des SD (...), für all ihre Anführer und Mordgehilfen.

Unser Chef, der Wachtmeister Scherwitz, hat sehr viel ‚seinen‘ Arbeitern geholfen. Es ist selbstverständlich, dass er dabei seinen eigenen Profit im Auge hatte. Dank unserer Arbeit ist er in kurzer Zeit Untersturmführer geworden, und was die Hauptsache war, er besass viele materielle Vorteile. Aber man muss ehrlicherweise anerkennen, dass Scherwitz gut zu uns war, uns in vielen Fällen vor Repressionen beschützt hat und später auch einigen das Leben gerettet hat.»⁴⁴

In Riga erzählt mir der Komponist Mendel Basch von der Rettung seines Vaters und Bruders aus dem Zentralgefängnis. «Rausgeholt hat sie der Oberjude aller jüdischen Werkstätten, der Schneider Rudow. Er hat gut kontaktiert mit den SD-Leuten (...), und ihnen ist es gut bei Scherwitz gegangen.» Mendel Basch selbst sass in einer Nachbarzelle, und auch dort erscheinen am selben Tag die Abgesandten von Scherwitz und suchen Elektriker: «Ich habe mich gemeldet, und als ich aus dem Gefängnis kam, ging es zum Washington Platz. Dort wurde ich instruiert, und wir konnten uns rasieren und die Haare schneiden. Aber mich hat man in eine Garage des SD in die Petersalas iela 5 [Peter-Holm-Strasse] weggeführt, als Automechaniker, wovon ich nun wirklich nichts verstand. Meine Mutter und Schwestern waren schon im Ghetto, man hatte ihnen nur zehn Minuten Zeit gegeben, die Wohnung zu verlassen. Was kann man schon in zehn Minuten zusammenpacken, ein paar Kleider und Bettzeug. Vom Ghetto ging ich jeden Tag zu Fuss in die Autowerkstatt und mein Vater und Bruder zum Washington Platz, ganz in der Nähe.»⁴⁵

An diesem 25. September 1941 werden nicht nur Ber Meister und der Vater und Bruder von Mendel Basch aus dem Zentralgefängnis geholt, sondern insgesamt etwa zwanzig Männer, darunter zwei Künstlerfreunde von Rudow, die sonst vielleicht von den blauen Autobussen in den Wald gefahren worden wären. Auch eine Frau ist dabei, sie heisst Marie Nowik und stammt aus vermögendem Haus. Sie wird erst als Putzfrau der «SD-Autowerkstatt» zugewiesen, aber schon eine Woche später kommt sie als Näherin zum Washington Platz. Dort ist sie die erste Frau und bis November die einzige. Auch bei dieser Überstellung soll Rudow seine Finger im Spiel gehabt haben.⁴⁶

Die Garage oder Autowerkstatt des SD in der Peter-Holm-Strasse 5 ist ein eigenartiges Konstrukt. Sie wird, ebenso wie das «Warenlager» im Haus Nummer 6 nebenan, zwar von einem Angehörigen der Einsatzgruppe A kommandiert, soll aber abrechnungstechnisch zu Scherwitz' Unternehmen «SD-Werkstätten Washington Platz» gehört haben. So erinnern sich Zeugen im Prozess gegen den früheren Verwaltungsleiter der Sicherheitspolizei, Trühe. Vielleicht meinen sie es aber auch nur deshalb, weil die Einrichtun-

gen nur wenige hundert Meter weit auseinander liegen. Sicher ist nur: Die Autowerkstatt des SD ist für jüdische Zwangsarbeiter kein guter Ort. Dort arbeitet ab 1942 auch Helmut Fürst, ein aus Hannover deportierter Jude, nach dem Krieg Rechtsanwalt und zuverlässiger Zeuge in vielen Verfahren. Er erzählt: «In der Peter-Holm-Strasse standen auch immer die blauen Busse, mit denen es ab zum Erschiessen ging, etwa zwanzig Stück. Dann wurden in die Busse immer Kästen mit Schnaps gestellt, und in der Nacht oder am nächsten Morgen kamen sie wieder zurück, die Wagen halbvoll mit Kleidern. Dann wussten wir, es war wieder ein Transport angekommen.»⁴⁷

Die Kleider der Ermordeten landen im sogenannten Warenlager neben der Garage, auch die Wertsachen und das Gepäck der nach Riga deportierten Juden werden ab 1942 hier sortiert. Scherwitz holt sich aus diesen Beständen Seidenstoffe, Silberfuchse und andere Pelze für seine eigene «Kleiderkammer» am Washington Platz und lässt sie dort verwerten. Dieser «Schatz» ist die Grundlage für den späteren Luxusbetrieb «Gestapo-Kommando». Darüber wird noch zu berichten sein.

Beutegier

Mit der Vergrößerung der Werkstatt auf etwa 120 Männer taucht ein neues Problem auf. Es fehlen Arbeitsgeräte aller Art, von Nähmaschinen bis zu Hobelbänken für die Tischlerei. Das ist eine sensible Angelegenheit, denn beschaffen lässt sich alles Nötige nur aus dem jüdischen Besitz. Über dessen Verteilung gibt es immer wild werdende Streitereien zwischen Zivilverwaltung und Sicherheitspolizei. Sie zanken sich um den Besitz, den die Juden bei ihrem Umzug ins Ghetto in ihren Wohnungen zurücklassen mussten, und sie werden sich noch erbitterter um alles zanken, was die mehr als 25.000 Juden nach ihrer Ermordung im Wald von Rumbula hinterlassen.

Das haarsträubende Gerangel um die Verteilung des jüdischen Vermögens, der gelegentlich sogar mit Fäusten ausgetragene Streit zwischen Angestellten der Zivilverwaltung und Angehörigen der SS, ist in den Akten vielfach dokumentiert. Die Auseinandersetzung geht letztendlich zu Lasten der Gebietsverwaltung aus, die Beute wird ungleich verteilt: Gold für die SS,

Talmi für das Reich. Liest man die vielen hundert Seiten, so liegen zwei Hauptmotive im Widerstreit: Die einen wollen die Juden ins Ghetto sperren, weil sie sie dann einfacher ermorden können, die anderen wollen das Ghetto errichten, weil sie dann besser das jüdische Vermögen rauben und die jüdische Arbeitskraft ausbeuten können.⁴⁸

Der Streit um die Beute betrifft Scherwitz direkt, er ist darin involviert. Der in die grüne Uniform eines Polizeiwachtmeisters eingekleidete Leiter der «SD-Werkstätten Washington Platz» gehört zu den Personen, die Zugriff auf das jüdische Vermögen in der Stadt und auf die Hinterlassenschaft der Ermordeten haben; und er gehört in den Umkreis der Sicherheitspolizei, die auf die Erlasse der Zivil Verwaltung pfeift. Offiziell gilt die Anordnung, das jüdische Vermögen in Riga sei von der Gebietsverwaltung zu erfassen, einzusammeln und zu verwerten, der Erlös sei nach Abzug der Betriebskosten des Ghettos an die Kasse des Reichskommissars zu überweisen. Das interessiert aber Scherwitz und seine Kameraden vom Sicherheitsdienst nicht im mindesten. Er ist mitbeteiligt bei dem, was Generalkommissar Drechsler am 20. Oktober 1941, fünf Tage vor der Abriegelung des Ghettos, in einem Brief an den Reichskommissar Lohse beklagt:

«Die An- und Abmeldepflicht und Erfassung des jüdischen Vermögens ist in allen Gebieten voll im Gange. (...) Nach Eingaben der Gebietskommissare bestehen Schwierigkeiten bei der Beschlagnahmung jüdischen Vermögens mit dem Kommando des deutschen Sicherheitsdienstes. Vor Übernahme der Zivilverwaltung wurden bereits grössere Geldbeträge und Gegenstände aus Edelmetallen durch den Sicherheitsdienst sichergestellt. Diese Kommandos weigern sich jedoch heute, den Anordnungen der Gebietskommissare Folge zu leisten, diese beschlagnahmten Barmittel und Gegenstände herauszugeben. Es wäre eine Anordnung des Herrn Reichskommissars notwendig, die klarstellen würde, ob die Polizei- und Sicherheitsorgane in den Gebietskommissariaten in jeder Hinsicht den Befehlen des Gebietskommissars Folge zu leisten haben.»⁴⁹

Als der amerikanische Major Ungar 1948 Scherwitz in Nürnberg fragt, aus welchem Besitz denn die Ausrüstung für seine Werkstatt gekommen sei, antwortet dieser abwiegelnd: «Das weiss ich nicht.

Als ich kam, war schon alles vorhanden, (...) mit der Beschaffung hatte ich nichts zu tun.» Diese Aussage wird durch ein Zeugnis der ehemaligen Sekretärin des Chefs der Einsatzgruppe A, Christel Paulsen, aus dem Jahr 1949 scheinbar bestätigt: «Ich lernte Scherwitz dienstlich kennen, als er mit der Errichtung der Werkstätten am Washington Platz beschäftigt war, das war etwa Anfang Oktober 41. Sämtliche Dienststellen der Wehrmacht, Luftwaffe, Polizei (...) waren zu dieser Zeit bemüht, zur Befriedigung der unumgänglichen Reparaturen und Ergänzungen in der Ausrüstung und Bekleidung mehr oder weniger grosse eigene Werkstuben zu errichten. (...) Die hierzu erforderlichen Maschinen und sonstigen Handwerkszeuge wurden anfangs von den Arbeitskräften teils selbst mitgebracht, teils von den Dienststellen auf Grund einer allgemeinen Requirierungsermächtigung durch Beschlagnahmeverfügung beschafft.»⁵⁰

Die Handwerker, die die Maschinen benutzten, erinnern sich dagegen anders, sie glauben, Scherwitz sei bei den Requirierungen aktiv beteiligt gewesen. Ber Meister 1974: «Scherwitz und Rudow haben die Sachen aus der Stadt geholt.» Helmut Fürst 1998: «Das meiste kam aus den Transporten mit den deutschen Juden. Die brachten ja sogar Nähmaschinen mit, weil sie dachten, sie könnten sie im Osten gebrauchen.» Abe Karelitz 1948: «Scherwitz hat sich an der ‚Säuberung‘ der jüdischen Wohnungen beteiligt, die von der Gestapo, Wehrmacht und Polizei durchgeführt wurden. (...) Die Nähmaschinen kamen von dort.» Abe Karelitz 1998: «Ein grosser Teil kam aus den Fabriken und Werkstätten, die die Sowjets nationalisiert hatten, einen anderen Teil beschlagnahmte die Gestapo von den Juden, die ins Ghetto gingen, einen weiteren Teil holte sich Scherwitz selbst aus dem Ghetto.» John Sch.: «Als ich noch im Ghetto Riga war, kam Scherwitz täglich in das Ghetto, um angeblich Maschinen für die Schneider und Schuhmacherwerkstätten der Gestapo zu organisieren.» Eugen B. 1948: «Nach den grossen Massenerschiessungen am 30.11.41 kam Scherwitz ins Ghetto und holte sich die Sachen von denjenigen Juden, die erschossen waren. Er tat dies nicht allein, sondern andere Angehörige der SS, der Polizei und der Gestapo taten dies auch.» Max Kaufmann 1948: «Das Judenkommando von Scherwitz holte sich die Sachen aus dem Besitz der Erschossenen.»⁵¹

Fast alle der zitierten Zeugen sind sich also sicher, dass Scherwitz an den Raubzügen in der Stadt und im Ghetto beteiligt gewesen ist. Die Sicherheitspolizei hat ihre Werkstätten am Washington Platz mit dem beschlagnahmten Besitz einrichten lassen, besorgte die Gerätschaften auf eigene Faust und nicht durch Antrag auf dem Dienstweg. Das war die übliche Praxis. Auch die lettischen Schutzpolizisten und die Hausmeister und manchmal auch flinke Nachbarn haben sich selbst bedient, oft nur wenige Minuten, nachdem die Juden aus den Wohnungen waren.

Diebische Nachbarn gibt es freilich nicht überall, vielen jüdischen Familien gelingt es noch im letzten Moment, ihren Schmuck oder ihre Teppiche bei lettischen Freunden unterzubringen oder mit Scheinverkäufen wegzuorganisieren, bevor sich das Ghettotor hinter ihnen schliesst. Fünf und sechs Wochen später, nachdem die Ghettobewohner ermordet worden sind, lässt die Bürgermeisterei in der ganzen Stadt nach versteckten Wertsachen suchen, aber mit geringem Erfolg.

Ob die Gerätschaften per Handstreich vom SD oder nach Dienstvorschrift von der Zivilverwaltung weggeschafft worden sind, macht für die Beraubten letztlich keinen Unterschied. Die Nähmaschine des gelähmten Schneiders Tobias Scheil hat weder Scherwitz noch die Sicherheitspolizei gestohlen, sie ist am 24. August 1941 im Zuge der offiziellen Beschlagnahmungsaktionen aus der Wohnung Avotu iela 43/9 getragen worden. Am 26. August schreibt der Leiter der deutschen Feldkommandantur, Rumpf, einen Brief an die Rigaer «Übernahmekommission» mit der Bitte, Tobias Scheil die Nähmaschine Nr. 616479 wieder «freizugeben», weil er nur mit ihr den Lebensunterhalt für seine vierköpfige Familie und seine 76jährige Mutter verdienen könne. Am 16. September kommt ein Antwortschreiben des Gebietskommissariats. Darin heisst es lapidar: «Die Herausgabe von Werkstatteinrichtungen an Juden hat in jedem Fall zu unterbleiben.»⁵² Am 30. November wird der Schneider mit seiner Frau, seinen Kindern und seiner Mutter in den Wald von Rumbula gebracht und kommt nicht zurück.

Das Ghetto wird abgeriegelt

Am 25. Oktober 1941, 18 Uhr, wird das Ghetto vom Rest der Stadt durch einen doppelten Stacheldrahtzaun abgeriegelt. Es gibt jetzt nur noch einen einzigen Ein- und Ausgang in der Ludzas iela, mit einem Wachhaus davor. Dort versehen die Deutschen Otto Tuchel und Max Neumann unter der Leitung von Leutnant Hesefer vom «Kommando der Schutzpolizei» ihren Dienst. Besonders Tuchel tut das mit einem «kaum zu überbietenden Pflichteifer», wie das Landgericht Hamburg 1973 im Prozess gegen ihn feststellen wird.

Nichtjuden ist das Betreten des Ghettos verboten, es sei denn, sie besitzen einen speziellen Erlaubnisschein der Gebietsverwaltung. Angehörigen der Sicherheitspolizei und des SD ist der Zutritt auch in Zivil «jederzeit gestattet», sie müssen nur ihren Dienstaussweis vorzeigen. Ob Scherwitz solch einen Dienstaussweis besitzt, ist fraglich. Nach Aussage des Chefs der Ordnungspolizei für das ganze Ostland, Bruno Jedicke, ist es Angehörigen der Ordnungspolizei strikt verboten gewesen, das Ghetto nach der Abriegelung zu betreten.⁵³

Hinter dem Stacheldrahtzaun leben jetzt genau 29.602 Häftlinge. Diese Zahl nennt der Generalkommissar Drechsler in seinem Monatsbericht an Reichskommissar Lohse. Für seinen Report hat er sich vom Mitglied des Jüdischen Ältestenrats, Settler, eine Berufsstatistik aufstellen lassen. Demnach sind 2.660 Personen von Beruf Handwerker, darunter 1.300 Schneiderinnen und 300 Schneider.⁵⁴

Das Ghetto ist überfüllt, die für jeden Menschen vorgesehenen vier Quadratmeter sind nur Statistik. Diejenigen, die sich schon zu Beginn der «Übersiedlungsmassnahmen» beim Jüdischen Komitee um eine Unterkunft beworben haben und sie auch finanzieren können, haben etwas mehr Platz. Andere, die erst in letzter Minute kommen, wie der Historiker Simon Dubnow mit seiner Bücherkiste, müssen in einem der beiden Asyle unterkriechen. Abraham Bloch siedelt Ende September über, er wohnt in der Ludzas iela (später Leipziger Strasse) 56, mit vier weiteren Familien zusammen, in der Wohnung Nummer acht. Die Kammer für ihn, seine Frau und den kleinen Sohn ist 7,25 Quadratmeter gross.

Bei der schwierigen Wohnungssuche sind besonders diejenigen benachteiligt, die von den deutschen Stellen für Zwangsarbeiten rekrutiert worden sind. Wie können sie auch suchen, auswählen, Arrangements verabreden, sich einrichten, wenn sie von früh bis spät arbeiten müssen und ab 20.30 Uhr Ausgehverbot herrscht. Scherwitz hat von diesen Schwierigkeiten seiner Arbeiter gewusst, Rudow wird ihn informiert haben, und Scherwitz ist aktiv geworden.

Wenige Tage vor der Abriegelung des Ghettos, als man noch keinen Passierschein braucht, taucht er in der «Moskauer Vorstadt» auf und sucht Unterkünfte für seine Arbeiter und ihre Familien. Das geht aus den Aussagen in den Münchner Amtsräumen des Staatskommissars Auerbach am 27. April 1948 hervor, die zu Anfang dieses Buches zitiert worden sind. Max Kaufmanns Aussage lautet: «Ich erkenne Scherwitz wieder als den Mann, der zwischen dem 15. und 25.10.1941 in Riga im Grossen Ghetto als Vertreter des SD Wohnungen besorgte, für Juden, die für die Gestapo arbeiteten.» Und die von Eugen B.: «Ich kenne ihn als Wachtmeister der Schutzpolizei aus der Zeit, als das Ghetto entstand, und wo er die Wohnungen für die Leute, die für die Gestapo arbeiteten, besorgte.»⁵⁵

In der Nachkriegssituation von 1948 wirken diese Aussagen ganz und gar belastend. Auf die Situation von 1941 bezogen haben sie einen entlastenden Nebensinn, denn sie bezeugen, dass Scherwitz damals tatsächlich für «seine Leute» gesorgt hat. Scherwitz selbst zeigt sich 1948 während der Ermittlungen unfähig, diese «Beschlagnahmungsaktion» als «humanitäre Aktion» darzustellen, so wie es der Reichskommissar Lohse für die ganze Zwangsarbeit getan hat. Scherwitz bestätigt 1948 den Vorgang im Prinzip, verändert den Kontext aber so, dass es ihn nun wirklich belastet: «Die Angaben des Kaufmann, wonach ich im Jahre 1941 Wohnungen für die Juden besorgte, muss ich dahingehend richtigstellen, dass ich damals als falscher Polizeiwachtmeister im Auftrag des SS-Standartenführers Pifrader Wohnungen besorgte. Der SD hatte damals nichts damit zu tun (...), ich weise entschieden zurück, dass ich jemals beim SD oder im Rahmen des SD eingesetzt worden bin.»⁵⁶

Abraham Bloch schreibt in seinem 16. Brief, Scherwitz habe seine Handwerker gut untergebracht: «Bei der Gründung des Ghettos wurden den Juden, die am Washington Platz arbeiteten, grosse Privilegien zugestanden.

Das Jüdische Komitee respektierte die Firma ‚SD‘, und sie bekamen ohne Schwierigkeiten Wohnungen für sich und ihre Familien.» Scherwitz' Initiative bewahrt Rudow und ungezählte andere vor dem Notquartier, sicher auf Kosten von weniger Privilegierten, die jetzt noch enger zusammenrücken müssen. Dennoch: Ein vergleichbares Beispiel von «Fürsorge» dieser Art ist mir in den vielen Berichten über das Ghetto nirgends begegnet.

Seit das Ghetto geschlossen ist, hat Scherwitz ein unangenehmes Problem zu lösen. Die Handwerker dürfen wegen der «Gefahr von Spionage und Sabotage» nicht mehr einzeln die paar Kilometer zum Washington Platz gehen, sondern nur noch in Arbeitskolonnen, die von bewaffneten lettischen Schutzleuten oder deutschen Polizisten begleitet werden müssen. Auch in den Werkstätten müssen sie bewacht werden, das ist bisher nicht nötig gewesen. Irgendeine Stelle schickt die beiden Polizisten Deling und Lorenz zu Scherwitz, zwei Wachmänner aus Berlin, die, wie Sauer schreibt, «sehr gut zu uns waren und uns in jeder Hinsicht unterstützten». Auch Rudow nennt sie «in Ordnung». Ihnen wird die Wohnung im Parterre des Washington Platz Nummer 3 zugewiesen, damit sie das Kommen und Gehen beobachten können.

Ab dem 26. Oktober begibt sich Scherwitz jeden Morgen zum Ghattotor, um die dort bereits wartende Arbeitskolonne abzuholen.⁵⁷ Damit er sie mitnehmen kann, muss er viele Formalitäten erledigen, jeden Tag aufs Neue. Ein fortlaufend nummerierter Durchlassschein mit der Anzahl der Arbeitskräfte und der Kolonnennummer muss in zweifacher Ausfertigung erstellt werden, ein Exemplar erhält der Kolonnenführer, das andere bleibt auf der Wache, wird am Abend auf Vollständigkeit überprüft und geht nach einem Umweg über das Arbeitsamt an das Finanzamt, damit dieses feststellen kann, ob der Arbeitslohn für die Juden an die Kasse des Gebietskommissars überwiesen wird.

Die Juden selbst haben nach Berufsgruppen sortierte Personalkarten, gelb wie ihr Stern. Die Karten werden von der «Judeneinsatzstelle des Arbeitsamtes» ausgegeben, aber das Jüdische Komitee verwaltet sie und bestimmt, in welches Arbeitskommando welcher Handwerker jeweils geschickt wird. So besitzt, ganz unten in der Hierarchie, die jüdische Selbstverwaltung die

Kontrolle über die Arbeitsverteilung der Ghettabewohner, ein Umstand, den Scherwitz in Zusammenarbeit mit Rudow ausnutzt.

Ob über Bestechung oder auf «legalem» Weg beim Arbeitsamt beantragt und dann mit Rudows Hilfe beim Jüdischen Komitee gefingert: ab Mitte November arbeiten auch etwa zehn Frauen am Washington Platz. Unter ihnen befinden sich, bestimmt nicht zufällig, Rudows Ehefrau Sinaida, die bis dahin im «Heereskraftfahrzeugpark» geputzt hat, die Ehefrau des Dekorateurs Rosenstein und Frau Rosenblatt, die zukünftige Meisterin der Damenschneiderei. Auch Tamara Scherman, die Scherwitz' Geliebte werden wird, ist dabei. Sie ist als Putzfrau angefordert worden.

Wenige Tage vor den Massenerschiessungen im Wald von Rumbula werden auch Rudows Vater Jakob, früher Lehrer für Iwrith und jüdische Geschichte an einem Privatgymnasium, sowie sein jüngerer Bruder Lew (Bebe), ein Arzt, als Handwerker zum Washington Platz geschickt. Der Vater kommt in die Färberei, der Bruder verwaltet die Hausapotheke. Heinz Trühe, Scherwitz' Chef beim Befehlshaber der Sicherheitspolizei, wird diese Familienzusammenführung und das Überleben der Handwerker später als seine Leistung rühmen: «Ich kann sagen, dass ich mich immer bemüht habe, die Familien derjenigen Juden, die in meinem Arbeitsbereich eingesetzt waren, vor jeglichen Aussiedlungsmassnahmen [d.h. vor der Ermordung] zu schützen.»⁵⁸

Es gibt viele Berichte, die Scherwitz' Kolonnenführerzeit Ende Oktober bis Ende November bestätigen. Zwei Vorfälle soll es während dieser Zeit gegeben haben, die Scherwitz einen guten Ruf im Ghetto eingebracht haben sollen. Boris Kliot, dessen Bericht etwas zweifelhaft ist, weil Scherwitz nach allen anderen Berichten immer nur zwischen Washington Platz und Ghetto gependelt ist, beschwört aber Folgendes: «Einmal musste Scherwitz ein Kommando zum Hafen begleiten. Ich war der Kolonnenführer. Unterwegs kam ein Aizsargs [lettischer Hilfspolizist] vorbei. Ohne Grund beginnt er, mit einer Peitsche auf uns einzuschlagen. Da ist Scherwitz, der sonst ruhig wie ein Felsblock war, fuchsteufelswild geworden. Er hat dem Aizsargs die Peitsche weggerissen und ihn angebrüllt: ‚Meine Juden schlägt man nicht!‘»⁵⁹

Der andere Fall trägt sich Mitte November am Ghettotor zu und wird von David Katz, der in der Warenausgabe am Washington Platz arbeitete, berich-

tet: «Wir wurden [am Washington Platz] gut gepflegt. (...) So nahmen wir für unsere Familien immer was mit. Aber an der Wache stand der Sadist Tuchel, dem es lustig war, uns zu filzen. Ich hatte die Hose voll mit Kartoffeln, die Beine waren unten zugenäht. Tuchel ging auf mich zu, und das sieht Scherwitz. Er drängte sich dazwischen und fragte das rothaarige Schwein im strengen Ton, ob ihm nicht bekannt ist, dass die Kolonne beim SD arbeitet und von ihm [selbst] kontrolliert wird. Daraufhin zog sich Tuchel zurück und liess mich in Ruhe.»⁶⁰

Scherwitz selbst behauptet in München Bescheideneres. Er habe während seiner Kolonnenführerzeit seine Arbeiter mit einer Lampe immer gewarnt, wenn Kontrollen anstehen. «Rot für Gefahr. Grün war das Zeichen für ungefährlich.»⁶¹

Im Prozess gegen Tuchel werden 1973 viele Zeugen auftreten, die von seinen Misshandlungen berichten, von ihrer Angst, bei Kontrollen am Tor von ihm erwischt und dann dem ab Dezember 1941 amtierenden Ghetto-Kommandanten Kurt Krause zur Exekution übergeben zu werden. Das ist viele Male geschehen, auch Bloch schreibt darüber. Vor Gericht bewiesen ist, dass Tuchel im April 1942 eine Mutter von sieben Kindern ausgeliefert hat, die in ihrem Brotbeutel «ein Kochgeschirr mit Suppe und einem Blechteller» verborgen hat. Sie wird eine halbe Stunde später vor den Augen ihrer Kinder von Krause auf der Strasse erschossen.⁶²

Während das Ghetto umzäunt, geschlossen, mit ständig neuen Verordnungen überzogen wird und die Menschen in der «Moskauer Vorstadt» versuchen, sich in ihrem Unglück einzurichten, und während Scherwitz' SD-Kolonne in der «arisierten» Villa des späteren Kommandeurs der Sicherheitspolizei Rudolf Lange⁶³ einen «Parkettboden aus Eichenholz» verlegt, ist in Berlin die Vernichtung des lettischen Judentums bereits beschlossene Sache. In das Ghetto sollen die Juden aus dem Reich, für sie wird Platz gebraucht.⁶⁴ Mitte November trifft der «Höhere SS- und Polizeiführer» Friedrich Jeckeln in Riga ein, sein Vorgänger Prützmann ist, weil er sich zögerlich gezeigt hat, in die Ukraine versetzt worden.⁶⁵

Jeckeln will die «Endlösung der Judenfrage». Ein paar Wochen zuvor hat er in Babij Jar bei Kiew vorgeführt, wie man Zehntausende von Menschen in kürzester Zeit rationell erschießt. Die Behandlung der Juden in Riga ist

ihm ein Dorn im Auge. Die Praxis aller deutschen Dienststellen einschliesslich der ihm unterstellten Sicherheitspolizei, Juden als Arbeitskräfte heranzuziehen, findet er wegen der Sabotagegefahr «unverantwortlich», und die Juden zu ernähren, während gleichzeitig die Truppen vor Leningrad hungern, unmöglich. Zudem möchte er Walther Stahlecker, der sich mit seinem Stab vornehmlich in Krasnogwardeisk vor Leningrad aufhält und die Räumung des Ghettos verfrüht findet, sowie seinem Platzhalter in Riga, Rudolf Lange, vorführen, wie man die Judenfrage löst.

Jeckeln ist der neue Herr im Ostland. Er drängt den Reichskommissar Lohse an den Rand. Als dieser Einwände gegen den Liquidierungsplan vorbringt, weil man die Arbeitskräfte aus dem Ghetto noch brauchen könnte, zieht Jeckeln seine Trumpfkarte und erklärt, er habe den Befehl, das Rigaer Ghetto zu liquidieren, von Himmler persönlich erhalten. Da wird auch Lohse still. Er informiert nicht einmal den Gebietskommissar Wittrock, in dessen Verwaltungsbereich die Aktion stattfinden soll. Dieser ist gerade mit der Erstellung von Vordrucken beschäftigt, auf denen die Juden bis Mitte Dezember ihr Bankvermögen, Gold, Grundstückseigentum, Pfandbriefe, Wechsel und Hypotheken angeben sollen.

Die Planung für die Aktion Rumbula beginnt. Rumbula, das ist neben Babij Jar und Auschwitz der Name eines der entsetzlichsten Massenmorde in der Geschichte des Holocaust. Mindestens 25.000 Menschen werden in zwei Tagen, am 30. November und 8. Dezember 1941, im Wald von Rumbula erschossen. Diese Zahl hat das Hamburger Landgericht als gesichert festgestellt – nach akribischen Berechnungen über die Anzahl, Tiefe und Breite der Gruben, die ausgegebene Munition, die Kolonnen aus dem Ghetto, die Dauer ihrer Fussmärsche in den acht Kilometer entfernten Wald, die Stärke und Aufstellung der Postenkette, die Anzahl der Überlebenden, und aufgrund der Angaben von Generalkommissar Drechsler, wonach im November 29.602 Juden im Ghetto registriert waren.

Als Jeckeln Mitte November beginnt, generalstabsmässig den Tod von Zehntausenden Menschen vorzubereiten, dürfen diese noch zwei oder drei Wochen leben – in extrem beengten und ärmlichen Behausungen, bei dürftiger Ernährung, zur Arbeit verpflichtet, aber mit der Hoffnung auf Freiheit

irgendwann. Unter ihnen sind 5.652 Kinder unter 14 Jahren, 9.507 «arbeitsfähige» Frauen zwischen 14 und 65 Jahren und 6.231 «arbeitsunfähige» Frauen, wie Otto Drechslers Statistik akribisch aufzählt.⁶⁶ Nur maximal fünfhundert der «arbeitsfähigen» Frauen werden überleben, keine Kinder unter 14 Jahren, keine der «arbeitsunfähigen» Frauen. Von den am ersten Advent und acht Tage später getöteten Menschen sind mehr als 21.000 junge Frauen, Mütter, Grossmütter und Kinder.

Rumbula

In diesen letzten Novembertagen des Jahres 1941, während gleichzeitig russische Kriegsgefangene im Wald von Rumbula die Gruben ausheben, finden im Hauptquartier von Friedrich Jeckeln viele Besprechungen statt. Es gibt so viele Sitzungen verschiedener Art und mit verschiedenen Leuten, dass sich auf der Dienststelle bald herumspricht, die Juden aus dem Ghetto sollen erschossen werden.

Eine grössere Anzahl von Leuten muss über die geplante Aktion frühzeitig Bescheid gewusst haben. Das Hamburger Schwurgericht hebt dies 1973 in seinem Urteil gegen drei Beteiligte niederen Ranges eigens hervor.⁶⁷ Die Tarnbezeichnung für das Unternehmen heisst «Umsiedlung». Sind in diesen Tagen Gerüchte auch bis zu Scherwitz gedrungen, hat er sich Indizien zusammengereimt, kann er ahnen, dass mit «Umsiedlung» Massenmord gemeint ist?

Von den zehn bis zwölf Leuten des SS-Sonderkommandos, die mit Jeckeln schon in Babij Jar und anderen Orten der Ukraine gewesen sind, jetzt die Logistik übernehmen und bald auch das Schiessen, kann er nichts gehört haben – sie stehen in der Hierarchie viel zu weit oben. Auch mit dem Kommandeur der Ordnungspolizei und dem Kommandeur der Schutzpolizei, die sich schon zwei Wochen vorher Gedanken machen, wie viele Kraftfahrzeuge notwendig sein würden, um die nicht gehfähigen Juden aus dem Ghetto abzutransportieren, wird er nichts zu tun gehabt haben. Erst recht nicht mit dem Wehrmachtsoffizier Walter Bruns, der schon Tage zuvor seine Vorgesetzten bei der Heeresgruppe Nord und beim Oberkommando des Heeres informiert haben will.⁶⁸

Aber vielleicht kennt er aus der SD-Garage in der Peter-Holm-Strasse einen der etwa 15 Kraftfahrer, die vielleicht drei, vielleicht auch schon fünf

Tage vorher Bescheid wussten. Er will ja selbst einmal Fahrer im Polizeidienst gewesen und mit Jeckens Transportoffizier nach Riga gekommen sein. Die Männer der Fahrbereitschaft halten sich oft in der Peter-Holm-Strasse auf, sie wohnen am Washington Platz und essen dort in der Kantine. Vielleicht hat einer dieser Kraftfahrer seinem Ex-Kollegen einmal etwas angedeutet, etwa in der Art, dass eine «Schweineerei» im Gange sei. So redet man untereinander, auch das wird später gerichtsnotorisch.

Denn diese etwa 15 Männer der «K-Staffel» werden in jenen Tagen zu Jeckeln in dessen Amtssitz im alten «Ritterhaus» in der Jakobstrasse gerufen. Dort eröffnet er ihnen, dass die Rigaer Juden erschossen werden sollen und dass er Freiwillige für ein Exekutionskommando sucht. Jeckeln, so wird berichtet, habe gesagt, er könne es niemandem übelnehmen, wenn er sich nicht melde, denn es handele sich um eine «sehr unangenehme Sache». Keiner dieser Kraftfahrer hat da die Hand gehoben. Doch übernehmen sie die Aufgabe, die SS- und Polizeiführer zur Exekutionsstätte hin- und wieder zurückzufahren.

Im Ghetto verbreitet sich Unruhe. Der Anlass: Am 27. November hat das Jüdische Komitee Plakate aufgehängt. Darauf steht zu lesen, dass alle Männer zwischen 18 und 60 Jahren übermorgen, am 29. November, in einen besonderen Teil des Ghettos umziehen müssen. Dieser besondere Teil im nordöstlichen Bereich wird zur gleichen Zeit durch einen Stacheldrahtzaun vom übrigen Ghetto getrennt. Der abgetrennte Teil wird später offiziell «Jüdische Kasernierung», inoffiziell «Kleines Ghetto» genannt, während der restliche Teil bald «Grosses Ghetto» und – nachdem die aus Deutschland deportierten Juden angekommen sind – «Reichsjudenghetto» heisst. Auf den Plakaten, die die Menschen mit besorgten Mienen lesen, steht zudem, dass alle Ghettobewohner, die nicht in die «Jüdische Kasernierung» umziehen müssen, also die Frauen und Kinder und älteren Männer, am Sonntag, den 30. November, frühmorgens um sechs Uhr abgeholt und in ein anderes Lager gebracht werden sollen. Dort würden sie mit leichteren Arbeiten beschäftigt werden. Zehn Kilo Handgepäck dürfe jeder mitnehmen.

Die Nacht vom 28. auf den 29. November ist die letzte, die die Familien noch zusammen verbringen können. Sie werden zusammen geweint, die

Kinder getröstet und sich in der Hoffnung gewiegt haben, die Trennung möge nur eine vorübergehende sein. Abraham Bloch schreibt, er und viele andere seien zum Jüdischen Komitee gegangen, um dort um Aufklärung zu erbitten, aber: «Ich sah, wie sie am Tisch sassen, schweigend, versteinert, den Kopf in die Hände gestützt.»

Wie alle Männer muss Bloch sich am Morgen des 29. November bei seinem Arbeitskommando am Ghettotor melden, er gehört zum «Kommando Fliegerhorst» bei der Wehrmacht. Aber am Tor stehen SS-Führer, Angehörige der Zivilverwaltung und lettische Polizisten und sortieren aus. Wer ihnen nach Augenschein arbeitsfähig erscheint, den lassen sie durch, die anderen werden zurückgewiesen. Die auf den Plakaten angegebene Altersregelung gilt nicht mehr, und niemand weiss, ob es ein Glück oder ein Unglück ist, ins «Grosse Ghetto» zurückgeschickt zu werden.

Während die durchgewinkten Arbeitskolonnen ihren üblichen Weg in die Stadt gehen, informiert der Judenrat im Ghetto, dass dringend Schneiderinnen gesucht werden. Etwa 300 melden sich, darunter Rita Blond, die gar keine Schneiderin ist. Sie wird wie alle Frauen, die sich als solche ausgeben, von der Stelle weg in das «Termingefängnis» gebracht, ein Untersuchungsgefängnis im Norden der Stadt, in dessen Nähe sich heute der jüdische Friedhof befindet.

Am Abend, als die Arbeitskolonnen zurückkommen, wird am Tor ein zweites Mal sortiert, und erneut wird eine grosse Anzahl Männer ins «Grosse Ghetto» geschickt. Übrig bleiben etwa 3.500, vielleicht auch 4.000 Männer, darunter Bloch und die Personen, die in dieser Geschichte bereits eine Rolle gespielt haben, Alexander Lewin, Margers Vestermanis, Mendel Basch, Bernhard Press und alle Zeugen, die später vor Gericht gegen Scherwitz aussagen werden. Sie alle werden von den jüdischen Ghettopolizisten ins abgesperrte «Kleine Ghetto» geführt, das während ihrer Abwesenheit von allen früheren Bewohnern geräumt worden ist. Nur diese Männer und die in das «Termingefängnis» eingesperrten Frauen bleiben von dem Massenmord am nächsten Tag und in der folgenden Woche ausgespart.

Scherwitz' Arbeitskolonne «SD-Werkstatt Washington Platz» steht am Morgen des 29. November nicht am Ghettotor und kommt am Abend auch

nicht zurück. Er hat sie schon am Vorabend, am Freitag, also einen Tag vor den Selektionen im Ghetto, in der Werkstatt eingesperrt. Auch die Handwerker der «SD-Garage» und der «SD-Bekleidungskammer» in der Peter-Holm-Strasse werden an ihren Arbeitsstellen zurückgehalten.

Mendel Basch erzählt, er sei sogar schon zwei Tage vorher nicht mehr ins Ghetto zurückgeschickt worden: «Vor Rumbula hielt man die jüdischen Arbeiter, die in den Werkstätten am Washington Platz waren, an ihren Arbeitsstellen zurück, auch meinen Vater und meinen Bruder. Uns, die Gruppe der Autowerkstätter, brachte man zwei Tage vorher in das Gefängnis, also auch nicht in das Ghetto zurück. Im Gefängnis haben wir die Nacht geschlafen, und am Morgen führte man uns zurück zur Arbeit. Das war zwei Nächte so, hin und zurück vom 27. bis zum 29. November. Danach liess man uns Arbeiter am Washington Platz wohnen, und als alles vorbei war, wurden wir in der Peter-Holm-Strasse kaserniert. (...) Dort war ich anderthalb Jahre kaserniert, im Ghetto habe ich seit dem 27. November nie mehr gewohnt.»⁶⁹

Und Boris Rudow berichtet: «Etwa einen, vielleicht auch zwei Tage vor der Aktion brachte man uns nicht ins Ghetto zurück, sondern schloss uns in der Werkstube ein. Anschliessend hörten wir, dass man das Ghetto geteilt hatte und Tausende von Juden umgebracht worden sind. An diesem Tag begann die Kasernierung am Washington Platz. Von da an war ich nicht mehr im Ghetto.»⁷⁰

Abraham Bloch ergänzt: «Einige Tage vor der Todesaktion liess Scherwitz die Arbeiter nicht mehr ins Ghetto zurück. Er versprach, dass ihren Familien kein Haar vom Kopf fallen würde. Die Juden glaubten ihm.»⁷¹

Werner Sauer, der über diese Tage nur vom Hörensagen berichten kann, weil er erst 1942 nach Riga kam, schreibt: «Bevor das Ghetto liquidiert wurde, wurden die Handwerker von ihren Familien getrennt und am Washington Platz zurückgehalten. Sie wurden von Scherwitz beruhigt, ihren Familien ginge es gut und es geschehe nichts. Anschliessend wurden sie kaserniert, ohne über das Schicksal ihrer Nächsten informiert worden zu sein. Einige Juden mussten mit Gewalt zurückgehalten werden, da sie, egal was mit ihnen geschehe, bei ihrer Familie sein wollten.»⁷²

Josef Berman erzählt von der Nacht vom 28. auf den 29. November etwas anderes. Es ist aus mehreren Gründen eine interessante Aussage, denn sie

hat eine Vorgeschichte. Aus dem in Tel Aviv archivierten Schriftwechsel zwischen dem «Kriegsverbrecher-Suchkomitee» in München und der «Union der baltischen Juden» in London geht hervor, dass Josef Berman von Münchner Juden 1948 gedrängt wurde, eine belastende Aussage gegen Scherwitz zu machen. Er weigert sich mit der eigenartigen Begründung: «Ich habe Anlass, Scherwitz zu belasten, aber ich habe auch Anlass, ihn zu schonen, und möchte deshalb Abstand davon nehmen, dass mein Name im Prozess genannt wird.»⁷³

Davon bekommt der Journalist Robert E. Lembke von der «Neuen Zeitung» Wind, es ist derselbe Robert Lembke, der in den sechziger Jahren mit der Fernseh-Ratesendung «Was bin ich» berühmt wird. Er schreibt dem Staatskommissar Auerbach einen Brief, in dem er ihn informiert, dass Joe Berman, den er eben in England getroffen habe, «Scherwitz genau kennt und detaillierte Angaben über ihn machen kann. Joe B. ist davon überzeugt, dass Hunderte von Juden ihm ihr Leben verdanken. Er kann aber auf der anderen Seite nicht vergessen, dass Scherwitz in der Nacht, in der im Rigaer Ghetto 30.000 Menschen erschossen wurden, siebzig seiner Juden, die ihm aus irgendwelchen Gründen nicht mehr ergiebig genug erschienen, in das Ghetto und in das Massaker geführt hat.»⁷⁴

Auerbach gibt diesen Brief dem Ermittlungsbeamten Hüffel weiter, doch in den Akten findet sich kein Hinweis, ob dieser versucht hat, Josef Berman zu einer Aussage zu bewegen.

Viele Jahre nach Scherwitz' Verurteilung, im Winter 1953, besucht Josef Berman den Gefangenen in der Haftanstalt Straubing und startet anschließend bei seinen jüdischen Bekannten in München eine Kampagne für seine Begnadigung. Die Initiative scheitert, aber während dieser Zeit schreibt er an Scherwitz' Rechtsanwalt einen Brief, in dem er seine frühere Ansicht korrigiert, weil er inzwischen überzeugt ist, nicht Scherwitz habe die Arbeiter ins Ghetto und damit ins Massaker geschickt, sondern die Häftlinge hätten von sich aus ins Ghetto zurückgewollt: «Am 29. November war ich zum Holzsägen in der Peter-Holm-Strasse eingeteilt. Am Nachmittag kam Scherwitz und liess uns aufstellen. Er fragte, wer in das Ghetto will, und sagte, wer bleiben möchte, muss über Nacht ins Gefängnis. Daraufhin meldeten

sich etwa siebzig von ungefähr hundert Juden. Diese liess er sofort in das Ghetto bringen (...) Er versprach, sie seien dort sicher, aber wie sich herausstellte, war dies ein Irrtum.»⁷⁵

Über einen ähnlichen Appell, und zwar am Washington Platz, berichtet die frühere Journalistin Helen L., die in Scherwitz' Kommando Schneiderin gewesen ist. Ihre Aussage ist besonders bedeutsam, denn sie macht sie zwei Monate vor Scherwitz' Verhaftung in München am 26. Februar 1948 im Lager für Displaced Persons in Belsen. Zu diesem Zeitpunkt kann sie nicht wissen, wo ihr früherer «Chef» sich aufhält, ob er den Krieg überlebt hat, geschweige denn, dass er eine gewisse Karriere gemacht hat und in Oberschwaben als Verfolgtenbetreuer tätig ist. Helen L. berichtet Folgendes:

«Ende November (...) gab Scherwitz nachmittags gegen fünf Uhr den Befehl, zum Appell anzutreten. Es waren ungefähr 110 Personen. Es war an diesem Tag durch Besucher bekannt, dass im Ghetto etwas los war. Beim Appell wurden die Menschen in zwei Gruppen aufgeteilt. Einige wurden gefragt, ob sie in das Ghetto zurück oder über Nacht bei der Gestapo bleiben wollten. Ich wurde auch von Scherwitz gefragt, und ich antwortete, ich wolle ins Ghetto. Scherwitz schob mich aber zur Seite und stellte mich zu der Gruppe, die über Nacht bei der Gestapo bleiben wollte. Die Gruppe für das Ghetto wurde eine Stunde später weggebracht. Ungefähr 60 oder 70 Personen, Männer und alle Frauen, darunter ich, blieben bei der Gestapo. Scherwitz verschwand dann, die Türen wurden abgeschlossen und verriegelt und bewacht.

Gegen drei Uhr morgens ging ich auf den Korridor. In diesem Moment erschien Scherwitz. Er kam mit gerötetem Gesicht, ohne Mütze, unordentlich gekleidet, und war sehr aufgeregt, aber nicht betrunken. Ich fragte ihn: ‚Herr Scherwitz, was ist denn los, warum sind Sie so aufgeregt?‘ Die Antwort von ihm war: ‚Schreckliches, heute ist etwas Furchtbares passiert, was noch nie in der Geschichte dagewesen ist.‘ Weiter äusserte er sich nicht.»⁷⁶

In der Erinnerung von Helen L. liegen der Nachmittag, in dem Scherwitz sie zur Seite schiebt, und die anschliessende Nacht, in der sie ihn wie betrunken im Korridor trifft, nur Stunden auseinander.

Aber zwischen diesen beiden Begegnungen müssen mindestens anderthalb Tage gelegen haben. Denn nicht am Tag des Appells, der am 28. oder 29. November stattgefunden haben muss, beginnt die Liquidierung des Ghettos, sondern einen oder zwei Tage darauf, am Sonntag, den 30. November, viele Stunden vor Sonnenaufgang. Und sie dauert bis viele Stunden nach Sonnenuntergang, für zahlreiche Polizisten gar bis zum nächsten Morgen, denn die Gruben mit den Leichen müssen bewacht und die Kleiderberge in die Depots gefahren werden. Daher ist es unmöglich, dass Scherwitz schon einige Stunden nach dem Appell zum Washington Platz zurückgekehrt sein und die schrecklichen Ereignisse erwähnt haben kann.

Helen L.s Aussage ist dennoch ausserordentlich wichtig. Denn sie besagt, dass Scherwitz Stunden, wenn nicht Tage zuvor von der bevorstehenden Massenerschiessung gewusst haben muss, vielleicht auch, dass vor allem Frauen getötet werden sollen. Weshalb hätte er sonst ausgerechnet Helen L. vom Ghetto fernhalten und auch alle anderen Frauen am Washington Platz einschliessen sollen, darunter Sinaida Rudow, Frau Rosenstein, die Tanten von Abraham Schapiro, Marie Nowik und Ida Krawtschinsky sowie Tamara Scherman? Sein nächtliches Entsetzen über das «noch nie Dagewesene» lässt sich verschieden deuten. Entweder hat er von seinen aus Rumbula zurückgekehrten Polizeikollegen etwas gehört, oder er war selbst in irgendeiner Weise an der Liquidierung des Ghettos beteiligt. Eine Beteiligung wird man ihm nach dem Krieg auch vorwerfen.

Auch Abraham Bloch liefert einen Hinweis darauf, dass Scherwitz geahnt oder gewusst haben muss, die «Umsiedlung» der Juden von Riga bedeute in Wahrheit ihre Ermordung:

«Eine kleine Gruppe von Juden, ungefähr zehn Leute, arbeiteten im gewesenen Gebäude des NKWD unter der Leitung eines jungen Letten. Am Sonnabend, den 29. November, als der Lette erfuhr, im Ghetto wird irgendetwas vorbereitet, beschloss er, seine Gruppe zum Washington Platz zu bringen, wo Scherwitz seine Arbeiter bewachen liess. Sein Erstaunen war gross, als der Judenälteste Arnow sich kategorisch weigerte, die Gruppe ins Haus zu lassen. Als er insistierte und Scherwitz sprechen wollte, schrie er böse: ‚Ich weiss nicht, was Sie von mir wollens Aber der Lette wollte nicht aufgeben, und es gelang ihm, Scherwitz zu erreichen.

Der gab ihm ein Zimmer für seine zehn Mann und behielt sie auch später in seiner Kasernierung. (...) Scherwitz hat Arnow einige Tage nach dieser Sache als Judenältesten abgesetzt. Neuer Ältester wurde Harry Scheinberger. Mit dem war besser Kirschen essen.»⁷⁷

Der Appell, das Zurückhalten von Helen L., die verriegelten und bewachten Türen am Washington Platz, die Aufnahme von Boris Rudows Vater und Bruder in die SD-Handwerkergruppe, obwohl sie keine Spezialisten sind und der Vater gefährliche 64 Jahre alt ist, die Tatsache, dass alle Frauen am Washington Platz überlebt haben, die zehn aufgenommenen Juden aus dem NKWD-Gebäude, die sofort anschliessende Kasernierung – all dies lässt gar keinen anderen Schluss zu als den: Der Appell war von oben angeordnet, und innerhalb des engen Handlungsspielraums, der Scherwitz geblieben ist, schützt er diejenigen, die zu schützen ihm möglich ist. Er lässt die Türen verriegeln und die Werkstuben von aussen bewachen, weil er den SS- und Polizeioffizieren, die am Washington Platz wohnen, nicht traut. Deutlich wird ebenfalls: Scherwitz hat an diesem Sonntag Aussendienst, sonst hätte er ja seine Schützlinge persönlich bewachen können.

Der 30. November

Es ist wenig wahrscheinlich, dass Scherwitz sich aus der Aktion Rumbula hat heraushalten können. An irgendeiner Stelle für irgendeine Aufgabe wird er eingeteilt gewesen sein. Vielleicht schon am Abend zuvor, vielleicht auch erst am Sonntag, als sich herausstellt, es sind viel zu wenig Polizisten mobilisiert worden.⁷⁸ Der Wachtmeister Scherwitz mit der SS-Mitgliedsnummer 241935 empfängt seine Befehle von zwei Polizeidienststellen, von der Ordnungs- und der Sicherheitspolizei, und die Kräfte beider Abteilungen stehen an diesem Tag für einen Sondereinsatz bereit. Zudem gilt für alle Polizeiangehörigen seit 24 Stunden die höchste Alarmstufe. Am Sonntag morgen um acht Uhr findet vor der Unterkunft, im Innenhof des Washington Platz, ein Appell statt. Ist Scherwitz dabeigewesen? Der Deutschbalte Jürgen E. Kroeger, ein von der Wehrmacht zur Sicherheitspolizei abgestellter Dolmetscher,

beschreibt den Appell in seinen Erinnerungen: «Als ich an der genannten Stelle eintraf, waren alle bereits versammelt und standen in Doppelreihe vor dem Kommandeur [Rudolf Lange] der berüchtigten Abteilung IV. Ich eilte schnell an eine Seite (...) Dann trat Stille ein, und der Kommandeur fragte mit rauher Stimme: ‚Wer von euch gut schießen kann, hebe seine Hand.‘ Viele Hände fuhren hoch. Als er mich in meiner Wehrmatsuniform bemerkte, trat er an mich heran und fauchte: «Was wollen Sie denn hier? Verschwinden Sie!»»

Kroeger berichtet weiter, wie er sich in sein Büro zur Sicherheitspolizei begibt und dort völlig alleine vor sich hin arbeitet: «Ausser einigen lettischen Mitarbeitern und zwei Referenten war alles still (...) Was war bloss los?»⁷⁹

Auch die Angehörigen der dem Kommandeur übergeordneten Dienststelle «Befehlshaber der Sicherheitspolizei» sind alarmiert. Die dort beschäftigte Sekretärin, Anneliese U., erinnert sich: «Auf der Dienststelle herrschte eine furchtbare Aufregung. Auf Befehl des Höheren SS- und Polizeiführers Jeckeln mussten alle Männer zu einem Einsatz ausrücken, (...) auch alle Ordnungspolizisten (...). Nach meinem Dafürhalten hatten die Männer keine Ahnung, um was für einen Einsatz es sich handelt. (...) Ich hatte den Eindruck, dass sich nach dem Abrücken der Männer kaum noch männliche Personen im Stabsgebäude aufhielten.»⁸⁰

An diesem ersten Advent des Jahres 1941 lässt der «Höhere SS- und Polizeiführer» Jeckeln eine Tötungsmacht von «mindestens 1.000, maximal 1.700 Männern» gegen die Juden des Ghettos aufziehen. Unter ihnen befinden sich fast alle deutschen Schutz- und Ordnungspolizisten, die in Riga stationiert sind, einschliesslich ihrer Offiziere. Ihre genaue Anzahl kennt man für November 1941 nicht. Ausserdem sind dabei: zwei Polizei-Reservekompanien aus Mitau und Dünaburg mit etwa 70 Männern; das lettische Sonderkommando Victor Arajs mit etwa 300 Männern; lettische Schutzmänner des 6. und 9. Polizeiviertels, vielleicht auch Angehörige der Hafenspolizei, sowie das 20. Schutzmannschaft-Bataillon, zusammen etwa 600 Männer; die meisten Angehörigen der deutschen Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes, etwa 150 Männer; einige Offiziere der Waffen-SS sowie die Schutzpolizisten, die Jeckeln zur Verstärkung seines Sonderkommandos eigens aus

Danzig hat holen lassen. Die Namen der allermeisten Beteiligten sind unbekannt. Und die, die dabeigewesen sind, versuchen ihr Leben lang darüber zu schweigen.⁸¹

Am 30. November, gegen vier Uhr morgens, beginnt die Räumung des westlichen Teils des Rigaer Ghettos. Es wimmelt von Uniformträgern. Es wird kommandiert und gebrüllt. Erst jetzt erhalten die deutschen Schutzpolizisten von ihrem Kommandeur, Major Heise, den Befehl, bei der Zusammenstellung der Kolonnen und während des Marsches in den Wald alle zu erschiessen, die sich dem Abtransport widersetzen sollten. Spätestens jetzt wissen alle, was «Umsiedlung» wirklich bedeutet.

Lettische Polizisten dringen in die Häuser ein, treiben diejenigen, die sich nicht schnell genug anziehen, mit Gewalt auf die Strasse. «Atrak, a'trak», schneller, schneller, los, ab, lauft, weg, weg, es gibt nur noch Befehle. Auf der Strasse stellen deutsche Schutzpolizisten die Kolonnen zusammen, passen auf, dass niemand versucht, in den abgesperrten Bereich des «Kleinen Ghettos» zu fliehen, oder in den östlichen Teil, der an diesem ersten Advent noch verschont wird. Kinder drängen sich an ihre Mütter, Familien verlieren sich, es wird gesucht, es wird geschrien, es wird geweint, die Temperatur beträgt 7,5 Grad minus.

Alte, Kranke, gehbehinderte Menschen werden von lettischen Kommandos auf offene Lastwagen geworfen und abtransportiert. Erste Schüsse fallen, dann viele. Allein auf der Ludzas iela bleiben 300 Menschen liegen, im ganzen Ghetto etwa 800.

Um sechs Uhr morgens verlässt die erste Kolonne das Ghetto durch eine provisorische Öffnung des Stacheldrahtzauns in der Lauvas iela. Ihr folgen weitere Kolonnen im Abstand von jeweils einer halben Stunde. Die letzte verlässt um zwölf Uhr das Ghetto. Jede umfasst eintausend Menschen. Abraham Bloch sieht aus dem Fenster seines neuen Quartiers im «Kleinen Ghetto», wie sich lange Menschenreihen auf der Ludzas iela bewegen. Er hört Schüsse: «Keiner wusste genau, was da vor sich geht, aber man verstand: Etwas Schreckliches geschieht.»

Mitten in diesem Chaos informiert ein deutscher Polizeioffizier die schon zum Abmarsch bereitstehende Arztfamilie Press und andere: Im «Kleinen Ghetto» sei noch Platz für Arbeitswillige, ob die Männer nicht dorthin wollten? Bernhard Press berichtet: «Ich schaute auf meine Mutter. Sie nickte

meinem Vater zu. ‚Geht, vielleicht ist es besser so.‘ Wir umarmten uns und küssten uns. Ich wusste nicht, dass es zum letztenmal war. Noch einige Männer beschlossen sich von ihren Frauen zu trennen. Wir mögen zehn oder 15 Mann gewesen sein, (...) die jetzt mit einem lettischen Polizisten zum ‚Kleinen Ghetto‘ marschierten. Aus einem wolkenlosen Himmel schien die Sonne auf uns nieder. Zu beiden Seiten lagen auf der Fahrbahn und auf dem Bürgersteig Hunderte von Taschen, Säcken und Bündeln, die die Menschen, die man im Dunkeln diesen Weg entlanggejagt hatte, weggeworfen hatten. Der Schnee war hier und da braunrot von Blut. Wir schwiegen. Unsere Augen nahmen dieses Bild auf und vergassen es nie wieder. Die Pforte zum ‚Kleinen Ghetto‘ wurde für unseren Trupp geöffnet und hinter ihm wieder geschlossen.»⁸²

An dem provisorischen Ausgang im Ostteil des Ghettos übernehmen andere deutsche Schutzpolizisten die Kolonnen und führen sie bis zur Exekutionsstätte. Jeweils vier Kolonnenführer sind für einen Zug verantwortlich. Je eine Hundertschaft lettischer Schutzleute sichert eine Kolonne. Auf dem Weg nach Rumbula tragen viele Gepäck, weil auf dem Plakatanschlag des Jüdischen Komitees gestanden hat, man dürfe in das neue Arbeitslager zehn Kilogramm mitnehmen. Die Mütter haben warme Sachen für die Kinder mitgenommen. Ein Kolonnenführer wird gefragt, ob sie im neuen Lager ausreichen werden. Er antwortet, dort wo sie hinkommen, brauche man nichts mehr.⁸³

Der Weg ist acht Kilometer lang, es ist eiskalt, die Strasse überfrozen, viele Kinder können das Tempo nicht mehr halten und müssen getragen werden. Hinter den Kolonnen fahren Lastwagen und Pferdegespanne der lettischen Schutzmannschaft. Sie sammeln die immer mühsamer gehenden Menschen auf und werfen sie auf die Ladeflächen. Aber es sind zu viele, die langsam werden, die Lastwagen sind bald voll. Immer mehr Menschen stürzen oder setzen sich erschöpft an den Strassenrand. Sie werden auf der Stelle erschossen, und ihre Leichen bleiben liegen. Einige Männer versuchen wegzurennen, sie kommen nicht weit. Die meisten schleppen sich weiter, die Schwangeren, die Mütter, die Kinder, die Grossmütter, vielleicht immer noch im Glauben, es gehe zum Bahnhof Rumbuli.

Um neun Uhr erreicht die erste Kolonne den Wald von Rumbula. Ihr Marsch ist unterwegs ein wenig verzögert worden, denn inzwischen ist auf dem nahe gelegenen Güterbahnhof Skirotava ein Zug der Reichsbahn mit 942 Juden aus Berlin angekommen. Zu früh angekommen? Es ist eine offene Frage, aber sie macht die Menschen nicht mehr lebendig.⁸⁴ Die 942 Juden aus Berlin werden als erste zu den Gruben geführt und ohne Ausnahme zwischen 8.15 und 9 Uhr erschossen.⁸⁵ Hat die erste Kolonne der Juden von Riga die Schüsse gehört? Wahrscheinlich.

Ihr Fussmarsch endet zunächst kurz vor einem schmalen Feldweg, der sich links in den lichten Wald schlängelt. Deutsche Ordnungspolizisten des 22. Reserve-Polizeibataillons aus Dünaburg und Mitau, verstärkt durch Sicherheits- und Ordnungspolizisten aus Riga, haben das Gebiet in einem Umkreis von etwa 800 Metern abgesperrt. Auf der Strasse und an der Abzweigung stehen Maschinengewehre, sie sind auf die Kolonnen gerichtet. Nach der äusseren Absperrreihe auf der Strasse folgt die innere Absperrkette entlang des Feldweges. Das Exekutionsgelände ist etwa 250 Meter entfernt und vom Feldweg aus nicht einzusehen. Die innere Kette wird gebildet von Angehörigen des Einsatzkommandos 2, einer deutschen Polizeikompanie «zur besonderen Verwendung» und von lettischen Polizisten des 6. Polizeireviers. Sie stehen dicht an dicht, im Schulterabstand. Man kann ihre Gesichter erkennen, aber es wird keine jüdischen Zeugen geben, die sie beschreiben könnten. In diesen Absperschlauch werden die Menschen hineingetrieben. Er ist so angelegt, dass er sich in Richtung des Waldstückes verengt, in dem sich die Gruben befinden.

In der Nähe des Waldrands müssen die Menschen ihr Gepäck ablegen, sich bis auf die Unterwäsche ausziehen und während ihres langsamen Vorrückens nach und nach die abgelegten Kleider auf Haufen werfen. Erst die Mäntel, dann die Oberbekleidung, dann die Schuhe, dann die Uhren, Brillen, Schmuckstücke und die Eheringe in besondere Holzkästen, bis sie nichts mehr haben, und auch keine Hoffnung mehr. Ein Kolonnenführer, der im Hamburger Prozess als Zeuge aussagen wird, sieht neben dem Erschießungsplatz fünf oder sechs Kinderwagen stehen. Ein anderer Zeuge hört ältere Männer das Kaddish singen, ein dritter, wie zwei junge Mädchen an den Gruben «Juda lebt» rufen, ein vierter sieht, wie ein junger Mann zu fliehen

versucht und sofort aus einem «MG-Nest» erschossen wird, ein fünfter berichtet von einer Greisin, auf die lettische Polizisten mit langen Hartholzprügeln so lange einprügeln, bis sie fast erleichtert an die Grube geht. Unendliche Geschichten, die alle gleich enden.

In einem ständigen Fluss, so konstruiert es das Hamburger Landgericht nach den Aussagen der Täter, rücken die Reihen auf die Gruben zu, jeweils fünf bis zehn Personen. Die Frauen drücken ihre Kinder an sich, jüngere Menschen stützen die Älteren, Ehepaare halten sich an den Händen, manchmal geht eine ganze Familie gemeinsam den letzten Weg. Über eine schräg abfallende Rampe betreten sie die Gruben, müssen sich mit dem Gesicht nach unten hinlegen. Es gibt kleinere und grosse Gruben, keine misst weniger als zehn Meter im Quadrat. Davon gibt es sechs oder sieben, jede ist zwei bis drei Meter tief.

An jeweils drei Gruben wird gleichzeitig geschossen. An den flacheren stehen oder liegen am Rande die Schützen. Sie treffen von oben. In den grossen Gruben stehen sie auf ihren Opfern und töten im Fliessbandtakt die unter ihren Stiefeln Liegenden. Die russischen Maschinenpistolen sind auf Einzelfeuer gestellt, eine Kugel ins Genick für jeden Mann, jede Frau, jedes Kind. 30.000 Patronen sind für diesen Tag und für den nächsten Mordtag, den 8. Dezember, in Berlin bestellt worden. Säuglinge und Babys lässt man in den Armen der Mutter sterben. Sie werden erdrückt von den nächsten zehn, die sich auf sie zu legen haben, den übernächsten zehn, den überübernächsten zehn. Die Opfer müssen sich platzsparend auf die Körper legen, mal liegen die Füsse auf den Köpfen der vorigen, mal die Köpfe auf den Füßen.

«Das grauenhafte Bild in den Gruben und um die Gruben lässt sich kaum beschreiben», steht im Urteil des Hamburger Gerichts. «Schreiende und weinende Männer, Kinder und Greise, andere Menschen wieder sehr gefasst, zum Teil betend, die Schüsse mit der Regelmässigkeit eines Automaten abgegeben, Menschen, die sich fassungslos über das Geschehene hilfeschend an Uniformierte wenden, die wiederum unbarmherzig auf ihre Opfer einschlagen, um sie zu grösserer Eile anzutreiben, angetrunkene Schützen, riesige mietenförmige Berge von Kleidungsstücken und Schuhen, Menschen, die bis auf die Unterwäsche entkleidet bei dieser Kälte herumstehen müssen

und zusehen, wie die Leidensgefährten vor ihnen erschossen werden, um sich anschliessend auf die noch warmen Leiber der Erschossenen legen zu müssen.»⁸⁶

Den ganzen Tag über zieht Kolonne um Kolonne in den Wald hinein. Die zu ihrer Begleitung eingesetzten Polizisten führen die Menschen teilweise bis direkt an die Gruben, warten, bis sie erschossen sind, fahren wieder zurück ins Ghetto, um neue Kolonnen abzuholen. Es sind vor allem Frauen und Kinder unter 14 Jahren, die sie in den Tod begleiten, und jeder der Polizisten hat eine Mutter gehabt und vielleicht Kinder zu Hause.

Zahlreiche Besucher kommen nach Rumbula, einige von der Wehrmacht und vom Generalkommissariat, um sich persönlich von der Aktion zu überzeugen. Andere hat Jeckeln persönlich eingeladen oder zum Zuschauen abkommandiert. Er will Mitwisser und Augenzeugen, um die Verantwortung zu teilen, andere will er zur «Abhärtung» erziehen, und der Sicherheitspolizei in Riga möchte er vorführen, wie man so etwas macht. «Die können jetzt weitermachen, seine eigenen Männer seien ihm dafür zu schade», wird Jeckeln später zitiert.⁸⁷

Im Wald steht jetzt auch der SS-Befehlshaber Walther Stahlecker, der aus seinem Standort vor Leningrad nach Riga geeilt ist, neben ihm etliche Angehörige der Zivilverwaltung. Auch Reichskommissar Lohse verweilt für ein Viertelstündchen auf einem Erdwall, um sich das Ganze von oben anzuschauen: «Das gesamte Geschehen war für mich ausserordentlich erschütternd, besonders auch die Art, in der sich die Juden widerstandslos ab Schlachten liessen.»⁸⁸

Auch zufällig Vorbeikommende werden zu Zeugen.⁸⁹ Einige Besucher sollen sich übergeben haben. Ohne Schnaps kommt kaum einer aus, auch den Gästen wird grosszügig angeboten.⁹⁰ Die Schnapskisten an den Gruben werden ständig nachgefüllt. Die Schützen werden immer betrunkenener, treffen nicht mehr genau, aber auch dies haben die Strategen einkalkuliert, die Aufsichtsführenden sind für die Nachschüsse zuständig. Ein Querschläger – vielleicht ist es aber auch ein gezielter Schuss gewesen – verletzt den dicht an der Grube stehenden Kommandeur der Ordnungspolizei, Major Heise, am Auge.⁹¹

Bei Einbruch der Dunkelheit dauern die Erschiessungen immer noch an, und als die letzte Kolonne, die das Ghetto um zwölf Uhr verlassen und stun-

denlang zwischen den Absperreihen gestanden hat, auch getötet ist, fahren lettische Schutz Männer die Kleiderberge ab, die Schuhe, die Brillen. Die SS-Leute übernehmen den Schmuck und das Gold, was die Zivilverwaltung später sehr empören wird.

Jeder Beteiligte bekommt im Quartier noch eine Flasche Wodka extra, viele auch zwei. Im Kasino des «Höheren SS- und Polizeiführers» im «Ritterhaus» findet ein grosses Besäufnis statt, auf dem Höhepunkt des Festes sollen SS-Offiziere über die Stühle gesprungen sein, und einer soll sich dabei ein Bein gebrochen haben.⁹² In der Kantine des Washington Platz hingegen soll die Stimmung gedrückt gewesen sein, das Abendessen wird von den meisten stehengelassen.

In der Stadt haben sich die Massenerschiessungen schon herumgesprochen. Viele sind sprachlos vor Entsetzen.⁹³ Abraham Bloch schreibt, lettische Frauen hätten seinem Arbeitskommando in den nächsten Tagen «heimlich, mit Tränen in den Augen, Butterbrote zugesteckt». Der Gebietskommissar und Bürgermeister von Riga, Hugo Wittrock, will erst am Abend des 30. November ein «Gerücht» gehört haben, so schreibt er es in seinen «Erinnerungen». Sehr berührt kann es ihn nicht haben, denn er widmet dem Ereignis nur eine kurze Passage, um sich gleich anschliessend mehrere Seiten lang über die Weihnachtsvorbereitungen der Evangelischen Gemeinde, der er angehört, zu verbreiten.⁹⁴

Wie alle Offiziellen wird er den vieltausendfachen Mord stets als «Umsiedlung» bezeichnen, in einem Brief an Jeckeln sogar mit alttestamentarischem Unterton als «Auszug der Juden aus dem Ghetto» bemänteln.

Sein Kollege Dr. Walter Alnor, der Bürgermeister von Libau, ist deutlicher geworden, als wenige Wochen zuvor in seinem Gebiet 470 Juden erschossen wurden. Er protestierte in einem Brief an den Generalkommissar: «Gerade die Erschiessung der Frauen und Kinder, die z.B. schreiend zu den Exekutionsplätzen geführt worden sind, hat das allgemeine Entsetzen erreicht. (...) Auch Offiziere haben mich gefragt, ob diese grausame Art der Hinrichtung selbst bei Kindern erforderlich wäre. In jedem Kulturstaat und selbst im Mittelalter durften schwangere Frauen nicht hingerichtet werden. Hier hat man selbst darauf keine Rücksicht genommen.»⁹⁵

Für viele Polizisten ist der Dienst am späten Abend des 30. November noch immer nicht zu Ende. Verletzte sollen aus den Gruben in den Wald gekrochen sein, und Leute würden herumschleichen, die Blitzlichtaufnahmen machen, heisst es beim Kommandeur der Schutzpolizei. Wieder fahren sie hinaus, durchsuchen das Gelände, finden einige blutüberströmte Verwundete, führen sie zu den Gruben und erschliessen sie.⁹⁶ Auch ohne Jeck-eins ausdrücklichen Befehl. An diesem Sonntag, der in Riga bis heute «Blutsonntag» genannt wird, entkommt ihnen niemand.

Für diesen Adventssonntag in Rumbula gibt es keine jüdischen Augenzeugen. 13.000 bis 15.000 Menschen sterben an dem Feiertag, und wenn es an exponierterer Stelle jemanden gegeben haben sollte, der sich geweigert hat, Menschen wie Vieh zusammenzutreiben, Kolonnen zu bewachen, in Absperrreihen zu stehen, Kinder an die Grube zu treiben, so ist es nicht bekannt geworden.⁹⁷ Die allermeisten der an irgendeiner Stelle Beteiligten werden schweigen, die Bilder vergessen wollen, sich ein Leben lang damit beruhigen, dass nicht sie verantwortlich waren, sondern Himmler die Erschiessungen befohlen hat. •

«Was sollte man machen», wird ein Polizist später aussagen, «man steckte praktisch drin im Getriebe und konnte nicht mehr heraus. Jeder musste selbst sehen, wie er damit fertig wurde.»⁹⁸ Die Sekretärin Anneliese U. von der Dienststelle «Befehlshaber der Sicherheitspolizei» berichtet: «Ein Teil der Männer kehrte nach dem Einsatz auf die Dienststelle zurück. (...) Fast alle Männer, denen ich begegnete, machten einen niedergeschlagenen und verstörten Eindruck. Einzelne weinten sogar. Aus alledem schloss ich, dass sie etwas Furchtbares erlebt haben mussten. Ich habe jedoch nichts erfahren, da keiner der Männer etwas über den Einsatz berichtete.»⁹⁹

Der beim Stab der Sicherheitspolizei beschäftigte Sanitäter des 9. Berliner Polizei-Reservebataillons, Hans M., wird vor Gericht angeben, etwa zehn Reservisten hätten einen solchen seelischen Schock erlitten, dass sie in ein Polizeilazarett eingewiesen werden mussten. Noch jahrelang hätten sie wegen der Erschiessungen an «Zucker und Bluthochdruck» gelitten und deshalb in den fünfziger Jahren beim Versorgungsamt in Berlin Unterstützungsanträge gestellt. Ob diese Nachwirkungen als Kriegsschäden anerkannt wurden, weiss er nicht mehr.¹⁰⁰

Walter Münch, Stahleckers Vorzimmerbeamter, glaubt sich zu erinnern, dass Himmler «ein Genesungsheim für solche Fälle errichten liess», es habe in der Nähe von Berlin gelegen.¹⁰¹ Um die Männer psychisch wieder zu stabilisieren, sei ihnen erlaubt worden, ihre Ehefrauen zu Besuch nach Riga zu holen.

Besuch der Ehefrau, das ist ein grosses Privileg, denn im Winter 1941 bringen die Züge der Reichsbahn deutsche Juden ins Ghetto und immer neue Soldaten an die Ostfront, weil die Offensive vor Moskau steckengeblieben ist und 160.000 Soldaten bereits gefallen oder in den Schützengräben erfroren sind. Auf Privattourismus ist man nicht eingestellt; «Erst siegen – dann reisen», wirbt die Reichsbahn in Anzeigen um Verständnis.¹⁰² Auch Scherwitz' Ehefrau Bertha macht sich um den Jahreswechsel 1941/42 nach Riga auf. Sie selbst wird es später erzählen, auch Scherwitz räumt den Besuch ein. Und Handwerker am Washington Platz erinnern sich, ein Schaukelpferd für die daheim gebliebene Tochter geschreinert zu haben.

Brauchte Scherwitz psychologische Betreuung, hat er sich besondere familiäre Zuwendung verdient? Sein Name wird in den siebziger Jahren, während der Ermittlungen des Hamburger Landgerichts zum Rigaer Blutsonntag, an keiner Stelle erwähnt. Aber viele Zeugen meinen, bis auf eine Handvoll Polizisten, die in der Stadt zur Gebäudesicherung eingeteilt gewesen sind, seien alle irgendwo dabeigewesen, wenigstens zur Absperrung von Strassenkreuzungen. Helen L. bezeugt vor der War Crimes Group 1948, wie schon zitiert, Scherwitz sei in der Nacht mit gerötetem Gesicht, ohne Mütze, unordentlich gekleidet, wie ein Betrunkener taumelnd, «aber nicht betrunken» zum Washington Platz zurückgekehrt.

Als Helen L. ihre Aussage in einem DP-Lager macht, ist der War Crimes Group, die im Auftrag der britischen Militärregierung Zeugen für die Verbrechen in Riga sucht, der Name Scherwitz bereits geläufig. Schon am 26. November 1947 hat sie ihn auf ihre Liste der gesuchten Kriegsverbrecher gesetzt, weil ihr ein Zeugnis von Rafael Schub vorliegt, wonach Scherwitz als Kommandant des KZ Lenta im Jahr 1944 mehrere jüdische Häftlinge erschossen haben soll. Noch wird der Vorwurf, er habe sich an der Liquidierung des Ghettos 1941 beteiligt, von den Briten nicht erhoben.¹⁰³

Viele Monate später, im Sommer 1949, übergibt die War Crimes Group ihre gesammelten Unterlagen der Hamburger Justiz, weil das britische Außenministerium der Meinung ist, die deutschen Richter seien inzwischen demokratisch genug, um sich selbst um die «Verbrechen gegen die Menschlichkeit» kümmern zu können. Die Hamburger Staatsanwaltschaft nimmt sich etwas Zeit, aber im Frühjahr 1950 beschliesst sie, gegen Scherwitz und 17 weitere Beschuldigte Vorermittlungen einzuleiten. Weil sich in ihren Unterlagen inzwischen auch das zitierte Zeugnis von Helen L. vom Februar 1948 befindet, wird der Vorwurf um einen entscheidenden Passus erweitert. Die Beschuldigung lautet jetzt: «Scherwitz war Kommandant des (Konzentrations-)Aussenlagers Lenta und war im November und Dezember 1941 an der Liquidierung der restlichen 20.000 lettischen Juden in Riga beteiligt.»

Auf dieser, nach britischen Unterlagen erstellten deutschen Kriegsverbrecherliste stehen die Namen von vielen Prominenten. Aufgeführt werden vor allem die SS-Männer, die von den Häftlingen im Ghetto jeden Tag gesehen wurden, sowie die Namen der lettischen Kollaborateure, die zumeist schon aus Vorkriegszeiten jedem Juden in Riga bekannt waren. Aber nur fünf der aufgeführten Personen werden beschuldigt, an der Liquidierung des Ghettos persönlich beteiligt gewesen zu sein. Das sind der Gestapochof von Riga, Dr. Rudolf Lange, die beiden Führer des lettischen Sonderkommandos, Victor Arajs und Herbert Cukurs, der Leiter der lettischen Ghettowache, Alberts Danckops, und eben Fritz Scherwitz. Zwei Deutsche, drei Letten. Diese fünf, so steht es in der Beschuldigung, «sollen aus Mordlust oder sonstigen niedrigen Beweggründen heimtückisch oder grausam 20.000 Menschen getötet» haben.¹⁰⁴

Die Namen der Organisatoren von Rumbula stehen nicht auf der Liste, wie auch, es sind ja Zugvögel von einem Exekutionsplatz zum anderen gewesen. Sie sind unbekannt, manche bis heute anonym geblieben. Nicht einmal alle Namen der Schiesser von Jeckelns SS-Sonderkommando an den Gruben sind festgehalten. Dabei sind dies nur zwölf Männer gewesen, zwölf erfahrene Tötungsspezialisten, die ihr Handwerk in Babij Jar und anderswo in der Ukraine gelernt haben: Ernst Hemicker, Baustatiker der Gruben; ein Bruns, zuständig für die Einsammlung von Wertsachen an den Gruben;

Erich Zimmermann, Transportleiter; Oberführer Johannes Zingler, der lieber zur Front wollte als nach Rumbula, aber dann doch mitschoss; sodann drei Männer, von denen man ebenfalls nur den Nachnamen kennt: Endl, Lüschen und Wedekind.¹⁰⁵ Niemand von ihnen wird später verurteilt werden. Sie fallen in Partisaneneinsätzen oder tauchen nach dem Krieg unter oder haben ärztliche Atteste, die ihnen eine dauernde Vernehmungsunfähigkeit bescheinigen, oder sie sterben während der Ermittlungen, ohne weitere Namen zu nennen. Herbert Degenhardt, der persönliche Ordonnanzoffizier von Jeckeln, zuständig für die logistische Vorbereitung der Aktion, erklärt 1964, er wolle einen bestimmten, sehr wichtigen Namen nicht angeben: «Dieser Mann ist heute sicherlich schon fast 80 Jahre alt, und man sollte ihn in Frieden sterben lassen.»¹⁰⁶ Kurz danach stirbt Degenhardt selbst.

Nur Friedrich Jeckeln wird nach einem sowjetischen Militärprozess am 3. Februar 1946 mit blossem Haupt auf einem Lastwagen stehend durch Riga gekarrt und vor Tausenden von Zuschauern jenseits der Düna gehängt. Sein Name hätte, wäre er nicht vom Strang erwürgt worden, mit Sicherheit auf der Kriegsverbrecherliste gestanden. Dann wären es drei Deutsche gewesen, und nicht zwei: der alleroberste Polizeichef des ganzen Ostlandes, der Gestapochef von Riga und der Wachtmeister Fritz Scherwitz.

Als die Hamburger Staatsanwaltschaft 1950 ihre Ermittlungen gegen die genannten 18 Kriegsverbrecher aufnimmt, ist Scherwitz längst verhaftet, das Urteil bereits gefällt. Aber davon weiss man im Norden anscheinend nichts, vielleicht, weil die Bayern nicht gegen Fritz Scherwitz, sondern gegen Eleke Sirewitz verhandelt haben. Unabhängig vom Hamburger Erkenntnisstand war auch im Münchener Verfahren die Räumung des Ghettos und der Massenmord auf die Tagesordnung gekommen. Vier Zeugen belasten Scherwitz, dabeigewesen zu sein, obwohl niemand von ihnen Scherwitz an den beiden Tagen von Rumbula persönlich in oder ausserhalb des Ghettos, geschweige im Wald gesehen hat. Unmittelbare Folge: Auch in München wird Scherwitz zur Last gelegt, er habe sich «an der Liquidierung des Rigaer Ghettos im November 41 beteiligt». So steht es im Ermittlungsabschlussbericht der Polizei.¹⁰⁷

Die Aussage des Belastungszeugen Max Kaufmann erhält ihr Gewicht, weil er sich als Leiter eines baltischen Kriegsverbrechersuchkomitees vor-

stellt und mit seinem 1947 beendeten Buch «Churbn Lettland» der erste Zeitzeuge gewesen ist, der über die Räumung des Ghettos berichtet hat. Dabei sagt er während der Ermittlungen nicht mehr als diesen Satz: «Ich bin überzeugt, dass Scherwitz, wie alle Angehörigen der Gestapo, seinen Anteil an der Ermordung von 27.000 Frauen und Kindern hat.»¹⁰⁸ Leo B. äussert sich noch vager: «Er muss daran teilgenommen haben, die ganze Polizei war daran beteiligt.»¹⁰⁹

Auch die Erinnerung des Belastungszeugen Chaim G. wird ernst genommen, obwohl er Scherwitz' Beteiligung von Aussage zu Aussage immer dramatischer ausmalt. Am Ende bleibt dies in den Akten stehen: «Kurz bevor die Judenvernichtung begann, stürzte Frau S. zu Scherwitz hin und bot ihren nackten Körper mit den Worten dar: ‚Bitte, da hast du mir, lass mich leben.‘ Scherwitz nahm aber ihr Angebot nicht an, sondern liess sie in die Schichte [Abschlachtung] führen.»¹¹⁰

Die belastendste Angabe macht Robert Matjukow, der in diesem Buch noch eine grössere Rolle spielen wird. Er hat Scherwitz erst zwei Jahre nach der Ghettoräumung, im Herbst 1943, im Lager Lenta kennengelernt. Es ist seine Schilderung, und nur seine, die Scherwitz später für sechs Jahre hinter Gitter bringen wird, aber nicht wegen Rumbula, sondern wegen Vorkommnissen in Lenta 1944. Schon in seiner allerersten Vernehmung beweist Matjukow einen unbedingten Verfolgungswillen, beinahe als ob er fürchte, dass die anderen von ihm aufgestellten Anschuldigungen für eine Verurteilung nicht ausreichen könnten. Er, der Scherwitz erst Ende 1943 zum erstenmal sieht, versucht ihn als Mordschützen an den Gruben hinzustellen:

«Bei der Liquidierung des Ghettos in Riga, die am 28. November begann und am 9. Dezember 1941 beendet war, war Scherwitz ebenfalls beteiligt. Im Ghetto selbst habe ich ihn während der angegebenen Zeit nicht selbst gesehen. Ich war aber anschliessend in einem Schuhgeschäft in Riga beschäftigt. Der [lettische] Verwalter dieses Geschäftes, ein gewisser S., zeigte mir Aufnahmen von der Erschiessung der Juden aus dem Ghetto. Bei den Mannschaften, die die Erschiessung ausführten, sah ich auf der Aufnahme auch Scherwitz mit einer Pistole in der Hand. Auf Grund des-

sen, was ich auf dieser Aufnahme sah, schliesse ich, dass Scherwitz bei der Liquidierung des Ghettos beteiligt ui war.»

Matjukows Behauptung ist nachweislich falsch. Es gibt keine Fotos von Rumbula, es hat auch keine Erschiessungsmannschaften gegeben, sondern nur sich abwechselnde Scharfschützen an den verschiedenen Gruben. Keiner der vagen Verdachtsmomente gegen Scherwitz hat sich, was seine Beteiligung an den Aktionen von Rumbula angeht, erhärten lassen, weder bei den Hamburger Ermittlungen noch im Münchener Prozess. In München wird der Anklagepunkt fallengelassen. Die Rumbula-Massaker sind erst im Hamburger Maywald-Prozess der siebzigerJahre genau untersucht worden. Über Scherwitz wurde dabei nichts zutage gefördert, sein Name kommt gar nicht vor.

Aber die Frage bleibt: Wo ist Scherwitz an jenem schrecklichen Sonntag gewesen? An irgendeiner Stelle muss er seinen Beitrag geleistet haben, obwohl auch dies nicht zu beweisen ist. Vielleicht hat er zu den Marodeuren von SS und Polizei gehört, die unmittelbar nach Abmarsch der letzten Kolonne die menschenleeren Häuser im westlichen Teil des Ghettos stürmen und alles abtransportieren, was irgendwie von Wert erscheint. «Nach der Auflösung des Grossen Ghettos kam er, um sich die Sachen von denjenigen zu holen, die erschossen worden waren», behauptet ein Zeuge im Münchener Prozess.¹¹²

Die Plünderung des Ghettos beginnt gegen Mittag des 30. November.¹¹³ Auf den Strassen liegen noch die Leichen der eben Erschossenen, und viele Kolonnen sind noch nicht einmal in Rumbula angekommen. In den eben verlassenen ärmlichen Behausungen zerfetzt Himmlers Elite Matratzen und Federbetten, um nach Uhren, Schmuck und Bargeld zu suchen, klopft die Wände auf Hohlräume ab, reisst Bilder aus den Rahmen, um zu schauen, ob etwas dahinter steckt, kehrt das Unterste zuoberst. Das gefundene Gold geht direkt an die SS, verwertbarer Hausrat wird in den Markthallen am Hauptbahnhof deponiert und von der SS bewacht, damit niemand von der Zivilverwaltung kommt, um Anspruch darauf zu erheben. Die Plünderer wissen, dass eigentlich nur Wittrocks Gebietskommissariat für die Verwertung des

jüdischen Eigentums zuständig ist, aber über diese Erlasse hat die SS sich schon immer hinweggesetzt und wird es auch weiter tun.

Bürgermeister Wittrock ist entsprechend empört. Nicht über die Massenerschussung, sondern weil die «Umsiedlung» so «plötzlich» erfolgt und ihm damit die Möglichkeit genommen ist, die Juden nach Vorschrift auszuräumen. Alles war doch schon eingeleitet. Seine Behörde besitzt Tausende von Formularen, auf denen die Bewohner des Ghettos ihr Vermögen, einschliesslich Eheringen, aufgelistet haben. Die Beschlagnahmungsaktion der Zivilverwaltung hätte am Montag, den 1. Dezember, beginnen sollen. Für das Bargeld ist schon ein Sonderkonto bei der Reichskreditkasse eingerichtet, und für den Schmuck sind Tresore angemietet. Dann kommt «plötzlich die Umsiedlungsaktion». Bei ihrem «Auszug aus dem Ghetto», beklagt sich Wittrock bei dem für den Massenmord verantwortlichen SS- und Polizeiführer Jeckeln, «haben die Juden einen grossen Teil ihres Eigentums mitgenommen und somit meiner tatsächlichen Verfügungsgewalt entzogen».¹¹⁴ Über die auf seinem Hoheitsgebiet erschossenen Juden verliert er kein Wort. Auch gegenüber seinem Vorgesetzten, dem Reichskommissar Lohse, erlaubt sich Wittrock kein Quentchen menschlichen Gefühls. Und in seinen «Erinnerungen» hat er seine Klagen über das seiner Behörde entzogene jüdische Vermögen vergessen.¹¹⁵

Nachdem in den ersten Dezembertagen die SS auch noch verhindert, dass Wittrocks Beamte im Ghetto das Restvermögen einsammeln dürfen, und sogar seinem Angestellten, den Deutschbalten Brasch, den Zugang verwehrt, greift Wittrock zur schärfsten Waffe, die er zu besitzen meint: Er bittet den Reichskommissar Lohse, ihn von der Verantwortung für das jüdische Vermögen zu entbinden.¹¹⁶ Dies geschieht dann auch. In den folgenden zwei Jahren, bis das Ghetto mit der Errichtung des Konzentrationslagers Kaiserwald endgültig aufgelöst wird, streiten sich die höheren Instanzen der Zivilverwaltung, das General- und das Reichskommissariat, mit der SS um die Herausgabe des in Rumbula und im Ghetto «widerrechtlich» eingesammelten Vermögens.

In den Akten des Bundesarchivs findet sich eine ganze Reihe Briefe, in denen sich das Generalkommissariat darüber beschwert, dass die Uhren, die die SS bei der dafür zuständigen «Treuhandverwaltung» abgeliefert hat, «unecht» seien und die Schmuckstücke «billige Plagiate».¹¹⁷ Nur das jüdische

«Umzugsgut» und das Mobiliar der «verlassenen Judenwohnungen» in der Stadt landen allmählich in den Depots des Generalkommissariats und wird von der Treuhandverwaltung entweder an deutsche Zivilbeamte vermietet oder armen Letten überlassen.

Interessenten haben sich zu bewerben, und sie tun es ungeniert in Briefen wie diesen: «Bitte um die Bewilligung, (...) von den Sachen der Juden aus dem Ghetto folgende Gegenstände zu kaufen: i Schreibtisch mit Stuhl, i Bücherschrank. 2 Liegestühle (...) Bemerke, dass ich beim Judensäubern teilgenommen habe.» Oder: «Bitte um die Bewilligung (...) von den Sachen im Ghetto folgende Gegenstände zu kaufen: 6 Essstühle, 1 Kinderstuhl (...) Bemerke, dass ich beim Judentransport und Reinigung teilgenommen habe.» Oder: «Ich wende mich mit der ergebensten Bitte, mir folgende Gegenstände aus dem Ghetto zuteilen zu wollen: 12 Suppenteller, 12 Frühstücksteller, 6 Fischmesser (...) Ich habe mich auch bei der Judenaktion beteiligt.»

Die Liste liesse sich endlos fortsetzen. Ein Oberkriegsrat will aus dem «Judenvermögen» Einrichtungsgegenstände für eine Achtzimmerwohnung, ein deutschbaltischer Rücksiedler bittet für seine «begabte» zehnjährige Tochter um «Nutzniessung eines Klaviers aus den Judenwohnungen», eine ledige Mutter um «einen Kinderwagen aus dem Ghettovermögen», Kasinos wollen «Geschirr», Wehrmachtsstellen «Lampen», das Kriegswerk der Daimler-Benz AG in Riga «Gefässe zum Essenfassen» aus dem Ghetto, die Oberpostdirektion «Bratpfannen und Fussabtreter», Pensionen wollen «Betten», Lazarette «Bademäntel», die Gold- und Silberscheideanstalt «Eheringe für Zahngold», Antiquitätenhändler «Silberbecher» aus dem «Umzugsgut», ein Bildhauer «Andenkensachen». Alle wollen sie etwas, und alle wissen genau, wem es zuvor gehört hat.¹¹⁸ «Jüdisches gibt es nur noch in den geschlossenen Kramläden und in den Kulturzerstörungen des Bolschewismus», steht in einem «Reiseführer für deutsche Soldaten», der Ende 1941 von der Feldkommandantur herausgegeben wird.¹¹⁹ Wittrocks Behörde bleibt auf ihren 13.652 «Anmeldungen für das jüdische Vermögen» sitzen, die sie für die unterbliebene Beschlagnahmungsaktion im Ghetto vorbereitet hat. «Diese Anmeldungen haben aber zur Zeit nur noch rein historischen

Wert, da die Juden, die Anmeldungen abgegeben haben, sich seit Dezember v.J. nicht mehr in Riga befinden», heisst es in einer Art Abschlussbericht an den Generalkommissar vom August 1942.¹²⁰ So elegant ist der Massnmord nirgendwo sonst umschrieben worden.

Der 8. Dezember

Am Montag, den 8. Dezember 1941, eine Woche und einen Tag nach dem «Blutsonntag», lässt der SS- und Polizeibefehlshaber Jeckeln den zweiten Massnmord durchführen. Mit denselben Scharfschützen, mit denselben Hilfskräften, mit derselben Systematik. Jetzt werden die bei der ersten «Aktion» verschonten zehn- bis zwölftausend Bewohner des östlichen Teils des Ghettos in den Wald von Rumbula getrieben und umgebracht. Niemand kann die Wiederholung der «Aktion» stoppen, niemand versucht dies auch ernsthaft, die Stadt schaut weg. Am Abend wird in der lettischen Oper die Balletaufführung «Schwermütige Abenddämmerung» gegeben.¹²¹ Alle wissen Bescheid und alle schweigen, aber das ist Jeckeln nur recht. Er ist besessen von der Idee der «Endlösung», und die Proteste der Wehrmachtsstellen, die sich darüber beklagen, dass ihr «in Rüstungsbetrieben und Reparaturwerkstätten jüdische Facharbeiter durch Liquidation entzogen werden, die dort zur Zeit nicht zu ersetzen sind», beeindrucken ihn nicht im mindesten.¹²²

Scherwitz, der schon vor über einer Woche seine Arbeiter am Washington Platz eingesperrt und seitdem niemand von ihnen ins Ghetto gelassen hat, scheint in der Vorbereitungsphase für den 8. Dezember noch beunruhigter gewesen zu sein als vor dem 30. November. Vor dem 30. November konnte man nur ahnen, aber nicht wissen, dass der Code «Umsiedlung» Massnmord bedeutete. Jetzt weiss er es genau, und die anderen SS- und Polizeileute am Washington Platz wissen es auch genau und verweigern sich dennoch nicht. Scherwitz kann das rollende Rad nicht stoppen, aber er versucht, ein wenig seinen Lauf zu ändern, das ist in dieser Situation vielleicht schon viel.

Wie schon vor dem 30. November gelingt es ihm auch in den Tagen vor der zweiten «Aktion», einige Menschen aus dem Ghetto herauszuholen. Diesmal ist das Unternehmen riskanter, denn im östlichen Teil darf niemand

herein und niemand heraus. Die normalen Wege sind verschlossen, das Arbeitsamt und die Jüdische Selbstverwaltung haben nichts mehr zu sagen, weil es nichts mehr zu verwalten gibt. Vielleicht hat Scherwitz Bestechungsgelder fließen lassen, an die Sicherheitspolizei oder die Wachmannschaften, wer weiss? Einige Menschen sind jedenfalls herausgekommen und damit vor dem sicheren Tode gerettet worden.

Eine Quelle dafür sind die Akten aus den Verfahren der lettischen Staatssicherheit gegen Scherwitz' Vertrauten Boris Rudow. Um Rudow als unmoralisches Subjekt belasten zu können, findet der NKWD 1951 einen willigen Zeugen, der unter Auslassung vieler Umstände Folgendes zu Protokoll gibt: «Rudow benachrichtigte die jüdischen Arbeiter aus der Gestapo-Werkstatt, dass die Vernichtung der im restlichen Teil des Ghettos noch lebenden Juden unmittelbar bevorstehe. Wenn ihre Angehörigen am Leben bleiben sollten, müssten die Arbeiter ihm Wertsachen bringen, die er den Mitarbeitern des SD übergeben könne. Dann würden sie aus dem Ghetto zum Washington Platz gebracht werden. Wenn sie das nicht täten, würden ihre Angehörigen erschossen. Nach dieser Mitteilung holten die Juden ihre Wertsachen, und einen Teil davon nahm Rudow für sich. Den anderen Teil übergab er Scherwitz. Nachher wurden die Leute tatsächlich aus dem Ghetto geholt und in Scherwitz' Kasernierung überführt.»¹²³

Der Zeuge will die Aktion von Scherwitz und Rudow als Erpressung gewertet wissen, doch angesichts der bevorstehenden Massenvernichtung ist das ein nebensächlicher Aspekt. Entscheidend ist, dass Scherwitz noch im letzten Moment versucht hat, Leute aus dem Ghetto herauszuholen, und dass es ihm auch gelungen ist. Diese Rettungsaktion ist nicht seine einzige. Er muss Hinweise erhalten haben, wonach Jeckeln beabsichtige, auch die sogenannten Arbeitsjuden umzubringen, allen voran die der Polizei, also seine Juden. Da nutzt Scherwitz das Zuständigkeitsgewirr für sein Arbeitskommando aus und wendet sich an Heinz Trühe, den Verwaltungsleiter beim Befehlshaber der Sicherheitspolizei. Der befindet sich aber ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt nicht in Riga, sondern beim Stab der Einsatzgruppe A. Es wird einige Anstrengungen gekostet haben, ihn zu erreichen, aber es gelingt, wie Trühe später bezeugen wird: «Ich bin damals (...) auf Dienstreise gewe-

sen, und zwar in Pleskau, Luga und Reval. Irgendwo dort habe ich ein Fernschreiben von Scherwitz erhalten. Erst durch dieses Fernschreiben habe ich davon erfahren, dass (...) auch unsere Werkstattjuden bedroht waren.»¹²⁴ «Scherwitz befürchtete, er müsse seine Arbeitsjuden abgeben. Ich habe ihm dann befohlen, in meinem Auftrag bei Dr. Lange [Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD] zu veranlassen, dass die Werkstattjuden an ihrem bisherigen Platz bleiben. Das muss nach der ersten Aktion gewesen sein, denn als ich zurückkam, war das Ghetto leer.»¹²⁵

Die Intervention glückt, die Werkstattjuden werden nicht in die nach Rumbula ziehenden Kolonnen eingereiht. Bis auf drei Frauen, die trotz aller Vorsichtsmassnahmen und unter ungeklärten Umständen in die Liquidierungsaktion geraten. Doch auch sie kann Scherwitz retten, buchstäblich in letzter Sekunde, dies ist durch zwei Aussagen bezeugt.

Die erste stammt von Rudolf Reese, der als Angehöriger der Sicherheitspolizei für die Verwaltung der Wohnräume am Washington Platz zuständig ist und den man in einem Ermittlungsverfahren 1959 beschuldigt, an den Erschiessungen am 8. Dezember in Rumbula beteiligt gewesen zu sein. Er entlastet sich mit der Erklärung, er sei an jenem Tag nur «für etwa zwanzig Minuten» im Wald von Rumbula gewesen: «Der Polizist (...) Tschernwitz [sic!] informierte mich, dass drei Jüdinnen seiner Kolonne abgeholt worden sind. Er sagte, das wäre gegen das Einverständnis von Trühe. Ich bin zum Exekutionsgelände rausgefahren und habe sie zurückgebracht.»¹²⁶

Heinz Trühe, dem 1971 während der Ermittlungen in Hamburg vorgehalten wird, er müsse als Offizier des Befehlshabers der Sicherheitspolizei in den Massenmord am 8. Dezember verwickelt gewesen sein, bestreitet dies und beruft sich auf den von Reese geschilderten Vorfall: «An die Sache mit den drei Frauen kann ich mich noch erinnern. Scherwitz hat mir davon erzählt. Diese Frauen waren aus unserer Arbeitsgruppe irgendwie in die Judenkolonne hineingeraten. Reese hat sie dann noch zurückholen können. Er [Scherwitz] hat mir von den Vorgängen erzählt, als ich von der Dienstreise zurückgekommen bin.»¹²⁷

Boris Rudow bestätigt auf eine indirekte Weise Scherwitz' schützende Hand in diesen schrecklichen Tagen. In den siebziger Jahregibt er in Tel

Aviv zu Protokoll: «Aus der ersten Aktion rettete sich eine Frau, deren Namen sich schon in meinem Gedächtnis verwischt hat. Sie kam zu uns in die Werkstätte, um sich zu verstecken, und ging dann fort, ich habe sie seitdem nicht mehr gesehen.»¹²⁸

Wer diese Frau gewesen ist, ob sie wirklich der ersten «Aktion» hat entfliehen können und warum sie den Washington Platz verliess, bleibt unklar. Es ist nicht bekannt, ob es am 30. November in Rumbula überhaupt Überlebende gegeben hat. Aber für den 8. Dezember ist dies bezeugt, da sind die Polizisten schon morgens um halb fünf betrunken. Drei Menschen gelingt das Wunder, sich unter den Kleider- und Schuhbergen zu verstecken, eine Frau wird als angebliche «Arierin», schon nahe bei den Gruben stehend, von der Erschiessung ausgenommen. Drei der Überlebenden werden viele Jahre später vor den Gerichten ihre Geschichte erzählen, sie sind die einzigen jüdischen Augenzeugen, die vom Exekutionsgelände berichten können. Es sind Ella Medalje, Frida Michelson und Matiss Lutrin, der sich sogar zusammen mit seiner Frau retten konnte.¹²⁹

Und es gibt noch eine Frau, die davongekommen ist: Beila Hamburg. Vielleicht hat Rudow sie gemeint, als er sagte, aus dem Wald von Rumbula sei jemand zum Washington Platz geflüchtet. Vielleicht hat er den Washington Platz mit Lenta verwechselt, denn dort nimmt Scherwitz sie 1943 als Schneiderin auf. Ihre Geschichte schreibt Abraham Bloch auf. Er tut es mit blutendem Herzen, weil er wie alle Männer auf der Lenta, die ihre Frauen und Kinder in Rumbula verloren haben, keine Gewissheit über ihren Tod haben, sondern sich die Hoffnung bewahren will, er könne sie eines Tages wieder in die Arme nehmen.¹³⁰ Dies ist Blochs Bericht, den er in Lenta niedergeschrieben und 1945 oder 1946 rekonstruiert hat. Ich habe ihn gekürzt, das Original ist viele Seiten lang, dazwischen ein Beila Hamburg gewidmetes Gedicht über in Pferdegeschirre eingespannte Menschen, die ziehen und immer weiter ziehen und sterben würden, wenn sie wüssten, wie lang der Weg noch dauert.

«Zwischen den Menschen, die auf die Lenta gebracht wurden, befanden sich auch Beila Hamburg und ihr Mann Jehaskiel. Als ich ihren Namen hörte, wurde meine Seele eiskalt. Sie war die Frau, die sich aus dem To-

desgraben retten konnte. Im Ghetto ist sie einsam gewesen, auch ich wollte keine Bekanntschaft mit ihr schliessen. Es ist leichter mit der Illusion zu leben, mit dem Traum als mit der schrecklichen Wahrheit. Sie ist der Bote aus dem Jenseits, und jetzt ist sie in Lenta, lebendig, 24 Jahre alt, schlank mit hellen Augen, ich habe sie sogar lachen hören. (...)

Irgendwann war ich bereit für die Wahrheit. Sie wurde bleich wie ein toter Mensch. Ihre Augen erloschen, sie wurde ganz grau vor Angst, ihre Hände begannen zu zittern. Aber ich hatte kein Mitleid mit ihr, ich musste wissen, um jeden Preis wissen. ‚Abraschi‘, sagte sie, ‚ich erzähl dir, aber wenn du es aufschreibst, ist ein Stück von dir, willst du es?‘ Ich hatte den Mut, meinen Traum zu zerreißen. Er ist zerrissen. Wie weiterleben?

‚Die Schutzleute trieben uns aus den Häusern. Es war Montag, der 8. Dezember. Wir waren erschrocken, sogar die Kinder schrien nicht. Wir weinten nur ganz still. Die Polizisten waren sehr heftig, man konnte sich kaum anziehen, man griff in der Eile das, was neben einem lag. Wir wussten nicht, was kommt, wir dachten, wir kommen jetzt in ein anderes KZ, so wie die anderen auch. Einige bestiegen die kleinen blauen Busse, aber die meisten gingen zu Fuss. Es wehte ein kalter Wind, wir spürten ihn kaum, man fühlte nichts, wir waren gefühllos, wie Schatten. Jeder dachte über sich selbst nach, schwer zu beschreiben, was ich dachte, aber das Wort schrecklich passte nicht, kein Wort passt. Obwohl wir nichts von dem grausamen Ende ahnten. Die Schutzleute stiessen uns mit den Flintenkolben, erschossen die Schwachen und Langsamen, ganz dunkel begriffen wir, wir gehen unseren Todesweg. Die Menschen bewegten sich langsam, die Schutzleute riefen ‚a ’trak, a ’trak‘, aber es half nichts. Wir wurden gleichgültig, der Wille zum Leben erstarb.

Wir gingen die Moskauer Strasse entlang, an den Fenstern standen Menschen und schauten auf uns. Manche wischten sich die Augen, aber ich sah auch solche, die lachten. Einer zeigte uns sogar die Faust. Wir erreichten die Gummifabrik ‚Quadrat‘, die am Ende der Stadt liegt, und gingen weiter, bis wir viele Schüsse hörten. Die Kinder weinten jetzt laut. Die Schutzleute waren schon betrunken und riefen immer nur ‚a ’trak‘, schneller. Dann kehrten wir von der Chaussee links ab. Da war ein Wald. Wir blieben stehen. Es ertönten Befehle, sich auszuziehen. Keiner rührte sich, keiner wollte verstehen. Es ist doch bitterkalt, wie kann man sich da ausziehen. Aber wir sehen ganze Berge von Kleidern. Die Schutzleute fie-

len wie Bestien über uns her, warfen uns zur Erde, schlugen uns und traten uns mit den Stiefeln. Und wieder schrillte durch die Luft, ‚a ’trak, a ’trak’, schnell, schnell, ausziehen.

Die Menschen begannen sich auszuziehen, und dann standen sie beinahe nackt da, die Winterkälte biss sich in unsere Leiber. Eine Gruppe wurde vorwärtsgetrieben, es ertönte ein Jammergeschrei und dann Schüsse. Die Nachgebliebenen zogen sich schneller aus, nur schnell zum Graben! Der Tod wird uns erlösen. Aber ach Gott, wieso haben wir das verdient. Auch ich lief zum Graben. Eine Menge Körper lagen da, ein Teil bewegte sich noch.

Irgendein scharfer Schmerz schoss durch meinen Körper, und ich fiel herein. Ich fühlte, dass man mich von oben drückt, ich bewegte mich nicht. Auf mich fielen einige erschossene Menschen. Dann wurde alles still, irgendwann sehr still. In der Nacht kroch ich aus der Grube. Ausser mir erhoben sich noch zwei oder drei Frauen und ein Junge. Wir krochen zu dem Kleiderberg, hüllten unsere Körper in die kalten Sachen und verschwanden tief im Wald. Eine dieser Frauen hiess ‚Berman’, ich weiss nicht, was aus ihr geworden ist, an die Namen der anderen zwei kann ich mich nicht erinnern. Wohin der Junge ging, weiss ich nicht, später wurde er erschossen.

Wir irrten herum und trafen einen Schutzmann. Er tat uns nichts zu-leide, aber sagte uns, dass wir ein Versteck suchen müssen, sonst würden wir umkommen. Aber wir hatten vor den Menschen Angst. Erst zehn Tage später, als wir vollkommen erschöpft waren, pochten wir an die Tür eines kleinen Hauses. Eine lettische Frau öffnete und nahm uns mit warmem Herzen auf. Sie fütterte uns, gab uns warme Kleider und versteckte uns in ihrem Heuschober.

Ende Dezember erfuhr ich, dass auf dem Verschiebebahnhof viele Juden arbeiteten. Ich schrieb einen Zettel, in dem ich bat, meinen Mann im Ghetto zu benachrichtigen. Unsere Wirtin brachte das Papierchen den Juden am Bahnhof. Mein Mann fand einen lettischen Fuhrmann, der mich unter einer Heuladung versteckte und in die Nähe des Ghettos fuhr. Mit einer Arbeitskolonne kam ich hinein, und dort brachte man mich in das Krankenhaus. Das war am 2. Januar 1942. Das ist meine Geschichte, Ab-raschi, aber jetzt ist es auch deine. »¹³¹

Beila Hamburg wird in Stutthof sterben, im Februar 1945, da ist sie noch keine 25 Jahre alt.¹³² Ihr Mann Jehaskiel hat einige Monate zuvor den Tod

gefunden, Beila Hamburg hat es Bloch auf dem Weg nach Stutthof erzählt. Jehaskiel hat zu den 110 Personen gehört, die nach einer Lagerselektion in Lenta im Sommer 1944 ins KZ Kaiserwald überstellt wurden. Dort soll man ihn am 10. August in das Sonderkommando 1005 B eingeteilt haben, es muss in Rumbula die Leichen der ermordeten Menschen aus den Gruben holen und verbrennen, anschliessend werden auch diese Zeugen erschossen. In Rumbula, wieder in Rumbula.

Dorthin bringt man am 8. Dezember 1941 auch den Historiker Prof. Simon Dubnow, Verfasser einer zehnbändigen «Weltgeschichte des jüdischen Volkes» und einer zweibändigen «Geschichte des Chassidismus», noch heute Standardwerke zur jüdischen Geschichte. Im Ghetto soll er bis zuletzt an einer Chronik des Leidens seines Volkes gearbeitet haben. Seine letzten Worte, bevor er sich der Kolonne anschloss, seien gewesen: «Schraibt, Jidn, un verschraibt» (Schreibt, Juden, schreibt es auf).¹³³

Abraham Bloch zitiert ihn in seinen Briefen oft, dieses Vermächtnis ist seine Herzenssache. Als der NKWD 1951 Blochs Wohnung durchsucht, findet er dort Werke von Dubnow, die Bloch nach seiner Rückkehr aus Stutthof aus einer Synagoge in Riga geholt hat. Punkt eins des Haftbefehls und auch der Anklage gegen ihn wird seine Chronik über das Leiden seines Volkes unter deutscher Herrschaft sein, Punkt zwei wird lauten: «hat bürgerliche, nationalistische und sowjetfeindliche Literatur von Dubnow aufbewahrt und unter seinen Bekannten verbreitet».¹³⁴

In Rumbula sterben die Frauen, die Kinder, die Mütter, die Schwestern, die Tanten, die Freundinnen, die Onkel und Cousins, die Grosseltern von allen Übriggebliebenen. Die von Abraham Bloch, von Alexander Lewin, von Margers Vestermanis, von Bernhard Press, von Mendel Basch und von allen Menschen, die in diesem Buch vorkommen. In Erinnerung an sie alle komponiert Mendel Basch 1962 ein grosses Memento mori, das «Rumbula Oratorium». Es wird im sowjetischen Lettland nur ein einziges Mal aufgeführt.

«Als ich das Oratorium schrieb, das hat ein Jahr gedauert, war alles wieder sehr nah, sehr traurig. Wenn man sein Leben so einrichten muss, verschwindet alles etwas. Aber das Vergangene liegt nur dicht unter der Ober-

fläche. Was soll ich sagen, jetzt wo mir wieder das Herz schwer geworden ist. Ich weiss, man darf nicht vergessen, was geschehen ist, aber erinnern will man sich auch nicht.»¹³⁵

Teil 5 Scherwitz und seine Leute

Die Kasernierung

Die Handwerker der Sicherheitspolizei werden in den Tagen vor Rumbula am Washington Platz eingesperrt und anschliessend nicht mehr ins Ghetto gelassen. Sie arbeiten und wohnen am gleichen Ort, sind Arbeitsgefangene, aber keine Häftlinge, sind «kaserniert», wie man dieses neue und auf Riga beschränkt bleibende Phänomen bald nennt.

Scherwitz ist nicht der einzige Betriebsleiter, der das tut, auch die Leiter des Quartieramts der Wehrmacht und des Heereskraftfahrzeugparks sind auf diese Idee und im Verlauf der Kasernierung auf den Geschmack gekommen. Das tägliche Hin und Her zwischen Ghetto und Arbeitsplatz, die langen Wege, das lästige Formularwesen und die aufwendigen Kontrollen am Ghetto, die böse Überraschung, dass das Arbeitsamt schon wieder einige Handwerker entzogen und einem anderen Kommando zugeteilt hat, all dies hat schon in der Vergangenheit für Ärger gesorgt. Jetzt, nachdem der «Höhere SS- und Polizeiführer» Friedrich Jeckeln ohne Rücksicht auf die Anforderungen der Kriegswirtschaft über 25.000 Menschen hat umbringen lassen, ist der Arbeitskräftemangel geradezu dramatisch. Es gibt nur noch 4.017 Männer und 389 Frauen¹, die im «Kleinen Ghetto» leben, aber Arbeitsanforderungen für fünfmal so viele Leute. Da ist es doch sinnvoller, das Kommando über Nacht wegzusperren, so lässt sich die jüdische Arbeitskraft viel besser ausnützen, und niemand kommt abhanden. Auch Scherwitz wird so gedacht und im Einvernehmen mit dem Verwaltungsleiter der Sicherheitspolizei Heinz Trühe beschlossen haben, die provisorische Kasernierung in einen Dauerzustand zu verwandeln.

Im Ghetto sieht und hört man von Boris Rudow und den anderen 60 bis 70 Leuten nichts mehr. Allmählich macht sich das Jüdische Komitee Sorgen, auch sie könnten verschwunden sein. Sie arbeiten doch, wie Abraham Bloch schreibt, im Auge des Orkans: «Es vergehen wieder einige Tage, und immer noch nicht sind die Handwerker zurückgekommen. Darum bittet man den deutschen Emigranten Schar, der in der Nähe arbeitet und bei seinen Oberen

gut angesehen ist, einen Grund zu finden, zum Washington Platz zu gehen, um zu erfahren, was da vor sich geht. Als er ins Ghetto zurückkommt, versichert er uns, dass alles in Ordnung sei. Die Unsrigen leben dort abgeschlossen wie in einer Kaserne. Aber sie fühlen sich sicher und sind überzeugt, dass auch ihre Familien in Sicherheit sind. Scherwitz würde gut für sie sorgen.»²

Im Unterschied zu allen anderen Bewerbern für jüdische Zwangsarbeiter braucht die Sicherheitspolizei seit dem 18. Dezember 1941 keine offiziellen Anträge beim Arbeitsamt mehr zu stellen. Wenn der SD, die SS oder die Polizei Leute will, geht sie los und bedient sich einfach aus dem Ghetto. Diese Macht besitzt sie, seitdem der Gebietskommissar Wittrock aus Protest gegen den Raub des jüdischen Vermögens durch die SS-Behörden seine Verantwortung für das Ghetto niedergelegt hat und der Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD, Dr. Rudolf Lange, für ihn gerne in die Bresche gesprungen ist.

Dessen Leute von der Abteilung IV (Gestapo/Kripo) und der Unterabteilung «Referat für Judenfragen» sind jetzt die Herren über Leben und Tod im Ghetto. Zum Ghettokommandanten wird Kurt Krause bestimmt, er wird ungezählt viele Menschen persönlich erschiessen oder ermorden lassen.³ Das «Judenreferat» besitzt die Verfügungsgewalt über die verbliebenen Juden aus Lettland und über die deutschen, österreichischen und tschechischen Juden, die mit den Deportationstransporten seit 10. Dezember in Riga ankommen und zu ihrem Entsetzen in das geräumte Ghetto eingewiesen werden.⁴ Über ihre Ankunft hat man Wittrock nicht einmal informiert, so unwichtig ist der Gebietskommissar geworden, so unwichtig findet die SS- und Polizeiführung überhaupt den ganzen Zivilverwaltungskram im Ostland.

Geblichen ist der Zivilverwaltung nur noch die «Vermietung» der jüdischen Arbeitskräfte. Den Lohn für die jüdischen Zwangsarbeiter aus dem Reich haben die Arbeitgeber an die Kasse der Gebietsverwaltung zu überweisen, den Lohn für die Juden aus Lettland bekommt die SS. Das Reich verdient Millionen durch die Zwangsarbeit fern im Osten.⁵ Wittrocks Behörde hat aber keinen Entscheidungsspielraum beim Verleihen und Entlohnem «derjenigen [deutschen] Juden, die die Sicherheitspolizei für ihre Werkstätten und ihre Bauvorhaben benötigt», wie Lange der oberen Instanz, dem

Generalkommissar von Lettland, klarmacht.⁶ Die SS-Führer haben sich des Privilegs der bevorzugten Ausleihe nach einer spektakulären Auseinandersetzung mit dem Arbeitsamt mitten im Ghetto bemächtigt, der Streit habe sich vor «jüdischen Augen» abgespielt, vermerkt die Zivilverwaltung empört in den Akten.⁷ Aneinandergeraten sind zwei Männer: Edgar Dralle, Angestellter bei der sogenannten Judeneinsatzstelle, der Zweigstelle des Arbeitsamtes im Ghetto, und SS-Obersturmführer Konstantin von Neurath, Offizier bei Jeckeln und an der Vorbereitung des Rumbula-Massakers beteiligt.⁸

Hier der leicht gekürzte Bericht von Edgar Dralle an den Gebietskommissar, Abteilung Arbeitsverwaltung:

«Am 6. Januar 1942 gegen 16.30 Uhr rief mich Obersturmführer v. Neurath in meiner Dienststelle im Ghetto an und verlangte für den (...) [nächsten Tag] 25 Juden zum Arbeitseinsatz. Ich gab an, dass es sehr knapp an Juden sei. Ich bat ihn, seinen Antrag schriftlich einzureichen, da ich eine Unterlage für die Ausstellung des Passierscheines benötige. Herr von Neurath gab an, dafür habe er keine Zeit, er handele im Auftrag seines Vorgesetzten, ich müsse die 25 Juden unbedingt stellen. Für welchen Zweck, wurde mir nicht gesagt. (...)

Am 7. Januar erschien Herr Obersturmführer v. Neurath mit mehreren SS-Führern im Ghetto. Er begab sich in mein Dienstzimmer, wo ich aber z. Zt. nicht zugegen war. Ich wurde dann gesucht und traf ihn dann auf der Strasse vor dem Büro. Ich stellte mich ihm vor, worauf er mir erklärte, er lege auf meinen Namen keinen Wert. Darauf ging ich weg, um die Kolonne von 25 Juden zusammenzustellen. Aber Herr Obersturmführer v. N. liess mich erneut rufen. Ich fragte: ‚Bitte, Herr Hauptmann?‘ Darauf erklärte Herr Obstf. v. N.: ‚Sie waren es, mit dem ich gestern telefonisch gesprochen habe? Sie wollen es schriftlich von mir haben?‘ Ich erklärte ihm, ich hätte Anweisung, so zu handeln. Drauf erklärte er: ‚Hier haben Sie es schriftlich‘ und schlug mit seiner Reitpeitsche wiederholt auf mich ein, so dass seine Reitpeitsche in Stücke ging. Darauf nahm er die Peitsche eines anderen SS-Führers und fuhr fort, mich zu schlagen. Dieser Vorgang spielte sich im Beisein mehrerer Zeugen ab. Die Juden konnten dies ebenfalls beobachten.»

Dralle entwischt in einer Prügelpause und versteckt sich in einem nahegelegenen Keller, «aus der Befürchtung heraus, dass Herr Obstf. v. N. mich erschliessen würde». Es gibt – ein seltener Zufall – einen Bericht, der densel-

ben Vorfall aus der Ghettoperspektive, im wahrsten Sinn des Wortes von unten, schildert. Abraham Bloch hat das Ereignis aufgeschrieben:

«Der arische Chef des Arbeitseinsatzes im ganzen Ghetto war der baltische Deutsche Dralle. Er war sehr grob und gebrauchte oft seinen Gummiknüppel. Eines Morgens, noch vor acht Uhr, kam ins Ghetto ein SS-Mann und forderte Dralle auf, ihm Juden zur Arbeit zu geben. Dralle wies die Forderung zurück, er hätte keine freien Hände. Der SS-Mann nahm seinen Revolver, Dralle entfloh und versteckte sich im Keller der Arbeitseinsatzstelle. Hier arbeiteten zwei jüdische Holzhacker, der gewesene Exportkaufmann Teitelbaum und sein Sohn. Sie waren überzeugt, dass keiner sie dort kontrollieren würde, daher sassen sie ruhig und taten nichts. Sie waren sehr erschrocken, aber Dralle, in seiner Not, tat ihnen nichts zuleide. Nach einer Stunde schickte er den jungen Teitelbaum auf die Strasse, um ihn nachsehen zu lassen, was da oben vor sich gehe. Teitelbaum berichtete ihm dann, ein betrunkenen SS-Mann habe bei der Arbeitseinsatzstelle nach ihm gefragt und angekündigt, ihn erschiessen zu wollen. Nach einer weiteren Stunde Bangen verliess Dralle den Keller und erschien nicht mehr im Ghetto. Darüber sind wir nicht traurig.»

Aus Protest über die Demütigung durch v. Neurath verweigern Dralle und sein Kollege die Weiterarbeit bei der «Judeneinsatzstelle». Die Gebietsverwaltung beschliesst, nachdem sie sich den Vorgang am selben Tag von mehreren Zeugen schriftlich hat bestätigen lassen, das Arbeitsamt im Ghetto bis auf Weiteres zu schliessen. Dies wiederum tangiert viele Betriebe in der Stadt, und so zieht die Sache Kreise, landet erst beim Generalkommissar Drechsler, dann beim Reichskommissar Lohse. Emissäre werden hin- und zurückgeschickt, und nach ein paar Tagen gibt der Höhere SS- und Polizeiführer Jeckeln klein bei und zwingt den ostelbischen Gutsbesitzer und Freiherrn von Neurath, sich beim kleinen Angestellten Dralle zu entschuldigen. Dies geschieht am 13. Januar 1942, und am selben Tag, eine Woche nach dem Vorfall, wird die «Judeneinsatzstelle» wieder geöffnet.⁹

Doch die Entschuldigung des «Herrn Obstf. v. N.» ist nichts weiter als ein Trostpflaster für die Zivilverwaltung. Seit dem Streit bekommt die SS faktisch so viele Arbeiter, wie sie will, sie muss ihren Abstellungsbefehl nur

höflich formulieren. Später, als die Vorzugsbehandlung ein Gewohnheitsrecht geworden ist, ist nicht einmal mehr dies nötig.

Scherwitz ist kein ostelbischer Gutsbesitzer mit der Mentalität eines Ostland-Ritters, sondern ein stets höflich auftretender Mann. Aber er weiss, mit der Sicherheitspolizei im Rücken braucht er sich auf Diskussionen mit der Zivilverwaltung nicht mehr einzulassen. Es ist schön für ihn, auf der Seite der Mächtigen zu stehen. Lange genug ist er unterschätzt und geduckt worden. Er kann sich sogar die Arbeiter aussuchen, das gelingt sonst niemandem. Wenn er dem Arbeitsamt sagt, ich brauche drei Tischler, bekommt er drei Tischler; dafür, dass es die richtigen, von ihm namentlich genannten Personen sind, sorgt dann die Jüdische Selbstverwaltung im «Kleinen Ghetto». Auf diese Weise vergrössert sich die Kasernierung am Washington Platz von anfangs etwa 70 Personen im Dezember 1941 auf 120 Personen Anfang 1942.

Besonders bemerkenswert dabei ist: Die Neuzugänge sind meist Angehörige und Freunde der Kasernierten, in etlichen Fällen auch reiche Juden aus dem «Kleinen Ghetto», die sich den Eintritt vermutlich erkaufte haben. Max Kaufmann schreibt in seinem Buch «Churbn Lettland»: «Es gelang hauptsächlich vermögenden Juden, in diese Kasernierung hereinzukommen. Um die Nichtfachleute zu decken, wurden tatsächliche Handwerker hinzugezogen.»¹⁰

Der Bildhauer Elmar Riwoch sieht es in seinen schon 1944 beendeten «Aufzeichnungen aus einem Kellerloch» genauso. Nach Rumbula sei im Ghetto eine wahre «Kasernierungspsychose» ausgebrochen, «besonders bei den reichen Juden, die in den seltensten Fällen Handwerker sind, sondern gewesene Rechtsanwälte und Handelskaufleute. (...) Der Aufenthalt in den Kasernen verleiht den Juden eine relative Sicherheit über das Morgen und Übermorgen. Man ist nicht so angespannt, und die Verpflegung ist auch besser als im Ghetto. Aber sie hat auch Nachteile. Man kann sich am Abend nicht mehr mit den Freunden treffen, die woanders arbeiten. Dennoch sind sie beliebt. Wer kaserniert ist, ist ein Jude der höchsten Kategorie, ein ‚entlauster‘ Jude. Die Kasernierungen gelten als ‚aristokratische‘ Arbeitskom-

mandos, und es drängen besonders die wichtigen und wohlhabenden am Leben gebliebenen Personen hinein.»¹¹

Aber die wohlhabenden Juden, denen es vor der Einweisung in das Ghetto noch gelungen war, Verschiedenes bei lettischen Bekannten zu deponieren, sind die Ausnahmen am Washington Platz. Grösser ist die Gruppe derer, für die die Kasernierung eine «Familienzusammenführung» bedeutet.

Generell wird bei den Einweisungen in Gefängnisse und Lager auf Familienzugehörigkeit nicht die geringste Rücksicht genommen. Wenn es doch einmal vorkommt, sehen es die Zeitzeugen als ein wahres Wunder an. Der Lagerschreiber Mietek Pemper, der für Oskar Schindler die berühmte «Liste» aufgestellt hat, rühmt, Schindler sei seines Wissens der einzige Betriebsleiter gewesen, der Familienangehörige ohne Rücksicht auf ihre Qualifikation in seinen Betrieb geholt habe. Pemper sitzt in einem Lager bei Krakau und kann von Scherwitz nichts wissen. Und natürlich weiss auch Scherwitz nichts von Oskar Schindler, der mit vielen Tricks und mit vielen Bestechungsgeldern an die SS, durch gezielte Anforderungen für seine «arisierte» Emailfabrik, über tausend Juden das Leben gerettet hat.¹²

Fritz Scherwitz muss eine eigene Sensibilität für Familienbindung gehabt haben. Für ihn, der nicht von Mutter und Vater, sondern von Soldaten erzogen worden ist und der später über Eltern und Verwandte nur sagen kann, dass sie verstorben oder verschollen seien, für ihn mag Familienbindung wertvoll und die Zusammenführung von Restfamilien ein persönliches Anliegen gewesen sein. Später im Lager Lenta, der viel grösseren Einrichtung, wird es mindestens dreissig Väter geben, deren Söhne Scherwitz in die Kasernierung holt, oder erst die Söhne und dann die Väter und zuletzt die Mütter. Einige von ihnen werden nach dem Krieg vor Gericht behaupten, sie hätten dafür bezahlen müssen.

Aber Geldgier kann nicht Scherwitz' treibendes Motiv gewesen sein. Werner Sauer, der viel darüber weiss und dessen Eltern von Scherwitz später zu ihrem Sohn in die Nachfolgeeinrichtung Lenta geholt werden, ohne dass sie etwas zahlen müssen, wundert sich über den Washington Platz: «Es waren noch sechs Ehepaare zusammen. Auch gab es verschiedene Geschwister

und noch andere Verwandte, die das Glück hatten, in der Kasernierung zusammenbleiben zu dürfen.»

Nach dem Krieg wird sich der Verwaltungsleiter der Sicherheitspolizei, Heinz Trühe, die Blumen anstecken: «Scherwitz hatte sich aus dem Ghetto Juden, und zwar ganze Familien, geholt. Ich habe dafür gesorgt, dass diese Judenfamilien auch bei den Werkstätten wohnen durften und nicht wieder in das Ghetto zurückmussten. Scherwitz hatte mir diese Massnahme vorgeschlagen, und ich habe sie auf Grund meiner Dienststellung so angeordnet.»¹³

Auf diese Weise ist auch Abraham Schapiro, der damals 17jährige Junge, der nach dem Krieg unabsichtlich den Stein gegen Scherwitz ins Rollen bringen wird, in die Kasernierung gelangt: «Ich war nach der Liquidierung im kleinen Männerghetto. Da erfuhr ich, dass meine Tante [Ida Krawtschinsky] und mein Onkel [Iljuschin] sich am Washington Platz befänden. Mir gelang es im Januar 1942, mit einer Marschkolonne dorthin zu kommen und mit meiner Tante zu sprechen. Meine Tante lief zu Scherwitz und bat ihn, ob ich als einziger Verwandter auch dorthin kommen könnte. Dies bewilligte er, und ich konnte sofort am nächsten Tag hinkommen und in der Küche beschäftigt werden.»¹⁴

Auch Chaim G. kommt auf Wunsch seines Neffen, des Tapeziersers Shlomo, aus dem Ghetto zum Washington Platz. Im Ghetto soll ihn Prof. Minz wegen psychischer Störungen behandelt haben, in Scherwitz' Sprache übersetzt hat er einen «Dachschaden».¹⁵ Vielleicht ist dem so, vielleicht auch nicht, aber es erscheint wie ein Wunder, dass Chaim G. nicht in das Rumbula-Massaker geriet; er ist 53 Jahre alt und hat ein verkürztes Bein. Der Kasernierung am Washington Platz und nachher der in Lenta hat er es zu verdanken, dass er den Krieg überlebt. Aber Chaim G. wird Scherwitz nicht dankbar sein, sondern ihn im Gegenteil schwer belasten. Seine Aussage von 1948, Scherwitz habe eine Frau in den Wald von Rumbula geschickt, obwohl sie sich ihm sexuell angeboten habe, ist bereits zitiert worden. Dem Münchener Ermittlungsbeamten schildert er seine Aufnahme in die Kasernierung als einen repressiven Akt: «Ich wurde Ende 1941 gezwungen, mich am Washington Platz zu melden. (...) Dort traf ich meinen Neffen. (...) Er warnte mich vor Scherwitz, der dort Nummer sechs hiess.»¹⁶ Nummer sechs, «Schischo» heisst jüdisch-hebräisch auch «Achtung». Aus Blochs Aufzeich-

nungen wird deutlich, dass das Wortspiel scherzhaft gemeint war. Scherwitz habe, bevor er seinen Gang durch die Werkstätten antrat, oft selber gerufen: «Schischo, Scherwitz kommt!»

Dankbarer als Chaim G. erweist sich der litauische Bühnenarbeiter Josef Wysokotworsky. Er ist der ehemalige Häftling, dessen Brief an den Staatskommissar Auerbach Scherwitz «zufällig» in der Aktentasche trägt, als er 1948 in München verhaftet wird. Der Brief, von dem Josche Wysokotworsky später sagt, er sei zwar nicht von ihm selbst, aber «in seinem Sinne» geschrieben worden, bezeugt nur Gutes: «Wenn es hiess, Scherwitz kommt, so hatten wir das Gefühl, dass ein Sonnenstrahl zu uns dringen würde.»

Auch Josef Wysokotworsky verdankt Scherwitz sein Leben, wie er den Ermittlern 1948 und 1949 versichert:

«1942 bin ich von Kowno nach Riga geflüchtet, um meine Eltern zu suchen [die im Februar 1942 dorthin deportiert worden waren], und ins Kleine Ghetto gekommen. Dort musste ich mich bei der jüdischen Polizei melden und wurde dem Ghettokommandanten Krause vorgeführt, der mich in den Bunker sperren liess. Ich wusste, dass alle, die dort inhaftiert waren, nach kurzer Zeit zum Friedhof [alter jüdischer Friedhof im südlichen Teil des Ghettos] gebracht worden sind, um dort erschossen zu werden, von Kurt Krause persönlich. Am nächsten Tag wurde ich aus dem Bunker in das Amtszimmer von Krause auf die Kommandantur gebracht, und da kam Scherwitz zufällig herein (...). Er erkannte die Lage, zeigte auf mich und sagte: ‚Da ist er ja, mein Schneidern Daraufhin nahm er mich mit zum Washington Platz. (...) Dort fand ich heraus, dass meine Eltern zehn Kilometer von der Stadt entfernt beim Flugplatz Spilve kaserniert waren. Ich wandte mich an Scherwitz, weil ich zu meinen Eltern wollte. Dann hat er mir jeden Samstag erlaubt, sie bis Montag früh zu besuchen. Er hat mich sogar von seinem Fahrer hinfahren lassen.»¹⁷

Unter den Neuzugängen sind, neben Familienangehörigen der Altkasernierten, auch eine ganze Reihe hochqualifizierter «Künstlerarbeiter». Sie sind, wie Abraham Bloch meint, die besten Handwerker aus Riga, vor allem exzellente Schneider und Schuhmacher. Die wird wohl Rudow über Scherwitz angefordert haben, auch die Namen seiner Freunde wird er ihm gesagt ha-

ben. Rudow lässt Israel (Isaak) Pristin holen und später dessen Frau Isa. Er bringt auch Rita Blond als Stickerin zum Washington Platz, weil er ihren getöteten Vater geschätzt hat. Als sie ihn darum bittet, lässt er auch ihren Freund Kor aus dem Ghetto nachholen. Auch Boris Jankolowitsch, der Buchhalter und spätere «Lagerschreiber», kommt hinzu, Tamara Scherman soll um die Überstellung gebeten haben. So wächst die Zahl der Kasernierten bis Frühjahr 1942 auf etwa 130 an, darunter etwa 15 Frauen.

Daraus wird fast so etwas wie eine verschworene Gemeinschaft, die nicht nur durch die Arbeit und die Abgrenzung nach draussen, sondern auch durch allerlei persönliche Geschichten und Liebeleien verbunden ist. Später wird sie im viel grösseren Lager Lenta noch als «harter Kern» erkennbar bleiben. Die Unterschiede zwischen Aufsehern und Gefangenen scheinen zu verschwimmen, da allen daran gelegen sein muss, zu beweisen, dass die Werkstatt am Washington Platz ein effizienter Betrieb ist. Insofern sitzen sie alle in einem Boot; Scherwitz auf der Brücke, Rudow am Ruder, die Mannschaft auf und unter Deck.

Irgendwann in dieser Zeit ernennt der Befehlshaber der Sicherheitspolizei Scherwitz nun auch offiziell zum Leiter des SD-Arbeitskommandos. Laut Rudow wird Scherwitz etwa Januar/Februar 1942 in den Rang eines Polizeioberwachtmeisters versetzt, er selbst habe ihm eine Uniform geschneidert. Über diese Beförderung gibt es keine Dokumente, und spektakulär ist sie auch nicht. Der neue Rang entspricht dem eines SS-Oberscharführers. Sein Gehalt erhöht sich um 20 Reichsmark pro Monat auf 2.040 Reichsmark im Jahr plus Ostzulage und Wohnungsgeldzuschuss.¹⁸ Das ist nicht viel, nach heutiger Kaufkraft etwa 20.000 Euro im Jahr.

Angesichts der Unangreifbarkeit der Herren von SD und Polizei versteht sich die kriegswirtschaftliche Relevanz des Werkstattbetriebes Washington Platz von selbst. Wie ausserordentlich privilegiert SD-Einrichtungen sind, zeigt ein Schreiben der Gebietsverwaltung an die Wehrmachtsortskommandantur: «Ich teile Ihnen mit, dass die Kasernierung jüdischer Arbeitskräfte bei Ihrer Dienststelle aus grundsätzlichen Erwägungen heraus nicht genehmigt werden kann. Die beim Reichskommissar, der SS und im Heereskraftfahrzeugpark kasernierten Juden dürfen in keiner Weise beispielgebend an-

geführt werden. Diese Kasernierungen beruhen auf vollkommen anderen Grundlagen, da sie wehrwirtschaftlich begründet sind.»¹⁹

Die Leute vom Washington Platz hätten einiges zu lachen gehabt, wenn sie erfahren hätten, ihre Kasernierung sei «wehrwirtschaftlich» begründet. Sie wissen, die Wahrheit sieht anders aus. Sie bedienen die Luxusbedürfnisse der SS-, SD- und Polizeioffiziere, sie machen ihnen das Leben in der Etappe gemütlich, während an der Ostfront zur selben Zeit die Soldaten erfrieren und sterben, es dort keinen Meter vorwärtsgeht, den Partisanen um Pskow (Pleskau) und Minsk immer spektakulärere Attentate gelingen, und in den Betrieben in Riga und ganz Lettland die Einheimischen nur noch nach Androhung drakonischer Strafen zur Arbeit gehen, da die Lebensmittelrationen gekürzt worden sind und die versprochene Selbstverwaltung sich als eine Farce herausgestellt hat.²⁰

Werner Sauer, der deutsche Jude aus Gelsenkirchen, der ab Sommer 1942 den SD-Betrieb kennenlernt, schreibt: «Die Arbeit dieser Werkstätten umfasste eigentlich alles. Zivilkleidung, Uniformen, Damengarderobe, Schuhe, Handschuhe, Pelzwaren, Strümpfe, Unterwäsche und Haushaltsgegenstände, eben alles, was gebraucht wurde, wurde von uns Juden für die SD-Führung hergestellt. Es gab die eigentlichen Werkstätten am Washington Platz, (...) ausserdem auch eine Gerberei, Tischler- und Schlosserei sowie eine Elektroabteilung, die ausserhalb des Gebäudes in der Nähe lagen.»

Von Sauer stammt der ausführlichste Bericht über das Leben in der Kasernierung am Washington Platz. Vergleichen mit den Zuständen im Ghetto, im SS-Lager Jungfernhof und im Polizeilager Salaspils sei diese ein «echtes Paradies» gewesen. Sie sei «im Ghetto von vielen Juden als der Gipfel aller Seligkeiten» angesehen worden.

Sauer weiss, wovon er redet, obwohl er weder im Jungfernhof noch in Salaspils gewesen ist, dort, wohin im Dezember 1941 die ersten Deportierten aus dem Reich geschickt werden, um unter unsäglichen Umständen die Unterkünfte für die nächsten Transporte zu errichten.²¹

Werner Sauer und seine Eltern, Auguste und Leopold, kommen mit einem späten Transport aus Dortmund an, dem sogenannten 10., der am 1. Februar 1942 Riga erreicht. Etwa jeder zehnte der insgesamt eintausend Menschen

ist unterwegs erfroren.²² Sauer ist 23 Jahre alt, gelernt hat er nichts Richtiges, aber bald wird er alles können.

Am Güterbahnhof in Skirotava erlebt er das Übliche; Flüche, Geschrei, prügelnde Wachmannschaften von der Ordnungspolizei und der SS. Viele Menschen werden in blaue Omnibusse geladen, und niemand weiss, dass ihr Ziel der Wald von Bikernieki ist. Das Gepäck – jeder Deportierte durfte 50 Kilo mitnehmen – wird mit Lastwagen in die Verwertungslager der SS gebracht, auch die Pelzmäntel, in die sich die früher Wohlhabenden eingehüllt haben. Bis auf das Handgepäck erleichtert, marschieren die Deportierten kilometerlang auf einer vereisten Strasse an Rumbula vorbei, bis sie vor dem doppelten Stacheldrahtzaun des Ghettos stehen. «Nicht das Hakenkreuz, der doppelte Stacheldrahtzaun ist das Symbol des Nationalsozialismus», schreibt Sauer.

Dann nimmt man ihnen auch das Handgepäck weg, das auf riesige Haufen geworfen wird. Im Ghetto aufgeregte Menschen, vielleicht sind ja Bekannte unter den Ankömmlingen, es ist ja nicht der erste Transport aus dem Ruhrgebiet. Auf der einen Seite des Zauns sieht Werner Sauer das lettische «Kleine Ghetto», dahinter «meist jüngere Juden, uns mitleidig betrachtend». Auf der anderen Seite liegt das «Reichsjudenghetto», darin Frauen, Greisinnen, Kinder, junge und alte Männer, ausgemergelt, «von Hunger gezeichnet», angezogen mit den «Lappen, die man noch hat». Die ihm und anderen zugewiesene Wohnung liegt in der Leipziger Strasse, früher Ludzas iela, und ist schmutzig und heruntergekommen, drei Zimmer, eine Küche, die Spuren früherer gewaltsamer Räumungen sind noch zu sehen, etwa 40 Quadratmeter für 25 Personen jeglichen Alters. «Wer erinnert sich nicht an das Naziprogramm: Wir werden sie in Ghettos zusammenpferchen, und dort werden sie sich zerfleischen.»

Hunger, Kälte, Ungeziefer, Überfälle, Vergewaltigungen, Mord, strenge Strafen, öffentliche Hinrichtungen durch den Strang, brutale Kontrollen, Selektionen, Aktionen, wölfischer Überlebenskampf untereinander, Diebstähle, Denunziationen, Neid und Missgunst – all dies ist die Zwangsgemeinschaft Ghetto.

Aber nicht nur. Es gibt auch Freundschaften, Liebesgeschichten, gegenseitige Anteilnahme, Hilfe für diejenigen, denen es noch schlechter geht,

kleine Feste mit ein paar Pellkartoffeln auf dem selbstgebauten Herd, viele Verstecke für Jugendliche mit Geheimnissen, für die Kinder eine Schule mit den besten Lehrern, die man sich denken kann, selbstorganisierte Kulturveranstaltungen, religiöse Feiern. Es gibt einige nichtjüdische Deutsche, die ihren Ehepartnern ins Unglück gefolgt sind, viele «Halbjuden» und auch Christen jüdischer Herkunft, die jeden Sonntag das Kreuz anbeten.²³

Wie die Überlebenschancen der Ghettobewohner von der Sicherheitspolizei eingeschätzt werden, ist dem Bericht des SS-Führers Stahlecker von Anfang 1942 zu entnehmen: «Von den Juden aus dem Reichsgebiet ist nur ein geringer Teil arbeitsfähig. Etwa 70 – 80 Prozent sind Frauen und Kinder sowie alte, arbeitsunfähige Personen. Die Sterblichkeitsziffer steigt ständig, auch infolge des harten Winters.»²⁴

Werner Sauer erlebt die grossen Selektionen am 5. und 9. Februar sowie am 14. und 26. März 1942, als die Alten und Kranken herausgesucht und abtransportiert werden – unter der Vorspiegelung, auf sie warte in einer Fischkonservenfabrik in Dünamünde leichte Arbeit. SS-Obersturmführer Gerhard Maywald, sein Chef Rudolf Lange, der Ghettokommandant Kurt Krause und seine beiden Gehilfen Kurt Migge und Max Gymnich selektieren mit eigener Hand, sie winken die Schwachen auf Kastenwagen, die in den Wald von Bikernieki fahren. Dort werden alle, die auf leichte Arbeit gehofft haben, von lettischen Einheiten des Sonderkommandos Arajs erschossen.

Bei den beiden «Aktionen Dünamünde» werden etwa 4.000 bis 5.000 Menschen erschossen: etwa 1.900 Alte und Kranke aus dem Ghetto sowie die meisten Juden, die mit den Transporten aus Nürnberg, Stuttgart, Wien und Hamburg ins SS-Lager Jungfernhof gelangt sind.²⁵ In diesen Tagen fahren die Lastwagen ununterbrochen in den Wald, alle Fahrzeuge der Sicherheitspolizei und die blauen Busse des Sonderkommando Arajs sind wieder im Einsatz.

Einer der Fahrer, der Juden vom SS-Lagerjungfernhof in den Wald gefahren hat, soll Fritz Scherwitz gewesen sein. Das behauptet jedenfalls die Wiener Jüdin Fritzi Bottwin, die der amerikanischen Historikerin Gertrude Schneider ihre Geschichte erzählte. Scherwitz habe sie und andere Frauen durch einen Trick vor der sicheren Erschiessung gerettet. In der Zusammen-

fassung von Gertrude Schneider heisst es: «Fritzi Bottwin erzählte uns nach dem Krieg, dass der Fahrer, der sie in den Wald bringen sollte, Fritz Scherwitz geheissen habe. Er verliess Jungfernhof spät am Abend und tat so, als ob er sich in der Dunkelheit verfahren hätte. Nach einer Debatte mit den Fahrern von drei anderen, hinter ihm her fahrenden Lastwagen wurde entschieden, die Frauen in das Ghetto zu bringen. Einige Jahre später, lange nachdem Fritzi Bottwin die Geschichte ihrer wunderbaren Rettung erzählt hatte, wurde die Tatsache bekannt, dass Scherwitz, der einen hohen SS-Rang bekleidete, in Wirklichkeit Elke Sirewitz hiess und ein Jude aus Litauen war.»²⁶

Über Fritz Scherwitz gibt es viele wundersame Legenden, und es steht zu vermuten, auch die von Fritzi Bottwin erzählte Geschichte ist so eine. Zu vieles passt darin nicht zueinander. Warum sollte Scherwitz Fahrer gewesen sein, während er am Washington Platz alle Hände voll zu tun hatte und selbst einen Fahrer beschäftigte. Er gehörte auch nicht der Kfz-Staffel der Sicherheitspolizei an, die in diesen Tagen sehr beschäftigt war, und obendrein stellten sich die Fahrer solcher Lastwagen den Häftlingen nicht namentlich vor. Fritzi Bottwin kann ihn auch kaum nachträglich erkannt haben, denn sie hat niemals seinem Arbeitskommando angehört. Aber Fritzi Bottwin ist gerettet worden, weil irgendjemand hat Mensch bleiben wollen.

Werner Sauer erlebt die Abstellungen seiner Kameraden ins Todeslager Salaspils, an einen Ort, von dem er nur den Namen kennt, weil «viele dort hinkommen, aber nie einer zurück». Wie das SS-Gut Jungfernhof untersteht es der Sicherheitspolizei. Für die Errichtung dieses zukünftigen «Arbeitserziehungslagers» für unbotmässige Letten zieht die SS Hunderte von jungen Männern aus dem Ghetto heraus. Die Zustände in Salaspils sind grausam: härteste Arbeit; Essen aus Abfallkübeln; schlafen auf vereisten Holzdielen; wem die Kräfte versagen, wird in der Nähe am alten Garnisonsfriedhof erschossen. In den tiefgefrorenen Boden lässt die SS von sowjetischen Kriegsgefangenen Gruben für Massengräber sprengen.²⁷

In der Aufbauphase des Lagers, die bis zum Sommer 1942 dauert, ist SS-Führer Maywald für die Organisation des Arbeitseinsatzes in Salapils zustän-

dig. Was er organisiert, ist «Vernichtung durch Arbeit», wie das Hamburger Landgericht später feststellen wird. Die «Endlösung der Judenfrage» ist bereits beschlossene Sache, an der Wannseekonferenz hat auch Maywalds Chef teilgenommen, Kommandeur Lange.²⁸ Für die SS-Ordnung in Salaspils ist sein Kollege, der SS-Hauptscharführer Robert Nickel, zuständig. Von Dezember 1941 bis Ende 1942 ist er Lagerkommandant, lässt ungezählt viele Juden an den Galgen hängen und macht sich einen Spass daraus, höchstpersönlich den Opfern den Stuhl unter den Füßen wegzutreten. Die Juden vom Washington Platz werden ihn auch bald kennenlernen und ihn jede Minute verfluchen. Nach dem Krieg wird Nickel als vermisst gelten, das Gericht wird ihn nicht anhören können, und das wird sich sehr schlecht für Scherwitz auswirken.

In allem Unglück hat Sauer Glück. Obwohl er jung und stark ist, wird er nicht nach Salaspils, sondern vom Arbeitsamt in ein Aussenkommando der Wehrmacht in Riga geschickt, danach landet er am Washington Platz. Im Aussenkommando lernt er durch die lettländischen Juden den blühenden Tauschhandel kennen, den Schwarzmarkt von Riga. Die meisten Dinge, die in dunklen Ecken gegen Mehl, Kartoffeln, Fett getauscht werden, stammen aus dem Besitz der Erschossenen und sind in den Nächten nach Rumbula von den Übriggebliebenen heimlich und unter grösster Gefahr aus dem verlassenen Grossen Ghetto herausgeschleppt worden. «Wir haben ein Recht darauf, es gehört uns, es ist unsere Lebensversicherung», schreibt der Bildhauer Riwoch in seinen «Aufzeichnungen aus einem Kellerloch»: «Es ist besser, wenn jemand von uns Hosen oder eine Bluse gegen Brot und Butter eintauscht, als wenn die Deutschen sie ‚verwerten‘. Trotz dieser Erwägungen haben wir aber ein unangenehmes Gefühl, wir sind Marodeure. (...) Aber allmählich gewöhnen wir uns daran. Die ‚Organisation‘ wird zu einer gewöhnlichen Angelegenheit.»

Auch Sauer gewöhnt sich an das «Organisieren», findet noch genügend Damennachthemden, Windeln und Schuhbändchen im Chaos des Grossen Ghettos, lernt auch das Stehlen aus dem SS-Verwertungsamt, wo die Kleider zu Spinnstoffen für die SS-Treuhandgesellschaft Ostland Faser AG zerrissen werden. Sauer versucht etwas von dem zurückzuholen, was ihm und den an-

deren Deportierten am Bahnhof von Skirotava geraubt worden ist. Der Schwarzmarkt ist lebenswichtig, aber nicht nur das, er gibt den Akteuren ein wenig Selbstbewusstsein zurück: «Man hatte Mut im Ghetto zu Riga und kämpfte und bluffte um sein Leben. (...) WIR hatten Mut und nicht die SS, diese Feiglinge hatten ja nichts zu verlieren.»

Bald endet Sauer's Aussenkommando, er wird erst Ofensetzer, dann Dachdecker im Ghetto und kommt nicht mehr in die Stadt. Die Familie ernährt sich von Kalbsschwanzresten, die Sauer's Vater aus dem Fellverwertungskommando nach Hause schmuggelt: «Nach so einem Glücksfall wurde die ganze Nacht gearbeitet, um die Fleischreste vom Fell zu kratzen. Es war eine riesige Arbeit.»

Im Sommer 1942 kommt Sauer dorthin, wo das «Organisieren» leicht ist, zum Washington Platz:

«Man sagte mir: Maurerhandwerkszeug mitnehmen für zwei bis drei Tage. Arbeit bei Oberwachtmeister [sic!] Scherwitz. Ein neuer Name, doch sollte er nun für lange Zeit mein Chef werden. In aller Eile packte ich meine Sachen ein, stieg in einen Personenwagen und sass nun neben Scherwitz. Ohne ein Wort zu sprechen ging die Fahrt los, und wie alle SS-Leute fuhr er in einem wahnsinnigen Tempo. (...) Angekommen gingen wir zu einem Mann, der mich schon auf den ersten Blick beeindruckte. (...) Er trug keinen Stern. Wie das? ‚Das ist der Maurer‘, stellte mich Scherwitz vor, ‚und das ist Herr Rudow, der Werkmeister (...) Am Abend brachte mich Scherwitz im Auto zurück zum Ghetto und verlangte vom Arbeitsamt vier Maurer und 15 Mann zur Arbeit. Mich ernannte er zum Kolonnenführer, und somit war eine neue Marschkolonie geboren.»²⁹

Den Akten ist nicht zu entnehmen, ob es zu dieser Zeit ein Kasernierungsverbot für Reichsjuden gibt. Vielleicht. Vielleicht stimmt aber auch, was Scherwitz seinem Nürnberger Vernehmer Ungar erzählt, als dieser ihn fragt, ob er auch deutsche Juden aus den «Transporten» kaserniert habe: «Ich werde Ihnen sagen, meine Leute wollten das nicht. Die Letten [die Juden aus Lettland] wollten mit den Deutschen nichts zu tun haben. Sie wollten unter sich bleiben.»³⁰ Sauer und seinen Kollegen wird das Pendeln dennoch recht gewesen sein, denn sie, nicht die lettländischen Juden, haben im Ghetto noch Familien, die sie nicht verlassen wollen. Ab Spätsommer 1942 gibt es auch

eine lettische Marschkolonne mit zwanzig Schustern und Schneidern aus dem Kleinen Ghetto.

Von Scherwitz erhält Sauer eine Armbinde mit den Buchstaben SD, die ihn berechtigt, seine Maurerkolonne aus dem Ghetto ohne Bewachung zur Arbeit zu führen. Sauer staunt, solche Freiheiten kennt er nicht, und mutig, wie er ist, führt er auf dem Rückweg die Kolonne kreuz und quer durch Riga: «Wir haben uns die herrliche Stadt gründlich angesehen.» Das geht nicht lange gut, ist auch strengstens verboten.³¹ Nach ein paar Tagen werden der Kolonne die beiden Berliner Polizisten Lorenz und Deling als Begleitung zugeordnet, «aber sie unterstützten uns in jeder Weise», und so gehen die Spaziergänge weiter.

Ein knappes Jahr lang bewegen sich Sauer und seine Maurerkolonne zwischen Ghetto und Arbeitsplatz hin und her. Sie sind die ersten «Pendler» vom Washington Platz und dort die ersten «Deutschen», wie sie sich selbst nennen und auch von den lettländischen Juden genannt werden. Nach ein paar Wochen wird Sauers Kolonne durch «sieben deutsche Mädels» verstärkt, Scherwitz hat sie als Putzfrauen angefordert.

Mit dabei ist die 17jährige Berliner Jüdin Ebbi Kaufmann, die später noch eine Rolle spielen wird, und ihre 18jährige Freundin Hilde Sherman. Jahrzehnte später wird sie ein Buch über ihre «Mädchenjahre im Ghetto» schreiben und darin das «Arbeitskommando Scherwitz» am Washington Platz hervorheben. Nie wieder habe sie während ihrer gesamten Zeit in Ghetto und KZ einen derartigen «Luxus» und eine derartige Korruption gesehen, schreibt sie:

«Die Werkstätten waren das Unwahrscheinlichste, was man sich im Krieg überhaupt vorstellen kann. Alles war in Sektionen eingeteilt; Uniformen, Abendkleider, Kürschnerei, Schuh- und Stiefelabteilung, Handschuhsektion, Korsett- und Unterwäsche-Näherei. Alle Kleider, die dort hergestellt wurden, sahen aus wie für die Luxusabteilung eines exklusiven Geschäfts, waren aber ausschliesslich für hohe Offiziere und deren Frauen und Freundinnen bestimmt.

Woher sie nur all das Material nahmen? Die herrlichsten Brokate, die schönsten Felle, seidenweiches Handschuhleder, Crêpe de Chine für Unterwäsche, einfach alles war da.

Empfangschef war Herr R. [Rudow], ein aussergewöhnlich gutaussehender lettischer Jude, gross, breitschultrig, elegant und hellblond. So wie

Himmler sich seine Germanen und Herrenmenschen nur wünschen könnte. R. trug immer nur elegante Anzüge ohne Judenstern, er empfing die Nazibonzen und nahm ihre Wünsche entgegen, um sie dann an die Leiterin der Werkstätten, Edda Rosenblatt, und an ihre beiden Schwestern weiterzuleiten. Alles funktionierte perfekt. (...)

Dann musste ich den Abstellraum saubermachen. Er war bis unter die Decke mit Koffern vollgestopft, beschriftet mit den Namen der Eigentümer aus verschiedenen Deportationstransporten. Die meisten Koffer waren leer. Darunter fand ich tatsächlich den meiner Tante Emma, ausgeplündert bis auf ein rosa Bettjäckchen. Dann musste ich das grosse Eckzimmer aufräumen. Deckenhohe Regale enthielten unsere Sachen: Kleider, Schuhe, Anzüge, Unterwäsche, Bettwäsche, Toilettenartikel und vieles andere. Dort fand ich auch mein geblühtes Taftkleid wieder, der Plisseerock war noch auf Seidenpapier geheftet, damit der Taft nicht brüchig wurde. Aber ich konnte nichts mitnehmen, denn alles war fein säuberlich auf Karteikarten notiert. Von Frau Spangenthal aus Kassel, die mit ihrer kleinen Tochter im Ghetto lebte, fand ich eine Menge Bettwäsche.

Dann kamen die Nachrichtenhelferinnen, die Rot-Kreuz-Schwwestern mit ihren SS-Freunden und ‚kauften‘ ein. Das heisst, sie suchten sich aus, was sie wollten, quittierten und verschwanden mit ihrer Beute. Niemals mehr im Leben habe ich solche unverhohlene Stehlerei und Hehlerei gesehen.»³²

Hilde Sherman ist nur etwa zwei Monate dort. Ein SS-Mann aus Mönchengladbach wirbt die Jüdin aus Mönchengladbach ab, damit sie ihm seine Wohnung am Washington Platz saubermacht.

Mit etwa 130 Kasernierten und zwei personell fast konstant bleibenden Marschkolonnen aus dem Ghetto umfasst das «SD-Arbeitskommando» im Sommer 1942 um die 180 Personen. Scherwitz' Luxuskommando ist die grösste Kasernierung in der Stadt, beinahe genausogross wie die beiden Wehrmachtskasernierungen «Quartiersamt» und «Heereskraftfahrzeugpark» zusammen, und beschäftigt obendrein noch eine Anzahl Pendler.³³

Die Zivilverwaltung wird dies mit Ärger registriert haben, aber den Machtkampf mit dem SD hat sie längst verloren. Während das Unternehmen Scherwitz expandiert, spitzt sich der Arbeitskräftemangel dramatisch zu. Im

Juli 1942 marschieren Wehrmachtssoldaten ins Ghetto und führen, «obwohl man es ihnen verboten hatte, die Kräfte einfach weg».³⁴ Der SD-Betrieb Washington Platz hingegen braucht nicht einmal die Löhne für die Handwerker an die Kasse der Gebietsverwaltung zu überweisen. Das wird sich erst nach langem Hickhack zum 1. April 1943 ändern.³⁵

Scherwitz' Pendlerearbeiter sind privilegiert, auch im Ghetto. Erneut privilegiert, wie früher schon einmal, als Scherwitz im völlig überfüllten Ghetto Zimmer für sie besorgt hat. Jetzt, nachdem die «Aktion Dünamünde» nur noch etwa 7.000 Eingesperrete übriggelassen hat³⁶, gibt es deutlich mehr Platz, und Scherwitz sichert sich für seine Arbeiter zwei ganze Häuser. Für die lettischen Arbeiter im «Kleinen Ghetto» besorgt er ein Haus in der Liela Kalna (Grosse Bergstrasse) Nummer 30 und für die deutschen Juden und ihre Familien ein Haus in der Ludzas iela (Leipziger Strasse). Auch Werner Sauer und seine Eltern ziehen ein, besitzen dort ein eigenes Zimmer, brauchen sich nicht mehr einen Raum mit acht weiteren Personen zu teilen. Laut Abraham Bloch hat Scherwitz immer, wenn im Ghetto «etwas los war», eine Wache vor die Häuser gestellt, den «Gestapo-Arbeitern (sei) niemals etwas geschehen». Auch am Washington Platz geht es Sauer gut. Die Arbeit ist nicht schwer, «Scherwitz will gute Arbeit sehen, (...) redet uns nicht rein und lässt die Leute machen». Ausserdem hat er genug Zeit, auf eigene Rechnung zu arbeiten: «Jeder Fachmann hatte die Möglichkeit, in seinem Fach nebenher etwas herzustellen, was man verkaufen konnte.» Er verdient auf diese Weise sogar etwas Geld, dessen Besitz «Reichsjuden» bei Todesstrafe verboten ist. Die Ernährungsfrage ist mit einem Schlag gelöst; weil Scherwitz' Kolonnen am Ghettotor nicht kontrolliert werden, reicht es auch für seine Familie: «Man lebte gut. In den einzelnen Werkstätten, die auch räumlich voneinander getrennt waren, wurde, wo immer nur eine Möglichkeit dazu bestand, separat gekocht. Es gab manchmal Delikatessen, von denen wir im Ghetto nur geträumt hatten. Unsere Marschkolonne wurde sehr verwöhnt und gefüttert von diesen Leuten. Sie gaben mir Dinge für meine Leute mit. Ja, das Leben am Washington Platz war schon sehr besonders, (...) mir schien es, als sei es eine Ferienzeit.»

Sauers Kolonne, die 27 «Deutschen», kommt im Sommer 1942 in eine Gesellschaft hinein, die sich schon eingerichtet hat und von der er fasziniert

ist, denn ausser der Freiheit gibt es beinahe alles. Im Parterre des Hauses Nummer 3 befinden sich eine Wäscherei sowie vorbildliche Waschräume: «Die hygienischen Verhältnisse waren ausgezeichnet. Im Brauseraum konnten wir uns morgens und abends mit kaltem und mit warmem Wasser duschen.»

Im ersten Stock liegt die «Bekleidungskammer», die Dependance des SD-Hauptlagers Peter-Holm-Strasse 6: «In dieser Kleiderkammer waren die besten aussortierten Sachen von ca. 10.000 ermordeten Juden untergebracht. Von diesem Lager war Scherwitz ebenfalls der Chef. Aus dieser Kleiderkammer wurde entweder organisiert oder auch offiziell zur Bekleidung ausgegeben. Ich kann nur sagen, unsere Bekleidung war ausgezeichnet.» Viele Mäntel und Blusen der ermordeten Juden landen von dort aus auf dem Schwarzmarkt, auch mit Sauers Hilfe.

Im zweiten Stock befinden sich die Empfangsräume und die Ankleidezimmer, in denen sich die SS- und SD-Herren von Boris Rudow Mass nehmen lassen, wenn sie einen neuen Rock brauchen. Dahinter hat sich Rudow eine kleine Wohnung eingerichtet, ein «unerhörtes Privileg». Auch Hilde Sherman beschreibt das Ambiente im zweiten Stock: «Es sah aus wie in einem grossen Geschäft. Zunächst kam man in eine grosse Diele, elegant mit blassgrünem Teppich ausgelegt. Linker Hand befand sich ein ebenso elegantes Büro, in dem ein weiterer Jude [neben Rudow] ohne Stern arbeitete, als Buchhalter [Boris Jankolowitsch]. Auf der anderen Seite stand ein Tresen, über den Herr Katz und seine beiden Gehilfen, mit Stern, die Wäsche und Uniformteile für die SS nach Lieferschein ausgab.»³⁷

Auf der gegenüberliegenden Seite liegen Scherwitz' Privaträume, vier hohe Zimmer über Eck und mit Balkon, die er mit seiner Geliebten Tamara Scherman teilt. «Da mich Tamara sehr gut leiden konnte», schreibt Sauer, «war ich dort täglich, wenn Scherwitz abwesend war, zum Frühstück eingeladen. Es schmeckte mir natürlich herrlich, und auch die amerikanischen Zigaretten, die ich dort erhielt, waren nicht ohne. Im Übrigen war es eine herrliche Wohnung, in der auch eine Hausbar nicht fehlte. In dieser Wohnung waren die herrlichsten Möbel, Teppiche und Bilder, die Scherwitz im Laufe der Zeit zusammengeschleppt hatte.»³⁸

Im dritten und vierten Stock liegen die verschiedenen Werkstuben, jede Sparte hat ihren Meister, die gesamte Koordination liegt in Rudows Händen.

Im Dachgeschoss sind die Unterkünfte, sechs grosse Räume mit Einzelbetten und Matratzen: «alles sehr bequem». Sogar blütenweisse Bettwäsche ist genügend vorhanden, obwohl die Berichte des «Referats Textil» bei der Wirtschaftsabteilung des Reichskommissariats voll sind von Klagen über den «extremen» Mangel an Spinnstoffen. Leinenstoffe gibt es nur nach Antrag und auf «Bezugsschein, es ergeht die strikte Anweisung, sie nur an Lazarette auszugeben».³⁹ Am Washington Platz hängen in den Schlafräumen der Frauen sogar Vorhänge mit Spitzen, und auf den Betten liegen Seidenkissen. Im Obergeschoss befindet sich auch die Küche, daneben ein grosser Speise- und ein Aufenthaltsraum, in dem ein grosses Klavier steht.⁴⁰ Alles ist sauber. «Wir hatten all dies in drei Monaten umgebaut, gestrichen und tapeziert», vermeldet Sauer nicht ohne Stolz. Unten vor dem Haus halten die beiden Polizisten Deling und Lorenz Wache, sie sind nicht streng und oft betrunken; «es wurde getauscht und in der Nacht bei befreundeten Letten Besuche gemacht».

Irgendwann 1942 wird auch die Waffenkammer des SD, die sich bis dahin im Nebenhaus befunden hat, in die Nummer 3 verlegt, über sie schreibt Werner Sauer nur ganz wenige Zeilen. Sie gehört anscheinend nicht zu Scherwitz' kleinem Imperium, sondern befindet sich nur im selben Haus. Unterstellt ist sie einem SS-Scharführer Duncker aus Westfalen. «Erste Kraft» dieser Waffenkammer ist Henryk Rosenblatt, ein polnischer Jude, der einen hohen Offiziersposten in der polnischen Armee bekleidet haben soll. «Er war (...) ein grösserer Spezialist als alle SD-Offiziere, was Schiesskunst und Waffen anbelangte.»⁴¹ Angeblich soll Rosenblatt Boris Rudow informiert haben, wenn wieder mal eine «Aktion» bevorstand.⁴²

Die arische Jüdin aus Polen, Tamara Scherman

Am meisten fasziniert ist Sauer von dem «volljüdischen Arier» Boris Rudow, dessen Frau, Vater und Bruder im Haus leben und ihre Sterne tragen, und von Scherwitz' Geliebter Tamara Scherman, einer polnischen Jüdin aus Lettland, «die für den SD eine arische Polin ist». Es ist unklar, wie ihre «Ari-

sierung» zustande gekommen ist. «Heinz Jost hat das für mich gemacht», sagt Scherwitz 1948 seinem Vernehmer Herbert Ungar, «mit dem konnte man reden.» Das wird wohl stimmen. Heinz Jost ist von März bis September 1942 der Chef des SD und der Gestapo Ostland, er ist also Heinz Trühes und damit auch Scherwitz' Vorgesetzter.

Über Tamara Scherman wird in den Kapiteln über die «Lenta» (Teil 6) mehr berichtet werden, dort hat sie nachhaltigere Spuren hinterlassen als am Washington Platz. Hier nur soviel: Tamara Scherman gehört zu den zehn Frauen, die schon vor Rumbula ins SD-Kommando gekommen sind, als Putzfrau in einer Marschkolonne. Max Kaufmann hat das in seinem Buch festgehalten: «Durch ihr hübsches Aussehen fiel sie Scherwitz auf, und er bestimmte sie zum Reinigen seiner Wohnung. Auch sie musste [sic!] den Stern während der Arbeit ablegen.»⁴³

Vielleicht ist sie schon Scherwitz' Freundin, als um Weihnachten 1941 seine Ehefrau Bertha aus Berlin anreist und am Washington Platz Quartier nimmt. Sie sei damals «misstrauisch» geworden, erzählt Bertha 1948 dem Kriminalbeamten Clemens Hüffel, sie habe in den Sachen ihres Ehemanns gewühlt und «Mädchenfotos» gefunden: «Ich habe ihm Vorhaltungen gemacht, aber er hat alles abgestritten.»

Auch Tamara Scherman ist verheiratet, ihr Mann Paul lebt im Ghetto. Sonst weiss man von ihm nichts. Sie ist als Putzfrau gekommen, aber sicher nicht zufällig, denn als lettländische Jüdin polnischer Herkunft hat sie schon seit 1937 zu Boris Rudows Bekanntenkreis gehört, ist mit ihm tanzen gegangen und hat in ihrer Wohnung Kostümfeste organisiert. Sie ist jung, schön, rothaarig, von kleinem Wuchs, schminkt sich gerne und viel, liebt extravagante Kleidung, die es dank dem SD-Depot genug gibt, und raucht Kette.

Den Überlebenden ist sie bis heute im Gedächtnis. Abe Karelitz erwähnt ihre «tadellose Figur», Rita Blond nennt sie «mollig». Der freundliche Israel Churin hebt hervor: «Sie war warmherzig und charmant», dem nüchternen Helmut Fürst erscheint sie «eher von schlichter Natur». Alexander Lewin schreibt in seinem Aufsatz, man habe sie «Esther» genannt, nach der Esther im Alten Testament, die in der babylonischen Gefangenschaft ihr Volk vor der Vernichtung bewahrt, indem sie sich dem König hingibt. Rita Blond sieht das weniger biblisch: Die Scherman sei nicht edel, hilfreich und gut gewe-

sen, sondern «eine intrigante Schlange, immer auf ihren Status bedacht, machte keinen Finger krumm, takelte sich auf und prahlte über ihr gutes Leben». ⁴⁴

Wie auch immer, Scherwitz liest seiner Freundin jeden Wunsch von den Augen ab. «Er hätte alle Mädels haben können», sagt der Schuster Ber Meister, «aber er wollte nicht alle, sondern nur die eine, seine Tamara.» Er besorgt ihr ein Klavier, auf dem sie gut zu spielen versteht, und hängt ihr eine Pelzstola um die Schultern. Sein Fahrer begleitet sie in die Stadt, wenn sie Freunde besuchen möchte, fährt sie und Boris Rudow auch auf die Datscha ihres gemeinsamen Freundes Alexander Nemirowski ausserhalb der Stadt. Dieser Nemirowski ist vor der sowjetischen Okkupationszeit Direktor der Fabrik Vulkan gewesen, 1941 als Jude verhaftet und in das Zentralgefängnis eingeliefert worden. Auf geheimnisvolle Weise ist es ihm gelungen, mit falschen russischen Papieren herauszukommen und unbeschadet die Nazizeit zu überstehen. Er wird hier noch eine Rolle spielen. Die Sowjets werden ihn 1945 ohne Prozess in ein Lager schicken, seine Spur wird sich 1948 verlieren, vermutlich in den Tod.

Bei den Treffen auf Nemirowskis Datscha ist manchmal auch Katja Sorokina dabei, eine neue oder alte Bekannte von Tamara Scherman und zugleich langjährige Freundin von Boris Rudow. Katja und Boris hatten in den dreissiger Jahren einmal ein Techtelmechtel miteinander. Sie, deren Namen ich hier aus Gründen des Datenschutzes geändert habe, besitzt sichere Papiere, seit Frühjahr 1942 gilt sie als Lettin russisch-orthodoxen Glaubens. Niemand weiss, wie viele Juden mit falschen Dokumenten in Riga überlebt haben. Die drei Genannten, Rudow, Nemirowski und Sorokina, haben dafür nach der «Befreiung» durch die Sowjets mit vielen Jahren Gulag bezahlen müssen. Hätte Fritz Scherwitz seine Geliebte nicht Ende 1943 ausser Landes gebracht, wäre auch sie im Gulag verschwunden. Laut einem Aktenvermerk des lettischen Geheimdienstes wird sie 1945 als Kollaborateurin gesucht. 1951 wird die Akte geschlossen, «weil die Beschuldigte Scherman ins Ausland geflohen ist». ⁴⁵

Scherman und Scherwitz, das ist eine Beziehung, die es nach SS-Vorschriften nicht geben darf, zumal sie kein sexuelles Abenteuer ist, wie es sich in Riga etliche SS-Offiziere gönnen, allen voran der Ghettokommandant Krause. ⁴⁶ Tamara Scherman lebt für zwei Jahre und acht Monate fest mit

Scherwitz zusammen und erfüllt damit den Tatbestand der «Rassenschande» ohne Tauschein. Für ein derartiges Vergehen gegen die «Volksgesundheit» wird, wenn es herauskommt, allerdings in der Regel nur der Mann, nicht die Frau verurteilt, weil Frauen für die Nazis sexuell unselbständige Wesen sind. Doch wo kein Kläger, da kein Richter. Wer weiss, mit wie vielen speziellen Geschenken Scherwitz seine Liebschaft gegen Denunziationen abgesichert hat.

Die Mittel dafür hat er reichlich: Leder für Stiefel und Gürtel, Steifleinen, Rosshaarstoff und Futterseide für Uniformen und Hemden, all das, was einen fescen SS-Mann erst richtig fesch macht, gibt es in Riga nur nach komplizierten Antragsverfahren mit Einzelfallprüfung durch zwei Wirtschaftsreferate. Das gilt selbst für Heinz Jost, den obersten Polizeichef im Lande. Auch er muss seine Wünsche erst beim SS-Wirtschaftsamt anmelden, die dann die notwendigen «Bezugspunkte» über die Zivilverwaltung anfordert. Aber die mühsamen Umwege lassen sich ja vermeiden: Rudows Speziallager im zweiten Stock am Washington Platz hält die kostbare Bückware ohne Bezugspunkte vorrätig. «Man muss sich die Leute heranziehen», hat Scherwitz einmal gesagt, und er wusste, wovon er sprach. Eine Hand wäscht die andere, Diskretion ist oberste Pflicht. Nur Neider sind zu fürchten.

Scherwitz will auf keinen Fall, schreibt Werner Sauer, «dass über Vorkommnisse in der Kasernierung ausserhalb berichtet wird. Für seine Person und seine Vertrauten galt strengstes Stillschweigen (...). Während seiner Abwesenheit wurden die Pechvögel, der Maler Mogilnitzky, der Uhrmachermeister Zyvian, der Meister der Schuhmacherei Owtschinski und die Meisterin der Damenschneiderei Edda Rosenblatt, vom Washington Platz abgeholt. Sie kamen ins Ghetto ins Gefängnis und wurden sehr häufig verhört. Der Ghettokommandant Krause wollte von ihnen wissen, was es mit Rudow und Tamara [wegen der Arisierung?] wirklich auf sich hätte. Diese vier Personen, die auf Grund ihres Könnens ganz besondere Nummern am Washington Platz waren, wurden circa zehn Tage im Gefängnis gehalten, und nur Scherwitz ist es zu verdanken, dass sie nach seiner Ankunft wieder freigelassen wurden.»⁴⁷

Sie haben augenscheinlich in allen Verhören den Mund gehalten.

Der jüdische Arier Boris Rudow

Boris Rudow ist gross, schlank und sportlich. Sein Profil ist scharf geschnitten, helle Augen in einem klaren Gesicht, jedes «Rasseprüfungsamt» wäre froh über solch einen Vorzeige-Arier. Aber er hat die falschen Ahnen, hat jüdische Eltern, Grosseltern, Urgrosseltern.

Rudow ist ein Schneider von Rang, seinetwegen suchen viele Offiziere die Werkstatt am Washington Platz auf. Das Problem ist: Der Schneider muss den SS-Männern an die Wäsche, per Ferndiagnose lässt sich keine figurbetonte Uniform abmessen. Die Arier müssen sich vor dem Semiten ausziehen, da kommt viel zum Vorschein, was sonst gnädig verdeckt bleibt. Schmale Schultern müssen ausgepolstert, ein runder Rücken muss durch Rosshaar versteift und begradigt, die dünne Brust wattiert, der Bauch in eine Korsage geklemmt werden, damit der Gürtel sitzt, das Gesäss wird durch Abnäher geformt, das Massband vom Schritt bis zur Sohle will straff gespannt sein. Die Schneiderkunst ist eine intime Angelegenheit, wenn die Konfektionsgrösse sich ausgeweitet und das gute Leben in der Etappe seinen Zoll gefordert hat. Es muss gemessen, ein Modell erstellt, Stoff ausgesucht, zugeschnitten, anprobiert, geändert werden. Jede Peinlichkeit ist geschäftsschädigend, wenn sie ruchbar wird. Scherwitz will beste Ware liefern, und Rudow liefert beste Ware, das spricht sich bei der SS schnell herum.

Aber die grossen Herren wollen nicht immer in die Kasernierung kommen, mit ihren Eitelkeiten den Blicken der Zwangsarbeiter ausgesetzt sein, vielleicht fehlen auch wieder einmal die Bezugsscheine, oder die Damen der Herren wollen mitbedient werden. Rudow soll lieber bei ihnen vorsprechen, zu Hause, in den schönen arisierten Villen im Kaiserwald oder in den grossen bourgeoisen Wohnungen am Wolter-von-Plettenberg-Ring (früher Elizabethes iela) mit den hohen Stuckdecken und den bleiumfassten Fenstern aus weissem Kathedralglas. Friedrich Jeckeln, der pathologische Judenhasser, ist so ein Kandidat, der öfters eine neue Uniform braucht. Auch Rudolf Lange und Heinz Jost, die Sicherheitschefs von Riga und Lettland, sowie der Ghettokommandant Kurt Krause lieben elegante Kleidung.

Noch im Frühjahr 1942 bringt Scherwitz höchstpersönlich seinen Meisterschneider mit dem gelben Stern auf der Brust zu den hochrangigen Kun-

den in die Wohnung. Die Atmosphäre ist verkrampft. Jeckeln, erinnert sich Rudow, habe viele Fragen gestellt, aber nicht eine einzige an ihn, sondern an Scherwitz, der sie wiederholt und seine, Rudows Antwort, dann Jeckeln zu Gehör bringt. Etwas weniger angespannte Kunden hätten Scherwitz dann gebeten, ihn, Rudow, aufzufordern, in ihrem Hause sein Jackett mit dem angehefteten Stern auf Brust und Rücken abzulegen.

In dieser Zeit, als die Werkstatt richtig in Schwung gekommen ist, wird Rudow zum «jüdischen Arier», wie Werner Sauer dieses Wunder nennt. Nicht nur er staunt, alle Juden staunen, zumal sich Rudows Frau Sinaida, Vater Jakow und Bruder Lew Rudow in derselben Kasernierung befinden und ihre Judensterne behalten.

Nach dem Krieg, während der Ermittlungen gegen Scherwitz, wird von dieser «Arisierung» immer wieder die Rede sein. Für den Schneider Wysockotworsky aus Kowno ist sie das Paradebeispiel für Scherwitz' grossherzige Gesinnung. Die meisten anderen Zeugen finden profanere Gründe, so wie Max Kaufmann in seinem Buch «Churbn Lettland». Er schreibt: «Der geschickte Rudow übersah schnellstens die Sachlage [den Aufschwung der Werkstatt], und Scherwitz, für den er eine grosse Stütze bedeutete, beschloss, ihn zu arisieren. Rudow behauptete nun, er sei ein Findelkind und nur von Juden aufgenommen worden. Für ihn und für Frau Scherman wurden nun arische Papiere ausgearbeitet. Die beiden konnten sich nun völlig unbehelligt in der Stadt bewegen. Doch Rudow blieb im Herzen ein ‚heisserjude‘. Er verstand die unendlich schwere Lage seiner Glaubensgenossen und half ihnen, wo er nur konnte.»⁴⁸

Für die Sowjets ist es später völlig unerheblich, was für eine Art Jude Rudow gewesen ist, ihr Geheimdienst verdächtigt jeden Davongekommenen, sein Leben mit Spitzeldiensten für die Gestapo erkaufte zu haben. Am 9. Januar 1945 wird Rudow von der lettisch-sowjetischen Staatssicherheit verhaftet, der Vorwurf lautet: «geheime Zusammenarbeit mit der Gestapo». Die drei Zeugen, die der NKWD aufführt, erweisen sich jedoch als nur bedingt tauglich. Zwar bestätigen sie alle, dass sich Rudow ohne Stern in Riga bewegt hat, betonen aber gleichzeitig, er habe seine Privilegien auch benutzt, um anderen Juden zu helfen. Sie berichten von Rudows Lebensmittelpaketen ins Ghetto, von den Nachrichten über die Frontlage, mit denen er sie versorgt habe, und von bedrohten Ghattokameraden, die er in die «vergleichsweise

sichere SD-Kasernierung» geholt habe. Ein Zeuge gibt an, Rudow habe die Juden gelegentlich bestraft, «aber dies sei nur geschehen, um die Deutschen, die von seiner Herkunft nichts wussten, zu täuschen». Stereotyp lautet ihr Fazit: «Mir ist nichts Schlechtes über Boris Rudow bekannt.» Die Frage, ob er mit der Polizei zusammengearbeitet habe, wird durchweg mit «weiss ich nicht» beantwortet.

Das ist für die Leute vom NKWD unbefriedigend, sie nehmen Rudow gründlich in die Zange, verhören ihn Tag und Nacht, helfen mit Prügeln und Schlafentzug nach. Nach ein paar Wochen Dauerverhör gibt er Folgendes zu Protokoll: Irgendwann Anfang 1942 habe Scherwitz' Chef, der Wirtschaftsverwalter Heinz Trühe, die Ansicht geäußert, er, Rudow, sehe überhaupt nicht wie ein Jude aus. «Darauf erwiderte ich, dass ich auch kein Jude sei, aber keine Dokumente besitzen würde, die dies beweisen könnten. Ich sagte, im Gefängnis sei mir der Pass abgenommen und nicht wieder zurückgegeben worden. Daraufhin sagte Trühe, wenn es Zeugen gebe, die bestätigen können, dass ich kein Jude sei, würde mein Fall noch einmal überprüft werden.»⁴⁹

Bis zum Sommer 1942 habe er dann Zeugen gefunden, den lettischen Kinoverleiher Albert Freimanis und den lettischen Patrioten Janis Seltinsch: «Ich erhielt von ihnen die Bestätigung, dass meine Mutter die Deutschbaltin Emma Eckmann aus Riga sei, die bei meiner Geburt gestorben wäre. Mein leiblicher Vater sei nicht auffindbar. Deshalb habe der Bruder meines leiblichen Vaters, Jakow Rudow, mich an Kindes Statt in seine Familie aufgenommen. (...) Diese Herkunft besiegelte mein leiblicher Vater und mein leiblicher Bruder dem SD. Sie bescheinigten, in Wahrheit mein Onkel respektive mein Cousin zu sein.»

Diese korrigierte Herkunft sei aber immer noch nicht arisch, sondern nur «halbarisch» gewesen, und deshalb, so Rudow gegenüber dem NKWD, habe sich die Ausstellung seines neuen Passes bis Anfang 1943 hingezogen. Während der Wartezeit, immerhin ein gutes Jahr lang, habe Scherwitz ihm erlaubt, den Stern abzulegen, ihm 22 Mark Lohn pro Woche bezahlt, ihm am Washington Platz eine eigene kleine Wohnung zugewiesen und ihm gestattet, sich bis 21 Uhr nach Belieben in der Stadt frei zu bewegen, «damit ich Knöpfe, Garn und Zwirn einkaufen könne». Scherwitz sei «wie alle SS-Leu-

te» ein bestechlicher Mann gewesen. Er, Rudow, habe ihm «mehrere Anzüge und Uniformen genäht und ein Kaffeeservice geschenkt». Die prompte Nachfrage der NKWD-Verhörer, ob er etwa mit der Gestapo «Geschäfte» betrieben habe, verneint Rudow sofort: «Scherwitz forderte dies von mir.»

Seinen neuen Pass habe er im März 1943 erhalten, kurz nach dem Umzug der Werkstatt vom Washington Platz auf das Gelände der Fabrik Lenta, zu «meinem masslosen Erstaunen ohne Hinweis auf meine halbjüdische Herkunft, wie es von den Zeugen bestätigt und von mir unterschrieben war». Auf dem deutschen Dokument sei sein Name in Boris Rudolf abgeändert worden, «das hat Scherwitz ohne mein Wissen gemacht». Dieses Papier sei aber kein «richtiger Pass» gewesen, fügt er hinzu, sondern ein «vorläufiges Dokument», befristet bis zum 31. Dezember 1944. Ein halbes Jahr vor Ablaufdatum, etwa im Juni 1944, habe Scherwitz dieses Dokument von ihm zurückgefordert, weil er es verlängern lassen wollte. Aber daraus sei nichts mehr geworden, denn schon einige Tage später, als die Sowjets kurz vor Riga gestanden hätten, sei er, Rudow, aus Lenta geflüchtet, natürlich ohne seinen verlängerten Pass bei Scherwitz vorher abzuholen.

All dies berichtet Rudow dem NKWD im Januar 1945, den Kopf schon fest in der Schlinge, weil er ja zugegeben hat, ein Papier besessen zu haben, «das ihn als Deutschen auswies, obwohl die jüdische Herkunft bekannt war». Im März 1945 wird er ohne Hauptverhandlung als «sozial gefährliches Element» für fünf Jahre in ein Arbeitslager im Gebiet Swerdlowsk am Ural geschickt und kommt nach Abbüßung der Strafe wieder zurück nach Riga, nur um im Februar 1951 erneut verhaftet zu werden. Während seiner Abwesenheit hat sich seine Frau Sinaida von ihm scheiden lassen und Rudows engsten Freund und Lagerkameraden Isaak Pristin geheiratet. Auf abenteuerliche Weise flüchten die beiden aus Lettland und erreichen 1948 die USA.⁵⁰

Im Februar 1951 setzt die lettische Staatssicherheit einen Prozess in Gang, der weitaus gefährlicher ist als der erste. Denn jetzt wird Rudow vorgeworfen, er habe die deutschen Dokumente als Gegenleistung für Verrat bekommen, er sei ein Gestapoagent und Kollaborateur. Der NKWD hat, während Rudow in den Kupferminen des Urals seine Gesundheit ruiniert, eifrig Belege für diese Behauptung gesammelt. Er hat auch den zu dieser

Zeit selbst in der Klemme steckenden Tagebuchschreiber Abraham Bloch verhört, aber ohne brauchbares Ergebnis. «Über eine Zusammenarbeit von Rudow mit der deutschen Polizei und über verräterische Tätigkeiten ist mir absolut nichts bekannt», hat Bloch zu Protokoll gegeben.

Belastet wird Rudow hingegen von zwei anderen Zeugen höchst unterschiedlicher Couleur. Der eine ist der 1946 hingerichtete Massenmörder Friedrich Jeckeln. Aus dessen Militärgerichts-Prozessakten hat die Anklage passende Aussagen gegen Rudow herausgeklaut.

Der andere wichtige Zeuge ist ein Rigaer Jude, der hier Dr. Joseph R. genannt sei, weil er sich selbst in einem halbautobiographischen Roman so genannt hat und ich seinen wirklichen Namen aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes verschweigen möchte.⁵¹ Während der Ghettozeit musste er dem «Deutschen Hygienischen Institut» als «Blutbank» für die Läusezucht zur Verfügung stehen. Jahrzehnte nach dem Krieg macht dieser hochintelligente und charmante Mann sich als Schriftsteller einen Namen, nicht in Russland, wo er heute noch lebt und als Professor lehrt, sondern in Deutschland. Sein Name steht im Goldenen Buch einer deutschen Universitätsstadt; wenn er dort weilt, hält er vor Schülern und Studenten Vorträge über den Holocaust und was man besser nicht aus ihm lernen sollte. Über die Jahre 1941 bis 1944 hat er viel geschrieben. Aber kein Wort darüber, dass er nach dem Krieg für den NKWD als Serienzeuge gearbeitet hat. Das beweisen erst die NKWD-Akten, die seit 1996 zugänglich geworden sind.

Der NKWD hat sämtliche überlebenden KZ-Häftlinge im Verdacht, dass sie ihr Überleben mit Agententätigkeit und Kollaboration erkaufte hätten. In den Prozess-Serien ab 1945 werden Belastungszeugen gebraucht, und Dr. Joseph R. ist der mit Abstand ergiebigste. Juden aus Lettland hassien ihn wie die Pest, denn er hat viele von ihnen mit seinen Aussagen in den Gulag gebracht, was ihm aber letztendlich nichts nützte, denn er selbst ist schliesslich auch dorthin gewandert. Es gibt Lebensgeschichten, für die ist «mein Kopf zu klein», hat Alexander Lewin mir einmal geschrieben. Damit meint er Scherwitz, aber für die Geschichte dieses NKWD-Serienzeugen passt die Formulierung ebenfalls.

Dr. Joseph R. erklärt 1951, Boris Rudow zwar nicht persönlich gekannt zu haben, aber von anderen zu wissen, dass «er eine verräterische Tätigkeit ausgeübt» habe. Er habe mit den SD-Leuten «gesoffen», mit ihnen «freundschaftliche Beziehungen» gepflegt, für die Gestapo gedolmetscht, den Juden am Washington Platz und auf der Lenta Gold abgeknöpft, es «aber nur teilweise» Scherwitz gegeben. Nach seinem Dafürhalten wurde er deshalb mit dem Status Vollarier belohnt und von Scherwitz mit «fiktiven Dokumenten ausgestattet». Er zeichnet ein wahres Horrorbild von Rudow, der ein Überzeugungstäter sei und selbst seine Familie verleugnet habe, wenn es ihm nützlich erschien: «Rudow hat persönlich dafür gesorgt, dass seine Familienangehörigen aus Lenta hinaus in ein anderes Lager gebracht werden, damit sein Status als Vollarier nicht gefährdet wird.»

Der Zeuge denunziert auch Tamara Scherman, der er unterstellt, sie habe ihre «Gunstposition» bei Scherwitz dazu benutzt, falsche Papiere für untergetauchte Juden in Riga zu besorgen. «Im Nachhinein erpresste Scherman dieselben Personen, denen sie die Papiere verschafft hatte, und übergab sie dem SD.»

Als Kronzeugin für diese bösen Behauptungen nennt er Katja Sorokina, Tamara Schermans zeitweilige Vertraute und Boris Rudows frühere Geliebte. Von der Sorokina habe gleich nach dem Krieg seine Frau all diese Dinge erfahren, und die habe sie ihm weitererzählt.⁵² Die Aussagen von Dr. Joseph R. bestehen aus Andeutungen, einer Menge aus dem Kontext gerissener Behauptungen, Verdrehungen, Vermutungen, Gerüchten, aber sie verfehlen nicht ihre Wirkung. Sie provozieren weitere Verhöre und nach genügend nächtlichen Verhören neue Enthüllungen. Sie ziehen erst Boris Rudow und dann Katja Sorokina ein zweites Mal in den NKWD-Strudel. Weil Boris Rudow der Sorokina 1942 tatsächlich bei der Gestapo geholfen hat, ihre jüdische Identität erfolgreich zu verleugnen, ist er in den Augen des NKWD der Zusammenarbeit mit der Gestapo klar überführt. Und Katja Sorokina der Zusammenarbeit mit einem Gestapo-Agenten.

Die brisanteste Behauptung von Dr. Joseph R. ist der Vorwurf, Rudow habe zwei verschiedene jüdische Widerstandsorganisationen an die Gestapo verraten. Die erste im Herbst 1942: «Im Ghetto gab es eine Bewegung, die

aus prosovjetschen Elementen bestand. Aus dieser Gruppe wurden von der Leitung einige Häftlinge zu den Partisanen geschickt. Sie wurden aber unterwegs abgefangen und nach einem Schusswechsel mit den Deutschen vollkommen auf gerieben. Jemand hat mir später erzählt, aber wer, weiss ich nicht, dass die Hitler-Leute diesen Plan von einem Verräter schon früher gewusst hätten. Es scheint mir, dass als Verräter damals Rudow genannt wurde. Als Folge davon wurde am 30. Oktober 1942 die gesamte jüdische Ghettopolizei erschossen. Nur ein Polizist, Seika (Sascha) Israelowitsch, konnte flüchten und versteckte sich in der Werkstatt bei Scherwitz und Rudow am Washington Platz. Aber nach einiger Zeit wurde auch er verhaftet und kam ins Zentralgefängnis, wo er lange Zeit als Vorzugshäftling behandelt wurde. Er verriet 200 Menschen aus der Untergrundorganisation an die Gestapo sowie das Gewehrlager im Ghetto. Nach der Verhaftung von Israelowitsch gab es eigenartigerweise keinerlei Repressalien gegen Scherwitz und Rudow. Viele Ghettohäftlinge sagten, wer, weiss ich nicht, dass an der Schuld von Rudow, 1942 diese Untergrundorganisation an den SD verraten zu haben, kein Zweifel besteht. Die Überlebenden dieser Gruppe nannten Rudow ‚einen jüdischen SS-Mann, der schlimmer sei als die Deutschen‘.»

Die tragischen Ereignisse, die Flucht einiger Häftlinge aus dem Ghetto in eine von Wehrmacht und Gestapo sorgsam vorbereitete Falle sowie die anschliessende Erschiessung der jüdischen Ordnungspolizei durch ein Kommando der Sicherheitspolizei, sind vom Hamburger Landgericht in einem Prozess ausführlich untersucht worden. Dessen Urteil zufolge sind die Vorwürfe gegen Boris Rudow haltlos. Die Aktion des Sicherheitsdienstes ist in den Akten detailliert beschrieben, und Rudows Name wird niemals genannt. Auch an der Auslieferung des am Washington Platz versteckten jüdischen Polizisten Seika (Sascha) Israelowitsch an den SD ist Rudow nicht beteiligt gewesen. Es ist eine besondere Geschichte mit schlimmen Folgen, davon wird noch die Rede sein.

Der zweite angebliche Verrat von Rudow, der sich im Sommer 1944 ereignet haben soll, bezieht sich auf einen geplanten Aufstand in der Fabrik Lenta. Doch nirgends, ausser in den Akten des NKWD, finden sich Hinweise auf ein solches Ereignis. Dr. Joseph R., der niemals einen Fuss nach Lenta

gesetzt hat, behauptet, Rudow hätte gewusst, dass dort eine bewaffnete Widerstandsorganisation existierte, er habe sie ins Messer laufen lassen: «Er veranlasste ihre Mitglieder zu einem vorzeitigen Aufstand, was zur Folge hatte, dass ihre Mitglieder im Sommer 1944 von den Deutschen erschossen wurden. Wer mir davon erzählte, weiss ich nicht. Anschliessend flüchtete Rudow mit Wissen des SD in die Stadt und versteckte sich.»

Es ist gut möglich, dass die Ankläger 1951 Dr. Joseph R. mit Details aus ihren gesammelten Unterlagen präpariert haben. Denn in Rudows NKWD-Akte liegen die zwischen 1945 und 1950 angefertigten Verhörprotokolle mit Jeckeln und einem lettischen V-Mann des SD, die exakt diesen Verrat schildern. Hätte der sowjetische Geheimdienst sie als einzige Quelle benutzt, um Rudow verurteilen zu können, hätte das wie eine Fortsetzung des Hitler-Stalin-Pakts ausgesehen. Ein williger jüdischer Zeuge musste also her, um die früher gesammelten Belastungen gegen ihn nachträglich und gerichtsverwertbar zu bestätigen.

In dieser Akte, deren Inhalt dem Zeugen Dr. Joseph R. 1951 vielleicht im Groben bekannt war, liegt die Aussage eines angeblichen V-Manns der Gestapo, die des von den Sowjets 1945 verhafteten und dann verurteilten Letten Janovitsch S.:

«Ungefähr im Mai 1944 ging ich zu Rudow und fragte ihn, warum er nicht Lettisch spreche. Darauf sagte er mir, dass seine Nationalität Jude sei, er aber einen deutschen Pass besitze und deshalb sich den Anschein eines Deutschen gebe. Ich fragte ihn, was seine Aufgaben seien. Er antwortete, dass er erstens Meister der Werkstatt sei und zweitens unter den übrigen Juden spioniere und seine Erkenntnisse dem SD berichte. Daraufhin fragte ich den Assistenten von Scherwitz, den SS-Untersturmführer Heier, was er von Rudow halte. Er sagte mir, er sei ein vollkommen verlässlicher Mann, der ausser der Funktion eines Schneiders die Tätigkeit eines Informanten des SD wahrnehme. (...) Bei meinem dritten Besuch auf der Lenta im Juni 1944 erzählte mir Rudow, dass die Juden mit Hilfe ihrer Verbindungen ausserhalb der Fabrik versuchten, einen Aufstand in der Fabrik zu organisieren. Dabei brachte Rudow zum Ausdruck, dass er alle diese Aufständischen enttarnt und über sie Mitteilung gemacht hätte. Von diesen Fakten erzählte mir auch ein Mitarbeiter des SD.»

Es ist vorstellbar, dass diese Aussagen erpresst worden sind, dem Mann drohten 20 Jahre Gulag, zu 15 Jahren ist er verurteilt worden.

Auf keinen Ablass hingehen brauchte Friedrich Jeckeln zu hoffen. Er ist im Oktober 1944 von der Roten Armee festgenommen und vor ein Militärgericht gestellt worden. Zwei Wochen vor seiner öffentlichen Hinrichtung am 3. Februar 1946 in Riga belastete dieser fanatische Antisemit Boris Rudow als qualifizierten SD-Agenten. Wollte er auch noch diesen Juden mit in den Tod reißen? In dem Urteil gegen Rudow wird Jeckelns Belastung als zentraler Beweis für die angebliche Agententätigkeit angeführt werden.

Auf die Frage eines Offiziers nach einheimischen SD-Agenten fällt Jeckeln als erstes Rudow ein:

«Persönlich bekannt ist mir Rudolf [sic!]. Vorname weiss ich nicht. Schneider, Lette, 40 Jahre, von höherem Wuchs, schlank, dunkles Haar, blaue Augen, spricht sehr gut Deutsch mit einem starken baltischen Akzent, ein sehr intelligenter Mann. (...) Zuerst ging man mit ihm wie mit einem Juden um, dann jedoch, nachdem er eine Vertrauensperson des SD – ein Agent – geworden war, behandelte man ihn wie einen Arier. Er führte ein vollkommen freies Leben. (...)

Persönlich kenne ich ihn seit 1941. Zu dieser Zeit wurde Rudolf [sic!] zum ersten Mal unter Bewachung von Scherwitz zu mir gebracht, um Mass zu nehmen, was für eine Uniform unerlässlich ist. Als im Sommer 1942 Rudolf zum zweitenmal zu mir kam, war ich sehr überrascht, dass er von keiner deutschen Wache begleitet wurde. Ich fragte den damaligen Leiter des SD und der Gestapo Ostland, Dr. Humbert Achamer-Pifrader [Nachfolger von Heinz Jost, Befehlshaber der Sicherheitspolizei von September 1942 bis September 1943], warum Rudolf ohne Bewachung gekommen wäre. Pifrader antwortete mir, Rudow sei kein Jude mehr, sondern unser Agent.

Im September 1944, im Zusammenhang mit der Ankunft der Roten Armee, sollte die Schneiderwerkstatt verlagert werden, aber Rudow verschwand irgendwohin. Darüber berichtete mir ein Mitarbeiter des SD. Ich berichtete daraufhin dem Leiter des SD und der Gestapo Ostland Dr. Wilhelm Fuchs [Befehlshaber der Sicherheitspolizei von Mai bis Oktober 1944], dass Rudow weggelaufen sei. Fuchs antwortete, dass Rudow nicht weggelaufen sei, sondern sich an dem Ort befinde, der ihm von uns als

Agenten des SD vorgeschrieben sei. (...) Rudow galt für uns als sehr wichtiger Agent, denn er berichtete uns sowohl über die Ansichten von Offizieren der SS, Gestapo und Wehrmacht, die alle bei ihm nähen liessen, als auch, weil er sich frei in der Stadt bewegen konnte, über die antideutsche Stimmung in der Bevölkerung, und am wichtigsten, über die antifaschistische Einstellung der jüdischen Arbeiter in den Werkstätten des SD.»

All diese Beschuldigungen weist Rudow bei seinen Verhören 1951 weit von sich. Die Vorwürfe seien absurd, niemals habe es in Lenta einen Aufstand gegeben, niemals seien Häftlinge wegen solcher Aktionen verhaftet oder erschossen worden, der Ghettozeuge Dr. Joseph R. sei gekauft, den V-Mann habe er nie gesehen, und Jeckeln sei ein «Massenmörder, Sadist und Kriegsverbrecher, eine Bestie, eine Ausgeburt der Hölle, ein Teufel in Menschengestalt, der Zehntausende von unschuldigen Juden erschossen liess, darunter meine Mutter Sara und meine Schwester Elia, meinen zweiten Bruder Maifrin und acht enge Verwandte».

Aber es nützt ihm nichts. Am 8. August 1951 verurteilt ihn das Ministerium der Staatssicherheit der lettischen SSR als «antisowjetisches Element» zu zehn Jahren Arbeitslager.⁵³ In seinem Urteil steht, er sei ein «Schützling der deutschen Besatzungsmacht» gewesen, habe «Privilegien» und Dokumente besessen, «die ihn als Arier ausweisen», er habe eine «geheime Zusammenarbeit mit der Gestapo» unterhalten. Und: «Er führte in ihrem Auftrag verräterische Tätigkeiten aus, indem er den Deutschen ihnen feindliche Personen aus den Reihen der örtlichen Bevölkerung und der Gefangenen der Schneiderwerkstätten nannte sowie die Polizeiorgane über die Einstellung einzelner Offiziere informierte.»

Rudow wird nach Komi geschickt, in ein Kohlenbergwerk nördlich des Polarkreises, wo schon im August die Flüsse zufrieren und im Winter die Sonne nie aufgeht. Im Oktober 1954 erlässt man ihm nach einem Unfall die Reststrafe, er kommt zurück nach Riga. Er wird Abteilungsleiter in einem Textilkombinat, ergibt sich dem Trunk, heiratet ein zweites Mal, wird wieder geschieden, verwahrlost, «dass es jede Maus grauste», wie Israel Churin berichtet, und versucht dennoch 15 Jahre lang über sämtliche Instanzen, erst ein Revisions-, dann ein Rehabilitationsverfahren in Gang zu setzen.⁵⁴ Erfolglos.

1972 erhält er die Genehmigung, nach Israel auszureisen. Als er dort ankommt, schreibt Alexander Lewin, «tragen ihn die ehemaligen Häftlinge auf den Schultern». Aber es ist zu spät für ein neues Leben, er ist krank an Leib und Seele, ein gebrochener Mann. Auch seine dritte Ehe mit der Tochter des Vorkriegsbesitzers der grossen Wohnblocks am Washington Platz, Lilly Misroch, scheitert. Am 29. Januar 1976 stirbt er in einer staatlichen Klinik der Psychiatrie in Tel Aviv. Auf dem Friedhof in Bat Yam, nur ein paar hundert Meter von Lewins Wohnung entfernt, liegt er begraben. Posthum, aufgrund des 1990 von der unabhängig gewordenen Republik Lettland erlassenen Gesetzes, wird Boris Rudow am 4. Dezember 1998 von der Staatsanwaltschaft in allen Punkten rehabilitiert.⁵⁵

Die russisch-orthodoxe Lettin Katja Sorokina

Weder Tamara Schermans noch Boris Rudows Leben sind zum Zeitpunkt ihrer «Arisierung» gefährdet gewesen. Diese Arisierung ist ein Privileg, das beide zu ihrem Vorteil nutzen. «Wer Jude ist, bestimme ich», diesen Ausspruch schreibt man Hermann Göring zu, die Provinzfürsten der SS hätten ihn auch für sich reklamieren können. Boris Rudow darf zu Herrn Rudolf werden, weil das System korrupt ist und seine Repräsentanten sich von einem Paria nicht berühren lassen wollen. Tamara Scherman erhält ihren Ariestatus, weil Scherwitz sie liebt und schützen will, weil er sich nicht durch fortgesetzte «Rassenschande» gefährden mag und seine Kunden wiederum ihn, den kompetenten Betriebsleiter, nicht missen möchten. Die Befreiung Schermans und Rudows vom gelben Stern hat den höheren Interessen der SS-Männer gedient.

Tamara Scherman lackiert sich am Washington Platz die Fingernägel, lädt sich Gäste zum Frühstück ein und wird, wie ein Zeuge es niedergeschrieben hat, Fritz Scherwitz «mit Vergnügen schurigeln».⁵⁶ Boris Rudow genießt seine Position, mietet sich in der Stadt eine kleine Wohnung, in der er seine Geliebte empfängt, «eine Sekretärin bei der SS». Das jedenfalls behauptet der Schneider Churin, und er bekräftigt, «das war auf der Lenta ein offenes Geheimnis. Die beiden gingen auch zusammen ins Hotel Riga zum Tanzen.»

Scherwitz erwähnt während seiner eigenen Vernehmungen an keiner Stelle, dass Tamara Scherman seine Geliebte gewesen sei. Selbst gegenüber dem früheren Lenta-Häftling Herbert Ungar bestreitet er intime Beziehungen. Sie habe nur heimlich für ihn «koscher gekocht».

Rudows «Arisierung» erklärt er, genau wie Rudow selbst, mit knappen Worten als ökonomische Notwendigkeit: «Es hat die Sache vereinfacht.» Als Herbert Ungar dies genauer wissen will, stellt Scherwitz die «Arisierung» beinahe als banale Angelegenheit hin:

«Jost [Befehlshaber der Sicherheitspolizei bis September 1942] traf Rudow mal auf der Strasse. Jost warnte ihn und sagte, er solle nicht alleine auf der Strasse spazieren. Darauf sagte Rudow, er müsse Sachen für die Werkstatt einkaufen und Jost solle ihm ein Papier geben, damit er sich frei bewegen kann. Das ging aber nicht. Darauf ging ich zu Jost und sagte, Rudow müsse sich frei bewegen können. Er sagte, er sehe zu, was sich machen liesse. Dann kam er und sagte, er habe das nicht zu bestimmen, sondern Lange [Kommandeur des Sicherheitsdienstes], und der will das nicht. Jost gab später trotzdem Befehl an Lange, er müsse ihm für Rudow Papiere ausstellen. Bei der Gelegenheit bat ich auch gleich noch um Papiere für die Scherman. (...) Lange gab mir dann eine Bescheinigung, die beiden Genannten seien zu überprüfen. Das brauchte man für die lettische Bescheinigung. Es wurden Bilder und dann Pässe besorgt. Nach aussen gab das eine grosse Aufregung, selbst bei den Dienststellen. Aber sie konnten nichts machen, weil das der Brigadeführer Jost gemacht hat.»⁵⁷

Später nennt er gegenüber seinem Anwalt Moser als hilfreiche Personen noch den Verwaltungsleiter Heinz Trühe sowie einen «Jäger», mit dem der Arzt Dr. Karl Jäger aus Westfalen, Referent beim Persönlichen Stab von Jost oder von Jeckeln, gemeint sein könnte.

Die «Arisierung» von Scherwitz' beiden Vertrauten Rudow und Scherman ist nicht arrangiert worden, um sie vor Todesgefahr zu retten. Anders ist das bei der dritten «Arisierung», die hier geschildert werden soll, der von Katja Sorokina. Ihre Geschichte ist eng mit dem Washington Platz und vor allem mit Boris Rudow verbunden.

Scherwitz soll sie 1942 kennengelernt haben, und zwar in Begleitung von Tamara Scherman in der Wohnung des besagten SS-Offiziers Dr. Karl Jäger im Haus Nummer 16 am Washington Platz. So hat dies zumindest der NKWD festgehalten.

Die Geschichte von Katja Sorokina hat mit Scherwitz selbst nur am Rande zu tun, aber sie wirft ein Licht auf die Verhältnisse, zeigt die Überlebenskultur der illegal in Riga lebenden Juden, die Scherwitz nicht verborgen geblieben sein kann. Sorokinas Geschichte straft diejenigen SS-Angehörigen Lügen, die nach dem Krieg behaupteten, sie hätten in Riga keine Möglichkeit gehabt, sich als selbstverantwortliche Individuen zu verhalten. Sie hätten es sehr wohl gekonnt.

Unter anderen Umständen wäre Katja Sorokina eine vom Leben verwöhnte Frau gewesen. 1914 in eine reiche Familie aus Libau hineingeboren, an französischen Universitäten ausgebildet, verheiratet mit einem Textilfabrikanten aus Riga, dazu noch «strahlend schön, eine Haut wie aus Porzellan, blaue Augen, wallende blonde Locken und sehr, sehr lebenslustig. Ein einziger Männertraum», wie ihre Freundin Valentina Freimanis mir Jahrzehnte später erzählt. 1940, unter sowjetischer Besatzung, werden die Eltern nach Sibirien deportiert, ihr Mann stirbt kurz vor dem Einmarsch der Deutschen an einem Herzanfall. Er hinterlässt ihr ein Vermögen, und sie ist schwanger. Am 1. September wird sie ins Ghetto eingewiesen, Liksnas iela Nummer 1, dort wohnen die Familien Pristin und Schmuelson. Sie befreundet sich eng mit Hasja und Isa Pristin, noch enger, als Katja Sorokina ihr Kind verliert und nun die kleinen Söhne ihrer Freundinnen betreut.

Bei der Teilung des Ghettos werden sie, Hasja Pristin und alle Kinder für den Tod bestimmt und am 8. Dezember in den Wald von Rumbula geschickt. Dem NKWD schildert Katja Sorokina die Ereignisse: «Es gelang einigen mutigen Menschen aus der Kolonne, zu fliehen und sich in den nächstgelegenen Häusern zu verstecken. Ich flüsterte Hasja zu, dass man fliehen müsse, die anderen verloren wir aus den Augen. Ich ergriff ihren vierjährigen Sohn Simon, und wir versteckten uns in einem Keller.»

Dort bleiben sie etwa zwei Tage, werden dann von der lettischen Polizei entdeckt und auf den alten jüdischen Friedhof im südlichen Teil des Ghettos

gebracht. Dort stehen schon etwa zwanzig Juden, die sich auch aus den Kolonnen nach Rumbula hatten stehlen und irgendwo verstecken können. Bis zwölf Uhr, hören sie von den lettischen Polizisten, sollen sie alle exekutiert werden.⁵⁸

«Es war etwa eine halbe Stunde bis 12 Uhr. Vor unseren Augen erschoss man eine Anzahl Juden an der Friedhofsmauer. In diesem Moment flüsterte mir Hasja zu, dass auf mich ein deutscher SS-Offizier starre. Ich drehte mich um und sah Tränen in seinen Augen. Er stand nur ein paar Meter von mir entfernt, und ich flehte ihn auf Deutsch an, mir zu helfen. Neben diesem Offizier stand noch ein zweiter. Der erste Offizier, der mit den Tränen, flüsterte dem anderen etwas zu, daraufhin blickte dieser auf die Uhr und sagte ‚Halt, die Aktion ist beendet, es ist 12 Uhr.‘ Aber es war noch nicht 12 Uhr, höchstens eine viertel Stunde davor. Die Erschießung wurde beendet, und ich verlor das Bewusstsein. Als ich wieder aufwachte, befand ich mich im ‚Kleinen Ghetto‘, in dem Teil, wohin man die Juden, die arbeiten sollten, gebracht hatte. Später erfuhr ich, dass der Mann, der mir, Hasja und ihrem Kind und einigen anderen das Leben rettete, indem er dem zweiten Offizier etwas ins Ohr geflüstert hatte, der Offizier Dr. Karl Jäger gewesen ist.»

Nach ein paar Tagen werden die Geretteten auf das Polizeipräsidium gebracht, nach einer Woche gelingt es Katja Sorokina, zum zweitenmal zu fliehen. Sie versteckt sich bei einer lettischen Familie, dann bei einer anderen, und irgendwann taucht sie am Washington Platz auf, in der Wohnung des jüdischen Hausmeisters Hermann Joffe-Kennik, genannt «der Schweizer», im Haus Nummer 7. Sein Quartier besitzt zwei Ausgänge, einen zum Hof, den anderen zur Exportstrasse hinaus. Es klingt unglaublich, aber diese Hausmeisterwohnung fungiert als Drehscheibe zwischen den Kasernierten und der Aussenwelt mitten in einem Gebäudekomplex, in dem es von berüchtigten SS-Männern und Polizisten nur so wimmelt.

Hier können sich die in Riga illegal lebenden Juden mit ihren Freunden vom SD-Arbeitskommando treffen. Sogar oft treffen, wie Sorokina sagt. Durch die Hausmeisterwohnung nimmt auch die Schmuggelware aus Scherwitz' Bekleidungskammer ihren Weg in die Stadt und kommen umgekehrt

Lebensmittel und Nachrichten hinein. Auch Scherwitz kennt diesen Schleichweg. Herbert Ungar erzählt er: «Über den Schweizer liefen meine Leute in die Stadt, ich hab da weggeschaut, die kamen alle wieder. Vom Washington Platz ist niemand geflogen [jüdischer Ausdruck für «flüchten»].»

Die Wohnung des Schweizer bleibt bis zur Verlagerung des SD-Betriebes in die Fabrik Lenta 1943 eine Drehscheibe für alles Mögliche. Auf die Frage der NKWD-Verhörer, wie das möglich gewesen sei, antwortet Sorokina: «Das weiss ich nicht. Aber soweit ich mich erinnern kann, wurde keiner der Juden aus den SD-Werkstuben, die zu Joffe-Kennik kamen, verhaftet.»

Hier bei dem «Schweizer» Joffe-Kennik trifft sie durch Vermittlung von Isa Pristin und Boris Rudow im Februar 1942 ihren Lebensretter wieder, den SS-Offizier Dr. Karl Jäger. Es ist eine arrangierte Begegnung mit hohem Risiko, aber sie hat ja einmal Tränen in seinen Augen gesehen und von ihren Freunden in Scherwitz' Arbeitskommando gehört, er lasse dort oft nähen und sei gut zu den Juden.

Karl Jäger engagiert sie vom Platz weg als «Haushälterin» für seine Wohnung am Washington Platz Nummer 16 und macht sie zu seiner Geliebten, seine Familie ist weit weg in Westfalen. Die Beziehung entwickelt sich, wie mir in den neunziger Jahren Katja Sorokinas Freundin Valentina Freimanis erzählt, zu einem einzigen Drama. «Er war verrückt nach ihr, aber Jäger war ein Alkoholiker ersten Ranges. Heute würde man sagen, er war klinisch depressiv.» Sehr bald gerät er wegen seiner Geliebten, oder wegen seines Alkoholismus, bei der SS in Schwierigkeiten, man droht ihm, so Katja Sorokina, «mit einer Versetzung zur Ostfront». Ein Ausweg wird gefunden. Boris Rudow kennt den alten Priester Jurik Svemp von der anderen Seite der Düna, den er bei seinen Arisierungsversuchen selbst schon einmal aufgesucht hatte, damals aber vergeblich. Gegen einen Persier und eine diamantenbesetzte Brosche klappt es diesmal, im März 1942 wird Katja Sorokina als Tamara Pawlowa nachträglich in das Taufregister des Priesters eingetragen. Jetzt ist sie eine Lettin russisch-orthodoxen Glaubens, geboren in Dünaburg.

Auf dieser Grundlage besorgt ihr Karl Jäger bei der lettischen Polizei einen neuen Pass und arrangiert für sie eine Scheinheirat mit dem lettischen

Advokaten und Schieber Karl Dzersins, dessen Familiennamen sie annimmt. Das Leben als «Haushälterin» kann weitergehen.

Aber Karl Jäger wird bald tatsächlich nach Minsk strafversetzt, und so zieht Katja in die Wohnung ihres Scheinehemanns Dzersins in die Parkstrasse 4 ein. Er, «ein Greis von 60 Jahren», fordert von der schönen 28jährigen den Vollzug der Ehe, erpresst sie, will den Schmuck haben, den sie vor ihrer Einlieferung ins Ghetto bei Freunden versteckt und jetzt geholt hat. Sie flüchtet nach Jurmala, an den weissen Strand der Ostsee, dort besitzt er eine Datscha und sie den Schlüssel dazu.

Und dann passiert es. In der heissen Julisonne 1942 lernt sie am Strand einen gutaussehenden jungen Mann kennen, «in Badehose», wie sie dem NKWD-Verhörer gesteht, und verliebt sich bis über beide Ohren. Als sie sich einige Tage später trennen, gibt er ihr seine Telefonnummer, vielleicht könne er ihr einmal helfen, soll er versprochen haben. «Er hiess Pierre, mehr wusste ich nicht.»

Zurück in Riga, macht ihr Dzersins eine Szene, angeblich ist ihre wahre Identität der Polizei inzwischen bekannt. Verzweifelt ruft sie ihren geheimnisvollen neuen Freund an, und erfreut stimmt dieser einem Treffen in seiner Wohnung in der Innenstadt von Riga zu. Als sie klingelt, öffnet ein SS-Offizier, es ist ihr Pierre. Sie sitzen auf der Couch, trinken Cognac, das Licht der weissen Nächte im Norden ist von vielen Dichtern besungen worden, und irgendwann gesteht sie ihm, sie sei aus dem Ghetto geflohen, heisse ganz anders, habe einen Ehemann, der sie erpresse, und wisse jetzt nicht mehr ein und aus.

«Er stand auf, sagte kein Wort und telefonierte, und als ich fragte, wieso jetzt, antwortete er, er habe eine Familie, und bevor er zu ihr fahre, wolle er noch einen Orden für meinen Kopf. Ich versteinerte, und nach fünf oder zehn Minuten betraten zwei Gestapomänner die Wohnung, passten auf, dass ich nicht aus dem Fenster springe. Ein wenig später kam ein Auto angefahren, und wir fuhren zu viert zum Gestapoquartier in der Reimers iela. Dort verhörten mich drei oder vier Gestapooffiziere, und ich sagte, alles was ich Pierre gestanden hätte, sei gelogen, ich hätte seine Beteuerungen nur auf die Probe stellen wollen. Ich zeigte ihnen meinen Pass, wonach ich eine Russin aus Dünaburg bin, aber gut Deutsch spreche, weil

ich auf eine deutsche Schule gegangen bin. Die Offiziere wollten aber Zeugen für meine Herkunft. Daraufhin nannte ich ihnen den Namen des Priesters Svemp.»

Der weitere Fortgang erschliesst sich aus den Verhörprotokollen in der NKWD-Akte von Boris Rudow. Demnach hat Rudow seiner Freundin aus der Falle geholfen, und aus dieser Hilfsaktion macht der NKWD nachher einen «klaren Beweis» für «die Tatsache einer Zusammenarbeit Rudows mit der Gestapo». Seine Aussage:

«Im Sommer 1942 erschien bei mir in der Nacht ein Deutscher in Uniform und brachte mich zum Gestapohauptquartier. Dort traf ich Katja Sorokina, den SS-Untersturmführer [Karl] Pierre, den ich kannte, weil er Leiter der wirtschaftlichen Abteilung unserer Werkstätten war, und andere Offiziere, die mir nicht bekannt waren. Ich war sehr überrascht, die Sorokina dort zu sehen, und wir taten, als ob wir uns nicht kannten. Pierre entschuldigte sich für die nächtliche Störung bei mir und befahl, ich solle mit einem Fahrer des SD zum Haus des Priesters fahren, ihn und das Kirchenbuch herbringen. (...) Nach einer Stunde kamen wir zurück. Pierre fragte den Priester, ob ihm die Sorokina bekannt sei und ob er sie getauft habe. Er bestätigte dies und zeigte als Beweis die Eintragung ins Kirchenbuch vor. Das Gespräch dauerte nur einige Minuten, ich übersetzte es. Dann wurden der Priester und ich wieder entlassen.»

Eine halbe Stunde später wird Katja Sorokina für «frei» erklärt, aber weil es Nacht ist, sie eine Lettin und keine Jüdin ist und einen Ehemann besitzt, zu dem sie nicht mehr zurück möchte, und obendrein noch schrecklich weint, stellt ihr die jetzt höflich gewordene Gestapo ein Gästezimmer am Washington Platz zur Verfügung. Diesen Wohnblock kennt sie nun aus allen Perspektiven.

Im Spätsommer beginnen in Lettland die sogenannten Aushebungen für die deutsche Rüstungswirtschaft. Zu Abertausenden werden die Einheimischen mit dem Arbeitsdienst ins Reich geschickt, auch Katja Sorokina bekommt eine Aufforderung, sich zu melden. Es gelingt ihr, nicht nach Deutschland, sondern nach Pleskau geschickt zu werden, als Dolmetscherin bei der Wehrwirtschaftsinspektion Nord. Mitte 1943 wird sie in Pleskau für sechs Monate ins Gefängnis gesteckt, weil ihr lettischer Pass abgelaufen ist.

Vor ihrer Überstellung nach Riga flüchtet sie nach Estland, es ist ihre dritte Flucht. Sie versteckt sich bei einer Bekannten in Reval, erlebt im September 1944 die Befreiung der Stadt durch die Rote Armee, um zwei Monate später, als ihre jüdische Identität bekannt wird, als vermeintliche SD-Agentin vom estnischen Sicherheitsdienst verhaftet zu werden.

Ihr Ex-Geliebter, der SS-Mann Dr. Karl Jäger, ist zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlich schon tot, er soll im Winter 1942/43 bei einem Partisaneneinsatz gefallen sein. Auch ihr Scheinehemann Dzersins ist tot, vermutlich 1943 in Riga auf offener Strasse ermordet worden. Und ihr denunziationsfreudiger Geliebter Karl Pierre, gelernter Steward, SS-Mitglied seit 1926, zuletzt Hauptsturmführer, wird Ende 1942 nach Prag versetzt und erschießt sich dort am 3. November 1944, weil die SS ein Ermittlungsverfahren gegen ihn wegen der Preisgabe von Dienstgeheimnissen anstrengen will.⁵⁹

Nach monatelangen Verhören wird Katja Sorokina vom NKWD in Reval zu einer «sozial gefährlichen Person» erklärt und für fünf Jahre zum Holzfällen in ein Arbeitslager in den Ural geschickt. Im Herbst 1947 nach einem Unfall vorzeitig entlassen, kehrt sie zurück nach Riga, aber auch hier lässt der NKWD sie nicht in Ruhe.

1951, nachdem der Serienzeuge Dr. Joseph R. angegeben hat, sie habe falsche Pässe an Juden verkauft und diese dann an den SD verraten, wird sie erneut verhaftet, aber mangels Beweisen wieder freigelassen. In den nächsten Jahren kämpft sie um ein Revisionsverfahren, weil sie ihre Unschuld beweisen will. Doch der Vorwurf, sie habe mit dem angeblichen Gestapoagenten Boris Rudow zusammengearbeitet, lässt all ihre Bemühungen scheitern. Die Begründung ist immer dieselbe: «Verdacht der Zusammenarbeit mit der Gestapo». Unter diesem Druck zerbricht ihre dritte Ehe. Erst im August 1963 – es ist die Tauwetterperiode unter Chruschtschow – wird Katja Sorokina vom Obersten Gerichtshof in Estland in allen Punkten rehabilitiert, der Generalstaatsanwalt stellt fest: «Ihr Schicksal war eine private Tragödie, (...) das Urteil ein Irrtum der Justiz.»⁶⁰

Fünf Jahre später darf sie nach Israel ausreisen, heiratet ein viertes Mal, scheidet ein viertes Mal und zieht 1972 in die Bundesrepublik, nach Frankfurt. Hier arbeitet sie bei einem grossen Verlag, aber sie ist ja schon beinahe

im Rentenalter. Ihre Spur verliert sich Anfang der achtziger Jahre. Ihre letzte Adresse ist ein städtisches Altersheim, kein jüdisches, vor den Toren der Stadt.

Das Korps hinter der Tür

Scherwitz hat sich gegenüber den Häftlingen der Kasernierung am Washington Platz nicht nur anständig, sondern solidarisch verhalten, davon erzählen viele Berichte. Es stellt sich die Frage: Warum hat er so gehandelt, warum hat er «seine» Handwerker geschützt, ja mehr noch, soweit es geht behütet?

Er habe das getan, weil er selbst ein getarnter Jude gewesen sei – das ist Scherwitz' eigene Erklärung nach dem Krieg, das ist auch die Überzeugung von Alexander Lewin, Herbert Ungar und vielen anderen Zeitzeugen, mit denen ich in den neunziger Jahren gesprochen habe.

Doch die ethnische Zugehörigkeit allein wäre ein fragwürdiges Erklärungsmuster. Viel näher liegt es, sein Verhalten aus seiner Prägung durch die Freikorps zu erklären. Die Jahre in der Männergemeinschaft der Freikorps, die, anders als seine jüdische Abstammung, zweifelsfrei erwiesen sind, haben den jugendlichen Fritz Scherwitz tief geprägt. Die Freikorpsgemeinschaft bot ihm Schutz in einer unordentlichen Zeit. Betrachtet man Scherwitz' Verhalten in Riga unter dem Aspekt des «Korpsgeistes», dann wird vieles verständlich, was sonst unverständlich bliebe.

In den Werkstätten am Washington Platz, und später auch in der Fabrik Lenta, fordert er nicht den Häftlingsgehorsam, sondern Gemeinschaftsbewusstsein ein. Alle für einen und einer für alle, so wie es ihm seine Kameraden vom Freikorps von Diebitsch in Litauen und Westpreussen eingepflichtet haben. «Ihr könnt euch auf mich verlassen», das hat er laut Abraham Bloch und Abraham Schapiro immer wieder gesagt.

Sein eigenes «Korps» hinter der Tür scheint ihm wichtiger zu sein als die Ordnungsgemeinschaft der SS draussen, mit all ihren unüberschaubaren Hierarchien, ihrem Herrenmenschentum und ihrem Glauben an Blut und Rasse. Er lebt mit den Eingeschlossenen so eng zusammen wie sonst kein anderer Vorgesetzter irgendeines «Judenkommandos» in Riga. «Ich war der einzige,

der mit diesen Leuten [den Juden] unter einem Dach gewohnt hat», sagt er Herbert Ungar in Nürnberg. Er will nicht, dass Einzelheiten über das Binnenleben der Kasernierung bekannt werden, verpflichtet «seine Leute» zum Schweigen, als seien sie nicht Zwangskasernierte, sondern ein Freiwilligenverband. Er vermeidet kollegiale und politische Zusammenkünfte mit SS- und SD-Leuten, soweit er kann.

Auch die Freikorps-Männer von damals, die Baltikumer des Jahres 1919, hatten sich nicht für die Befehle aus Berlin interessiert, waren nur ihrem Führer gefolgt, seiner Fahne und ihrem eigenen Instinkt, hatten nur den Kameraden desselben Schützengrabens vertraut und sonst niemandem, hatten auf Ideologien gepfiffen, auf Hierarchien, Standesbewusstsein und Orden, und hatten nur das getan, was ihnen im Moment nützlich erschien. Und das mutig und ohne Kompromisse, rücksichtslos gegen die, die sie als Gegner betrachteten.

Jetzt, 1942, beinahe 25 Jahre später, ist der bei den Freikorps zum Mann erzogene Scherwitz selbst ein Führer. Er kann sich keinen Fehler erlauben, sonst sind die Männer seines Kommandos verhaftet oder tot. Als Führer seines Arbeitslagers kann er sich wie weiland Oberst von Diebitsch, Friedrich Erler oder Hauptmann Wiese für seine Männer verantwortlich fühlen, der grossen Politik zum Trotz. Noch während der Verhandlung gegen ihn vor dem Landgericht in München spricht er immer wieder von «meinen Leuten». Als ihn dann während des Prozesses «seine Leute», wie zum Beispiel der Gerber Chaim G., als Monster darstellen, versteht er die Welt nicht mehr.

Scherwitz fordert von «seinen» Juden unbedingte Loyalität und belohnt sie mit seiner Fürsorge, so gut es die Verhältnisse eben erlauben. Viele Male stellt er sich auf die Seite «seiner» Juden, und «seine» Juden nennen ihn «Chaze», ein unübersetzbares jüdisches Wort, das für eine Mischung aus Vater, Bruder, Freund, Kamerad und Chef steht. Abraham Bloch berichtet es so, und viele Zeitzeugen, mit denen ich sprechen konnte. «Wenn Chaze da war, brauchte man keine Angst zu haben.» Scherwitz selbst hat Herbert Ungar gegenüber das Wort vom «Judenkönig» ins Spiel gebracht: «Sie werden es wohl nicht glauben, aber bei den Herrschaften [von der SS] da war ich doch (...) verschrien als der Judenkönig.»⁶¹

Die Solidarität, das Füreinander-Einstehen, das ist die lichte Seite der Freikorps-Mentalität, die Scherwitz am Washington Platz und nachher in Lenta nicht abstreifen mag. Es gibt auch die dunkle Seite, die brutale Selbstjustiz, die Feme. Wer aus der Gemeinschaft ausschert und sie damit gefährdet, wird gerichtet. Er wird nach einer gerichtsähnlichen lagerinternen Verhandlung bestraft, und zwar mit dem Tod. Wie damals, bei den Freikorps, «schadlos» gemacht von den eigenen Kameraden. Zwei Fälle von Selbstjustiz werden zu schildern sein, der Fall Psawka am Washington Platz und der Fall Heinz Markus in Lenta.

Scherwitz hätte in Riga nicht so handeln müssen, wie er gehandelt hat, andere Betriebsleiter von anderen Kasernierungen haben Arbeitsleistungen mit Strafen und Prügeln erzwungen. Max Kaufmann beschreibt mehrere Kasernierungen von Wehrmachtseinrichtungen und den Stil, der dort herrschte. Er vergleicht und kommt zu dem Schluss: «Auf jeden Fall war die SD-Kasernierung die beste von Lettland.»

Alexander Lewin teilt meine Meinung, Scherwitz' ungewöhnliches Verhalten sei mit dem Freikorpsgeist zu erklären, absolut nicht. Geradezu aufgebracht schreibt er mir: «Das Freikorps hat und konnte auch nicht Scherwitz das Wichtigste andrillen: nämlich CHOCHME!! Dieses Wörtchen umfasst alles, was mit Schlaueit, Klugheit, Sprachbegabung, tricksen, bluffen, schwindeln, angeben, täuschen usw. usw. langatmig umschrieben wird. Das gehört zum genetischen Erbgut litauischer Juden! Alle diese Eigenschaften, die mit dem einen Wort Chochme beschrieben sind, lassen sich nicht einimpfen. Es geht nicht. Damit wird man geboren!» Und er schickt mir auch gleich eine Übersetzung aus der «Iwrith-Enzyklopädie, Band 21, Seite 771», weil er meint, ich glaube Büchern mehr als lebendigen Menschen. Dort steht unter dem Stichwort «Charakterzüge der litauischen Juden»: «Hochherzigkeit, Vernunft steht über Gefühl, nüchternes Denken, Scharfsinn, grosse Auffassungsgabe, geistreich». Ich solle, gibt er mir auf den Weg, doch um Himmels willen auch das Subjektive gelten lassen. «Zwischen einem Eskimo und einem Kongoneger gibt es doch auch Unterschiede, selbst wenn sie im gleichen Waisenhaus aufgewachsen sein sollten.»

Scherwitz besass zweifellos «Chochme», war erfinderisch, sprachbegabt und wortgewandt, bloss das Schreiben fiel ihm schwer, ob und was er gele-

sen hat, weiss man nicht. Immer wieder gewinnt man den Eindruck, er sei nahezu ein Analphabet gewesen. Aber sein Verhalten am Washington Platz und später auf der Lenta passt zu dem, was man über Analphabeten weiss.

Bernhard Schlink erzählt in seinem Roman «Der Vorleser»⁶² die Geschichte der Analphabetin Hanna Schmitz, die bei Siemens arbeitete und befördert werden sollte, aber aus Angst, ihre Lese- und Schreibschwäche könne herauskommen, die Firma verliess und KZ-Aufseherin wurde. Später hat sie sich vor Gericht miserabel verteidigt, weil sie die Akten nicht lesen konnte und das nicht eingestehen wollte. In der Geschichte der Romanfigur Hanna gibt es ein Verhaltensmuster, das dem des Fritz Scherwitz verblüffend ähnlich ist. Die KZ-Aufseherin umgab sich gerne mit Schwachen, die sie zu ihren Schützlingen machte, die ihr halfen, das Gesicht zu wahren. Sie schuf Abhängigkeiten, die es ihr möglich machten, ihre Leseunfähigkeit zu überspielen und unabhängig zu erscheinen. Auch Scherwitz schuf sich Schützlinge, einen Schutzwall von Abhängigen, mit denen er vertraut umgehen konnte und die auf sein Wort hörten. Sein halbes Analphabetentum kann ein starkes Motiv für ihn gewesen sein, den Korpsgeist «seiner» Leute zu hegen und zu pflegen. Hinter dem Schutzwall der Kasernierung konnte er Distanz halten zu der SS- und SD-Bürokratie mit ihrer Flut von Schriftsätzen, von Tagesbefehlen, von Verwaltungsvorschriften. Im Verhör mit Herbert Ungar wird Scherwitz nicht müde zu betonen:

«Ich war nie draussen. (...) Ich bin mit den SS-Leuten nur zusammengekommen, um Sachen über die Werkstätten zu besprechen. (...) Sie interessierten mich nicht (...) Ich habe mich um sie nicht gekümmert (...). Ich habe mit diesen Leuten nichts zu tun gehabt (...). Ich habe mich von ihnen ferngehalten, mir sie vom Halse gehalten, habe vermieden, mit jemanden zusammenzukommen. (...) Ich kam aus meiner Werkstatt praktisch nicht raus. (...) Ich sage Ihnen, meine Leute waren viel besser über die Lage draussen informiert als ich. (...) Ich war für meine Leute verantwortlich, habe für sie den Kopf hingehalten, damit war ich beschäftigt. (...) Sie wissen es doch selbst, ich sass auf einem Pulverfass, (...) glauben Sie denn, da hatte ich Zeit für was anderes?»⁶³

Lewin ist meine Interpretation viel zu psychologisch, aber er führt selbst psychologische Gründe an. Er ist überzeugt, dass das Schicksal seiner im Ghetto eingesperrten Eltern und die jüdische Katastrophe in Riga Scherwitz «zum Judentum zurückgeführt» habe. Er sei den «Pakt mit dem Teufel eingegangen, um seine eigene Haut zu retten», habe aber auch «sein Bestes gegeben, um seinen [heimlichen] Glaubensgenossen Schlimmstes zu ersparen».

Auch Margers Vestermanis, der Leiter des Jüdischen Museums und Archivs in Riga, erklärt Scherwitz' Benehmen mit seiner Herkunft: «Zweifelsfrei ist er ein ‚Schuft‘ gewesen, aber einer mit ‚a jiddische Harz‘. Dieser Dualismus macht ihn – diese eigentlich moralische Jammergestalt – zu einer gewissermassen tragischen Persönlichkeit», schreibt er mir.⁶⁴ Und für Herbert Ungar, den früheren KZ-Elektriker und späteren Major bei den Nürnberger Prozessen, scheinen mit Scherwitz' jüdischer Abstammung sowieso alle Rätsel gelöst zu sein.

Aber was ist, wenn diese Herkunft «Panama» eine Hochstapelei ist, so wie es Leiba Lipsic, der Hüter des Ghettoarchivs in Schaulen, zu wissen glaubt? Hat Scherwitz dann in Riga nicht sein Bestes gegeben, und ist er dann keine tragische Persönlichkeit? Ein eindimensionaler Mensch und kein «dualer»?

Scherwitz' Verhalten in Riga mit seiner Prägung durch die Freikorps zu erklären ist deshalb reizvoll, weil dann die Frage seiner ethnischen Zugehörigkeit einiges von ihrem erdrückenden Gewicht verliert. Dann muss nicht mehr oder nicht mehr ausschliesslich seine mögliche jüdische Herkunft als der Schlüssel zu jeglicher Erkenntnis bemüht werden. Dann lautet die Schlussfolgerung: Nicht die Wiege, in der er gelegen hat, ist für sein Handeln entscheidend, sondern die Erfahrungen sind es, die er in seinem Leben sammeln konnte. Er hat das Gruppenbewusstsein der Männergemeinschaft Freikorps verinnerlicht, ihr Freund- und Feind-Denken, die strikte Trennung einer solidarischen Innenwelt von einer feindlichen Aussenwelt. Der Washington Platz und die Lenta sind für Scherwitz gute Innenwelten, die durch ihn, den guten Anführer, vor der bösen Aussenwelt geschützt werden müssen. Vor Rumbula, vor dem Ghetto, vor Hunger und Läuse, vor der Willkür, vor der Entwürdigung durch die Feinde und vor sich selbst, wenn der Anführer meint, seine Schützlinge schlagen über die Stränge.

Dass er in seiner Rolle als Betriebs- und Lagerleiter in einem besetzten Land selbst zur feindlichen Aussenwelt gehört, wird Scherwitz nie erkennen können. Insofern sind seine spätere Erklärungen, er habe sich in Riga immer nur «getarnt», habe in Wirklichkeit aber auf Seiten der Juden gestanden, also in der Binnenwelt gelebt, aus seiner Perspektive sogar stimmig. Bei den beiden Hauptverhandlungen gegen ihn in den Jahren 1949 und 1950 will er begreiflich machen, wie subversiv er sich verhalten habe. In einem Zeitungsbericht aus dem Jahre 1950 steht, im Publikum sei darauf mit Gelächter reagiert worden. Seine Aussage vor Gericht:

«Ich habe mich oft für meine Leute in Gefahr begeben, habe für sie gelogen und gestohlen und betrogen, habe ihnen Lebensmittel und Schwerstarbeiterkarten besorgt, (...) Zivilkleidung, damit sie keine Streifen tragen müssen, und gute Unterkünfte, Betten weiss bezogen (...) und alles getan, die SS aus dem Betrieb rauszuhalten. (...) Ich habe eine Sanitätsstation eingerichtet und habe immer für gute Beschäftigung gesorgt und dabei ständig mehr Leute angefordert, damit sie nicht liquidiert werden. (...) Wenn ich mich schuldig gefühlt hätte, hätte ich nach dem Krieg jederzeit mit einem anderen Namen ins Ausland verschwinden können, aber das habe ich nicht getan. (...) Ich fühlte mich nicht schuldig, ich bin vollkommen unschuldig. (...) Ich bin für die Leute verantwortlich gewesen, warum wirft man mir das jetzt vor?»⁶⁵

Die gute Innenwelt. Episoden vom Washington Platz

«Als Heydrich noch in Prag residierte, liess er sich am Washington Platz ein Paar gefütterte Jagdstiefel herstellen. Schon damals besass die Werkstatt einen legendären Ruf und erhielt viele Spezialaufträge. Beim Anprobieren riss eine Schlaufe, was Heydrich veranlasste, durch Fernschreiben nach Riga anzuordnen, dass der jüdische Schuhmacher Owtschinsky wegen ‚Sabotage‘ zu erschiessen sei. Es handelte sich um einen besonders guten Schuhmacher. Scherwitz aber gab diesen Juden nicht zur Erschiessung frei, sondern behielt ihn illegal am Washington Platz und riskierte eine Falschmeldung über die

stattgefundene Vollstreckung, die über die Dienststelle beim Befehlshaber der Sicherheitspolizei weitergeleitet wurde nach Prag.» (Bericht des früheren Abwehr-Referenten beim Befehlshaber der Sicherheitspolizei, Wilhelm Boss, aus dem Jahre 1955)⁶⁶

«Mir ist bekannt, dass einmal aus Prag ein Befehl kam, den Meister der Schuhmacherei, Owtschinsky, zu erschiessen, aber Scherwitz wendete es ab, indem er ihn von den Listen streichen liess, aber in der Werkstätte beliess. Es waren noch einige Juden dort, die nicht auf Listen standen, wer, weiss ich nicht.» (Boris Rudow, 1945)

«Scherwitz sorgte für seine Leute. Eines Nachts fuhr er mit einer Gruppe Juden mit SD-Autos auf den Güterbahnhof, koppelte einen Waggon ab, entplombte ihn und liess alle Lebensmittel, die sich in ihm befanden, zum Washington Platz fahren, wo sie in der Werkstattküche landeten.» (Abraham Bloch, 1946)

«Einmal habe ich eine ganze Waggonladung Lebensmittel geklaut. Das können alle bestätigen, die dabei waren.» (Fritz Scherwitz, 1948)

«Strom erzählte mir, dass Scherwitz einmal unerwartet in sein Zimmer auf dem Washington Platz kam. Schapiro hatte gerade eine Packung Butter in der Hand. Vor Schreck liess er die Butter auf den Boden fallen. ‚Was hast du? Bist du verrückt geworden? Warum wirfst du die Butter auf den Boden?‘ fragte Scherwitz. ‚Oh, ich dachte, da kommt ein Fremder‘, antwortete Strom.» (Abraham Bloch, 1946)

«Im Allgemeinen lebten die Mitarbeiter der Werkstätten ziemlich ruhig. Sie konnten in den umliegenden Strassen ohne Ausweis herumgehen, waren niemals hungrig und arbeiteten nicht viel. (...) An den Wochenenden bekamen sie von Scherwitz unterschriebene Urlaubsscheine, damit konnten sie von Samstag mittag bis Montag früh zu ihren Freunden ins Ghetto kommen. Aber Anfang Dezember 1942 gab es eine Gefahr. Eine Untersuchungskommission wurde in die Werkstätte geschickt, die ein gewisser Pifrader leitete [Achamer-Pifrader, Befehlshaber der Sicherheitspolizei von September 1942 bis September 1943], der ein grosser Schuft war. Die Kommission fand bei den Juden einige Torten, gebratene Hühner und Eier. Die Juden waren zu Tode erschrocken. Am Abend erschien Scherwitz und befahl ihnen mit

einem Lächeln im Gesicht, die Torten aufzuessen. Am nächsten Tag erklärte Scherwitz der Kommission, dass man ihnen statt Brot nur Mehl ausgegeben hatte und dass die Juden anstatt Brot sich davon Torten gebacken hätten. Die Eier, die man gefunden hätte, seien für die Bearbeitung von Pelzen notwendig und übrig gewesen und das Hühnerfleisch seine Belohnung für ihre gute Arbeit gewesen.» (Abraham Bloch, 1946)

«Von Zeit zu Zeit wurden auch die Juden des Kommandos Washington Platz untersucht. Aber Scherwitz sorgte stets für die nötige Deckung. (...) Wenn Rudow dann die Handwerker zusammen mit höheren Leuten überprüfte, sorgte er stets dafür, dass alle vorher über die Kontrolle orientiert waren. Die Kürschner oder Schneider, die vorher nie eine Nadel in der Hand gehabt haben, machten nun den Eindruck grosser Künstler. Das gleiche spielte sich auch in den anderen Werkstätten ab.» (Max Kaufmann, 1947)

«Eine herrliche Torte wurde von einem SS-Offizier bei unserem Oberjuden Schönberger [Scheinberger] entdeckt. Da der Offizier nicht weiter über die Torte sprach, (...) verzehrten Schönberger, seine Frau und ihre Geburtstagsgäste die Torte. Wie gross war die Überraschung, als einen Tag später der SS-Offizier anrief und (...) die Torte wünschte. Scherwitz befahl, eine zweite Torte zu backen (...). Sie wurde ans Fenster gestellt, um sie zu kühlen, der Polizist Lorenz fächelte über sie mit einem Handtuch, um die Kühlung zu beschleunigen, und lieferte sie dann als die Torte von gestern ab.» (Werner Sauer, 1948)

«[Ben-Zion] Haan, der Meister der Schlosserei, hatte zwei Gänse gekauft, die gebraten und in einen Koffer verpackt in die Werkstätte geliefert werden sollten. Der Transport wurde aber von Trühe gesehen und angehalten. Aber Haan gab an, die Gänse wären Rudows Gänse und für ihn nur in der Schlosserei gebraten worden. Auch Rudow rückte es gerade, der Erfolg war aber trotzdem, dass der SD die Gänse zu Mittag gegessen hat und nicht wir.» (Werner Sauer, 1948)

«Einmal hatte ich geschmuggelte Butter unter dem Bett liegen. Da erschien eine unangemeldete Inspektion, die Pifrader leitete. Man fand die Butter in meinem Zimmer. Pifrader liess mich aus der Werkstatt rufen, verpasste mir eine Ohrfeige, dass ich nur so durch die Stickerei segelte. Er brüllte herum, dass er mich erschiessen lassen wolle, und genau in dem Moment er-

schien Scherwitz. Er beruhigte Pifrader und sagte ihm, ich sei die Freundin seines jüdischen Kraftfahrers Monja Wons. Er persönlich habe ihm heute die Butter geschenkt, und wenn Monja sie weitergegeben habe, dann sei das ein Geschenk und kein Schwarzhandel. Scherwitz nahm die Butter an sich und gab sie mir später zurück. Er hat mir damit das Leben gerettet.» (Rita Blond, 1999)

«An einem Vormittag erschien ein SS-Mann in meinem Zimmer. Ich sass auf dem Bett und spielte Mundharmonika. Er schrie mich an, warum ich nicht arbeite (...), und drohte, mich in den Bunker [Gefängnis im Ghetto] bringen zu lassen. Da kam Scherwitz und erklärte ihm, dass ich die ganze Nacht gearbeitet hätte und mich jetzt für die nächste Schicht ausruhen müsse.» (Josche Wysokotworsky, 1948)

«Der Kunstmaler Mogilnitzky war bei den SS-Offizieren sehr beliebt, denn er malte sie und ihre Familien nach Fotos auf Öl. An einem Nachmittag fand eine Hausdurchsuchung statt, von der niemand etwas vorher wusste. Auch Scherwitz nicht, sonst hätte er ja uns in seinem eigenen Interesse gewarnt. (...) Mogilnitzky hatte sich gerade in seiner Werkstatt für ein Schläfchen eingeschlossen. Ein SS-Offizier trommelte wütend an der Tür. Der Maler öffnete völlig verschlafen und verdattert. Sein Schrecken stieg ins Bodenlose, als der Oberführer Pifrader losbrüllte: ‚Ich will den Kerl nie wiedersehen, der wird erschossene Scherwitz beruhigte ihn und lenkte ihn ab. So wurde die Gefahr abgewendet, und später wurde vor die Tür ein grosser Schrank gestellt, damit solche ‚Überraschungen‘ nicht mehr passieren.› (Werner Sauer, 1948, ergänzt durch Bericht von Rita Blond, 1999)

«Eines Tages wurde ich von den Polizisten Deling und Lorenz zu einem Gläschen Schnaps eingeladen. Aber es blieb nicht bei einem, und so waren die beiden bald sinnlos betrunken. Mittendrin hörten wir Scherwitz' Stimme, der nach Lorenz rief. (...) Mühsam brachte ich Lorenz in die Stiefel und auf die Beine. Oben in den Werkstätten hatte ein Jude namens Dwojakin seinen Meister der Sattlerei, Mendelson, tötlich angegriffen, weil dieser ihn schikaniert hatte. Scherwitz liess sich berichten und schlug darauf Dwojakin schrecklich mit seinem Koppel und bestrafte ihn mit einer Woche Bunker.

(...) Das war das einzige Mal, dass Scherwitz einen Juden schlug. (...) Lorenz war so wütend auf Scherwitz, dass er ihn auch verprügeln wollte. Er schimpfte auf alles, was den Nationalsozialismus betraf (...), aber Deling sperrte ihn ein, damit er keine Dummheiten macht.» (Werner Sauer, 1948)

«[Ghettokommandant] Krause war ein grosses Schwein. Er kam zu mir in die Werkstatt rein und schlug meine Leute. Die Leute haben öfters Schach gespielt, die Bretter und Figuren schlug er kaputt und dann meine Leute. Einmal ist Krause an einem Samstag gekommen und hat alle Schränke von den Juden aufgemacht und Lebensmittel gefunden. Krause hat das sofort Pifradler gemeldet. Dann kam der auch noch und fand dasselbe, und am Montag kam ein gewisser Kriminalkommissar Griese und leitete eine Untersuchung gegen mich und die Juden ein. Die Untersuchung dauerte vier Wochen, und ich habe nicht gesagt, woher die Juden das hatten.» (Fritz Scherwitz 1948)

«Man rief Scherwitz nach Berlin, man munkelte, er habe sich wegen seines Verhaltens zu den Juden zu verantworten. Die Juden waren sehr aufgeregt über sein Schicksal. Kurz vor Neujahr [1942/43] kehrte Scherwitz zurück. Als er die erschrockenen Gesichter der Juden erblickte, rief er aus: ‚Den Kopf höher, Jungs, feiert Neujahre!« (Abraham Bloch, 1946)

«Es war in Riga schon fast bekannt, dass die Juden am Washington Platz ohne Stern herumliefen und z.T. in der Stadt auf Rechnung der Dienststelle Einkäufe tätigten. Immer wieder hat es Scherwitz verstanden, hier eine entsprechende Auslegung zu finden, und zwar stets mit dem Hinweis: ‚Ich führe eine Werkstatt und kein Gefängnis.‘ Tatsache ist, dass die Werkstube, solange sie existierte, ohne jede bewaffnete Bewachung geblieben ist. Scherwitz wohnte alleine mitten unter seinen Arbeitskräften.» (Christel Paulsen, 1949)

«Er [Scherwitz] hatte den Ruf eines Judenkönigs'. Ab etwa 1942 liess man ihn durch unseren V-Mann Sarintsch beschatten. Er berichtete uns, die Arbeitenden würden ihn mit ‚Vater‘ und mit anderen positiven Attributen belegen.» (Wilhelm Boss, 1955)⁶⁷

Widerstand

In der Silvesternacht 1941/42 versammeln sich in einer Suppenküche im Ghetto von Wilna 150 Aktivisten der zionistischen Untergrundbewegung. Sie einigen sich auf den Text eines Flugblatts, dessen erster Satz sich wie ein Lauffeuer in allen Ghettos des Ostens verbreiten wird: «Lassen wir uns nicht wie die Schafe zur Schlachtbank führen.»⁶⁸ Die Worte des Dichters und späteren Kommandanten des Widerstands, Abba Kowner, treffen ins Herz vieler Davongekommener, wecken Gefühle, die erstickt waren in dem grossen Leid, wecken den Willen zur Selbstachtung und Selbstbehauptung.

Sie werden zuerst in Wilna gehört und weitergetragen, dann in Kowno, und spätestens, als im Februar 1942 die ersten dreihundert Juden von Kowno in das «Kleine Ghetto» von Riga gebracht werden, kennen diesen Satz auch die lettländischen Juden. Abraham Bloch hat ihn in seinem «Tagebuch» notiert. Die Erinnerung an den Abschied von ihren Familien, damals, als das Ghetto geteilt wurde, die täglichen Demütigungen, die quälende Scham, als junge Männer überlebt zu haben, nur weil die Nazis noch ihre Arbeitskraft brauchten, während ihre Frauen, ihre Kinder, ihre Eltern, alle Älteren weggeführt worden sind – all das ist ein Stachel, der zum Widerstand treibt: sich nur nicht aufgeben und die anderen aufgeben lassen. Der Widerstand wird im «Kleinen Ghetto» manifest, im jüdisch-lettischen Teil des Ghettos, nicht im jüdisch-deutschen. Dass er sich zeigt, wird grosse Folgen für das merkwürdige Gemeinwesen am Washington Platz haben.

Im Februar 1942 treffen sich Abraham Bloch, der Schlosser Botwinkin, die beiden Lehrer an der jüdischen Schule im Kleinen Ghetto, Isaak Michelson und EYahu (Illia) Latt, und der Ingenieur Ovsej Okun in dessen Zimmer in der Liela Kalna (Grosse Bergstrasse) 66. Sie besprechen, was zu tun sei, um nicht «zum Schlachthaus gebracht zu werden». Bloch, den die Teilnehmer der Sitzung verpflichten, nichts von dem Gehörten aufzuschreiben, notiert in seinem später rekonstruierten Tagebuch, an diesem Abend habe man auch beschlossen, sich von den deutschen Juden fernzuhalten. Isaak Michelson soll gesagt haben: «Genossen, das Endziel der Nazis ist klar, wir sollen ver-

nichtet werden. Um den Widerstand zu brechen, unseren besonderen Charakter (...) zu zerstören, wird man weiter unsere Intelligenz ermorden. (...) Aber wir dürfen nicht verdorben werden. Wir dürfen nicht schwach wie die deutschen Juden werden, sich mit ihnen im Geist verbrüderern. Wir dürfen es nicht, weil sie mehr Deutsche als Juden sind. Wir helfen ihnen mit Lebensmitteln, soviel wir können, aber unsere Seelen müssen wir reinhalten (...) und unsere Pläne verschweigen.»⁶⁹

Bloch schildert keine weiteren Treffen, und von den geheimen Plänen erfährt man in seinem Tagebuch kein Wort. Aber im Ghetto gilt schon der Versuch, Mensch zu bleiben, als Widerstand gegen die Obrigkeit. Eine Schule und ein «Klub» für die ab Februar 1942 ins «Kleine Ghetto» deportierten Kinder aus Kowno, «damit die jungen Bäumchen nicht mit Gift bespritzt werden und im Sumpf des Ghettos versinken»; Äpfel und sogar Süßigkeiten, die Arbeiter von Aussenkommandos für sie ins Ghetto schmuggeln; Brettspiele, die Tischler in einer Kasernierung für sie schnitzen, das Eintüben von kleinen Theater- und Musikstücken, das Anlegen eines Gartens im Ghetto, das sind herausgeschnittene Stunden in einem System, das auf Brutalisierung setzt. Von solchen «die Moral» fördernden Ereignissen berichtet Bloch viel, aber auch über das teure und komplizierte Kunststück, Medikamente auf dem Schwarzmarkt zu «organisieren», damit sie Professor Minz im Ghettokrankenhaus übergeben werden können. Das Überleben in Anstand ist ein täglicher Kampf, Mut macht auch da der Schlager, der im Ghetto zum Hit wird. «Jaschke, Jaschke, sei a Jat! Un nischt sei kein Schoite, west du wem a Soldat bei di Roite.» (Jaschke, Jaschke, sei ein guter Kerl, sei kein Dummkopf, werde Soldat bei der Roten Armee.)

Diese Gruppe, die sich im Februar 1942 zusammengeschlossen hat, um Fragen des Alltags zu besprechen, Forderungen an den lettisch-jüdischen Ältestenrat aufzustellen, Nachrichten auszutauschen und Hilfe zu leisten, muss aber weitgehende Pläne gehabt haben, auch wenn sie Bloch nicht notiert. Denn es sind die Namen Michelson, Latt, Botwinkin und Ovsej Okun, die in allen Berichten der Zeitzeugen als Kern einer Untergrundbewegung im Ghetto genannt werden. Auch einige Angehörige des Ordnungsdienstes, wie die jüdische Polizei im «Kleinen Ghetto» heisst, sollen dazugehört haben.⁷⁰

Dieser Gruppe um ihren Kopf, den Ingenieur Okun, wird es gelingen, das grösste Waffenlager im Ghetto anzulegen, erreichbar nur durch eine Ofenklappe in der Liela Kalna iela Nummer 66, dazu noch ein gut bestücktes unterirdisches Proviantlager an der Ecke Vilanu/Kalna iela. Zwei weitere Waffenverstecke – ob von dieser oder einer anderen Gruppe, ist nicht bekannt – soll es in der Ludzas iela 58 und in der Liela Kalna 14 gegeben haben.⁷¹

In den Zeitzeugenberichten nirgends erwähnt wird eine bewaffnete Untergrundgruppe, die im «Kleinen Ghetto» von den beiden lettländischen Juden Russ und Sandel gebildet wurde. Ungeklärt bleibt, ob sie mit der Gruppe Okun zusammengearbeitet hat, aber eine SD-Quelle lässt dies vermuten. Offenkundig ist nur, dass diese Gruppe am 28. Oktober in eine Falle läuft und damit die Zerschlagung der gesamten Widerstandsbewegung auslöst, einen Prozess, der sich viele Monate bis zum Sommer 1943 hinzieht. Diese Geschichte von Widerstand, Verrat und Tod wird zu einer späteren Zeit auch Boris Rudow und Fritz Scherwitz einholen.

Der Hinterhalt

Die Falle ist bereits aufgestellt, als sich in der Nacht zum 28. Oktober 1942 in einer leerstehenden Wohnung ausserhalb des Ghettos in der Sadownikowa-Strasse 24 eine Anzahl Juden treffen, die sich am Abend von ihren Arbeitskommandos weggeschlichen haben. Sie wollen zu den sowjetischen Partisanen fliehen, um an deren Seite gegen die deutsche Besatzungsmacht zu kämpfen. Ihre Anführer sind die beiden jüdischen Kommunisten Sandel und Russ. Sandel arbeitet als Mechaniker bei der Dienststelle Organisation Todt, Russ soll bis zum Sommer dem Ordnungsdienst im «Kleinen Ghetto» angehört haben. Dessen Verbindungsleute zur kommunistischen Untergrundbewegung in Riga sind der lettische Lehrer Alexi Makarow, der zusammen mit seiner Tochter Helene schon einigen russischen Kriegsgefangenen zur Flucht verholfen hat, sowie Boris Pismanow, Deckname «Borka», ein im September 1942 aus deutscher Kriegsgefangenschaft entkommener Sowjetsoldat jüdischer Abstammung.

Die in der Sadownikowa-Strasse versammelten Männer verfügen über zwei deutsche Armeepistolen, fünf Trommelrevolver, eine russische MG mit zwei Magazinen und einiges Geld.⁷² Boris Pismanow kontrolliert die Waffen und erläutert dann die Einzelheiten der kommenden Aktion. Zwischen halb sechs und sechs Uhr morgens werde ein Lastwagen vor dem Haus vorfahren und die erste Gruppe, acht Männer aus dem Ghetto sowie einen namentlich nicht bekannten, untergetauchten russischen Kriegsgefangenen, zur Wegkreuzung Augspils/Abrehne etwa achtzig Kilometer nordwestlich von Riga bringen. Dort warte ein Verbindungsmann, der sie, ausgestattet mit neuen Pässen, zu den Partisanen in das Operationsgebiet um Dünaburg bringen werde. Der Fahrer sei ein Gewährsmann vom lettischen Widerstand, der nach glücklicher Beendigung der Aktion Pismanow informieren werde. Dann könnten sich im Laufe der nächsten Tage die nächsten drei Gruppen mit jeweils acht bis zehn Personen für die Flucht bereitmachen. Mit der ersten Gruppe soll Sandel fahren, mit der letzten Russ.

Der Lastwagen steht um sechs Uhr vor dem Haus. Marzinski, Ryback, Bilacki, Maczijewski, Josef Blankenfeld, Hirsch Bank, Chaim Eljaschewitsch, Sandel sowie der untergetauchte Kriegsgefangene steigen auf und fahren los.

Aber schon kurz ausserhalb der Stadt Riga, an einer Wegkreuzung bei Madone, wird das Fluchtauto von einem Lastwagen der Sicherheitspolizei überholt und angehalten, er ist durch ein Kennzeichen der Wehrmacht getarnt. Die Juden leisten sofort Widerstand und eröffnen das Feuer, aber die in Wehrmachtsuniformen gekleideten SS-Männer sind in der Überzahl, und in einem Graben liegt SS-Verstärkung. Sechs Juden, darunter Sandel und der unbekannte Kriegsgefangene, bleiben tot auf der Strasse liegen. Hirsch Bank und Chaim Eljaschewitsch werden verwundet festgenommen und schon eine Stunde später von der Sicherheitspolizei verhört.

Die wohlvorbereitete Falle haben die Spionageabwehr der Wehrmacht und der Sicherheitsdienst der SS gemeinsam aufgestellt. Auf Seiten der Wehrmacht sind der Russlandspezialist Johannes Müller und sein Adjutant Hauptmann Link dafür verantwortlich, auf Seiten des SD Rudolf Lange per-

sönlich, der Gestapochef von Lettland. Als Verbindungsmann zwischen Wehrmacht und SD fungiert der SS-Obersturmführer Tänzner.

1951 wird der NKWD-Serienzeuge Dr. Joseph R. behaupten, Boris Rudow habe den SD über die Fluchtvorbereitungen informiert und sei deshalb schuld an der anschliessenden Niederschlagung der Widerstandsbewegung im Ghetto. Aber Boris Rudow hat die Gruppe um Sandel und Russ nicht verraten, er wird, weil er seit November 1941 das Ghetto nicht mehr betreten hat, ihre Namen nicht einmal gekannt haben. Aus drei Aktenvermerken des Sicherheitsdienstes vom 20. bis 27. Oktober 1942 und einer «Meldung aus den besetzten Ostgebieten»⁷³ ergibt sich nahezu zwingend, dass nur ein einziger Mensch für den Verrat in Frage kommt: der Fahrer des Lastwagens, der angebliche Gewährsmann des lettischen Widerstands, der aber in Wirklichkeit der Gewährsmann der Abwehrstelle der Wehrmacht gewesen sein muss. Sein Name sei Abolins gewesen, weiss Margers Vestermanis aus sowjetischen Quellen. Bei den Juden habe er sich als sowjetischer Fallschirmspringer mit besten Kontakten zur Partisanenbewegung eingeführt. Als der SD den Lastwagen gestoppt hatte, habe er mit einem Maschinengewehr auf die Juden geschossen. Die Juden hätten zurückgeschossen und ihn an beiden Füssen schwer verletzt. Was aus ihm geworden sei, wisse niemand.

Die Aktenvermerke des SD zeigen, dass die Fluchtgruppe nicht die geringste Chance besessen hat. Die Abwehrstelle, der Gestapochef Lange und der Ghettokommandant Krause sind über jede Einzelheit ihres Fluchtplans seit Tagen genau informiert, sie kennen die Namen der Organisatoren und lassen jeden ihrer Schritte überwachen. «Eine MP wird von der AST [Abwehrstelle] beschafft, die die Gewährsperson bei der Fahrt mitnimmt. Wie bereits gemeldet [am 24. Oktober], wird der Lkw an der Strasse Riga-Medohn [sic!] am Kilometerstein 15 angehalten und die Insassen festgenommen, während der Wagen bis Abrehne weiterfährt», heisst es in einem Aktenvermerk vom 27. Oktober. Der Laster soll weiterfahren, damit auch der in Abrehne wartende Verbindungsmann zur Partisanenbewegung, ein Hauptmann Sergeij Jakowleff, gefasst werden kann.

Es ist eine koordinierte Aktion, selten zeigen Dokumente so eindeutig die Zusammenarbeit von Wehrmacht und SS. Beide wollen, indem sie die Grup-

pe in die Falle locken, die Hintermänner der Untergrundbewegung fassen. Die Wehrmacht interessiert sich für die lettische Fluchthelfergruppe um Makarow sowie für die Kontaktleute zur Partisanenbewegung, Pismanow und Bronislaw Lenjenjew. Der SD will die Köpfe des Widerstandes im Ghetto fassen, deren Namen er nicht kennt: «Diese Organisation wird von drei Juden geführt, die sich im Schatten halten. (...) Die Juden-Organisation hat im Ghetto 18 Juden-Polizeimänner bestochen und für 9.000 Reichsmark Waffen im Mühlgraben [Wehrwirtschaftslager] aufgekauft.»⁷⁴

Möglicherweise sind mit den drei unbekanntenen Führern im Ghetto der Ingenieur Okun sowie die beiden Lehrer Michelson und Latt gemeint. Abraham Bloch notiert, eines Tages habe ihm sein Freund Michelson freudig erzählt, im Ghetto sei ein russischer Kontaktmann der Partisanenbewegung aufgetaucht und habe eine Zusammenarbeit angeboten: «Ich wurde sehr erregt und fragte ihn: ‚Was habt ihr ihm erzählt?‘ ‚Wir haben ihm vollen Bericht über die Untergrundbewegung gegeben‘, erwiderte Isaak. ‚Und habt ihr ihm auch gesagt, wo sich die Gewehre befinden?‘ ‚Jawohl‘, nickte Isaak. ‚Soll euch Gott behütens entfuhr es mir.«⁷⁵

Vielleicht ist dieser Kontaktmann der Russe Lenjenjew, vielleicht auch Pismanow gewesen, sie sollen, so steht es in den SD-Berichten, sich häufig ins Ghetto geschlichen haben.

Tod auf dem Blechplatz

Die «Aktion Hinterhalt» wird beim SD nicht bejubelt worden sein. «Hört doch auf! Nicht alle erschiessen! Wir brauchen auch noch ein paar Leute für die Vernehmung», soll ein SS-Führer während des Gefechtes entsetzt gebrüllt haben.⁷⁶ Jetzt gibt es nur zwei festgenommene Juden, die man ausquetschen kann, die sich aber nicht ausquetschen lassen. Die Verhöre mit dem 38jährigen Hirsch Bank und dem 19jährigen Chaim Eljaschewitsch ergeben nichts, was der SD nicht schon weiss. Sie seien eher zufällig in die Fluchtgruppe geraten, sagen sie, nicht einmal Russ wollen sie gekannt haben. Auch die Dauerverhöre der am selben Tag verhafteten Russen Pismanow und Lenjenjew, des Letten Makarow sowie sechs weiterer angeblicher Mitwisser –

es sind drei entlaufene Kriegsgefangene und die lettischen Wohnungsgeber oder Hausmeister der Genannten – ergeben nichts Neues.⁷⁷ Es gibt keine konkreten Informationen über die Untergrundbewegung im Ghetto, keine neuen Namen, keinen Hinweis, wo sich die Waffen im Wert von 9.000 Mark befinden könnten, und der «Jude Russ», den der Ghettokommandant Krause hätte festnehmen sollen, ist irgendwo im Ghetto untergetaucht und verschwunden. Er soll, versteckt in einem Bunker im Ghetto, die Nazizeit überlebt haben.⁷⁸

Aber es gibt die Information eines V-Manns, die Widerstandsgruppe habe 18 Ghettopolizisten bestochen. Vielleicht sind die aber überhaupt nicht gekauft, sondern gehören auch zum Widerstand, der SD weiss es nicht. Für Samstag, den 31. Oktober 1942, ordnet deshalb der Gestapochef Lange eine Vergeltungsaktion an. Sie nennt sich «Aktion Sühnemassnahme». 48 SS-Männer, verteilt auf fünf Kommandos und geleitet vom Ghettokommandanten Kurt Krause und seinem Stellvertreter Kurt Migge, sollen sie ausführen.

Alle Einzelheiten sind schon am Tag zuvor in einem vier Seiten umfassenden Einsatzbefehl festgelegt worden.⁷⁹ Erst soll das «Kleine Ghetto» nach «Waffen, Schmuckstücken und Geld» durchsucht werden, «VORSICHT – mit Widerstand ist zu rechnen». Anschliessend soll der gesamte lettische Ordnungsdienst, dreissig Personen, wegen «Fluchtbegünstigung» auf dem Blechplatz im südlichen Teil des «Reichsjudenghetto» exekutiert werden.⁸⁰ Dazu, als Abschreckungsmassnahme, fünfzig weitere Ghettoinsassen. Krause solle männliche Juden aussuchen, die nicht mehr sonderlich arbeitsfähig erscheinen, heisst es in Punkt 13 des Einsatzbefehls.

Morgens um halb sechs beginnt die Aktion, gleichzeitig in allen Häusern. Die Menschen werden auf die Strasse getrieben, müssen dort antreten, werden durchsucht. Die Männer der SS-Kommandos durchwühlen Wohnung für Wohnung, Keller für Keller. Das dauert. Vier Männer kontrollieren an den beiden Ghettoaugängen die abmarschierenden Arbeitskolonnen. Das Kommando V umstellt das Haus in der Maza Kalna iela 30, dort wohnen alle Angehörigen des Ordnungsdienstes, und treiben sie auf den Hof der Ghettokommandantur in der Ludzas iela 56. Krause und Migge suchen währenddessen unter den angetretenen Juden auf der Strasse die fünfzig «nicht sonderlich arbeitsfähig» Geiseln heraus und lassen sie eine Gruppe bilden.

Abraham Bloch schreibt, all diese Männer seien Brillenträger gewesen. Am Abend wird er erfahren, dass auch sein Vater aussortiert worden ist. Rudolf Lange trifft erst gegen acht Uhr ein und begibt sich ohne Verzug zur Ghetto-Kommandantur.

Die lettländischen Juden, die am 31. Oktober im Ghetto sind, haben viel Zeit, den SS-Einsatz zu beobachten. Von den beteiligten SS-Männern können ihnen nur die bekannt sein, die im Ghetto täglich ihren Dienst versehen. Das sind Kurt Krause, sein Stellvertreter Kurt Migge und Krauses Fahrer Max Gymnich.

Aber der 29jährige Rafael Schub, der niemals auch nur einen Tag mit einem Arbeitskommando am Washington Platz gewesen ist, will an diesem Morgen Scherwitz unter den Männern erkannt haben. Anfang 1949, inzwischen schon in den USA, wird er an das Kriegsverbrecher-Referat der britischen Armee eine belastende Aussage schicken: «Scherwitz hat zusammen mit Kurt Krause an der Aktion vom 31. Oktober 1942 teilgenommen, (...) der zweihundert Juden zum Opfer fielen. Sie starben durch die Hand von Roschmann, Gymnich und Scherwitz. Er war ebenfalls daran beteiligt, dass die geplante Rebellion im Ghetto verraten wurde, weil er den Verräter des Aufstandes, Israelowitsch, versteckt hat.»⁸¹

Seine Aussage ergänzt er mit weiteren Anschuldigungen: Scherwitz habe mehrere Frauen aus dem Ghetto vergewaltigt und sei mehrmals mit einem Lastwagen, bepackt mit gestohlenem Gold, von Riga nach Deutschland gefahren. Jahrzehnte später, im Jahre 2002, findet sich Rafael Schubs Zeugnis in der Arbeit eines jungen amerikanischen Historikers über «Hitlers jüdische Soldaten» wieder und wird dort als Tatsache geschildert. Demnach stehe fest, dass Scherwitz nach «Augenzeugenberichten persönlich am 31. Oktober 1942 an der Ermordung von zweihundert Juden teilgenommen sowie mehrere Jüdinnen vergewaltigt hat». Der Historiker Bryan Mark Rigg beendet seinen Bericht über Scherwitz' angebliche Untaten mit einem Fazit, das ihm ein ungenannter Rabbiner nahegelegt hat: «Perhaps he was simply a pathological killer.»⁸²

Nicht nur Schub, auch Max Kaufmann will Scherwitz an diesem Morgen gesehen haben. Er wird 1963 vor einem Anwalt in New York Folgendes zu

Protokoll geben: «Bei der Aktion Blechplatz am 31. Oktober 1942 standen Lange, Scherwitz, Maywald, Gymnich und andere am kleinen Tor des Ghettos und holten sich wahllos Leute aus den zur Arbeit marschierenden Kolonnen heraus. (...) Im Laufe des Tages erhielten wir die Nachricht, dass die ausgewählten ca. hundert Menschen entweder gleich erschossen wurden oder ins Gefängnis gekommen sind, wo sie später ebenfalls erschossen wurden.»⁸³

Aber Schub und Kaufmann haben sich geirrt. Weder Roschmann noch Maywald noch Scherwitz haben an der Durchsuchung des Ghettos, an den Torkontrollen, an den Selektionen oder an der Exekution der jüdischen Polizisten und der Geiseln teilgenommen. Die Namen aller 48 an der Aktion beteiligten SS-Männer sind auf dem Einsatzbefehl des SD säuberlich aufgelistet, die Arbeitsaufgaben aller Beteiligten genau festgehalten. Der Name Scherwitz steht nicht auf der Liste, sein Name wird auch später, während der Zeugenanhörungen des Hamburger Landgerichts über die «Aktion Sühne-massnahme», an keiner Stelle erwähnt.

Der Führer des Erschiessungskommandos ist der deutschbaltische SS-Oberscharführer Karl Tollkühn, Angehöriger der Dienststelle des «Kommandeurs der Sicherheitspolizei», Abteilung IV, Gestapo und Kripo. Seine Hauptaufgabe ist die Vernehmung von Häftlingen im Rigaer Zentralgefängnis. Sein Exekutionskommando, es ist die Nummer V, besteht aus sieben Mann. Es eskortiert den jüdischen Ordnungsdienst von der Ghettokommandantur durch ein paar Strassen des «Reichsjudenghettos» zum Blechplatz und lässt dort die erste Gruppe von acht Polizisten mit dem Gesicht gegen eine Hauswand aufstellen. Krause und Lange stehen etwas abseits, um sich die Erschiessung anzusehen. Tollkühn gibt das Kommando «Legt an!». In diesem Moment ruft der Polizist Anatoli Nathan laut und deutlich: «Lauf, Jungs, lauft!», oder, wie Bloch es schreibt, «Rebjata spasaites!» («Jungs, rettet euch!»).

Auf dieses Zeichen hin laufen die Juden in alle Richtungen auseinander. Alle rennen sie los, die bereits an der Wand stehenden, die auf ihre Exekution wartenden Gruppen, auch einige der Geiseln, die mit erhobenen Händen bereits auf dem Blechplatz knieten, sie flüchten in die umliegenden Strassen und Häuser, versuchen sich zu verstecken, irgendwo und sofort. Es ist ein gewaltiger Tumult, und in diesen Tumult schiessen die SS-Männer hinein,

nicht nur die sieben des Exekutionskommandos, auch die Männer von anderen Kommandos. Sie schiessen in die Strassen, rennen den Flüchtenden hinterher, töten sie. Überall auf dem Blechplatz und in seiner Umgebung liegen die Leichen, und irgendwo zwischen ihnen liegt auch der SS-Mann Haase, getroffen durch einen Querschläger, er stirbt auf dem Weg in das Lazarett.⁸⁴

Die Geiseln, darunter Abrahm Blochs Vater, werden an diesem Tag nicht mehr exekutiert, sondern in den nächsten Tagen in den Wald von Bikernieki gefahren und dort von Tollkühn und seinem Kommando erschossen. Das Gericht wird ihn dafür vierzig Jahre später zu dreieinhalb Jahren Haft verurteilen.⁸⁵

Die SS hat an diesem 31. Oktober im Ghetto anderes zu tun, sie will ihren SS-Mann Haase vom Platz bringen und die vom Blechplatz entlaufenen Juden in den umliegenden Häusern suchen. Auf ihrer Exekutionsliste stehen die Namen von dreissig Polizisten⁸⁶, aber nicht alle sind tot, einige fehlen. Unter welchen Umständen und wann die SS die flüchtigen Polizisten Meilach Damski und Genkin findet, wird von den Zeitzeugen unterschiedlich berichtet.⁸⁷ Aber sie werden gefunden und getötet.

Kein Ereignis im Ghetto ist von den Zeitzeugen so mystifiziert worden wie dieser Tumult in den Vormittagsstunden des 31. Oktober 1942. Ganz gleich, ob nun einige oder viele Angehörige des Ordnungsdienstes zum Widerstand gehört haben, dieser Ruf von Anatoli Nathan, «Lauft, Jungs, lauft!», macht im Ghetto die Runde. Der Ausruf weitet sich in der Erinnerung zum Satz, der immer länger wird, schliesslich zu einer dramatischen Ansprache, die Nathan gehalten haben soll, bevor er sich auf die Deutschen gestürzt, mal einen, mal mehrere von ihnen verletzt haben soll, bis er, von vielen Kugeln der SS getroffen, in einen Drahtzaun gefallen oder in einer Ecke des Ghettos vom Kommandanten gestellt worden sei.⁸⁸

Lauft, Jungs, lauft, Rebjata spasaites, dies ist ein Fanal des Widerstands. Die Juden sind gelaufen, sie haben sich nicht wie die Schafe zur Schlachtbank treiben lassen, sie haben um ihr Leben gekämpft. Sie sind gestorben, aber das steht auf einer anderen Seite im Buch der Geschichte. «Sie waren unsere wirklichen Helden, (...) sie gingen heroisch in den Tod», schreibt Max

Kaufmann. «Wir geretteten Juden werden sie nie vergessen und immer ihr Andenken hochhalten.»

So ist der 31. Oktober 1942 zu einem symbolischen Datum geworden. Er steht, obwohl er ein Tag des Todes ist, für das Leben. Er steht für den jüdischen Widerstand in Riga in seiner ganzen Vielfalt, Breite und Dauer. Für den organisierten Widerstand in kleinen prosovjjetischen oder zionistischen Gruppen. Für die geheimen Treffs der sehnsüchtigen und mutigen Jugend. Für die verzweifelten Versuche, Kontakt mit der Partisanenbewegung aufzunehmen. Für die Fluchten aus dem Ghetto. Für den täglichen Kampf um die Würde. Er steht für die Ehre und den Mut der lettlandischen Juden. Er ist das Gegendatum zu Rumbula geworden, zu Rumbula dem Trauma:

«Ghetto, Ghetto steh uf dein tragischen Cholem», Ghetto, Ghetto, steh auf für deinen tragischen Traum, sang Margers Vestermanis, heute Leiter des «Jüdischen Archivs» in Riga, als er sich im Sommer 1942 als 17-Jähriger mit Jungen seines Alters in einem Keller in der Liela Kalna traf, um Lagererfahrungen auszutauschen und Fluchtmöglichkeiten zu besprechen. Und ein anderes Lied, gedichtet von Isja Dworkin, einem draufgängerischen Jungen aus der Moskauer Vorstadt, begleitet ihn bis heute, wenn er traurig ist oder mutlos wird. Das Lied ist für ihn das Vermächtnis des 31. Oktober 1942 für alle Nachgeborenen. Dann weiss Vestermanis wieder, für wen und warum er seine Arbeit weiterführen muss:

«Dermon sich dem Monat Dezember, / Dem Jorzeit fun dein Weib und Kind. / MEN SOLL DIR NISCHT DARFEN DERMONEN DEM ZIEL FUN DEIN LEBEN geschwind.» (Erinnere dich an den Monat Dezember / den Gedenktag für dein Weib und dein Kind / MAN DARF DIR NICHT NEHMEN DAS ZIEL DEINES LEBENS geschwind.)⁸⁹

Auch diese Treffen im dunklen Keller enden, als die Flucht verraten und die Polizisten vom Ordnungsdienst des «Kleinen Ghettos» erschossen worden sind. Von seinen Kameraden aus der Jugendgruppe trifft Margers Vestermanis keinen einzigen mehr wieder, «es ist anzunehmen, dass keiner ausser mir mit dem Leben davongekommen ist». Auch das Geschick dieser Jugendlichen ist deshalb mit dem 31. Oktober eng verbunden, es ist ein Datum für alle, die sich gewehrt haben, im Grossen und im Kleinen, jeder auf seine Weise.

Nur einen der Polizisten findet die SS lange Zeit nicht: Seika (Sascha) Israelowitsch. Denn er ist zum Washington Platz geflüchtet. Dort arbeiten seine Freundin Ebbi Kaufmann aus Berlin und seine Freunde Abik Rosenstein und Abraham Schapiro bei Scherwitz.

Sascha Israelowitsch und der Verrat der Widerstandsbewegung

Wenn die Aktion Hinterhalt auf der Chausseestrasse Riga-Madone ein Misserfolg für die Sicherheitspolizei gewesen ist, dann ist die «Aktion Sühnemassnahme» ein Desaster. Nicht nur wegen des Tumultes, nicht nur wegen des toten SS-Kameraden: Die SS wollte die lettländischen Juden bestrafen und hat Märtyrer geschaffen, Helden des Widerstands. Auch das Waffenlager ist nicht gefunden worden, und die Organisatoren der Untergrundbewegung sind immer noch unbekannt. Deshalb legt die Sicherheitspolizei die Disziplinierung der lettländischen Juden nun in die Hand der deutschen Juden.

Am selben Nachmittag des 31. Oktobers 1942 ergeht der folgenschwere Befehl, das Technische Amt und den Ältestenrat, überhaupt alle lettischen Selbstverwaltungseinrichtungen im «Kleinen Ghetto», aufzulösen und dem Ältestenrat des «Reichsjudenghettos» zu unterstellen. Seit diesem Moment gibt es das «Kleine Ghetto» nicht mehr, sondern nur noch die Gruppe «L» (Letten) als Untergruppe von «R» (Reichsjuden). Ghettoältester ist Max Leiser aus Köln, für die Gruppe «L» spricht Max Wand. Aber er spricht wenig, und wie die Juden aus Lettland sagen, gegen ihre Interessen. Im November 1943 wird man ihn erschlagen im Ghetto finden. Chef der jetzt für das ganze Ghetto zuständigen deutsch-jüdischen Polizei ist Friedrich Frankenberg, er wird 1945 in Buchenwald, vermutlich von Juden aus Lettland, ermordet. Frankenbergs Vertreter ist Rudolf Haar, ebenfalls aus Köln, er soll ein enger Vertrauter des Ghettokommandanten Krause gewesen sein. 1943 findet man ihn ertränkt in der Latrine des KZ Kaiserwald. Dr. Hans Aufrecht, Ghettoarzt, wird 1945 in Deutschland als Kollaborateur der Nazis bei den Sowjets

denunziert und angeblich von ihnen erschossen. Sie alle sollen mitgeholfen haben, nach dem 31. Oktober Widerständler an die Ghettokommandantur auszuliefern.⁹⁰

Die Strategie der SS, die Ressentiments zwischen den deutschen und den Juden aus Lettland zu schüren, wird also aufgehen. Zwar nicht unter den jungen Leuten und schon überhaupt nicht zwischen den jungen Männern des lettischen Ghettoteils und den jungen Frauen aus dem Reich, aber zwischen den Männern mittleren Alters, den «preussischen» Deutschen und den «national-jüdischen» Letten, wie Abraham Bloch und Max Kaufmann es gewesen sind.⁹¹ Sie beide sprechen in ihren Berichten von der immer schon vorhandenen «Distanz», die sich seit dem 31. Oktober in eine «feindliche Einstellung» verwandelt. Die lettländischen Juden erinnern sich wieder, dass die deutschen Juden nur wenige Tage nach Rumbula im Ghetto angekommen sind, und äussern die bittere Klage, ihre Familien seien nur getötet worden, um Platz für die «Reichsjuden» zu schaffen. Gerüchte, wonach deutsche Juden die Fluchtgruppe verraten und damit ihren Ordnungsdienst in den Tod gerissen hätten, machen die Runde.⁹² Die deutschen Juden wiederum fürchten, die lettischen würden mit ihrem Widerstandswillen das gesamte Ghetto in Gefahr bringen. Zumindest die Selbstverwaltungsorgane beginnen, sie wie gefährliche Hasardeure zu behandeln. «Im Ghetto fing man an, die deutsch-jüdische Macht zu spüren», schreibt Max Kaufmann. «Die deutsche [jüdische] Polizei ergriff scharfe Massnahmen gegen uns. Täglich mussten unsere Hausmeister melden, ob auch kein Bewohner ihres Hauses fehle, sogar jeder Einzelne war für die Anwesenheit seines Nachbarn verantwortlich.»⁹³ Auch Hilde Schneider, eine evangelische Christin jüdischer Herkunft aus Hannover, erinnert sich: Diese jüdische Polizei «wurde schlimmer als die SS».⁹⁴

Auch die deutsch-jüdischen Polizisten beginnen, nach den verschwundenen lettländischen Juden zu suchen, beinahe jeden Tag gibt es Razzien, bald fehlt nur noch einer. Sascha Israelowitsch bleibt wie vom Erdboden verschluckt. Im Ghetto wird viel spekuliert, sein Name ist in aller Munde. «Er ist an seinen Verletzungen gestorben», sagen die einen, die anderen behaupten: «Nein, er ist in der Stadt gesehen worden», und dann heisst es bald: «Er ist doch mit allen andern erschossen worden.»⁹⁵ Aber Sascha Israelowitsch

ist nicht verletzt, er ist aus dem Ghetto geflüchtet, trotz der doppelten und dreifachen Kontrollen. Er ist «geflogen», wie die Juden sagen. Eine Zeitlang gilt er als Held.

Es gibt mehrere Versionen davon, wie es Seika Israelowitsch, meistens Sascha genannt, hat gelingen können, sich am Washington Platz zu verstecken. Vielleicht hat ihm seine Freundin Ebbi Kaufmann geholfen, eines jener «sieben deutschen Mädels», die jeden Tag aus dem Ghetto an den Washington Platz zum Putzen kommen.

Max Kaufmann meint, Israelowitsch sei mit einem der Pendler-Kommandos aus dem Ghetto heraus und zum Washington Platz gelangt und habe dort bei der Familie des Dekorateurs Rosenstein Unterschlupf gefunden: «Für kurze Zeit, bis man einen anderen Schlupfwinkel bei zwei Arierinnen in der Stadt ausfindig gemacht hatte, wurde er auf dem Boden [am Washington Platz] verborgen. «

Abraham Bloch schreibt, er habe sich bei den Gerbern am Washington Platz versteckt: «Scherwitz wusste was über ihn, liess es sich aber nicht anmerken. Gegenüber dem Dekorateur Rosenstein und seiner Frau machte er jedoch ein paarmal die Bemerkung, dass dieser Gast zu gefährlich sei. (...) Israelowitsch liebte lettische Mädchen, bald eine und bald eine andere, und schliesslich hat eine aus Eifersucht ihn verraten.»

Werner Sauer berichtet: «Dieser Junge [Israelowitsch] war der Freund von Ebbi Kaufmann, die von der Familie Rosenstein wie ihr eigenes Kind behandelt wurde. Israelowitsch wurde lange Zeit auf dem Washington Platz und in der Peter-Holm-Strasse verborgen gehalten. Er sollte in Lenta unter einem anderen Namen untergebracht werden. Dazwischen wurde er aber in der Stadt bei einer arischen Frau versteckt, und es wäre wahrscheinlich alles gutgegangen, wenn er nicht auf die Strasse gelaufen und immer leichtsinniger geworden wäre.»

Sauer erzählt die Fortsetzung der Geschichte in einer Version, die mit der von anderen Zeitzeugen übereinstimmt: «Er fing dann auch noch Frauengeschichten an, und eine Geliebte denunzierte die andere, bei der [der Nebenbuhlerin] die Gestapo ihn auch fasste. Es ergab sich daraus ein Rattenschwanz von Verhaftungen und endlosen Verhören. Ebbi Kaufmann, die Familie Rosenstein, (...) später folgten auch noch Jakobsohn und unzählige an-

dere Opfer, wurden verhaftet, alle, die irgendwann einmal mit ihm zu tun hatten. (...) Später wurde er einer der Unwürdigsten, denn er wurde zum Verräter. Er hat eine Liste von einhundert Menschen auf dem Gewissen.»

Der am Washington Platz kasernierte Schuster Ber Meister betont Scherwitz' Mitwisserrolle. Er glaubt, Israelowitsch habe sich am 31. Oktober zunächst irgendwo in Riga versteckt:

«In unseren Werkstätten arbeitete die Familie Rosenstein (...), ihr Sohn Abik war der Freund von Israelowitsch. Nachdem er erfahren hatte, dass sich Israelowitsch in der Stadt versteckte, wandte Abik sich an Scherwitz mit der Bitte, Israelowitsch einzustellen. Er erzählte ihm die ganze Wahrheit. Scherwitz war einverstanden, bemerkte aber, dass er dieses Geheimnis vergessen müsse und werde. Und so begann Israelowitsch für uns zu arbeiten. Doch sein Aufenthalt war ein grosses Risiko, nicht nur für ihn, sondern für alle, die in sein Geheimnis verwickelt waren. Deshalb versuchte der Vater Rosenstein die ganze Zeit über, für Israelowitsch ein illegales Quartier in der Stadt zu finden. Endlich gelang es. Mit Hilfe seiner Freunde Jakobsohn und dem Geiger an der Rigaer Oper, Stupel, fand Rosenstein am linken Ufer der Düna bei Letten Unterkunft, und Israelowitsch wurde dorthin gebracht. Alles schien bestens geregelt, aber es verlief anders.

Denn Israelowitsch war jung und leichtsinnig. Er lernte ein lettisches Mädchen kennen, die ihn mit ihrer Freundin bekannt machte, und bald besass sie einen Grund, eifersüchtig zu sein. Sie verrät ihn bei der Gestapo. Die Folgen waren tragisch. Wahrscheinlich unter der Folter nannte er die Namen seiner Retter. Zuerst wurden die Eltern, dann der Sohn Rosenstein verhaftet, dann Jakobsohn und Stupel und ein Mädchen aus Berlin namens Ebbi Kaufmann. So sind gute Leute um das Leben gekommen, indem sie einen Taugenichts retten wollten.»

Ben-Zion Haan, der Schlosser, der sich am Washington Platz gern Gänse gebraten hat, nennt als weitere Helfer den kleinen Geiger Schapiro und sich selbst. Er hat im Institut für Jüdische Zeitgeschichte in Jerusalem dieses Zeugnis deponiert: «Zwischen den Juden am Washington Platz gab es Meinungsverschiedenheiten zu Israelowitsch, ob man ihn wirklich hier gut verstecken könne. Dann ging ich direkt zu Scherwitz, denn ich war bei ihm gut

angeschrieben durch seine Freundin Tamara, die ich gut kannte. Ich habe ihm über den Kerl erzählt, der sich bei uns versteckt hielt. Scherwitz antwortete, er wolle davon nichts wissen, aber er könne noch eine Weile hier bleiben, aber ,dann sucht für ihn bald einen anderen Platz. Hauptsache, ihr seid vorsichtige»

Abraham Schapiro und Josche Wysokotworsky bestätigen 1948 im Ermittlungsverfahren gegen Scherwitz, dieser habe gewusst, dass Israelowitsch von der SS gesucht werde, und ihn dennoch am Washington Platz versteckt. «Überhaupt erfüllte er oft die Bitten der Juden», ergänzt Wysokotworsky, «damit ging er ein hohes Risiko ein.»⁹⁶

Es gibt noch einen anderen Bericht über Sascha/Seika Israelowitsch. Er erzählt von seiner Flucht, nichts von dem Verrat, und zeigt ihn in einem anderen Licht als dem des leichtsinnigen Frauenhelden. Es ist ein ganz aussergewöhnlicher, weil sehr intimer und sehr früher Bericht. Die schwedische Autorin Betty Happ hat ihn unter dem Titel «Bortom all mänsklighet» («Jenseits jeder Menschlichkeit») 1945 in Stockholm veröffentlicht. Es ist die Geschichte der Berliner Jüdin «Steffi S.», die im Rigaer Ghetto gelebt und darin überlebt hat, weil der Ghettokommandant Krause sie zu seiner Geliebten gemacht hat. Betty Happ hat sich die Geschichte der «Steffi» in einem Lager des Roten Kreuzes bei Stockholm erzählen lassen, hat die Ich-Form des Berichts beibehalten und zur Anonymisierung anstatt des richtigen Namens ihren eigenen Namen eingesetzt.⁹⁷ So heisst die Ich-Erzählerin jetzt «Betty», aber es ist das einzige Pseudonym. Alle anderen Namen im Bericht sind authentisch, nach Ansicht von Zeitzeugen viel zu authentisch. Diese «Steffi» hat sich unter dem Namen «Betty» eine Last von der Seele reden wollen, sich aber damit eine neue aufgeladen. Denn die nach Schweden emigrierten Juden haben die wahre Autorin sofort erkannt und ihr das Leben so unerträglich gemacht, dass sie 1948 in die USA ausgewandert ist und dort einen anderen Namen angenommen hat. Kurz nach dem Krieg ist nicht die Zeit für Berichte vom Überleben in der Grauzone gewesen, da haben SS-Männer keine Gesichter, nur teuflische Fratzen tragen dürfen, und sie selbst, die Überlebenden, nur leidende oder engelsgleiche.

Gegen dieses ungeschriebene Gesetz hat «Betty» verstossen. Über mehrere Monate ist sie die Favoritin des Ghettokommandanten Krause gewesen. Sie schildert, wie sehr ihre Nachbarn im Ghetto und bald auch die eigene

Familie sie drängen, diese Beziehung zu pflegen, um Nahrungsmittel zu bekommen und vielleicht auch einmal Schutz. Und Betty erzählt, wie sie sich langsam an den Luxus gewöhnt, den Krause ihr in seiner Wohnung bietet, an die Dinners bei Kerzenlicht mit Kaviar, Torten und Cognac, an den Landaauer, mit dem sie der deutsch-jüdische Polizist Rudi Haar vom Ghetto zu Krauses Wohnung am Washington Platz fährt, gekleidet in ein Abendkleid und frisiert von der eigenen Mutter. «Ich hatte Angst, eine Mata Hari zu werden», schreibt sie. Und sie berichtet über Krauses zwei Gesichter, über den Mann, der am Vormittag des Schabbath auf dem Jüdischen Friedhof im Ghetto dreissig Juden erschießt, Betty am Abend empfängt, sich in der Musik von Mozart verliert und ihr am nächsten Morgen mit einem Handkuss «für eine Nacht der Liebe danke».

Dies ist die eine Seite ihres Lebens im Ghetto, das Leben zwischen Scham und Abhängigkeit. Die andere Seite ist ihre Liebe zu dem lettisch-jüdischen Ghettopolizisten Senja Saffro, der Frau und Sohn in Rumbula verloren hat und der als einer der ersten am 31. Oktober auf dem Blechplatz erschossen wird. «Hast du auch um die Jungs geweint?» fragt Krause sie am Abend des blutigen 31. Oktober in seiner Wohnung am Washington Platz, die Mokkatasse in der Hand. «Hast du einen von ihnen geliebt?» Betty antwortet mit Ja. «Er drehte sich zum Fenster und sprach eine ganze Weile nicht. ‚Hasst du mich jetzt?‘ fragte er mich dann. Ich antwortete nicht. ‚Du wirst ihn bald vergessen‘, sagte Krause, und als ich weiter schwieg, flüsterte er: ‚Hast du denn gar kein Gefühl für mich?‘»

Den Ordnungspolizisten Senja hat Betty im Mai 1942 durch die Vermittlung ihrer Freundin Ebbi Kaufmann kennengelernt, die mit Sascha Israelowitsch zusammen war. Sie schreibt über Sascha und Ebbi: «Zwischen den beiden war eine grosse Liebe entstanden, geboren in tiefster Not und Schmach. Sie wuchs empor zur mächtigen Flamme. Sie brannte lichterloh. ‚Wir haben beschlossen, nichts auf der Welt, ausser dem Tod, soll uns trennen‘, sagte Ebbi mir einmal. Und sie hat Wort gehalten.»

Das Quartett verbringt viel Zeit miteinander, heimlich, damit die deutschen Juden es nicht merken. Die beiden jungen Frauen spüren, dass ihre Freunde in irgendetwas Grosses involviert sind. «Bald haben die Fahrten zu Krause ein Ende, (...) bald werden wir frei sein», verspricht ihr Senja. Ebbi

scheint mehr zu wissen als Betty, doch auf Bettys Drängen hin wird sie auch eingeweiht. Aber nur in die Hälfte der Pläne, in die Pläne nach dem Aufstand. Sascha Israelowitsch und Senja Saffro haben Kontakt zu einem Fischer aufgenommen, der sie nach Schweden bringen soll, auch Ebby und ihre Eltern sollen mit an Bord, und als Betty bittet und fleht, wird auch ihr versprochen, man werde sie mitnehmen.⁹⁸

Die Flucht ist für die erste Novemberwoche geplant, aber dann hören sie Gerüchte, irgendetwas sei vorgefallen, irgendetwas Entsetzliches werde vorbereitet, und am 30. Oktober erfährt Senja: «Man hat den Plan, uns lettische Juden zu erschiessen.» Betty will es nicht glauben, sie sitzen stundenlang schweigend unter einer Kastanie, umarmen sich, trennen sich, verabreden sich für nächsten Morgen um neun Uhr früh: «Ich wusste nicht, dass ich ihn zum letzten Mal gesehen habe.»

Sonnabend, der 31. Oktober, bricht an, ihr Blut gefriert, als sie hört, das ganze Ghetto sei von SS umstellt. Um fünf Minuten vor neun Uhr hört sie die Schüsse, «es war, als ob die Welt unterging. Ich wusste, das galt dem Aufstand.» Von einem Kind hört sie: «Sie haben die lettischen Polizisten erschossen.» Betty weiss, ihr Senja ist unter den Toten, sie braucht die Nachricht nicht mehr zu hören. «In jenen zwei Stunden wurde ich alt. Ich bin nie wieder jung gewesen seitdem.» Da ist sie gerade neunzehn.

Am Abend sucht sie Ebby, die in einer Ecke ihrer Ghettowohnung kauert, und Betty ist dabei, als sich die Tür öffnet: «Wie ein Gespenst aus dem Graben, mit wirrem Haar im Gesicht, stand Sascha da.» Betty verlässt die Wohnung, jeder Mitwisser ist ein Kind des Todes, schreibt sie. Über Wochen gehen die beiden Mädchen sich aus dem Weg, Betty ahnt, dass ihre Freundin ein Geheimnis hat, das sie nicht teilen will, und schon gar nicht mit ihr, die immer noch die Geliebte des Ghettokommandanten ist.

Ebby hat wirklich ein Geheimnis, sie arbeitet als Putzfrau am Washington Platz, und Sascha ist dort. Sie erzählt es nicht Betty, sondern ihrer neuen Freundin Hilde Sherman, jener Hilde Sherman, die auch eine Zeitlang am Washington Platz geputzt und dort in der Kleiderkammer ihr auf Seidenpapier geheftetes Taftkleid gefunden hat. «Er versteckte sich bei der Gestapo unter einer Fensterbank, wo man den Heizkörper entfernt hatte. Nur nachts

konnte er sein Versteck verlassen. Nach zwei Monaten am Washington Platz flüchtete er. Nie wieder fand sich eine Spur von ihm», schreibt Hilde Sherman Ebbis Geheimnis auf, allerdings in einem Abstand von beinahe vier Jahrzehnten.» Sie weiss nicht, dass sich damals doch eine Spur gefunden hat.

Im Frühjahr 1943 sitzt Betty im Bunker, im Ghettogefängnis, Eduard Roschmann, der neue GhettoKommandant, hat sie verhaften lassen, kurz nachdem Kurt Krause zur Leitung des neuen Konzentrationslagers Salaspils abkommandiert worden ist. Sie hatte einer Freundin in Berlin einen Brief geschrieben, der aber abgefangen worden ist. «Man hat Seika und Ebbi zusammen in der Stadt gesehen, in Riga», erfährt Betty vom Aufseher Kahn. «Er war bei zwei lettischen Frauen versteckt. Die zankten sich, und da zeigte die eine an, dass die andere Seika verborgen hatte. Ebbi war gerade da, als die Gestapo kam.»

Wieder vergehen einige Monate, es wird Herbst. Krause kommt zurück, ist wieder GhettoKommandant in Riga und Betty wieder frei. Sie trifft Ebbis Mutter auf der Strasse, und die Mutter weint: «Ebbi ist heute erschossen worden. Ebbi und Seika.» Sie weiss es seit einer halben Stunde.

Dies ist Bettys Geschichte, die Steffis Geschichte ist, sie hat ihr Buch den «nicht Wiedergekehrten zugeeignet».

Der Name Sascha oder Seika Israelowitsch ist auf den «Märtyrerlisten» der Chronisten Max Kaufmann oder Israel Kaplan nicht aufgeführt. Für sie ist er ein Held gewesen, solange er noch nicht verhaftet war. Nachdem er dann unter der Folter zusammengebrochen ist und Namen und Verstecke preisgegeben hat, verachten sie ihn und dichten ihm Charakterzüge an, die zeigen sollen, dass er schon immer unzuverlässig gewesen sei. Aber Sascha Israelowitsch ist kein Taugenichts gewesen, und er hat sich auch nicht in Liebeleien mit zwei arischen Lettinnen verstrickt, von denen die eine die andere aus Eifersucht bei der Gestapo angezeigt hat, wie es in allen Zeitzeugenberichten kolportiert wird.

Margers Vestermanis hat sich viel Mühe gegeben, in Riga den Hintergrund aufzuhellen. Ganz klar werden die Dinge nicht, aber sie sind jedenfalls anders gewesen, als Kaufmann und die anderen Überlebenden sie berichten. Israelowitsch fand sein letztes Versteck in der Zala iela 3, in der Wohnung

der lettischen Frau des Juden Jakob Schneider. Irgend jemand hat ihn dort denunziert, in ihrer Wohnung ist er verhaftet worden, wahrscheinlich zusammen mit seiner Ebbi Kaufmann, wie Betty es gehört hat. Frau Schneider wurde, weil sie Lettin war, von der Gestapo in das KZ Salaspils gebracht. Ihre «halbjüdische» minderjährige Tochter kam erst ins Zentralgefängnis, nachher ins KZ Kaiserwald. Von ihr, der Tochter einer einfachen Frau, hat Vestermanis es erfahren, mehr nicht, es ist ja auch so lange her.¹⁰⁰

Sascha Israelowitsch muss viele Namen genannt haben, wahrscheinlich unter schrecklicher Folter. Den Namen des Geigers Stupel, die Namen seiner drei Helfer am Washington Platz und dreier weiterer aus der Peter-Holm-Strasse wird die Gestapo von dem Verhafteten erfahren haben, obwohl es nicht bewiesen ist. Aber sie alle werden im Frühsommer 1943 sterben, weil sie ihm geholfen haben, am Leben bleiben zu können. Die Gestapo wird viel aus Israelowitsch herausgefoltert haben, nur das Waffenversteck, das die Gestapo ab dem 31. Oktober 1942 im Ghetto sucht und nicht findet, mit Sicherheit nicht. Aber er hat ihr das Proviantlager gezeigt und sie damit vermutlich auf die richtige Spur gewiesen. Israel Kaplan schreibt 1945:

«Im März 1943 brachte eine Gruppe von Gestapomännern Israelowitsch in das Ghetto. Sie brachten ihn auf einen Hof in der Liela Kalna, wo er ihnen eine bestimmte Stelle zeigte. Die SS befahl einer Gruppe Juden zu graben, und sie gruben ein Versteck mit Wertsachen aus. Dann brachte man Israelowitsch in die Vilanu iela 18, wo er ihnen einen getarnten Bunker zeigte. Dieser Bunker war zu einem Versteck für eine grössere Anzahl von untergetauchten Juden ausgebaut. Er war mit Matratzen, Nahrungsmitteln und anderen brauchbaren Sachen ausgestattet. Dann wurde Israelowitsch aus dem Ghetto gebracht, und man hat ihn nie mehr gesehen. Aber er wird noch mehr verraten haben. Denn nach und nach wurden immer mehr lettische Juden aus der Widerstandsbewegung verhaftet.»¹⁰¹

Diese Verhaftungen ziehen weitere Verhaftungen im Ghetto und bei vielen Arbeitskommandos nach sich. Am 10. Juni 1943 erwischt der SD die Organisatoren, die Männer, mit denen Abraham Bloch im Februar 1942 überlegt

hat, was zu tun sei, um nicht wie die Schafe zur Schlachtbank getrieben zu werden. Es sind der Ingenieur Ovsej Okun, der bei seiner Verhaftung dem Ghettokommandanten Roschmann mit einer Rasierklinge durch das Gesicht fährt¹⁰², der Lehrer Eliyahu Latt, der Schlosser Botwinkin, der ehemalige Vorsteher des Technischen Amtes, Eljaschewitz. Es sind noch viele andere, die in diesen Sommertagen 1943 festgenommen, gehängt, erschossen werden oder im Gestapogefängnis in der Reimers iela landen, wo sie Hungers sterben.

Auch das Waffenversteck wird in diesen Tagen gefunden, das grosse in der Liela Kalna iela 66. Darüber gibt es eine Zeugenaussage von Kurt Migge, dem stellvertretenden Ghettokommandanten. Er ist bei dem Fund dabei:

«Es dauerte eine gewisse Weile, bis die Waffen gefunden wurden. (...) [Das Lager] befand sich in einem Raum eines verfallenen Hauses. Der Zugang durch diesen Raum führte durch einen Herd. Unter diesen Waffen befanden sich: 1 MG, SMG Karabiner, Handgranaten, Pistolen, Munition aller Art, Gasmasken, Drahtscheren. Auch ein Vervielfältigungsapparat fand sich dort und eine Schreibmaschine. Es befand sich ein Mitgliederverzeichnis einer ‚kommunistischen Partei Rigaer Ghetto‘ mit getarnten Namen darunter. Auch wurden Pläne gefunden, aus denen sich ergab, dass ein Aufstand vorbereitet war, ähnlich dem des Warschauer Ghettos. Anscheinend sollten Häuser in Brand gesetzt werden und bestimmte Punkte des Ghettos mit MG-Posten besetzt werden. Das Endziel war dann der Ausbruch in Richtung auf Dünaburg. Es war leicht festzustellen, woher die Waffen kamen. [Beute-Munitionslager im Pulverturm von Riga] Die Wehrmacht bestätigte ihre Herkunft. Die Ermittlungen führte Roschmann.»¹⁰³

Israelowitsch, dessen herausgepresste Geständnisse die Verhaftungswelle ab März 1943 in Gang setzten, die dann im Juni 1943 mit der vollständigen Zerschlagung des organisierten Widerstandes im Ghetto endet, ist nach Angabe von Max Kaufmann im Spätsommer desselben Jahres noch am Leben: «Wie man aus dem Gefängnis hörte, soll er dort mit seiner Freundin von anderen Juden getrennt sein. Als man [die verhafteten Widerständler] zur Vernehmung führte, mussten sie hinter einem Gitter stehen und von dort aus

jeden Einzelnen identifizieren. Erst nach Beendigung der ganzen Gewehrge-schichte wurde Israelowitsch mit seiner Freundin umgebracht.»¹⁰⁴

Israel Kaplan hingegen schreibt, Israelowitsch sei im Februar 1944 noch am Leben und im Gestapogefängnis gewesen. Kurz danach sei er dort von Widerständlern, die durch ihn belastet worden seien, «liquidiert» worden.

Dr. Joseph R., der Kronzeuge des NKWD gegen Rudow, wird 1951 sa-gen, es sei doch merkwürdig, dass Rudow und Scherwitz nie verhört, nie in Schwierigkeiten geraten seien, obwohl Israelowitsch sich doch wochenlang am Washington Patz versteckt gehalten habe und seine dortigen Helfer hin-gerichtet worden seien. Dies sei doch geradezu ein Indiz dafür, suggeriert er dem NKWD, dass die beiden ihren Anteil bei der Niederschlagung der Wi-derstandsbewegung gehabt haben müssen.

Die Grosszügigkeit der Gestapo ist in der Tat ungewöhnlich. Aber wahr-scheinlich sind der SS die Unterwäsche aus Crêpe de Chine und die Pelz-mäntel aus dem «SD-Arbeitskommando» wichtiger gewesen als eine Auf-standsbewegung, von der sie glaubte, sie habe sie im Griff.

Merkwürdig ist auch Scherwitz' Bescheidenheit in diesem Fall. Warum erwähnt er nach dem Krieg seine eigene schützende Hand nicht? «Weil er Denunzianten hasste», wie Abraham Schapiro während der Ermittlungen ge-gen Scherwitz erklärt? Weil er, wie früher die Freikorpsmänner auch, mit Verrätern kein Mitleid hat? Sie verachtet? Sollte es wirklich Israelowitschs unrühmliches Ende gewesen sein, das Scherwitz später dazu veranlasst, sei-nen Anteil herunterzuspielen?

Dabei wäre es doch so leicht gewesen, die Fluchthilfe für Israelowitsch zu einem Akt des Widerstandes zu erhöhen. Ein Kommandoführer und Be-triebsleiter im Dienst der SS, ein SS-Oberscharführer oder -Scharführer, der den meistgesuchten Mann des Ghettos wochenlang deckt, in einer brandge-fährlichen Situation, als die Gestapo ihre Fühler überallhin ausstreckt und Hunderte von Menschen in die Gefängnisse bringt, um Mitwisser herauszu-filtern und ein Waffenlager zu finden. Mit der Geschichte des verfolgten Is-raelowitsch hätte Scherwitz sich vor Gericht als Nazigegner innerhalb des Systems profilieren können. Er hätte sein Mithelfertum gegen all jene Zeug-

nisse ins Feld führen können, die ihn immer nur als geldgierig, korrupt und eigennützig erscheinen liessen. Scherwitz ist es nicht eingefallen, mit dem versteckten Widerstandskämpfer Israelowitsch vor Gericht Pluspunkte zu machen. Warum nicht? War er doch nicht so schlau, wie es alle Zeitzeugen behaupten?

Er wird nur einmal über Israelowitsch sprechen, mit Herbert Ungar, in Nürnberg:

«Frage 406: Was wissen Sie von der lettischen Polizei?»

Antwort: Da war doch der Aufstand. Ich kann nur eines sagen: Da hat sich ein Polizist gerettet, und ich habe diesen Jungen, der sich gerettet hat, in meiner Wohnung versteckt gehalten.

F. 407: Wie hiess er?

Ich kann den Namen nicht sagen.

F. 408: Ist er denn nicht entdeckt und verhaftet worden?

Nein, der ist dann weggegangen. Er ist nicht verhaftet worden, mir nichts bekannt geworden. 14 Tage oder drei Wochen, vielleicht auch länger, habe ich ihn bei mir versteckt gehalten.»

Vor Gericht wird ihm sogar dies wenige entfallen. Da sagt er nur: «Da war mal ein Aufstand geplant, aber er ist verraten worden.»¹⁰⁵

Es ist eine tragische Geschichte. Sascha/Seika Israelowitsch, der junge Polizist, der um sein Leben gekämpft hat, Widerstand geplant und Widerstand geleistet hat, aber dann der Folter nicht standhalten können, hat mit seinem Leben seinen Ruf verloren, sein Name steht in der Erinnerungen der Zeitzeugen für Verrat, für das Ende der Widerstandsbewegung im Ghetto von Riga. Nur Isaak Kleinmann verurteilt ihn nicht. Er schreibt: «Seika war in derselben Klasse wie eine meiner Schwestern, ich kenne ihn als guten und ehrlichen Mann. Ich bewundere die Menschen, die unter der Folter standhaft geblieben sind, aber ich kann Seika nicht verurteilen. Die von uns, die das Glück hatten, nicht in so eine Situation zu geraten, nicht von der Gestapo gefoltert worden zu sein, haben nicht das Recht, die Schwachen unter uns als Verräter zu brandmarken.»¹⁰⁶

Feme am Gerber Psawka

Im Januar 1943, als die SS im Ghetto die geflohenen Polizisten sucht, das Waffenversteck nicht findet und die Namen der Organisatoren des Widerstands immer noch nicht kennt, als die deutsche Ostfront wackelt, freudige Gerüchte über Stalingrad die Runde machen und die Partisanenbewegung in Lettland sich konsolidiert¹⁰⁷, als Sascha Israelowitsch sich mit grosser Wahrscheinlichkeit noch am Washington Platz versteckt – ausgerechnet in dieser aufgeregten Zeit fällt der Gerber Psawka in eine grosse Eifersucht. Sie wird fünf Jahre später im Ermittlungsverfahren gegen Scherwitz zum Thema. Heraus kommt ein Vorwurf, der in der Anklageschrift so formuliert wird: «Er [Scherwitz] wird beschuldigt des Verbrechens des Totschlags, begangen im Lager Lenta an dem Internierten Psawka.»

Psawka ist totgeschlagen worden, aber nicht in Lenta, sondern im Duschraum am Washington Platz. Es ist ein Ereignis, das die ganze Kasernierung erschüttert, in das alle Kasernierten involviert sind, dessen Finale aber nur ganz wenige bezeugen können, niemand von denen, die vor Gericht auftreten und auch nicht der hier bereits mehrfach erwähnte Gerber Chaim G. Dennoch wird dieser beteuern, Scherwitz habe Psawka erschossen. «Das habe ich selbst gesehen.»

Abraham Bloch hat die Begebenheit nach den Berichten von Abraham Schapiro und anderen vom Washington Platz aufgeschrieben:

«Im Januar 1943 kam eine neue Gefahr auf. Ein Jude aus Dünaburg, der Psawka hiess, hatte seine im Ghetto ermordete Frau vergessen und eine neue Freundin gefunden. Sie hiess Rachele. Aber bald gab sie ihm den Laufpass und verliebte sich in den jungen Schneider Leo, der in den Werkstätten sehr beliebt war. Deshalb schrieb Psawka einen Brief an die Gestapo, wo er die Angehörigen der Kasernierung, die ihn in seiner Liebe nicht unterstützten, aber den Schneider ermutigten, beschuldigte, mit dem Kommunismus zu sympathisieren und die Partisanen zu unterstützen. Diesen Brief gab er einem lettischen Jungen, der ihn zur Post bringen sollte. Aber auf dem Kuvert waren zu wenig Marken, und der Junge brachte den Brief zurück. Er konnte Psawka, der nicht direkt am Washing-

ton Platz arbeitete, sondern in der Gerberei [eine Strasse weiter], nicht finden. Deshalb übergab er den Brief dem jüdischen Polizisten Budschinski, der am Tor stand. Als dieser die Adresse erblickte, brachte er den Brief Boris Rudow, und Boris Rudow übergab ihn an Scherwitz. Der befahl sofort einen Appell, und die Juden waren sehr erschrocken, warum plötzlich ein Appell nötig sei.

Boris Rudow las den Brief ohne Erläuterungen vor, und Scherwitz sagte danach: ‚Dieses Schriftstück könnte nicht nur das Todesurteil für euch sein, sondern für das ganze Ghetto. Zum Glück ist es nicht abgeschickt worden. Ich beschliesse, den Mann, der diesen Brief geschrieben hat, in eure Hände zu geben. Er verdient die Höchststrafen Dann verliess er den Raum, und es wurde beraten und es wurde geschrieen: ‚Er verdient den Tod.‘ Dann brachte man Psawka in das Zimmer des Tischlers Rifkin, wo man ihn tötete. Sein Körper wurde in einen grossen Sack gepackt und zur Fabrik Lenta gebracht, wo man ihn rechter Hand vom Wasserreservoir verscharrte.›

Im Wesentlichen scheint Blochs Schilderung den Tatsachen zu entsprechen. Scherwitz' Ansprache im Speisesaal am Washington Platz erinnert stark an die Abschiedsrede des Obersts von Diebitsch bei der Auflösung des Freikorps 1920 in Thorn, aber das kann Bloch natürlich nicht wissen. Diese Freikorpsinszenierung jedenfalls, aber auch der Inhalt von Psawkas Brief wird während der Ermittlungen von den Zeugen Chaim G., Abraham Schapiro und Josche Wysokotworsky fast Wort für Wort genauso wiedergegeben. Wysokotworsky ergänzt: Bei der Beratung sei «unter allen Einigkeit gewesen: Psawka muss sterben. Darüber wurde auf Vorschlag von Rudow abgestimmt. Sogar sein eigener Schwiegervater hat das gesagt und die Hand gehoben. Auf welche Art Psawka getötet worden ist, kann ich nicht sagen, denn wir wurden alle im Zimmer festgehalten.» Er meint, die «Judenpolizei» habe ihn in den Duschaum des ersten Stockes geschleift und dort erschlagen. «Wenn sie es nicht getan hätten, hätten es andere getan, so war die Stimmung.»

Eine andere Erinnerung an die Beratung hat hingegen Chaim G., der engste Kollege von Psawka in der Gerberei. Ich habe seine Aussagen, die er im Laufe der Ermittlung und in der Hauptverhandlung 1949 macht, in ein Zitat zusammengezogen, weil sie sich gegenseitig ergänzen: «Bei dem Ap-

pell haben nur zehn Leute die Hand gehoben, das waren alles die Freunde von Scherwitz. Dann sagte Rudow, das genügt. (...) Es sind viele aus dem Raum gegangen, geblieben sind nur etwa zwanzig. Auch der Schwiegervater ist geblieben. Er war ganz gebrochen und hat geweint. (...) Die Polizei begann im Korridor auf Psawka so einzuschlagen, dass er nur noch röchelte. Dann schleiften sie ihn in die Werkstatt der Sattlerei. Nach etwa zehn Minuten ging Scherwitz hin und schoss ihn nieder. (...) Das habe ich durch die offene Tür eines Nebenraums selbst gesehen.»

Eine eigenartige Zeugenaussage gibt Abraham Schapiro zu Protokoll. Anscheinend ist er in dem Münchner DP-Lager, in dem er 1948 lebt, von seinen lettischen Lagerkameraden unter Druck gesetzt worden. Seine ersten Berichte über Scherwitz seien zu positiv ausgefallen, scheinen sie ihm vorgeworfen zu haben, denn da hatte er gesagt: «Scherwitz war gut zu den Juden, ich kann nichts Schlechtes über ihn sagen.» Nun beginnt Schapiro seine Aussage mit einer Distanzierung: «Ich verwahre mich dagegen, dass behauptet wird, dass ich Scherwitz entlasten will.» Und dann fährt er fort, über den Appell zu erzählen, dreht und windet sich, zerfranst sich über Scherwitz' Charakter und Rudows herausragende Rolle und versteigt sich in eine Analyse, die geradezu aberwitzig ist: «Für uns Juden wäre die Sache gar nicht so schlimm geworden, aber Scherwitz hätte um seine Stellung fürchten müssen.»

Danach kommt er endlich zu fast dem gleichen Ergebnis wie Chaim G.: «Bei der Besprechung im Essraum wurde kein Urteil gefällt. Das Urteil stand schon fest, (...) als Rudow in Scherwitz' Auftrag abstimmen liess. Wir wurden nur vorgeschickt (...), damit Scherwitz, wenn es herauskommt, gedeckt ist. Psawka wurde von einigen Leuten aus dem Saal geschleppt und tüchtig verprügelt. Der Koch Schor, mit dem ich im selben Zimmer schlief und der bei der Schlägerei dabei war, hat mir am Abend erzählt, zum Schluss habe Scherwitz ihm den Gnadenschuss gegeben.»

Scherwitz hat während der Ermittlungen und vor Gericht oft die absurdesten Erklärungen abgegeben, um sich herauszuwinden. Im Fall Psawka hat er es nicht getan. Obwohl der Vorwurf «Totschlag» verhandelt wird, sagt er

während der Hauptverhandlung: «Psawka war ein Verräter. Es war Selbstjustiz. Ich würde sagen, wenn ich ihn getötet hätte: Er verdiente den Tod.» Er berichtet die Geschichte folgendermassen:

«Von einem jüdischen Wachtposten erhielt ich einen Brief, den ein gewisser Psawka aus Eifersucht wegen einer Frau an die Gestapo geschrieben hatte. In ihm wurde behauptet, in der Kasernierung befänden sich Waffen, Munition und kommunistisches Propagandamaterial. Den Brief habe ich behalten. Kurz darauf kam ein zweiter Brief, den gab ich dem Judenältesten [Rudow]. Dieser rief im Speiseraum eine Versammlung ein, an der ich nicht teilnahm. Nach einer Stunde kam ich herunter und hörte, wie in der Waschküche einer sagte: ‚Der ist jetzt erledigte Der Koch Schor war nicht dabei. Die Leiche war bereits zur Beerdigung in mehrere Säcke eingehüllt. Ich hätte ihn gar nicht erschiessen können, denn zu dieser Zeit besass ich noch keine Pistole, sondern nur Seitengewehr und Karabiner. Ich habe die Leiche in einen Wagen legen lassen, bin selbst mit ihr in die Fabrik Lenta rausgefahren und habe sie dort im Garten ordnungsgemäss [sic!] beerdigen lassen. (...) Hätte ich diesen Vorfall gemeldet, wäre die Gestapo gekommen und hätte viele Leute liquidiert.»

Das Gericht folgt Scherwitz' Darstellung in allen Punkten und spricht ihn vom Vorwurf des Totschlags an Psawka frei. Es ist der einzige Sieg, den er 1949 davonträgt. In der anderthalb Seiten langen Urteilsbegründung zu Psawka steht: «Auch bei Zugrundelegung des Sachverhalts, wie ihn der Zeuge Chaim G. schildert, hätte der Angeklagte freigesprochen werden müssen, denn er hat in Notwehr gehandelt. (...) Wären die Briefe an ihr Ziel gelangt, so hätten bei den bekannten Methoden viele Internierte und vielleicht auch der Angeklagte mit dem Leben bezahlen müssen. (...) Der Tod Psawkas war daher notwendig, um seinen Angriff auf das Leben anderer abzuwehren.»¹⁰⁸

Indem Scherwitz die Selbstjustiz in die Hand der kasernierten Juden legt, folgt er dem Muster der Feme, wie er sie bei den Freikorps kennengelernt hat. Auch da wurde gegen echte oder vermeintliche Verräter kein Kriegsgesicht bemüht, sondern sie wurden von den Kameraden der eigenen Truppe «schadlos» gemacht, wie man es nannte. Damit die Militärrichter diesen Ein-

griff in ihre Zuständigkeit nicht ahndeten – und Feme wurde geahndet –, hielt man anschliessend den Mund. Auch die lettischen Kasernierten am Washington Platz halten die Feme am Gerber Psawka geheim, betrachten sie als interne Angelegenheit, die Aussenstehende nichts angeht. Zwar berichten sie darüber einigen vertrauenswürdigen lettländischen Juden, denn Abraham Schapiro und andere erzählen einige Wochen später dem Chronisten Abraham Bloch recht genau die Einzelheiten. Aber den deutschen Juden gegenüber verschweigen sie die Selbstjustiz, obwohl sie Tag für Tag mit ihnen in den Werkstätten Zusammenarbeiten.

Werner Sauer jedenfalls weiss nichts Genaues. In seinem Buch schreibt er kein Wort über Psawkas Beschuldigungen, am Washington Platz gäbe es Kommunisten und Partisanen, er weiss nur, Psawka habe die Gestapo über «Machenschaften» von Scherwitz und andere von ihm gedeckte Unregelmässigkeiten in der Kasernierung informieren wollen: «Bei der Versammlung (...) fragte Scherwitz die Leute, ob es bei uns Juden nicht genauso Sitte wäre, einen Verräter hinzurichten. Auf diese Weise brachte er die Leute in einen grossen Zorn, und einige Leute liessen sich, durch Scherwitz aufgehetzt, zur Rache hinreissen. Man schlug den Verräter nieder, und Scherwitz gab ihm den Rest.»

Im Mai 1948, als Sauer in Berlin an seinem Buch «Mensch unter Menschen» arbeitet, wird er von der Berliner Kriminalpolizei zu Scherwitz befragt. Da verschweigt auch er alles, was seiner Meinung nach deutsche Polizisten nichts angeht und was unter Juden bleiben soll. Da sagt er: «Psawka wurde von Scherwitz am Washington Platz wegen einer angeblichen Unbotmässigkeit eigenhändig erschossen.»¹⁰⁹ Im Herbst des Jahres wird er wegen dieser Aussage zur Hauptverhandlung gegen Scherwitz geladen, aber da befindet er sich schon auf dem Weg in die USA.

Besuche in Schaulen

Die Tage am Washington Platz sind gezählt, etwa Ende Januar 1943 beginnen die Umbaumaassnahmen in der alten Fabrik Lenta, auf der anderen Seite der Düna. Dorthin sollen die Werkstätten umziehen, das ganze SD-Luxus-

griff in ihre die anderen SD-Einrichtungen, die Waffenkammer, die Autowerkstatt in der Peter-Holm-Strasse und die daneben liegende zentrale Kleiderkammer müssen auf die Lenta, in der alten Fabrik ist Platz genug, um dort alle Unternehmen der Sicherheitspolizei zu konzentrieren. Scherwitz ist der Organisator des Ganzen, er plant und koordiniert und hat viel zu tun, er ist in diesem Vorfrühling 1943 überall gleichzeitig.

Weder in diesen Wochen und noch viel weniger in den Monaten danach kann er Zeit gehabt haben für Familienbesuche, für jene Fahrten zum Ghetto von Schaulen, die er von Riga aus mehrmals unternommen haben will, um dort seine jüdischen Eltern und Geschwister zu besuchen. Diese Familienbesuche bringt er gleich bei den ersten Vernehmungen nach seiner Verhaftung 1948 ins Gespräch, sagt aber nicht, wann sie gewesen sein sollen. Wenn sie überhaupt stattgefunden haben, wären sie nur während seiner Zeit am Washington Platz möglich gewesen.

Für Alexander Lewin und für die Zeitzeugen aus dem Ghetto von Schaulen, die er in den achtziger Jahren in Israel befragt hat, sind Scherwitz' mehrfache Reisen nach Litauen eine Tatsache, alle Konjunktive überflüssig. Für ihn und die Zeitzeugen, die von Scherwitz' jüdischer Herkunft überzeugt sind – und es sind nicht wenige –, haben die Besuche in Schaulen eine zentrale Bedeutung. Seine ungeklärte Herkunft, seine Jiddisch-, Russisch-, Polnisch-Kenntnisse, seine «Chuzpe» und das «jiddische Harz», sein «jüdisches Aussehen», all dies sind für sie lose Puzzlesteine, die sich erst mit den Besuchen am Ghettozaun zum fertigen Bild fügen: Scherwitz ist zu hundert Prozent ein Jude. Weshalb sollte er sonst nach Schaulen gefahren sein?

Lewin datiert Scherwitz' erste Reise nach Schaulen auf die Zeit, als er noch das SD-Arbeitskommando vom Ghetto zum Washington Platz begleitet hat, auf den Herbst 1941. Aber weitere Besuche seien gefolgt, schreibt er in seinem Aufsatz «Der jüdische SS-Offizier». Der folgende Passus ist eine von Lewin autorisierte Zusammenstellung aus der gekürzten amerikanischen Fassung und dem ungleich farbigeren russischen Original:

«Weil Scherwitz sich in Riga nur wenige Dutzend Kilometer vom heimatlichen Schaulen (Jiddisch Shavel) entfernt befand, beschliesst er, dort-

hin zu fahren und seiner Familie, die sich dort im Ghetto befindet, mit irgendetwas zu helfen. Vielleicht sogar, sie von dort herauszuholen, wie er später behaupten wird. Er trifft sich dort mit seiner Schwester Rivka am Zaun, übergibt ihr einige Lebensmittel, aber mehr zu tun gelingt ihm nicht.

Er besitzt noch nicht die Verbindungen und den Einfluss, den er später erlangen wird. Noch bekleidet er einen niedrigen Rang, aber auch dieser würde ihn verdächtig machen in den Augen der örtlichen SS. Dies könnte zu seiner Blossstellung führen, und was dann kommen würde, weiss unser Fritz nur zu genau. Er ist deshalb sehr vorsichtig, aber die Besuche bei der jungen und schönen Rivka sind häufig genug, um im Ghetto Anstoss zu erregen. Sie glaubten, sie träfe sich mit ihm aus romantischen Gründen, und mieden sie deshalb im Ghetto, worunter sie stark litt. Niemand konnte doch wissen, dass der SS-Mann ihr Bruder ist. Rivkas Freundin Fanny Papiermacher, eine Nachbarin der Familie Sirewitz aus der Zeit, bevor das Ghetto errichtet wurde, kannte Elke [Eleke] als Junge. Als sie ihn in dieser verhassten Uniform sieht, ist sie entgeistert. Sie muss Rivka schwören, das Geheimnis für sich zu behalten.

Von ihr erfährt Scherwitz, dass die Mutter und die weiteren Geschwister im Ghetto vegetieren. Rivka erzählte ihm auch, dass der Vater Yankel schon 1933 ins weite Amerika aufgebrochen war, um dort sein Glück zu suchen. Er hatte einen seiner Söhne mitgenommen.

1944, als das Ghetto von Schaulen liquidiert wird und über die Hälfte seiner Bewohner getötet werden, darunter ein Bruder von Fritz, bringt man viele der Übriggebliebenen nach Stutthoff. Dort stirbt Sore Sirewitz, die ein lahmes Bein gehabt hat. Rivka und ihre Freundin werden in ein Arbeitslager geschickt, wo sich auch ihr Ehemann und ein weiterer Bruder befinden. Dann stellt die Lagerleitung fest, dass Rivka und zwei andere Frauen schwanger sind, und schicken sie nach Dachau, wo sie durch Injektion getötet werden. Nur Fritz Scherwitz' Bruder überlebte und ging 1946 in die USA, vermutlich um seinen Vater und Bruder zu finden.»¹¹⁰

Seine Zeugen hat Lewin alle im «Verband der litauischen Juden» in Tel Aviv getroffen, keiner von ihnen hatte bis dahin den Namen Fritz Scherwitz je gehört. Es sind Zwija Reif, die ihm von Fanny Papiermacher erzählt hat, Leibi Butschker, der in Rivka sehr verliebt gewesen ist, und eine Frau Jaakob, die sich besonders gut an Rivka und Sore Sirewitz erinnern kann. Als

ich dennoch skeptisch bleibe, schreibt er mir: «Welche Beweise brauchen denn Sie noch, etwa ein Foto, mit Fritzchen am Zaun?»¹¹¹

Es gibt noch ein Zeugnis, von dem Lewin damals nichts hat wissen können, weil es noch nicht vorgelegen hat. Abe Larwe hat es nach den Erinnerungen seiner Frau Ella aufgeschrieben und Sidney Iwens geschickt, der ebenfalls ein Überlebender des Ghettos von Schaulen ist. Dieser hat Ende der neunziger Jahre ein Erinnerungsbuch geschrieben, «How Dark the Heavens», und nach Meinung von Abe und Ella Larwe fehlt eine wichtige Episode. Sie lautet so:

«In einem Aussenlager des Ghettos von Schaulen, in Linkaiciai, wurden Juden gezwungen, untergeordnete Arbeiten in einem Waffenlager der Wehrmacht zu erledigen. Unter diesen Juden befand sich eine junge Frau namens Rivkha Schrewitz [sic!]. Die Leute im Lager bemerkten, dass ein deutscher SS-Offizier sie gelegentlich am Lagerzaun traf und ihr Päckchen überreichte. Sie sahen das mit grossem Unbehagen, und sie wurde von allen geächtet und abgelehnt. Sie hatte einen Freund, und der verliess sie darauf. Zu dieser Zeit war sie sichtlich schwanger.

Dieses Aussenlager wurde [im Juli] 1944 aufgelöst, und die Juden wurden nach Deutschland evakuiert, einige kamen ins Konzentrationslager Dachau. Ella erinnert sich, dass drei schwangere Mädchen vorher aus dem Lager geholt worden waren. Niemand hat sie je wiedergesehen.»¹¹²

Es ist bereits erörtert worden, dass es im Ghetto von Schaulen unzweifelhaft eine Sore Sirevic mit zwei Töchtern gegeben hat, von denen eine Rivka hiess. Sogar ihre Adresse im Ghetto ist bekannt, sie haben in der Krumu 17 gelebt. Aber es hat ja noch eine zweite Familie gegeben, die viel grössere Familie von Rivka Silevice mit ihren vier Kindern, darunter einem Sohn Pese. Sie haben ein paar Strassen weiter in der Silu 15 gewohnt. Es ist gut möglich, dass diese Rivka, oder auch beide Rivkas, im Waffendepot von Linkaiciai arbeiten mussten, es ist zwanzig Kilometer vom Ghetto entfernt. Es ist auch vorstellbar, dass eine dieser beiden Rivkas gelegentlich einen Deutschen an der Umzäunung der Fabrik oder des Ghettos getroffen hat, sogar einen in SS-Uniform, solche Absonderlichkeiten soll es auch im Ghetto von Riga gegeben haben. Warum also nicht ebenso in Schaulen?

Aber es ist genausogut möglich, dass dies eine Wanderlegende ist. Eine phantastische Geschichte, die Fritz Scherwitz selbst nach dem Krieg in Umlauf gesetzt hat, damals, als der Verfolgtenbetreuer Zeugen für seine jüdische Herkunft sucht und dank Bella R. gleich eine ganze Familie einschliesslich Familiengeschichte findet. Aber was ist mit Fanny Papiermacher, die laut Lewin «entgeistert» ist, als sie damals am Ghettozaun ihren kleinen Eleke in der «verhassten Uniform» sieht?

Es gibt ein Problem. Die Zeitzeugen berichten nie das Ganze, zeigen immer nur Splitter, nur die wenigsten von ihnen können später das Selbsterlebte von dem Gehörten oder dem Angelesenen trennen. Die Erinnerung verändert sich, es wird ergänzt, es wird kombiniert, was sich anscheinend gut zusammenfügt, es wird Politik damit gemacht. Menschen, die am Rande gestanden haben, rücken sich in die Mitte, wer will ihnen das verdenken. Erinnerungen gerinnen zu vermeintlichen Tatsachen. Die Erzähler geben ihren Berichten den Schein von Objektivität, erklären sie zur Wahrheit, indem sie wie Abe Larwe sagen: «Wir wissen, dass Scherwitz der Sohn einer armen jüdischen Familie aus Litauen war.» «Wir», das ist das Kollektiv der Überlebenden, es steht im Gegensatz zu dem «Ihr», den Nachgeborenen, den nichtjüdischen vorneweg. «Solange es die Zeitzeugen gibt, dürfen wir ihre Berichte nicht kritisieren. Weil sie dort waren und wir nicht. Was immer sie sagen, ob es richtig ist oder nicht – wir hören zu», sagt der renommierteste aller Holocaustforscher, Raul Hilberg, in einem Interview mit der «tageszeitung».¹¹³

Fritz Scherwitz erklärt bei seinem ersten Verhör am Tag seiner Verhaftung am 27. April 1948: «Ich habe meine Eltern im Jahre 1942 (...) in Schaulen mehrfach besucht, und diese forderten mich auf zu sehen, dass ich mich retten kann.»

Herbert Ungar erzählt er etliche Wochen später in Nürnberg, er sei 1943, gekleidet in eine SS-Uniform, «anders ging es nicht», bei seinen Eltern im Ghetto gewesen. Bei dieser Gelegenheit habe er seinem Vater Yankel versprechen müssen, sich wenigstens «koscher zu ernähren». Bei der Hauptverhandlung im Revisionsprozess 1950 nennt er keine Besuchsdaten, sagt aber: «Ich habe versucht, meine Eltern aus dem Ghetto zu retten.» Von einer Schwester Rivka ist nirgends die Rede, dafür von einem Vater, dessen Name

in den Ghettolisten von Schaulen nicht erwähnt wird, dem dafür aber die koschere Ernährung seines SS-Sohnes am Herzen liegt und der doch nach anderer Aussage bereits 1933 nach Amerika ausgewandert sein soll. «Was für einen Quatsch, was für einen heillosen Quatsch erzählt unser Fritzchen», schreibt mir Alexander Lewin, als ich ihm dieses Dokument aus dem Jahre 1948 schicke.¹¹⁴

«Heillosen Quatsch», dem ist nichts hinzuzufügen ausser einer Kette bürokratischer Hindernisse, die zu überwinden gewesen wären. Hätte der Rigaer Werkstattleiter Scherwitz tatsächlich die Idee gehabt, ins SS-Nachbar-Hoheitsland Litauen zu fahren, dann hätte er einigen Papierkram zu erledigen gehabt. Er hätte sich zuerst bei dem für Reiseangelegenheiten zuständigen Sachbearbeiter des «Befehlshabers der Sicherheitspolizei», SS-Untersturmführer Dr. Walter Schallwig, um eine Reisegenehmigung nach Litauen bemühen müssen. In diesem Antrag hätte er die genauen Reisegründe, den Zielort und die Aufenthaltsdauer angeben müssen. Der Antrag hätte an den Befehlshaber der Sicherheitspolizei im litauischen Kowno, Karl Jäger, geschickt werden müssen, weil dessen Zustimmung erforderlich gewesen wäre. Versehen mit dem Einverständnis der SS-Kollegen aus Litauen, hätte Scherwitz dann beim Fahrdienstleiter von Polizei und SS in Riga, beim SS-Obersturmführer Waldemar Schiemann, Benzingutscheine für eine Dienstreise beantragen müssen. Benzin ist knapp und streng rationiert. Die gefahrenen Kilometer müssen in das Fahrtenbuch eingetragen werden. Das ist Dienstvorschrift, so ist es in den Akten des Hamburger Landgerichts festgehalten.

180 Kilometer Riga-Schaulen hin und zurück, das ist nicht viel, das sind zwanzig Fahrten vom Washington Platz zur Fabrik Lenta über die Düna. Das lässt sich wegzaubern, wenn man auf Benzingutscheine verzichtet und einen eigenen Dienstwagen besitzt. Aber ohne eine behördlich bestätigte Genehmigung geht es nicht. Die Grenzen sind von der lettischen Polizei gut bewacht, besonders die Strasse von Riga über Mitau nach Schaulen. Das Partisanengebiet liegt nur wenig weiter nördlich, auf illegale Grenzübertreter ist man vorbereitet. Andere Strassen von Riga nach Schaulen gibt es nicht, und in der Bummelbahn wäre ein SS-Offizier, inmitten der Landbevölkerung, eine Sensation gewesen. Was für einen offiziellen Reisegrund

hätte Scherwitz angeben können? Er kann ja nicht schreiben, er wolle seine Eltern im Ghetto von Schaulen besuchen.

Nun, höre ich Alexander Lewin wieder sagen: Unser Fritzchen ist eben schlau. Ihm muss es nicht schwergefallen sein, eine Reisegenehmigung zu beschaffen, wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Trotzdem überwiegen bei mir die Zweifel. Die Angaben über die Schaulener Ghetto-Familie sind überaus widersprüchlich, und die Einzelheiten der angeblichen Ghettobesuche sind verdächtig vage. Wenn man ihm die Chuzpe zutraut, dass er sich einen Reisegrund zum Schaulener Ghetto beschafft hat, warum soll er dann heimlich am Zaun stehengeblieben sein? Wenn ich alles abwäge, so scheinen mir nicht nur die Mahnungen des gläubigen Vaters, Fritzchen solle sich koscher ernähren, «Quatsch» gewesen zu sein. Auch die Treffen mit der Schwester Rivka am Ghettozaun, ja insgesamt die Besuche in Schaulen halte ich für eine Legende. Aber nichts ist unmöglich, gewiss.

Teil 6 Lenta

Die Fabrik auf der anderen Seite der Düna

Es ist Anfang Februar 1943, Stalingrad ist verloren, und die Reste der 6. Armee sind auf dem Weg nach Sibirien, da bestellt Scherwitz sich den Maurer Werner Sauer ins Büro, erklärt, er habe Grosses vor und auf Sauer warteten wichtige Aufgaben. Es gebe eine alte Fabrik, die müsse umgebaut werden, er plane den Werkstattbetrieb Washington Platz dorthin zu verlegen, und zwar so schnell wie möglich: «Scherwitz sagte, ich solle ab sofort mein Talent dort unter Beweis stellen. Dann fuhren wir zusammen raus und besichtigten ausserhalb der Stadt auf der anderen Seite der Düna ein grosses Werk. Das war die Lenta. (...) Sie wurde für lange Zeit meine Adresse.»¹

Die Lenta ist eine berühmte Fabrik, vor allem die Frauen kennen ihren Namen. Bis Kriegsausbruch wurden dort die bunten Bänder aus Baumwolle oder Leinen gewebt, die Schnüre und die Spitzenbordüren gewirkt, die sie für ihre schönen Trachten brauchten oder um sie über den Tisch zu legen, wenn Gäste kommen. Im Vorkriegs-Lettland gab es eine richtige Bänderkultur, kein Mädchen kam ohne ein solides Sortiment aus, sie knüpften sie sich in die Haare, banden sie sich um die Hüften oder bestickten sie mit Botschaften und schickten sie ihren Liebsten.

«Lenta» heisst auf Deutsch «Band», und Bänder in allen Farben und Längen lieferte die Lenta seit 1897, seit der Kaufmann der 1. Gilde, Julius Isaaksohn Vogelsang, die Fabrik aus hellgelben, polierten Ziegelsteinen im heutigen Industriegebiet Zemgale hatte bauen und als «Gesellschaft der Rigauer Baumwollspinnerei, Zwirnerei und Bandweberei, Lenta» in das Handelsregister hatte eintragen lassen. Als der Firmengründer in den zwanziger Jahren starb, wandelten seine Erben sie in eine Aktiengesellschaft um, die Mehrheitsaktionäre lebten in den USA, in Deutschland und Grossbritannien. Als die Sowjets 1940 Lettland okkupierten, wurde die Fabrik nationalisiert, aber schon bald gab es keine Rohstoffe mehr, und die über eintausend Arbeiter und Arbeiterinnen fanden nichts mehr zu weben und zu spinnen, die Zwei-Tage-Woche wurde eingeführt.

Dann kamen die Deutschen, beschlagnahmten die damals beinahe fussballfeldgrosse Fabrik sowie die auf dem Firmengelände liegende Villa und die Nebengebäude für die reichseigene Ostland-Faser GmbH. Aber das war nur ein kurzes Zwischenspiel. Im Oktober 1942, als nur noch wenige Transporte und wenige neue Koffer mit Kleidern in Riga ankamen, verlegte die Ostland-Faser ihre «Verwertungsgesellschaft» in das Ghetto. Seitdem stand die Fabrik still, und etwa um diese Zeit muss Scherwitz sein Auge auf die Lenta geworfen haben.²

Viele Jahrzehnte später, 1997, besuche ich mit dem gewesenen Zwangsarbeiter Israel Churin, der damals und auch bis zu seiner Pensionierung Schneider war, die alte Fabrik. Immer noch – oder wieder – produziert sie Bänder, ununterbrochen seit Mitte der fünfziger Jahre. Uns führt die Direktorin, für die sich mit der Lenta eine eigene Geschichte verbindet. Sarmite Grigorjeva fing 1954 als Putzmädchen dort an, obwohl sie so gerne eine höhere Schule besucht hätte. Damals war sie vierzehn Jahre alt. Das sowjetische Lettland versagte ihr eine weiterführende Bildung. Weil sie die Tochter einer von den Nazis nach Deutschland verschleppten und niemals nach Riga zurückgekehrten lettischen Zwangsarbeiterin war, galt sie als Bürgerin dritter Klasse. Und so gehen wir durch die Fabrik, der gewesene Zwangsarbeiter, das frühere Putzmädchen und die vom Schicksal verwöhnte Nachkriegsdeutsche aus dem Westen, und wir sehen und suchen jeder etwas anderes.

Israel Churin wundert sich, die grosse alte Lenta ist viel kleiner geworden, und wo sind die schön gemauerten Ornamente im Ziegelstein, die Bogenfenster, wo der Anbau mit dem Schrägdach an der Westseite, dort wo Boris Rudow ihm die Uniformen zum Zusammennähen gab. «Wissen Sie», sagt er, der nach dem Krieg in einem Textilkombinat zehn Stunden pro Tag immer den linken Hosenumschlag festnähen musste, «damals war ich ein echter Schneider. Ein Künstlerarbeiter, und kein Festnäher in der Endfertigung.» Er sagt es im schönsten Jiddisch und erklärt, wie gut damals die Nähte sitzen mussten und was für eine prima Qualität der Stoff hatte, «glatt wie ein Kinderpopo». So habe ich noch nie jemanden über SS-Uniformen reden hören. Aber Israel Churin ist ein richtiger Schneider mit Handwerkerstolz, und was er damals in die Finger bekam, war «Qualität», und «wir lieferten Qualität». Seine Augen leuchten beinahe, als er mir im Detail erzählt, wie die Abnäher

sitzen müssen und wie und wo unterfüttert werden muss, damit aus einem Bauch eine Taille wird und aus einem Buckel ein gerader Rücken. Das hat er 1943 und 1944 gemacht, seitdem nie mehr. Er ist der freundlichste Schneider, den es gibt.

Und hingerissen von den Erinnerungen an seine «Künstlerarbeit» entdeckt er in der während der Sowjetzeit umgebauten Fabrik allmählich «seine alte Lenta» wieder. Er zeigt im dritten Stock die Stelle, an der sein Bett stand und heute die kompliziertesten Webmaschinen stehen, etwa dort, vierte Reihe, Maschine 15: «Hier wohnten wir alle zusammen, etwa zweihundert Mann. Wir hatten Doppelbetten, aber nicht mit Stroh ausgelegt, der einem von oben immer in die Augen rieselt, wenn der Kamerad sich umdreht, sondern mit einer Matratze und mit weisser Bettwäsche und guten Decken von der Wehrmacht. Nach der Arbeit gingen wir gerne nach oben. Es regnete nicht herein, das Dach hielt gut, so wurde es uns schön warm. Wir machten es uns richtig gemütlich.»

Er findet auch den grossen Saal im ersten Stock, «wo wir gegessen haben. Morgens Kaffee und Brote mit Marmelade, mittags Graupen und Speck, und am Abend Suppe und Brot, das Essen war gut und reichlich. Wir kriegten auch Tabak. «In diesem grossen Saal, erzählt er, gab es richtig professionelle Konzerte. Wir hatten einen Pianisten, den Mendel Basch, den Opernsänger Schellkahn und den Cellisten Lew Arnow.³ Es gab ein Klavier und ein Harmonium und bestimmt drei oder vier Geigen. Scherwitz hat sich die Konzerte immer angehört, und einmal hat er eine Ansprache gehalten, dass alle schweren Zeiten einmal ein Ende haben. Anschliessend liess er ein Fass Bier aufmachen und ‚Degvins‘, das ist so eine Art Brandwein, ausschenken.»

Dann geht Israel Churin mit uns in den Hof und erklärt: «Hier haben wir Fussball gespielt, die Schneider gegen die Tischler und dann die Tischler gegen die Garage. Die Mädels aus der Wäscheabteilung haben die Trikots genäht, unsere waren grün mit gelben Streifen.» Und als ich endlich einwende, Lenta sei doch ein Aussenkommando des Konzentrationslagers Kaiserwald gewesen, sagt er: «Ja, ja, aber nicht unter Scherwitz, sondern später, als der Roschmann kam und der andere aus Salaspils, wie hiess er noch gleich? Da hat es einen Kampf um die Leitung gegeben, da haben wir alle gezittert, da hat unser Leben gekipelt. Die Frauen kriegten die Haare ge-

schoren, was haben sie geweint. Den Männern rasierte man einen Streifen in der Mitte aus, und wir kriegten alle auf die Kleider mit Ölfarbe ein grosses Kreuz gemalt. Wenn man damit gelaufen [geflohen] wäre, hätte man gleich gewusst, der ist aus der Lenta. Ach, sollen die Hitleristen doch die Würmer gefressen haben.»

Das ist Israel Churin, der über die Lenta zu Scherwitz' Zeiten nur Gutes sagen will, weil er bis dahin nur Schlechtes gekannt hat. Er war aus dem Ghetto von Dünaburg gekommen, einem verwanzten und verlausten Quartier in einer Zitadelle. Am 9. November 1941 hatte das Einsatzkommando 2 seine Eltern und Geschwister erschossen, zusammen mit etwa 11.000 anderen Juden. Am neunten November, diesem deutschen Tag,⁴ Nach der Auflösung des Ghettos von Dünaburg landete er im September 1943 im KZ Kaiserwald, «dem verfluchten Fleck, nur Schläge, Appelle, Stacheldraht und Steine schleppen». Aber etwa nach 14 Tagen kamen «Einkäufer von der Gestapo und bestellten Tischler, Elektriker und Schneider. ‚Schneider nach vorn‘, riefen sie, und ich trat drei Schritte vor, und so kam ich auf die Lenta. Das war im Verhältnis zu Kaiserwald ein Paradies. So schöne Arbeit, Facharbeit.»

Für die Direktorin Sarmite Grigorjeva sind Churins Geschichten alle neu. Obwohl sie seit 1954 beinahe mit der Fabrik verheiratet ist und sich darin vom Putzmädchen zur Bandweberin und endlich bis in die Buchhaltung hochgearbeitet hat, hat sie bis zum Tag unseres Besuches nicht gewusst, dass die Lenta einmal ein Aussenlager vom KZ Kaiserwald gewesen ist, hier einmal das Leben von etwa sechshundert lettländischen, deutschen, litauischen, einigen polnischen und tschechischen Juden «gekippelt» hat, wie Churin sagt. Sie hätte abwehrend reagieren können, aber sie tut es nicht. Sie weiss nichts, aber will alles wissen, obwohl sie doch mit den Produkten der Lenta auf den internationalen Markt möchte und die Assoziation Lenta und KZ vielleicht geschäftsschädigend sein könnte. Sie ist so stolz auf «ihre» Lenta, auf die Fabrik, die sie zusammen mit zwölf Kolleginnen gekauft hat, als der lettische Staat sie nach der Unabhängigkeit privatisieren liess. «Lenta 13» steht jetzt auf einem grossen Schild am Haupttor in der Jelgava iela (Mitauer Strasse). 13 wie dreizehn Besitzerinnen. «13 ist meine Glückszahl», sagt sie.

Als sie von Churin erfährt, ihr Büro in der alten Villa direkt neben dem grossen Tor sei für eine kurze Weile die Kommandantur gewesen und darüber hätten sich Scherwitz' Privaträume befunden, schlägt sie vor, doch hier eine kleine Ausstellung über die Geschichte der Fabrik zu organisieren. Sie ist sogar enttäuscht, als ich ihr sage, dass es im «Historischen Fotoarchiv» nur ein einziges schlechtes Foto von der Lenta aus Vorkriegszeiten gibt und ein besseres von der sowjetischen «Ausserordentlichen Kommission»⁵ aus dem Jahre 1946. Es zeigt die Lenta in dem Zustand, wie die SS sie beim Rückzug vor der anrückenden Roten Armee Anfang Oktober 1944 verlassen hat. Gesprengt. Man sieht eine Ruine; nur noch die Fassade auf der Westseite bis in Höhe des zweiten Stocks, zwei Zwischenwände und ein Wasserreservoir recken sich in den Himmel. So sah die Lenta auch aus, als die heutige Besitzerin und Direktorin sie 1954 zum erstenmal betrat. Man habe die Fabrik nach den alten Bauplänen rekonstruiert, erinnert sie sich, und Churin meint, sie könne recht haben, die Anlage sei aber kürzer und schmaler geworden. Die Baupläne sind in den lettischen Archiven nicht zu finden, so lässt sich die Sache nicht klären.

Und ich, was suche ich? Am meisten interessiert mich, ob man aus der früheren Schuhmacherei im ersten Stock des Hauses oder aus dem Männerschlafsaal im dritten Stock den Gemüsegarten auf der Westseite der Lenta sehen kann. Dort am Zaun soll Scherwitz im August 1944 zwei, drei, vielleicht auch vier Juden nach einem Fluchtversuch erschossen haben, wie es die Zeugen vom Hörensagen in München bei den Ermittlungen angeben und wie es der angebliche Augenzeuge, der Schuster Robert Matjukow, 1949 und 1950 vor Gericht beeidet.

Wir gehen in den besagten Gemüsegarten, auf dem üppig tragende Birnbäume stehen, «die gab's schon damals», sagt Churin, «war unser Dessert», und schreiten den Fluchtweg der zwei, drei oder vier erschossenen Juden ab. Einer der Flüchtlinge ist ein Schneiderkollege von Israel Churin gewesen, Harry Scheinker. «Der war so ein lieber Kerl und so ein hübscher junger Mann, der war für die Hemden zuständig.» Und dann sieht Churin das Eisentor, das im hinteren Teil der Fabrik auf die Sackgasse Konrada iela führt,

und links daneben ein kleines Häuschen mit brettervernagelten Fensteröffnungen, bruchlos integriert in die südliche Aussenmauer von Lenta.

Churin kann es kaum fassen, jetzt wischt er sich doch die Augen. Es ist dasselbe Tor wie damals, darüber die geschmiedeten Buchstaben «LENTA», eingewickelt in Stacheldraht. «Das ist das alte Tor», schwört er, und die Direktorin bestätigt: «Das stand schon immer da, war immer schon verrostet.» Nicht einmal der Stacheldraht sei erneuert worden, «wozu, wir machen das Tor nie auf». Auch das Häuschen daneben, in dem erst die Tischlerei untergebracht war und später Baumaterialien gelagert wurden, sei das alte im Originalzustand. Aus diesem Fenster, sagt Churin und zeigt auf eine Öffnung höchstens anderthalb Meter über dem Boden, seien Scheinker und die anderen herausgesprungen, dann die Konrada iela heruntergelaufen und auf der Bauskas iela (Bausker Strasse) «geschnappt» worden. Aber das hat er nicht gesehen, das hat man ihm später erzählt.

Es ist das Häuschen, in dem Werner Sauer, der Jude aus Gelsenkirchen, sich eine «Malina» einrichtete, ein kleines Versteck, wie die Juden sagen, als Scherwitz ihn im Februar 1943 auf die Lenta schickte. Eigentlich heisst «Malina» Himbeere. Um an die süsse Frucht zu kommen, müssen ungelenke Hände erst durch die Büsche greifen. Sauers Freund, der Kunstmaler Mogilnitsky, der am Washington Platz so gerne tagsüber ein Schläfchen hielt, hat hier wohl auch seine Malina gehabt, versteckt hinter Baubrettern, so gut, dass selbst Eduard Roschmann und «der andere aus Salaspils», es ist Robert Nickel, ihn nicht finden konnten, als sie ihn einmal suchten.

Das ist die Lenta heute, immer noch eine ansehnliche Fabrik, vor allem die neue Westfront mit den breiten unterfächerten Fenstern, damit viel Licht auf die Webmaschinen fällt und man Elektrizität spart. Es sind viele, meist aus der früheren Sowjetunion gelieferte Maschinen, die da stehen, mit unendlich vielen Spindeln, für jede Farbe eine. Für Laien ein undurchschaubares Fadengewirr. Einige der Maschinen, sagt die Direktorin, habe man nach der Sprengung im Schutt gefunden, und sie zeigt sie uns. Es sind gusseiserne schwarze Ungetüme aus England. Sie liefen heute noch genauso gut wie damals, als man sie baute, sagt sie. «Birmingham 1921» steht auf den silbernen Etiketten.

Abbauen. Ausbauen. Umbauen

Als Werner Sauer Anfang 1943 die Fabrik herrichten soll, damit das Unternehmen Scherwitz bald vom Washington Platz in die Lenta umziehen kann, heisst seine erste Aufgabe Zerstörung. Er soll die Maschinen abbauen und die Räume frei machen. Er schreibt:

«Heute [1948] denke ich noch, was es für ein Jammer war, diese moderne Fabrik zu ruinieren. Es war einfach eine Schande, diese wertvollen Maschinen von Laien abzubauen und natürlich aus Unkenntnis und Unlust zu zerstören. Es dauerte bis an das Ende unserer Lentazeit, und immer noch waren Maschinen und Maschinenteile vorhanden, die beim Rückzug der deutschen Truppen vor den nachdringenden Russen unkomplett nach Deutschland geschleppt wurden.

Das alles ordnete das organisatorische Genie der deutschen SD-Führung [Scherwitz] an. Eine auf das Beste eingerichtete Spinnerei und Weberei wurde planmässig in Tonnen und abermals Tonnen Roheisen und Bruchstahl verwandelt. Was wir im Kleinen machten, das machte der ‚Führer‘ im Grossen aus seinem Lande.»⁶

Für die Demontage der alten Bandweberei wird Sauer im März eine Arbeitskolonne aus dem Ghetto zugeteilt, etwa hundert Mann. Unter ihnen befindet sich Herbert Ungar, der tschechische Jude, der später Ermittler beim Internationalen Militärgericht in Nürnberg wird. In Lenta verlegt er Elektroleitungen. Dabei ist auch Abraham Bloch. Der jüdische Leiter des «Arbeitseinsatzes», Herbert Schultz aus Köln, hat ihn dorthin abkommandiert. «Mit dieser Einheit wirst du zufrieden sein, sagte Schultz, du hast freie Hände, drum nimm ein grosses Geschirr mit. In Lenta bekommt man ein gutes Mittagessen», schreibt Bloch in seinem ersten Bericht über die Lenta und erzählt weiter:

«In das Ghetto fuhr ein Lastauto. Am Steuer war der Lette Silintsch, in SS-Uniform. Wir stiegen ins Auto. Dabei waren nur zwei lettische Juden, die übrigen kamen alle aus Deutschland. Man führte uns auf die Jelgava iela 68 bis 72, in die gewesene Textilfabrik Lenta. Hier sollten wir Werk-

stätten einrichten. Ausser uns aus dem Ghetto erschienen noch zwanzig lettische Juden vom Washington Platz, alles Elektriker, Blechner, Tischler und Schlosser. Das Mittagessen brachte man uns vom Washington Platz. Es war wirklich sehr schmackhaft und reichlich.

Ich musste in die Tischlerei gehen. Die Tischler Rifkin, Berger, Christal und Pressmann nahmen mich kameradschaftlich auf. Man gab mir sofort Brot und Butter für das Ghetto mit. Ich sah in Lenta keine Leiter und keine Aufsicht, nur zwei Wachtmeister, Lorenz und Deling, vor denen keiner Angst hatte. Der Lastwagen brachte uns am Abend zurück ins Ghetto, wobei am Tor keine Durchsuchung stattfand. Ich war sehr zufrieden.

Die Arbeit war auch nicht schwer. Die Tischler deckten Dielen und bauten Betten auf. Auch die Schlosser und andere Handwerker arbeiteten gelassen. Schnell fährt hier nur der Fahrer Silintsch.

Unsere Tischlerei befand sich in einem Häuschen links von der Einfahrt. Eines Tages lugte jemand durchs Fenster und rief: ‚Boris ist erschienen.‹ ‚Wer ist das?‘ fragte ich. ‚Das ist der Werksleiter‹, bekam ich zur Antwort, ‚ein arischer Jude‹, fügte ein anderer hinzu, ‚er heisst Boris Rudow und hat eine echte jüdische Tochter zur Frau, die einen ‚Magen dowid‹ [Iwrit, ‚Schild Davids‹ bzw. sechseckiger Stern] trägt, sowie einen echten jüdischen Vater und echt jüdischen Bruder. Ausserdem haben wir hier noch eine Tamara Scherman, Scherwitz’ Geliebte, die er auch in eine Arierin verwandelt hat‹, wurde ich aufgeklärt.

Am Fenster ging ein schlanker Mann vorbei, gekleidet in einen hellen Anzug. Er sah nicht typisch jüdisch aus. Er ging sicheren Schrittes und plauderte mit den Wachtmeistern Deling und Lorenz.

Nach einer Woche verspätete ich mich am Abend und hatte nicht bemerkt, dass meine Ghettogruppe schon abgefahren war. Ich meldete mich bei den Wachtmeistern, und sie beruhigten mich, sie holen noch einen Wagen. Und wirklich, er kam. Boris Rudow setzte sich in die Chauffeurkabine und ich hinten in den Kasten, und wir fuhren los. Aber er fuhr nicht bis ins Ghetto, sondern hielt in der Nähe. Ich sollte aussteigen und alleine ins Ghetto gehen. ‚Aber man wird mich verhaften‹, sagte ich dem Wachtmeister. ‚Dann soll man uns anrufen, du wirst keinen Ärger haben‹, versicherte er. Das Auto fuhr weg, und ich ging alleine ins Ghetto. Es gab keinen Ärger.

Mitte März kam die Verordnung, dass alle Juden, die neu auf der Lenta arbeiten, in die beiden Häuser im Ghetto, die Scherwitz für die Kolonnen am Washington Platz in der Liela Kalna 30 und Liksnas 7 reserviert hatte,

umziehen müssen. Die Häuser hatten Zentralheizung, die aber nicht benutzt wurde, so dass wir sehr froren.

Eines Sonntags, Anfang April, bemerkten wir, dass unser Haus in der Liela Kalna 30 beobachtet wird. Der OD [deutsch-jüdischer Ordnungsdienst] stand an der Eingangstür. Irgendeiner von uns wollte herausgehen, aber der OD liess ihn nicht. Warum? Im Ghetto sollte ein Appell sein. Man will Menschen zur Arbeit in die Torfindustrie schicken, hörten wir. Der OD beschütze das Haus, damit keiner es verlassen kann, aber auch keiner die Möglichkeit hat, sich hier zu verstecken. Die Arbeit im Torf galt als sehr schwer. Wir wurden unruhig und beschlossen, durch den Fernsprecher Lenta anzurufen. (...) Nach einer Weile fuhr ein Auto vor das Haus. Scherwitz sass drin. Er beruhigte seine Juden und empfahl ihnen, sich auszuruhen, es würde ihnen nichts geschehen.

Dann kam der schöne, warme Mai. Der Gärtner Edgar Heit, ein deutscher Jude, grub die schwarze fette Erde im Garten der Lenta um, machte Beete und pflanzte Blumen, Gemüse und Salat. Wir schauten mit Neid auf seine Arbeit. Um die Mittagszeit ging an den Fenstern unserer Tischlerei der Oberjude Jakobsohn⁷ aus der Petersalasiela [Peter-Holm-Strasse] vorbei. Er trug eine Flinte [sic!] in der Hand und suchte Vögel auf den Dächern. Ihm entgegen kamen Lorenz und Deling. Sie nahmen ihm die Flinte ab, sagten was, aber nicht unfreundlich, und alle drei gingen weg.»⁸

Es ist dieser schöne Garten mit der fetten Erde und den Blumen, der in dieser Geschichte schon eine Rolle gespielt hat und noch eine spielen wird. In einer Ecke liegt seit einigen Monaten der Verräter Psawka – in Scherwitz' Worten – «ordnungsgemäss begraben». Anderthalb Jahre später, im August 1944, werden noch die Leichen der drei Geflüchteten hinzukommen, die Scherwitz erschossen haben soll. Unter ihnen wird sich der erwähnte Gärtner Edgar Heit befinden. Bloch erwähnt ihn mehrmals mit Sympathie; in einem Lager ist es immer gut, sich mit einem Gärtner zu vertragen.

Werner Sauer's Maurertruppe, die Schlosser und Tischler vom Washington Platz und die Arbeitskolonnen aus dem Ghetto haben bis Mai 1943 die Lenta so umgemodelt, dass der Werkstattbetrieb aufgenommen werden kann. In seinem Bericht über die ständigen Um- und Ausbauten schwankt

Werner Sauer zwischen Stolz über die geleistete Arbeit und Wut über die Verschwendungssucht und Planlosigkeit seines Auftraggebers Scherwitz:

«Kaum war etwas fertig, so wurde es auch schon wieder eingerissen und umgebaut, all dies geschah in einer Zeit, in der Baumaterialien knapp und rationiert waren. Die Grossküche wurde einen Monat, nachdem wir sie gebaut hatten, wieder abgerissen und vergrössert wieder aufgebaut. Das geschah insgesamt viermal. Wenigstens blieb sie an ihrem Platz, sie war das einzige, was nicht dauernd umzog. Die Männerunterkünfte wurden viermal verlegt, die der Frauen dreimal. Dann erhielten die Frauen eine neu ausgebaute Baracke, und ihre ehemalige Unterkunft wurde in einen Baderaum für die Frauen umgestaltet. Dann erhielten die Frauen neue Baderäume in der Baracke, also wurden die alten Baderäume in eine Waschküche mit allen Schikanen verwandelt und kurz danach schon wieder freigeräumt, damit die Tischlerei einziehen kann und die Waschküche in den Keller. Die Duschräume der Männer lagen zuerst im Keller und waren zum Schluss auf dem Dachboden. Und so ging es immer hin und her, auch das Büro wechselte natürlich hin und zurück. Es wurde bei uns zu einer stehenden Redensart, dass man nur noch den riesigen Schornstein ab- und an anderer Stelle wieder aufbauen müsse, damit alles einmal seinen Platz geändert hat. Von der Unrentabilität kann man sich kaum einen Begriff machen.

Als wir Lettland verlassen mussten, besaßen wir sämtliche Handwerksstätten, die man sich denken kann. Ich will daher nur, um die Vielzahl zu betonen, die ausgefallensten erwähnen. Wir besaßen ein Photolaboratorium, eine Druckerei, eine Buchbinderei, eine Strumpfstrickerei, in der, wie kriegswichtig, seidene Damenstrümpfe gewirkt wurden. Erwähnen will ich auch unsere Weberei. Nachdem wir nämlich die dazu eingerichtete Fabrik, die mit den modernsten Maschinen ausgerüstet war, zerstört hatten, bauten wir unsere Weberei, ich weiss nicht aus dem wievielten Jahrhundert, mit hölzernen Webstühlen und meistens Handbetrieb auf. Diese wurden dann als eine der Sensationen den verschiedenen SD-Kommissionen, die hin und wieder die Lenta besichtigten, vorgeführt. Wir besaßen auch eine Handschuhmacherei, eine Silber- und Goldschmiedewerkstatt und eine Gärtnerei mit Gewächshäusern. Der Gärtner Heit kaufte die ersten Erdbeeren und gab sie Scherwitz, um zu beweisen, wie gut beim SD alles gedeiht.

Mit einem Wort: Wenn die früheren Besitzer einmal die Lenta unserer Tage betreten hätten, hätten sie bestritten, jemals vorher das Fabrikgelände gesehen zu haben.»⁹

«Chaost» um das KZ

All diese Um-, Aus- und Neubauten geschehen in einer Zeit, in der das Arbeitsamt im Ghetto nicht einmal annähernd die Anforderungen der Besatzungsbehörden nach Handwerkern erfüllen kann. Im März 1943 gibt es in Riga 10.435 jüdische Arbeitskräfte, von denen aber etwa zweitausend kaserniert sind. Über die im Ghetto befindlichen rund 8.500 lettländischen und reichsdeutschen Juden streiten sich die Wehrmachtseinrichtungen, die Baubetriebe der Organisation Todt und die Zuliefererbetriebe für die Rüstungsindustrie auf das Heftigste.¹⁰

Im April 1943 wird die Lage für die neuen Herren Lettlands noch dramatischer, als etwa eintausend Männer und zweihundert Frauen für den Einsatz in der Torfindustrie aus dem Ghetto abgezogen und in die Provinz verschickt werden.¹¹ Die Rigaer Zementfabrik legt die Hälfte ihrer Kapazitäten still, die Waggonfabrik Vairogs ebenfalls, der Deutschen Reichsbahn fehlen vierhundert Arbeiter, und die «Feldzeugdienststelle A» beklagt sich beim Wehrmachtsbefehlshaber Ostland bitter, dass sie nicht einmal die notwendigen Juden bekomme, um die nach einem Explosionsunglück in der Beute-Munitionsanstalt Cekule verstreut herumliegende Munition zu sammeln und zu bergen: «Trotz wiederholter mündlicher und schriftlicher Anträge beim Arbeitsamt Ghetto auf Verstärkung auf mindestens 40-20 Kopf wurden bisher durchschnittlich nur 20 Männer und 10 Frauen gestellt. Bei dieser Anzahl ist eine lohnende Sprengarbeit nicht möglich. Das Gelände kann nicht freige-macht werden und der hochwertige Schrott daher der Organisation Schu nicht zur Verfügung gestellt werden. Durch Witterungseinflüsse und Versanden gehen erhebliche Mengen hochwertigen Stahls und Kupfers verloren.»¹²

Im April 1943 fehlen den deutschen Machthabern in Lettland 75.000 Arbeitskräfte – wegen der Einberufungen zur «Lettischen Legion» (später Waf-

fen-SS) und den Zwangsaushebungen für den Arbeitseinsatz in der deutschen Rüstungsindustrie.¹³ Auch die Mutter der heutigen Lenta-Direktorin, Sarmite Grigorjeva, wird um diese Zeit von der Strasse weg auf einen Lastwagen geladen und nach Deutschland verschleppt. Sie landet in einem Rüstungsbetrieb bei Hannover.

Scherwitz scheint dennoch keine Schwierigkeiten gehabt zu haben, für den Aufbau seines SD-Luxusbetriebes genügend Arbeitskräfte zu bekommen, obwohl das Arbeitsamt die Expansion hätte bremsen können. Denn seit dem 1. April 1943 ist Wittstocks Gebietskommissariat, wie zu Beginn der Besatzungszeit, wieder für die Verwaltung des ganzen Ghettos zuständig.¹⁴ Seit dem 1. April darf das Gebietskommissariat auch wieder das jüdische Vermögen «verwerten» und die Stundenlöhne, die für die Arbeit der Juden aus Lettland berechnet werden und bislang an die Sicherheitspolizei geflossen sind, selbst kassieren? Auch die Löhne der Lenta-Arbeiter. Die Grosszügigkeit, mit der Scherwitz' Unternehmen vom Gebietskommissariat behandelt wird, erstaunt, zumal die Löhne erst mit monatelanger Verspätung überwiesen werden.¹⁶ Schon der Washington Platz ist von Wittstocks Behörde mit Samthandschuhen angefasst worden, gegenüber der Lenta verhält man sich noch sensibler. Ein Bericht der Arbeitsvermittlung an das Gebietskommissariat im April 1943 stellt einen akuten Mangel von Zwangsarbeitern fest: «Juden sind in der letzten Zeit nicht neu hinzugekommen. (...) Nachdem nunmehr alle jüdischen Hilfsarbeiter ausserhalb Rigas zum Einsatz gekommen sind und sich der Abzug von jüdischen Fachkräften im Hinblick auf die ausserordentlich grosse Wichtigkeit der Fertigungen der Rüstungsindustrie und des Nachschubes in Riga nicht verantworten lässt, wäre die Hereinnahme von Juden aus Gebieten ausserhalb Lettlands arbeitseinsatzmässig durchaus zu begrüssen.»¹⁷

Im Klartext heisst das: Wenn die Reichsführung sich entschliessen könnte, die im Dezember 1942 eingestellten Judentransporte aus dem Reich nach Riga wieder aufzunehmen, würde dies die Zivilverwaltung «durchaus begrüssen». Der Arbeitsmarkt würde sich entspannen, und dank des neu erworbenen Rechtes zur «Verwertung» jüdischen Vermögens und jüdischer Arbeitskraft bräuchte die Zivilverwaltung keine Finanzsorgen mehr zu haben.

Im fernen Berlin ist derweil eine weitreichende Kontroverse über den «Nutzen» der Juden im Gange. Die Verfechter der «Endlösung» vom Reichssicherheitshauptamt streiten mit dem 1942 gegründeten SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt. Zwar bleibt die «Endlösung» das oberste Ziel, aber das Wirtschaftsamt will die jüdische Arbeitskraft nicht ungenutzt verheizen, es will jeden arbeitsfähigen Juden zur Vermietung an die Rüstungsindustrie haben. Die Kontroverse wird sich bald auch in Riga auswirken und das «Chaos»¹⁸, das Verwaltungschaos im Osten, verstärken.

Der Aufstand im Warschauer Ghetto ist eben niedergeschlagen worden, die Überlebenden sind in die Vernichtungslager von Auschwitz und Westpolen deportiert worden. In Łódź wird das Grossghetto allmählich liquidiert, Zehntausende werden in Chełmno ermordet. In Krakau wird das Ghetto im März 1943 aufgelöst, die meisten Bewohner kommen nach Auschwitz und Belzec, eine kleinere Anzahl nach Plaszow, von wo Oskar Schindler sich 500 Juden für seinen Rüstungszuliefererbetrieb holt. Und aus Frankreich, Holland, Griechenland und der Tscheche! rollen die Züge nach Ostpolen. In der Woche, in der die Rigaer Gebietsverwaltung die «Hereinnahme von Juden aus Gebieten ausserhalb Lettlands arbeitseinsatzmässig durchaus begrüsst», wird in Auschwitz-Birkenau das mit den Gaskammern verbundene neue Krematorium V in Betrieb genommen.¹⁹

Der Streit zwischen dem Berliner Reichssicherheitshauptamt und dem SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt bringt Ende 1942 das Rigaer «Polizeihaftlager» oder KZ Salaspils ins Visier der Kontrahenten. Sein Status steht zur Debatte. Ist es ein erweitertes Polizeigefängnis und Arbeitserziehungslager für verurteilte Letten, so wie es in den Unterlagen des Reichssicherheitshauptamtes steht? Oder ein Arbeitslager für politische Gefangene, die ohne Gerichtsurteil nach den Schutzhafterlassen eingesperrt worden sind, also ein Konzentrationslager? Wenn Salaspils ein KZ ist, lautet die Argumentation in Berlin, könne es nicht von der regionalen Sicherheitspolizei geführt werden, sondern müsse dem SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt in Berlin beziehungsweise dessen «Amtsgruppe D», der «Inspektion der Konzentrationslager» in Oranienburg, unterstellt werden. Dieses neugegründete Hauptamt soll auf zentraler Ebene das ebenfalls zentral organisierte Rüs-

tungsamt mit Sklavenarbeitern versorgen und beansprucht dafür reichsweite Kompetenzen.²⁰ So kompliziert und auch wieder so einfach ist die KZ-Bürokratie auf dem Papier.

So entwickelt sich indes in Riga ein neues «Chaost», das auch das Landgericht Düsseldorf nicht klären kann, als es sich ab 1981 in einem Verfahren um Aufklärung bemüht.²¹ Trotzdem muss das Durcheinander kurz geschildert werden, denn die Entscheidungen, die im Sommer 1943 gefällt werden, haben in mehrfacher Hinsicht grosse Folgen für den SD-Betrieb Lenta. Die Sonderrolle, die Scherwitz' Unternehmen im KZ-System einnehmen wird, wäre ohne diesen Streit über den Status von Salaspils kaum möglich gewesen.

Der Kommandeur der Rigaer Sicherheitspolizei, Rudolf Lange, insistiert heftig, Salaspils sei ein «Polizeihaftlager». Er weiss, wenn das Lager der Konzentrationslagerbehörde in Berlin unterstellt wird, sind alle seine Träume von Macht und Einfluss dahin.²² Und wenn dann auch noch die Ghettos im Ostland aufgelöst sind und auch die Juden in den Lagern konzentriert werden, die das SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt («Amtsgruppe D») kontrolliert, verschwinden die Juden aus seiner Exekutivgewalt, dann bleibt der lokalen Sicherheitspolizei nur noch die Führung der V-Leute und die Leitung des Zentralgefängnisses als Feld für Profilierung und Machtausübung übrig. Diese Aussicht muss den ehrgeizigen Mann, den promovierten Juristen und Teilnehmer der Wannseekonferenz, sehr gefuchst haben.

Seine schlimmsten Befürchtungen scheinen sich zu bestätigen, als aus Berlin die Nachricht eintrifft, «dass der Reichsführer SS mit Wirkung vom 15. März 1943 ein Konzentrationslager (Arbeitslager) Riga habe errichten lassen».²³ Für welche Häftlingsgruppe dieses KZ-Arbeitslager auch gemeint sein mag, für jüdische oder arische Zwangsarbeiter²⁴, unter Langes Leitung wird es jedenfalls nicht stehen.

Ungefähr in diesen Tagen kommen auch neue SS-Leute aus Berlin in die Stadt, die Repräsentanten der besagten «Amtsgruppe D (Inspektion der Konzentrationslager)». Angeführt wird die Truppe vom stellvertretenden Amtsleiter, SS-Gruppenführer Glücks, und Standartenführer Maurer. Dabei ist auch Maurers Assistent, der Sturmbannführer Albert Sauer, ein KZ-Mann

der ersten Stunde, ausgebildet in der SS-Führerschule Dachau und anschließend Kommandant des KZ Mauthausen. Dort hat seine Laufbahn einen Knick erhalten, er wurde 1942 in die Behörde «Reichskommissariat für die Festigung des deutschen Volkstums» abgeschoben. Mit dem Auftrag, in Riga ein «Nebenlager» des KZ Sachsenhausen zu leiten, gibt die KZ-Verwaltungsbehörde Sauer offensichtlich eine zweite Chance, obwohl seine SS-Führungszeugnisse vernichtend klingen: «geistige Frische: müde» und «Auffassungsgabe: begrenzt» steht in seinem Abschlusszeugnis der Führerschule Dachau.²⁵

Mit ihm kommen noch einige andere SS-Männer der zweiten und dritten Garde aus der Lagerverwaltung des KZ Sachsenhausen, darunter der Arbeitsdienstleiter, Hauptscharführer Hans Brüner, mit dem Scherwitz einiges zu tun haben wird. In ihrem Tross befindet sich eine Anzahl «arische» Häftlinge, ebenfalls aus Sachsenhausen. Sie werden sich später als brutale Kapos beziehungsweise Lagerälteste im KZ Kaiserwald profilieren.²⁶ Ihre erste Aufgabe lautet, im Villenvorort Mezaparks (Kaiserwald) Kiefern zu fällen, Baracken zu bauen und Wachtürme zu errichten.

Ende März, als in Berlin gemeldet wird, in Riga sei ein Konzentrationslager «errichtet» worden, stehen gerade zwei oder drei Schuppen im Sand. Arbeitskommandos aus dem Ghetto sind für die Bauarbeiten nicht angefordert worden.²⁷ Die Rigaer Zivilverwaltung ist in die Initiative der «Amtsgruppe D» nicht einbezogen. Sie ahnt auch nicht, dass das neue KZ für Juden bestimmt ist und dass seiner Einrichtung wenig später die Auflösung des Ghettos folgen soll. Noch am 4. Juni 1943 schreibt die Finanzabteilung des Generalkommissariats: «Das Ghetto ist im öffentlichen Interesse errichtet worden. Mit einer Auflösung ist in absehbarer Zeit nicht zu rechnen.»²⁸

Der Baubeginn des KZ in Mezaparks/Kaiserwald schafft zusätzliche Verwirrung um das Lager Salaspils. Gibt es nun ein oder zwei Konzentrationslager im «Chaost», und wer ist hier eigentlich für welche Häftlinge zuständig, müssen sich die konkurrierenden Institutionen Reichssicherheitshauptamt und SS-Wirtschaftsamt fragen lassen. Am 11. Mai 1943 versucht der gereizte Reichsführer SS dem Wirrwarr ein Ende zu setzen, indem er beide Parteien um Vorschläge bittet. Himmler schreibt: «Ich wünsche unter keinen

Umständen, dass hier ein Privat-KL irgendeines Oberabschnittes entsteht. Ich genehmige dieses Konzentrationslager Salaspils nur unter zwei Bedingungen, 1. Wenn es ein KL wird, das dem Chef des Hauptamtes Verwaltung und Wirtschaft untersteht. 2. Wenn dieses Lager einen echten und wirklich wichtigen Rüstungsbetrieb enthält. Die Beschäftigung im Zementwerk, Torfstich usw. ist zwar sehr schön, sie wird aber nur angefangen, um die dort vorhandenen Häftlinge zu beschäftigen. Das können wir uns während des Krieges nicht leisten. Ich erwarte um [sic!] gemeinsame Vorschläge.»²⁹ Die gemeinsamen Vorschläge des Reichssicherheitshauptamtes und der zentralen KZ-Wirtschaftsbehörde haben sich dem Generalplan unterzuordnen, der vorsieht, alle im Ostland noch vorhandenen arbeitsfähigen Juden in KZs zu konzentrieren und alle nicht arbeitsfähigen Juden nach Auschwitz zu deportieren. Am 21. Juni 1943 verkündet Himmler den entscheidenden Befehl:

- «1. Ich ordne an, dass alle im Gebiet Ostland noch in Ghettos vorhandenen Juden in Konzentrationslager zusammenzufassen sind.
2. Ich verbiete ab dem 1. 8. 1943 jedes Herausbringen von Juden aus den Konzentrationslagern zu Arbeiten.
3. In der Nähe von Riga ist ein Konzentrationslager zu errichten, in das die gesamten Bekleidungs- und Ausrüstungsfertigungen, die die Wehrmacht heute ausserhalb hat, zu verlegen sind. Alle privaten Firmen sind auszuschalten. Die Betriebe werden reine Konzentrationslager-Betriebe. (...)
4. Die nicht benötigten Angehörigen des jüdischen Ghettos sind nach dem Osten zu evakuieren.
5. Ein möglichst grosser Teil der männlichen Juden ist in das Konzentrationslager im Ölschiefer-Gebiet zum Ölschiefer-Abbau [das heisst nach Estland] zu verbringen.
6. Termin für die Umorganisation der Konzentrationslager ist der 1.8. 1943.»³⁰

Für Rudolf Langes lokale Sicherheitspolizei bedeutet das den befürchteten Machtverlust. Seine Unterabteilung «Judenreferat» wird er schliessen müssen, wenn Himmlers Erlass eins zu eins umgesetzt wird. Aber Himmler ist weit weg, und vor Ort arrangiert man sich. Lange setzt alle Hebel in Bewegung und erreicht schliesslich, dass er, unabhängig von diesem neuen KZ «in der Nähe von Riga», das alte «Polizeihaft- oder Arbeiterziehungslager»

Salaspils in eigener Regie weiterführen kann. Der umtriebige Mann wird seine Chance nutzen und Salaspils in den nächsten Monaten mit mehreren tausend Zivilgefangenen aus dem ganzen Bereich der Heeresgruppe Nord füllen.³¹

Noch eine andere Instanz muss von der Umsetzung des Himmler-Erlasses Macht- und Kompetenzverlust befürchten: die Zivilverwaltung der Besatzungsmacht unter ihrem Reichskommissar Lohse.

Der Reichsführer SS kommuniziert nicht mit den zivilen Besatzungsbehörden im Ostland. Für die Übermittlung des KZ-Befehls an den Reichskommissar Hinrich Lohse ist der Höhere SS- und Polizeiführer Friedrich Jeckeln zuständig. Dieser unterrichtet Lohse am 3. Juli 1943 über Himmlers Absichten, und so kommt es, wie es im Osten immer kommt: zu neuen Missverständnissen, zum üblichen Konkurrenzkampf und schliesslich zu merkwürdigen Arrangements. Am 31. Juli 1943 schreibt Lohse an seine Generalkommissare folgenden Brief:

«Der Reichsführer SS hat unter dem 21. Juni 1943 angekündigt, dass alle im Gebiet Ostland noch in Ghettos vorhandenen Juden in Konzentrationslager zusammenzufassen sind. (...) In wiederholten Gesprächen mit dem Höheren SS- und Polizeiführer für das Ostland wurde festgelegt, dass solche Arbeiten, deren Fertigung nicht in grosse Konzentrationslager verlegbar ist, in kleinen Konzentrationslagern zusammengefasst werden. So wird z.B. ein kleiner Teil des bisherigen Rigaer Ghettos voraussichtlich zu einem Konzentrationslager umgestaltet, in dem Werkstättenbetriebe wehrwichtige Aufträge erledigen. Daneben werden die bisher für die Dienststellen des Generalkommissars und Reichskommissars unterhaltenen Werkstätten, z.B. die Uniformschneiderei, Anfertigung von Verdunkelungsvorrichtungen für Dienst- und Wohnräume usw. usw. in dieses KZ verlegt. Die Leitung dieses zu errichtenden KZ's [sic!] soll nach meinem Wunsch vom Generalkommissar Riga übernommen werden, die sicherheitspolizeilichen Aufgaben werden selbstverständlich von den Polizeidienststellen wahrgenommen, der finanzielle Ertrag soll, wie bisher, meinem Haushalt zufließen. Endgültige Vereinbarungen liegen hierüber aber noch nicht vor.»³²

Das ist ein erstaunliches Dokument. Denn offensichtlich meint der Reichskommissar Lohse, seine Behörde werde die neuen Konzentrationslager leiten und ausnutzen, und nicht die Amtsgruppe D, also die SS-Zentralbehörde. Das ist natürlich nicht im Sinne Berlins, aber erst Monate später wird Lohse sich zähneknirschend beugen³³ und dabei ein neues Durcheinander veranstalten, das hier nicht weiter geschildert werden soll.

Auf eine typisch «chaotische» Weise scheint man sich einig geworden zu sein: In dem zentralen Konzentrationslager sollen zwar sämtliche Juden registriert und «verwaltet» werden, de facto sollen aber die meisten von ihnen auf «kleine Konzentrationslager» verteilt werden und dort ihre Zwangsarbeit leisten. Hinter den «kleinen Konzentrationslagern» verbergen sich die geschlossenen Kasernierungen, die bisher schon der Rüstungsindustrie zuarbeiten. Die Kasernierungen werden einfach zu «KZ-Aussenlagern» umdefiniert. Dies scheint Jeckeln und Lohse der regional verträgliche Weg gewesen zu sein, wie man Himmlers Befehl folgen kann, ohne die eingefahrenen Strukturen zu zerschlagen.³⁴

Im August 1943, knapp sechs Wochen nach Himmlers Befehl, informiert der Reichskommissar Lohse seine Generalkommissare über die Sicherheitsbestimmungen in diesen Nebenlagern:

«Der Höhere SS- und Polizeiführer hat zugesagt, dass solche Betriebe, deren Fertigung nicht in grossen Konzentrationslagern erfolgen kann, zu kleinen Konzentrationslagern erklärt werden. Ich bitte bei dieser Regelung vor allem darauf zu achten, dass auch für diese kleinen Konzentrationslager die gleichen Isolierungsmassnahmen getroffen werden wie für die grossen Konzentrationslager. Vor allen Dingen ist es politisch und propagandistisch unbedingt erforderlich, dass die jüdischen Arbeitskolonnen aus dem Strassenbild der Städte des Ostlands verschwinden. Ich bitte daher dafür zu sorgen, dass die jüdischen Arbeitskräfte auch in den kleinen Konzentrationslagern dauernd belassen werden und keine Hin- und Hertransporte auf öffentlichen Strassen erfolgen.»³⁵

Bald wird auch der Kommandeur Rudolf Lange, der in Berlin auf der Gehaltsliste des Reichssicherheitshauptamtes steht, noch einmal ins Spiel kommen. Er wird sich ein Privileg erstreiten, von dem die KZ-Zentralbehörde in

Berlin vermutlich nichts weiss, weil es allen Vorschriften widerspricht. Er wird sich die Verfügung über ein kleines Nebenlager des KZ Kaiserwald sichern, und das kleine Lager wird ein grosses werden. Es ist die Lenta. Auf der Lenta werden Langes Männer von der Abteilung IV, Untergruppe Gestapo «Judenreferat», bald ein neues Betätigungsfeld finden. Zum Nachteil von Scherwitz und seinen Leuten. Aber auch zu ihrem Vorteil.

Saus und Braus auf der Lenta

Anfang 1943, als die Arbeitskommandos aus dem Ghetto beginnen, die Fabrik Lenta auf den Kopf zu stellen, kann Scherwitz nicht geahnt haben, wie sich die Dinge einmal entwickeln werden. Er wird mit gutem Grund gemeint haben, die Lenta werde zu einem Washington Platz im Grossformat und er zu einem Betriebsleiter wie aus dem Bilderbuch. Effizient, erfolgreich, um seine Arbeiter besorgt.

Die Kasernierung auf der Lenta beginnt viele Wochen, bevor Himmlers Erlass in Riga eintrifft und von Jeckeln und Lohse den Verhältnissen im Osten angepasst wird. Die ehemalige Sekretärin der Sicherheitspolizei, Christel Paulsen, schreibt 1949 in einem Brief an Scherwitz' Rechtsanwalt:

«Ausgangs 1942 wurden die Räume am Washington Platz für andere dienstliche Zwecke benötigt. Die Hauptabteilung für Wirtschaft beim Generalkommissar wies unserer Dienststelle mit Zustimmung der Ostland Faser-Gesellschaft die seit 1942 stillgelegte Webereifabrik Lenta (...) zu und ermöglichte damit die Fortführung der alten Werkstätten in diesen Räumen. Da hier die Anlagen und Einrichtungen weitaus günstiger waren als in den umgebauten Wohnungen am Washington Platz, konnte Scherwitz die Belegschaft entsprechend vergrössern. Irgendeine innerliche Veränderung der Werkstätten ist durch die Verlegung, bis glaublich August 1943, nicht eingetreten. Auch Scherwitz wohnte dort wieder alleine mit ein oder höchstens zwei Kraftfahrern, die ihm zugeteilt worden sind.»³⁶

Scherwitz selbst wird vor Gericht nicht in der Lage sein, die Entstehung der Kasernierung Lenta ab «Ausgang 1942» von ihrer Integration in das KZ-System ab Sommer 1943 zu trennen. Er möchte lieber als weitblickender Judenretter dastehen, der schon früh gewusst habe, was den Juden blühe. In seiner Version hat sich die Sache so abgespielt: «Plötzlich erklärte Jeckeln, dass die Juden wegmüssten aus der Stadt. Ich machte den Vorschlag, ein Gelände oder eine Fabrik zu beschlagnahmen, wo wir dann die Leute unterbringen könnten. Das wurde genehmigt. Diese Sache wurde Lenta. Die Juden waren alle Feuer und Flamme dafür, da sie dadurch nicht nach Kaiserwald mussten. Die Fabrik wurde ausgebaut. Dort wurden die Werkstätten und Schlafräume eingerichtet. Es wurde dann gearbeitet (...), nicht nur für die Wehrmacht, sondern auch für andere Formationen, darunter natürlich die SS.»³⁷

Die ersten Wochen auf der Lenta, in denen, wie die Sekretärin sagt, «innerlich» alles beim Alten bleibt, nur äusserlich die Lokalität gewechselt hat, sind für Werner Sauer die schönsten Wochen, die er unter den Nazis verbracht hat. Als Bauarbeiter gehört er Anfang Mai zu den ersten hundert Männern, die auf der Lenta kaserniert werden. In seinem Buch schreibt er: «Die erste Zeit war einfach herrlich (...) Wir lebten in Saus und Braus (...) Das kann man sich kaum vorstellen.» Hier Werner Sauers Einblick in den Planeten Lenta des Frühlings und Frühsommers 1943:

«Als erstes wurde die Kleiderkammer aus der Peter-Holm-Strasse auf die Lenta gebracht. Hierzu standen uns drei Lkws zur Verfügung, und da eine Kontrolle nur beim Aufladen bestand, wurde fleissig organisiert [geschmuggelt]. Auch die betreffenden Fahrer wurden bestens bedient. Wir hatten Ware in Hülle und Fülle. (...) Jeden Tag kamen Letten in die Lenta und brachten grosse Mengen Lebensmittel mit, die wir gegen Kleidungsstücke aus der Peter-Holm-Strasse tauschten.

Ben-Zion Haan, der Meister der Schlosserei, fertigte sich einen Nachschlüssel und legte sich ein separates Lager an. Dies wurde von Scherwitz auf einem Rundgang entdeckt, und so gab es den ersten Krach auf der Lenta. Das wurde aber nicht sehr ernst genommen, es wurden bloss die beiden Wachleute Lorenz und Deling abgekanzelt (...), und Haan behielt seinen Nachschlüssel. (...) Er [Haan] war schon eine Nummer. Mit Jenny, einer Lettin, hatte er das Abkommen, jeden Koffer, gleich welchen In-

halts, für 3.000 Mark in Zahlung zu geben. Nun kann man sich Jennys Erstaunen vorstellen, als sie eines Tages von Haan einen Koffer erhielt, der jüdische Kultusgegenstände und Gebetbücher enthielt. Jenny wollte diesen Koffer zurückgeben, denn obwohl sie sonst alles absetzen konnte, hatte sie für diesen Koffer keinen Abnehmer. Haan bestand aber auf seinem Vertrag.

Eines Tages klagten die bei mir beschäftigten Juden ihr Leid. Meine Abteilung wäre eine der wenigen, die keine Gelegenheit zum Organisieren hätte. (...) Einige Tage später ergab sich die Gelegenheit. Wir sollten einen Schuppen, der neben der Kleiderkammer lag (...), ausbauen. Wir brachen ein Loch in die Wand und drangen in die Kleiderkammer ein. Wir nahmen einige Koffer, mauerten das Loch wieder lose zu und bewarfen es. Da wir dieses Treiben einige Wochen fortsetzen konnten, wurden die Maurer eine Zeitlang die grössten Lieferanten für Jenny und unsere Bauarbeiter richtig fett. Wir wurden in kurzer Zeit reich (...) und lebten in Saus und Braus.

Ernst war ein anderer Vorfall. Drei Leute aus der Schlosserei (...) wurden von einem lettischen SS-Mann gefasst, als sie in den Häusern, die in der Nähe der Lenta lagen, bei Letten ihre eigenen Vorratslager tauschen wollten. Er ging zu Lorenz und Deling und meldete es ihnen, aber die beiden warfen ihn heraus. Darauf erstattete er bei seiner vorgesetzten Dienststelle Bericht. Daraufhin wurden die drei Opfer eines Tages abgeholt und in das Zentralgefängnis gebracht. Wir hörten nie wieder was von ihnen.

Das überzeugte Scherwitz, dass mehr Wache auf der Lenta nötig ist, und er kam auf eine eigenartige Idee. Er gründete (...) einen jüdischen Ordnungsdienst. Er wählte sich am Washington Platz zehn junge Männer aus [darunter Ber Meister und Abraham Schapiro], für die er eine graublau Uniform machen liess. Sie erhielten feste Stiefel in den Werkstuben angefertigt, ein Lederkoppel und eine regelrechte Uniformmütze. Als Juden waren sie nur gekennzeichnet durch eine Armbinde, auf der ausser , jüdischer OD' die fortlaufende Nummer 1 bis 10 gestickt war. Damit hatte er sich ein eigenes kleines Heer geschaffen. Dieser OD hatte die gesamte Bewachung des Lagers Lenta inne.»³⁸

Georg Friedman, ein Jude aus Lettland, der in der SD-Autowerkstatt auf der Peter-Holm-Strasse arbeitet und im Juli auf die Lenta kommt, erinnert sich in seinen Aufzeichnungen, man habe, «als die Fabrik noch nicht vollkommen isoliert war, sagenhaft gelebt. Man erzählte sich, dass nach einer Verab-

redung mit einigen Juden ein tapferer Lette eine lebendige Kuh durch das hintere Tor auf die Lenta gebracht hat.»³⁹

Zur gleichen Zeit, als Sauer und seine Kollegen auf der Lenta in «Saus und Braus» leben, bekommen die Menschen im Ghetto Heringsschwänze mit vereisten Kartoffeln zugeteilt und laufen in Lumpen herum. Diese Situation beklagt im Mai 1943 die Finanzverwaltung des Generalkommissars in einem Brief an den Reichskommissar Lohse: «Ich muss mich jetzt ernstlich mit der Frage beschäftigen, wie in Zukunft die Bekleidungsfrage gelöst werden soll, wenn die Juden arbeitsfähig bleiben sollen. Insbesondere mangelt es im Augenblick an Schuhwerk. Ich habe z. Zt. durch die Ghettoverwaltung einen grossen Posten Holzsohlen und Holzabsätze ankaufen lassen (...) Eine Ausgabe findet nur bei nachgewiesenem dringenden Bedarf statt.»⁴⁰

Ende Mai, Himmler hat seinen Befehl, die Ghettos aufzulösen und die Insassen in Konzentrationslager zu überführen, immer noch nicht erlassen, sind die Umbauarbeiten so weit gediehen, dass die Werkstätten vom Washington Platz und mit ihnen etwa 180 Handwerker sowie die SD-Autowerkstatt auf die Lenta umziehen können. Ab jetzt befindet sich auch der Komponist Mendel Basch auf der anderen Seite der Düna, dort, wo sein Vater und Bruder schon sind. Er erzählt: «Jetzt ging es mir richtig gut. Wir schliefen in eigenen Betten, bekamen gute Decken und ich glaube sogar Lacken. Mein Vater und mein Bruder schliefen neben mir. Keiner von uns arbeitete am Sonntag. Da hatten wir frei. Sonst arbeiteten wir je nachdem. Wenn ein schneller Auftrag für einen SS-Obersturmführer da war, natürlich schnell. Dann manchmal sogar 16 Stunden. Wir wollten doch auf der Lenta bleiben. Dort gab es Frauen, die uns Mittagessen gekocht haben. Es gab genug, Scherwitz sorgte gut für uns.»⁴¹

Helmut Fürst aus Hannover kommt ebenfalls von der Peter-Holm-Strasse auf die Lenta. Die Autoarbeiter unterstehen nicht Scherwitz, sondern ihrem früheren Werkstattleiter, dem SS-Oberscharführer Walter Wiedemann, der «leider ein scharfes Regiment» führt. «Die Kürschner, Schneider und Schuster hatten es besser als wir Garag'nikes», schreibt Friedman in seinen Aufzeichnungen. «Scherwitz liess sich bei ihnen praktisch nicht blicken, auch

Rudow selten. Er dirigierte die ganze Arbeit über Schönberger [Scheinberger] und Arnow. Das waren kultivierte Juden, von denen man nie ein grobes Wort hörte.» Auch Helmut Fürst betont den Unterschied zwischen dem «höflichen» Scherwitz und dem «ordinären und unberechenbaren Alkoholiker» Wiedemann: «Scherwitz war ein Mensch, der hat uns gegrüsst. Wenn er alleine war, war er ganz prima, wenn Zeugen dabei waren, vorsichtiger. Aber auch dann war er keiner, der uns in den Hintern trat. Ich kann mich nicht erinnern, dass jemand schlecht über ihn sprach.»

Wie alle Neukasernierten staunt er über das liberale Klima auf der Lenta, er besitzt jetzt Freiheiten, die er früher nicht gehabt hat: «Dort hatten wir sogar einen Namen. Keiner hat uns mit ‚Ey, du da‘ angeredet, sondern mit Namen. Ab und zu durften wir auch ins Ghetto, als es das noch gab. Wenn von uns im Ghetto ein Polizist was wollte, sagten wir nur: ‚Wir kommen von der Lenta.‘ Da wurde er ruhig.»⁴²

Kaserniert werden jetzt auch alle Juden, die bisher täglich in Arbeitskolonnen aus dem Ghetto gekommen sind. Unter ihnen befindet sich Abraham Bloch. Jetzt erst lernt er Scherwitz kennen und zeigt sich beeindruckt. In seinem Bericht finden sich viele Stellen über den Lagerleiter, der die Juden beschützt, den man deshalb «Chaze» nennt und der sogar Jiddisch spricht. Er lobt ebenfalls Scherwitz' unternehmerische Phantasie:

«Wenn eine Kontrolle drohte oder irgendeine Kommission zu erwarten war, hat man vom Verwaltungsgebäude mit dem Fernsprecher alle Abteilungen gewarnt. Dann fingen die Nähmaschinen an, sich energisch zu drehen, die Hämmer hämmerten, die Sägen quietschten, so dass sich die Kommissionsmitglieder die Ohren verstopften und schnell die Werkstatt verliessen.

Scherwitz sprach immer gelassen, er hat sich gut mit den Juden verständigt. Die Juden untereinander nannten ihn ‚Chaze‘. Er sprach ganz gut Jiddisch, ich hörte ihn sogar einmal ein jiddisches Lied singen. Er beherrschte auch die russische, ein wenig auch die französische und ich glaube auch die polnische Sprache. Die Juden glaubten, dass er ihr Sendbote ist und sie vor jedem Unglück retten wird. Wenn ‚Chaze‘ da ist, braucht man keine Angst zu haben.

Scherwitz wollte beweisen, dass seine Juden tausend Künstler sind. Er befahl seinen Schustern, von neu hergestellten Stiefeln die Schäfte abzu-

schneiden und sie an alte Stiefel, die man zur Reparatur gebracht hatte, wieder anzunähen. Damit wollte er beweisen, dass seine Schuster auch die ältesten Stiefel wieder wie neu herrichten können.

Bei den deutschen Damen bestand die Mode, Sohlen aus Holz zu tragen. Als unsere Tischler dies erfuhren, bestellten sie bei dem berühmten Rigenser Holzschnitzer Adamson Absätze mit ausgeschnittenen Blumen und Rosetten, und Scherwitz brachte sie in die Fabrik. Diese Schuhe fanden viel Beifall, und Scherwitz erzählte stolz herum, dass diese Schuhe die Arbeit seiner Juden wären.»⁴³

Von diesen Hochstapeleien erfährt der Maurer Werner Sauer anscheinend wenig, und wenn, begreift er nicht, dass jede Umbaumaßnahme, jeder neue Schaft auf einem alten Stiefel und jede Blume in einem Absatz die Maurer, Schuster und Tischler vor der Verschickung in ein anderes Arbeitskommando retten kann. Sauer ist eben ein «Jekke», wie die Juden im Osten sagen, ein echter deutscher Jude, dem das Effizienzdenken fest im Kopf sitzt:

«Es wäre ja alles ganz schön und gut gewesen, wenn man nicht nur für einen beschränkten Kreis von Offizieren gearbeitet hätte. Daher ergab sich eine Unrentabilität, von der man sich kaum einen Begriff machen kann.

Die Herren, die an der Quelle sassen, hatten bald keine unbefriedigten Wünsche mehr und konnten ihren Vorgesetzten von Zeit zu Zeit schöne Geschenke machen. Ich erinnere mich, dass einmal für Herrn Himmler persönlich ein mit Nerz gefütterter Ledermantel gefertigt wurde. Scherwitz' Freund Trühe bekam von ihm einmal ein von Juden konstruiertes und handgearbeitetes Feuerzeug mit eingebauter Uhr. (...) Die Machthaber bedienten sich schamlos, schamloser ging es nicht mehr, selbstredend profitierten davon auch ihre Frauen und persönlichen Freunde.»⁴⁴

Rita Blond, die schon am Washington Platz dabeigewesen ist, aber zu ihrem Leidwesen bald von der Lenta weg zur Wirtschaftsinspektion nach Pleskau versetzt wird, erzählt, sie sei in einer besonders «kriegswirtschaftlich wichtigen Abteilung» gewesen, sie habe Damenhandschuhe aus Spitzen gehäkelt. Ihre Freundin Lydia habe es noch besser getroffen, sie habe «seidengefütter-

te Büstenhalter» genährt. «Die Lenta war eine Milchkuh, aus deren Euter Sahne sprudelte.»⁴⁵

Die Lenta ist immer noch ein beinahe freier Betrieb, etwa zweimal im Monat gelingt es Abraham Bloch, seine Freunde im Ghetto zu besuchen. In der Kasernierung gibt es den Arzt Lew Rudow, den Bruder von Boris Rudow, und der schreibt grosszügig Überweisungsscheine für medizinische Untersuchungen aus, die im Ghetto-Krankenhaus vorgenommen werden müssen. Die zugehörigen Ausgehsscheine unterschreibt Scherwitz, und gelegentlich fährt sogar sein eigener Fahrer die angeblich kranken Juden in das Ghetto. So ist die Form gewahrt.

Im Juli hört Bloch, Frauen und Kinder aus dem Ghetto von Libau seien in Riga angekommen, sie bräuchten dringend Geld, den Kindern gehe es schlecht, und sie hätten nichts anzuziehen. Bloch wendet sich an Abraham Schapiro vom Ordnungsdienst, und beide beginnen, auf der Lenta Geld zu sammeln. «Die Summe, die herauskam, war beträchtlich», schreibt er. An einem Sonntag fährt eine ganze Gruppe ins Ghetto, begleitet von nur einem lettischen Wachmann. Sie übergeben «die stattliche Summe», und anschließend erklärt Schapiro auf der Lenta: «Es ist unsere heilige Pflicht, für die Kinder des Ghettos zu sorgen.» Dank Schapiros Engagement wird es noch mehrmals zu Geldübergaben kommen, auch viele Kleidungsstücke werden ins Ghetto geschmuggelt.

Einmal vertrödelt Bloch bei seinen Freunden die Zeit und steigt versehentlich in einen Lastwagen ein, der am Abend zur SS-Dienststelle in die Stadt fährt. Im Hof sieht er viele SS-Leute und versteckt sich erschreckt hinter einem Holzstapel, bis er den Hausmeister, einen deutschen Juden, trifft: «Ich erzählte ihm von meinem Pech, und er meinte, es würde noch ein Lastwagen kommen, der auf die Lenta fahre, bis dahin solle ich mich verbergen. Tatsächlich kam einer, der mich von der Hölle Dienststelle wegbrachte. Erst in Lenta konnte ich wieder frei atmen.»⁴⁶

Auf der Lenta jenseits der Düna weht wirklich ein anderer Wind. Nur im Hochsommer 1943, als nach der Festnahme des unglücklichen Polizisten Sacha Israelowitsch die bis dahin unbekannt gebliebenen Führer der Widerstandsbewegung verhaftet werden und im Ghetto das Waffenlager gefunden

wird, gibt es auch dort einen Kälteschock. Von der Lenta weg wird Israeowitschs früherer Helfer Jakobson, der ehemalige «Oberjude» der SD-Garage, verhaftet und verschwindet für immer. Kurz darauf wird der Tischler Hirsch Lange vom SD abgeführt, Bloch vermutet, er habe ebenfalls zum Widerstand gehört. Auch der Ordnungspolizist Abraham Schapiro kommt in Schwierigkeiten, aber Scherwitz pakt ihn heraus. Ohne auf die näheren Umstände einzugehen, berichtet Schapiro in München: «Ich sollte von der Lenta weg, aber Scherwitz hat es abgewendet.»⁴⁷

Scherwitz wird SS-Untersturmführer

Anfang August 1943 wird die Lenta richtig voll. Es ist der Monat, in dem entsprechend Himmlers Befehl die «Umorganisation der Konzentrationslager» beginnt. Und im August ist aus dem Polizeiüberwachmeister Scherwitz ein SS-Untersturmführer geworden, bezeugen Boris Rudow, Abraham Schapiro, Abe Karelitz und mehrere andere Zeugen. Auch Scherwitz selbst. Doch bestreitet er, zum regulären SS-Offizier befördert worden zu sein. Er sei nur «umgekleidet» worden, habe die SS-Uniform bloss bekommen, um nach aussen besser auftreten zu können.

Hier sind Scherwitz' verschiedene Aussagen, die er während der Ermittlungen und der Verhandlungen zum Thema gemacht hat, zusammengestellt:

«Erst in Lenta bekam ich SS-Distinktionen. Erst wurde ich als SS-Oberscharführer bezeichnet und dann in den Rang eines SS-Untersturmführers umgekleidet. Das kann August 1943 gewesen sein.»

«Der Vorschlag, mich umzukleiden, kam vom Heier⁴⁸, als auf der Lenta schon viele Leute waren. Ich nahm an, da ich hierdurch mehr Möglichkeiten sah, den Juden zu helfen. Ich habe dann die Uniform bekommen und verschiedene Behörden besucht.»

«In Lenta wurde ich SS-Untersturmführer. Dies geschah vor allem, damit ich besser auftreten kann (...) und eine Autorität habe. Auf diese Weise bekam ich mehr Material und mehr Juden für meine Werkstätten.»

«Ich bestreite entschieden, SS-Untersturmführer gewesen zu sein, ich trug nur die Uniform.»

«In Lenta trug ich als Decknamen den Namen ‚Dr. Scherwitz‘. Zusammen mit der Uniform machte das Eindruck.»

«In Lenta wurde ich zum SS-Untersturmführer-F umgekleidet. Sie [damit ist der Vernehmungsoffizier Ungar gemeint] wissen doch, dass F ‚Fach‘ heisst. Die Leute [die Juden] waren alle froh, dass ich es geworden bin.»⁴⁹

Also eingekleidet. So wie angeblich 1933 in ein SS-Sporthemd, 1935 oder 1936 in eine SS-Rottenführerhose, 1939 in die Uniform eines Polizeiwachtmeisters, 1942 in die eines Polizeioberwachtmeisters, dann Anfang 1943 umgekleidet für den SS-Angleichungsdienstgrad Oberscharführer und jetzt eben wieder eingekleidet, umgekleidet in die Uniform eines richtigen SS-Offiziers. Tailliert, zwei Reihen Knöpfe, grauer Stoff, ein schwarzer Kragen mit drei Sternchen drauf, eine Mütze mit Totenkopf und dazu als weitere Tarnung noch den Dokortitel, den in Riga viele SS-Untersturmführer tragen.

Den akademischen Titel hat Scherwitz in Riga allerdings nicht geführt, den hat er sich erst nach dem Krieg verliehen. Da vergaloppiert er sich in seiner Verteidigung, was ihm der Staatsanwalt genüsslich entgegenhält. Aber wie steht es mit dem Titel SS-Untersturmführer, hat er den tatsächlich nur pro forma erhalten? Keines der Gerichte, die sich über Jahre mit ihm beschäftigen müssen, glaubt ihm das. Ein SS-Führer nur pro forma?

Scherwitz' Rechtsanwalt liegt seit Mitte 1949 ein Brief vor, in dem genau dies behauptet wird. Geschrieben hat ihn die ehemalige Sekretärin des Kommandeurs der Sicherheitspolizei, Christel Paulsen. Sie berichtet:

«Eines Tages erschien aus Berlin ein höherer Beamter des Personalamtes zur allgemeinen Besichtigung und Überprüfung des Personalstandes. Er war sichtlich beeindruckt von den ja auch ausserordentlich guten Leistungen der Lenta. Scherwitz wies hierbei auf die ständigen Schwierigkeiten hin, die er als ‚Unterführer‘ im Verkehr mit den anderen Dienststellen bei der Beschaffung von Verpflegung, Material usw. hatte. Ich war selbst mit im Vorzimmer, als damals der Kommandeur diesem Beamten aus

Berlin vorschlug, auch im Falle Scherwitz nur der Genehmigung zum Tragen der Uniform eines SS-Untersturmführers zuzustimmen. Nur dadurch konnte Scherwitz diese Uniform tragen, vergleichbar etwa mit Sonderführer-Uniform. SS-Führer mit entsprechender Befehlsgewalt ist Scherwitz nie gewesen.»⁵⁰

Bei Scherwitz' fünftem Prozess zu ein und demselben Tatvorwurf, am 1. August 1950, nimmt Christel Paulsen endlich auf der Zeugenbank Platz. Sie sagt aus, was sie ein Jahr zuvor bereits geschrieben hat, und im Sitzungssaal des Landesgerichts verbreitet sich «Karnevalsstimmung», wie sich der Textilkaufmann Richard Zenetti auf der Zuhörerbank notiert. Er hat mit Scherwitz nach dem Krieg seine eigene Geschichte erlebt, wie zu schildern sein wird. Er ist wie alle Zuhörer überzeugt, Christel Paulsen sei nichts weiter als eine vom Anwalt bestellte Gefälligkeitszeugin, vielleicht sogar des Lagerleiters frühere Geliebte.

Doch Christel Paulsen hatte allem Anschein nach recht. Im Document Center des Bundesarchivs in Berlin befindet sich Scherwitz' SS-Offiziers- und Personalkarte. Sie sieht anders aus als alle anderen Stammkarten seiner Kollegen von der Sicherheitspolizei und der SS in Riga. Die rotgrüne Karte im DIN-A4-Format ist fast so «blank» wie sein Ahnenpass von anno dazumal. Als Dienststellung wird «RSiHA» genannt, die ab 1942 übliche Abkürzung für Reichssicherheitshauptamt. Die Spalte mit der Anschlussfrage «von ... bis» bleibt unausgefüllt, auch das Kästchen mit der Frage, wann er zum «U-Stuf.» befördert worden sei. Es gibt keine Angaben zum Familienstand, obwohl Scherwitz seit 1938 zweifelsfrei verheiratet ist und seit 1940 eine Tochter hat. Leer sind auch die Spalten über die Religionszugehörigkeit, den Schulbesuch, den erlernten Beruf, die Sprachkenntnisse, über alle Ehrungen und Abzeichen, nicht einmal seine Körpergrösse, geschweige ein Geburtsort ist eingetragen. Hinter der Frage «Eintritt in die SS» steht kein Datum, sondern «Unifo-Ausw.», ganz so, als ob er niemals das SS-Mitglied Nummer 241 935 gewesen sei. Als neue SS-Nummer steht «51561» zu lesen. Sein «jetziger» Berufsstand wird mit «Angest.» notiert, dann findet sich noch das Geburtsdatum «21.8.03», und natürlich der Name «Fritz Scherwitz», ohne Doktor.

Quer über das Papier steht mit fetten Lettern gestempelt: «Uniformträger».⁵¹ Keine andere Stammkarte der Rigaer Kollegen vom Sicherheitsdienst oder der SS trägt diesen Vermerk. Es muss also doch einen Unterschied gegeben haben zwischen «ordentlichen» SS-Offizieren und solchen, die nur «Uniformträger» waren.

Uniformträger, so wie Scherwitz es immer behauptet und Christel Paulsen vor Gericht bestätigt hat. Die haarfeine Unterscheidung zwischen einem Offizier und einem Offiziersuniformträger, die im Münchener Gerichtssaal 1950 karnevalistische Erheiterung auslöst, sie hat offenbar wirklich eine Rolle gespielt.

Die SS-Personalkarten sind eine eigene Wissenschaft, wer sie lesen kann, dem erzählen sie viel. Dr. Johannes Tuchel, der Leiter der Gedenkstätte Deutscher «Widerstand» in Berlin, hat sich lange mit diesen Karten beschäftigt, eine Zeitlang ist er Gutachter bei Kriegsverbrecherprozessen in Kanada gewesen. Ihm schicke ich eine Ablichtung des Dokuments, und als er es sieht, wundert er sich. «Das ist eine der schlampigsten Karten, die ich je gesehen habe, ich weiss bloss nicht, ob es die normale Schlampigkeit ist oder eine gezielte», sagt er, «diese Karte kann jede Grossmutter ausgefüllt haben.»

Ich habe ihm nicht gesagt, wer Scherwitz war und wo er tätig gewesen ist, aber Tuchel erweist sich als Experte. Er tippt auf ein Ausstellungsjahr «nach 1942, wahrscheinlich 1943». Weil die Karte keinen Stempel links unten trage, sei sie «irgendwo ausserhalb des Reiches» ausgestellt worden. Die SS-Nummer 51561 weise auf ein SS-Eintrittsdatum um 1930 hin. Sehr merkwürdig, meint er, dass bei so einem alten Kämpfer dann die NS DAP-Mitgliedsnummer fehle. Ihn irritiert, dass auf der Karte auch kein Beförderungsdatum vermerkt ist, eigentlich «ein Muss», sagt er. Denn Beförderungen wurden in der SS normalerweise nur dreimal im Jahr ausgesprochen, zum Tag der Machtergreifung am 30. Januar, zu Hitlers Geburtstag am 20. April und zum 9. November, dem Gedenken an Hitlers Putsch. Vermutlich eine Beförderung ausser der Reihe, sagt Tuchel.

Und was meint der Vermerk «Uniformträger»? frage ich. «Scherwitz wird kein regulärer SS-Offizier gewesen sein», antwortet er, die Personalkarte beweise nur eine «SS-Zugehörigkeit». Also «Fach», frage ich, «ja», sagt er und

ergänzt: «Fachführer». Er müsse an irgendeiner Stelle von der SS als «Fachführer» im Range eines Untersturmführers eingesetzt worden sein, ohne in Wirklichkeit aber ein SS-Untersturmführer gewesen zu sein. Gegen Ende des Krieges habe man es im Osten nicht so genau genommen. Für die Wahrscheinlichkeit «Fachführer» in der «Uniform» eines Untersturmführers spreche auch die Farbe seiner Personalkarte. Für reguläre SS-Offiziere hätte es orange Karten gegeben, keine rotgrünen, «aber vielleicht hatte man auch nur keine andere Karte zur Hand». Auf jeden Fall, beendet Tuchel sein Privatisimum, sei Scherwitz' Offizierskarte «alles andere als normal».⁵²

Kein Gericht hat jemals die SS-Offizierskarte von Scherwitz gesehen und Experten wie Johannes Tuchel um ein Gutachten gebeten. Die Unterlagen des Document Center haben den verschiedenen Instanzen und Kammern in München nicht zur Verfügung gestanden. Sie haben sich stets auf die Aussagen der jüdischen Augenzeugen verlassen. Und die haben alle Scherwitz auf der Lenta in der Uniform eines SS-Untersturmführers gesehen. Den Stempel «Uniformträger» hat er nicht am Ärmel getragen.

Den Unterschied zwischen einem wirklichen und einem eingekleideten SS-Offizier «F» betont Scherwitz erst 1948. Auf der Lenta in Riga 1943 betont er ihn sicher nicht, dort trägt er die Uniform als Zeichen seines neuen Ranges mit Stolz. Boris Rudow erzählt den Ermittlern des NKWD, er habe viele Uniformen für Scherwitz geschneidert, auch mehrere Mäntel für alle Gelegenheiten. Und Werner Sauer weiss: «Herr Scherwitz selbst wird zum Schluss ungefähr 15 Uniformen gehabt haben, ausser den Zivilanzügen. Dazu 20 Paar Stiefel, Dutzende Mäntel in allen Arten, 100 Paar Wildlederschuhe. Das sind keine Übertreibungen, sondern eher zu niedrig gegriffen, so unglaublich es sich auch anhören mag.»⁵³

Der Appell auf dem Blechplatz

Kleider machen Leute, SS-Uniformen machen SS-Führer. Der Untersturmführer Scherwitz nutzt seine neue Reputation. Im August 1943 holt er sich für die Lenta etwa vierhundert Arbeiter aus dem Ghetto. Er kann es, weil die Zivilverwaltung mit Himmlers Befehl im Nacken die kleinen Arbeitskom-

mandos in der Stadt aufzulösen beginnt, um sie zehn von der Sicherheitspolizei ausgewählten Kasernierungsbetrieben zuzuweisen. Im Unterschied zu den Wehrmachtsbetrieben ist die Lenta für die Unterbringung vieler Arbeiter längst gerüstet. Jeder Ghettobewohner, der dorthin geschickt wird, verschwindet aus dem Stadtbild von Riga, so wie es der Reichskommissar angeordnet hat. Niemand von ausserhalb scheint nach der kriegswirtschaftlichen Wichtigkeit des Betriebes gefragt zu haben, die Sicherheitspolizei hält die Hand darüber und ist nicht auskunftspflichtig.

Eigentlich ist es verboten, dass Betriebe bei der Arbeitsverwaltung im Ghetto namentlich genannte Personen anfordern. Aber Scherwitz umgeht das Verbot in vielen Dutzend Fällen. Die Einzelheiten wird Boris Rudow mit dem jüdischen Leiter der «Arbeitseinsatzstelle» besprochen haben, die Selbstverwaltungsstrukturen im Ghetto funktionieren noch. Ihr Leiter ist Herbert Schultz aus Köln. Nach dem Krieg werden ihm die Juden aus Lettland in einem in Schweden veranstalteten internen «Ehrengericht» unter anderem vorwerfen, er habe sie «gezielt benachteiligt». Er habe während der Zeit der Auflösung des Ghettos «lettischen Juden schlechte Kasernierungen zugewiesen, (...) [nur] wenn sie zahlen konnten, Ausnahmen gemacht (...). Gute Kommandos bekamen nur Deutsche.»⁵⁴ Am 2. November 1943, als die Selbstverwaltung nicht mehr existiert, weil das Ghetto aufgelöst ist, gelingt es Schultz und einigen seiner Vertrauten vom «jüdischen Ältestenrat», in die gute Kasernierung Lenta zu kommen.

Bloch registriert den Zuzug auffallend vieler Kasernierter aus ehemals wohlhabenden Kreisen. «Es wurde zur Luxussache, auf die Lenta zu gelangen, und man hat gut dafür bezahlt. Die Taschen verschiedener Machthaber und Vermittler haben sich gefüllt.» Er nennt mehrere frühere Fabrikbesitzer und den ehemaligen jüdischen Besitzer des Washington Platz, Alexander Misroch, die sich eingekauft haben. «Sie nahmen keine Speisen aus der Küche, sie kochten für sich selbst auf elektrischen Herden in verschwiegenen Ecken. Die Lebensmittel kauften sie von einem Transportkommando, das Verbindungen in die Stadt hatte. (...) Die Reichen haben fast nicht gearbeitet.»⁵⁵ Darüber ärgert er sich zunehmend.

Aber es kommen nicht nur die «Reichen», sondern, wie früher zum Washington Platz auch, die Freunde und Verwandten der bereits Kasernierten.

Abraham Bloch verwendet sich mit Erfolg für seine Bekannten, das Ehepaar Piks, und bald bedauert er sein Engagement, «denn Herr Piks war grob und zynisch zu den Frauen». Werner Sauer bittet um die Überstellung von Mutter Auguste und Vater Leopold, und zwei Tage später treffen sie ein. «Schervitz hat meinen Eltern das Leben gerettet», wird Sauer Jahrzehnte später versichern. In seinem 1948 geschriebenen Buch notiert er nur nüchtern: «Als sie ankamen, war ich meine grösste Sorge los.» Ein Verwandter von Abraham Schapiro, Israel (Iljuschin) Nowik, bittet Schervitz, seine vier Neffen Moritz, Heinrich, Isaak und Samuel zu holen, eine Woche später sind sie da. Es sind auffällig viele Familien, die sich auf der Lenta finden, auch wenn es nicht allen gelingen wird, bis zum Schluss zusammenzubleiben.⁵⁶

Schervitz lässt auch Jack Ratz, den 15jährigen Sohn des Schneiders Moses Ratz, aus dem Ghetto holen. Während der Ermittlungen in München belastet der Vater Schervitz, indem er behauptet, die Familienzusammenführung habe mit viel Geld bezahlt werden müssen: «Ich kam ca. Juni 1943 auf die Lenta, und als das Ghetto aufgelöst werden sollte, forderte ich von dem Oberjuden Rudow, dass mein Sohn aus dem Ghetto zu mir nach Lenta kommen soll. Er antwortete mir, dass Schervitz Bezahlung fordere. Ich gab dann 50 Rubel in Gold dem Rudow für Schervitz. Nach drei Tagen kam mein Sohn zu mir. Es ist sicher, dass Schervitz das Geld bekommen hat.»⁵⁷

Fünfundzwanzig Jahre später schreibt der Sohn in seinen Erinnerungen: «Es war hart, als Teenager ohne Berufsausbildung auf die Lenta zu kommen, denn dort hatten alle einen Beruf. Aber ich wollte hin, weil mein Vater dort arbeitete.»⁵⁸ Der eine «forderte», der andere «wollte», als ob man es damals einfach so gekonnt hätte.

Moses Ratz steht mit seinen Vorwürfen nicht allein. Alle Zeugen, die am 26. April 1948 im Büro des Staatskommissars Auerbach sitzen und den Verfolgtenbeauftragten als SS-Untersturmführer und KZ-Kommandanten entlarven, berichten bei ihren Vernehmungen einen Tag später, Schervitz habe nur gegen Wertsachen Leute aus dem Ghetto auf die Lenta geholt. Alle diese Zeugen wohnen 1948 im selben DP-Lager, und ihre Aussagen sind einander so ähnlich, als ob sie sich vorher abgesprochen hätten. Kurios erscheint besonders, dass Schervitz sich auf «Zarenrubel» oder «Zarengold» versteift haben sollte.

Eugen B.: «Es war bekannt, dass die Lenta ein den Umständen entsprechendes gutes Kommando war und Scherwitz sich bemühte, gefährliche Situationen fernzuhalten. Es bemühten sich daher alle, dorthin zu kommen. In den meisten Fällen war es aber so, dass man ziemlich viel Geld oder Edelsteine hergeben musste, um dort kaserniert zu werden. Diese Werte wurden von dem Oberjuden Rudow kassiert. Es war offiziell bekannt, dass dies für Scherwitz war. Es sind im Laufe dieser Zeit ungeheure Werte eingeflossen. Ich selbst wurde mit meinem Vater und meiner Frau unter denselben Bedingungen etwa im August kaserniert. Ich habe zwanzig goldene Zarenrubel geben müssen.»⁵⁹

Max E: «Es hiess, dass er von Juden, die nach Lenta kamen, Zarengold und Brillanten nahm. Er sollte nur Fachleute haben, nahm aber auch andere rein, die ihm zahlten.»⁶⁰

Max Kaufmann, der keinen Tag auf der Lenta gewesen ist und dennoch ganz genau Bescheid weiss, sagt: «Es war bekannt, dass Scherwitz nur gegen Zarengold und Brillanten die Juden auf der Lenta kasernierte. Er presste die Juden aus und nahm für sich ungeheure Werte ein.»⁶¹

Der heute in New York lebende Künstler Boris Lurie sieht dies alles ein bisschen anders. Natürlich sei Geld geflossen, aber nur von denen, die ausserhalb der Reihe auf die Lenta wollten und keine Handwerker waren. Vielleicht hat Scherwitz Geld bekommen, vielleicht auch nicht, sagt er, «da hielten so viele die Hand auf». Er erzählt mir, während der Zeit, als die Arbeitskommandos aufgelöst wurden, seien auf dem Blechplatz im Ghetto ständig Appelle veranstaltet worden, bei denen mal fünfzig, mal hundert Leute für diese oder jene Kasernierung ausgesucht wurden. An einen Appell kann er sich besonders gut erinnern, da habe es geheissen, es würden Leute für die Lenta gebraucht. Da seien viele hundert Leute auf dem Blechplatz erschienen, denn von der Lenta habe man sich sagenhafte Dinge erzählt, fast alle wollten dorthin, auch er und sein Vater Ilja:

«Ich erinnere mich an einen langen Tisch. Dahinter standen der Kürschner Isaak Pristin, der jüdische Ordnungspolizist Jack Buwitsch und noch ein paar Meister von der Lenta. Ausserdem eine Reihe jüdischer Polizisten

aus dem Ghetto sowie einige SS-Männer, darunter der Untersturmführer Scherwitz. Wir gingen an dieser Besichtigungskommission vorbei, und die Lentaleute besprachen sich und sortierten, links raus, rechts raus. Wir kamen nicht zur guten Gruppe, aber mein Vater gab dem Polizisten Buwitsch einen Geldbetrag, und so gelang es ihm, nach der Selektion trotzdem auf die gute Seite gestellt zu werden. Er winkte mir zu, ich solle auch kommen, und so kamen wir beide auf die Lenta. Aber das System funktionierte nicht immer. Ich weiss von Leuten, die ebenfalls was abgaben und trotzdem nicht genommen wurden.»⁶²

Philipp Israelsohn, Übersetzer in Berlin, hat diesen Appell heute noch vor Augen. Die Kommissionsteilnehmer hätten die Juden nach ihren Berufen gefragt und danach über die Aufnahme entschieden, sagt er. Er selbst, damals erst 15 Jahre alt, «aber gross und kräftig», habe «irgendeinen Quatsch» erzählt und sei auf der «guten Seite» gelandet. Sein Vater, ein Ingenieur, sah dies, rief «mein Sohn, mein Sohn», wollte erklären, sie gehörten zusammen, aber man schnitt ihm das Wort ab. «Ach, dein Sohn?» habe jemand gesagt, den Sohn aus der Lentagruppe herausgeholt und auf die schlechte Seite zum Vater gestellt. «Er hat sich später schreckliche Vorwürfe gemacht», erzählt mir Herr Israelsohn, «aber ich habe trotzdem überlebt, obwohl ich nicht das Glück hatte, auf die Lenta zu kommen. Mein Vater starb im SS-Seelager Dondangen.»⁶³

Einige Tage nach diesem Appell, am 17. August 1943, notiert die Arbeitsverwaltung, der SD habe derzeit 1.109 Personen kaserniert, davon 934 für «K114»; so lautet die Kommandozeichnung für die Lenta.⁶⁴ Von diesen 934 Menschen arbeiten 830 in einer der Werkstätten unter der technischen Leitung von Scherwitz und der fachlichen Leitung von Boris Rudow; 199 von ihnen sind vorher am Washington Platz gewesen, 13 in der SS-Kleiderkammer in der Peter-Holm-Strasse. Die restlichen 104 Menschen, die die Zahl 934 vollmachen, sind zwar auf der Lenta kaserniert, schlafen in denselben Räumen wie die anderen, werden auch aus der Lentaküche verpflegt, gehören aber nicht zum eigentlichen Handwerkerbetrieb und unterstehen auch nicht Scherwitz' oder Rudows Leitung. Neunzig von ihnen arbeiten in der Autowerkstatt. Als diese im hinteren Teil der alten Fabrik eingerichtet wird, hat Sauer mal wieder viel umzubauen. Die sogenannten Garag'nikes

haben ihren eigenen Chef, den bereits erwähnten Oberscharführer Wiedemann aus Berlin, unterstützt von den Scharführern Appel und Michelson.

Die restlichen zehn Arbeiter, die in der Lenta-Statistik als Kasernierte mitgezählt werden, aber nicht unter Scherwitz' Befehl stehen, sind die Hilfskräfte der «Waffenkammer» und Funkabteilung. Letztere ist ein übles Kommando, jeder, der dort arbeiten muss, wird von den Kameraden bedauert. Die Funkabteilung schickt die von der Sicherheitspolizei verfassten «Meldungen aus den besetzten Ostgebieten» nach Berlin – «geheime Reichssachen» über die politische Lage und den Stand der Partisanenbewegung im Ostland. Das Haus auf dem Lentagelände ist streng isoliert, und jeder Kasernierte, der an ihm vorbeigehen muss, beschleunigt seinen Schritt. Es untersteht dem SS-Obersturmführer Paul Daiber aus Stuttgart, er ist früher Boxer gewesen und nun Abteilungsleiter der Nachrichtenabteilung des Befehlshabers der Sicherheitspolizei. Er wird hier noch eine Rolle spielen. Abraham Bloch und Werner Sauer schildern ihn als einen grauenhaften Sadisten, als einen, der Spass daran hat, bestimmte Häftlinge aufs Korn zu nehmen und sie halbtot zu quälen. Er hasst Scherwitz und wird zweimal die Machtprobe mit ihm wagen. An Boris Rudow traut er sich nicht heran, aber er wird Tamara Scherman in lebensgefährliche Schwierigkeiten bringen. Über die vom Washington Platz auf die Lenta umgezogene «Waffenkammer» gibt es keine näheren Informationen. Sie soll sich in einem eigenen kleinen Haus linker Hand der Kommandantur befunden haben. Wie früher wird sie vom Scharführer Duncker verwaltet, gewartet werden die Karabiner und Pistolen immer noch von Henryk Rosenblatt.

Im Oktober 1943 gelingt es Scherwitz, noch mehr Juden auf die Lenta zu ziehen, sie alle haben vorher bei verschiedenen Wehrmachtseinrichtungen gearbeitet. Die Beschaffungsstelle der Heeres ist empört und beklagt sich darüber bei der Gebietsverwaltung: «Wie mir mitgeteilt worden ist, mussten die mir unterstellten Einrichtungen 82 eingearbeitete Juden und vier Jüdinnen an die Sicherheitspolizei in Lenta abgeben, die zum Teil seit 1941 beim Heeresbekleidungsamt 601 und im Heeresinstandsetzungswerk 701 kriegswichtige Arbeit leisteten. (...) Ich bitte um Bericht.»

Nach Angaben des früheren Stabsintendanten des Heeres, Hermann Schmidt, hat ihm Scherwitz sogar «100 bis 150 Leute» weggenommen. Eine

fast unglaubliche Anzahl bei der Knappheit an Arbeitskräften. «Ich war darüber sehr empört.»⁶⁵

Das KZ Kaiserwald

Der Appell auf dem Blechplatz, bei dem Scherwitz und die Meister der Lentawerkstätten sortieren, rettet die Ausgewählten vor dem KZ Kaiserwald und damit vor einem ungewissen Schicksal. «Ich nahm jeden, den ich kriegen konnte, mein Ziel war es, die Leute nicht in das KZ zu bringen»⁶⁶, wird Scherwitz später sagen und jegliches Eigeninteresse abstreiten. Aber selbst wenn es ihm nur darauf angekommen wäre, sich durch einen professionell aufgezogenen Grossbetrieb Reputation zu verschaffen, den Kasernierten kann auch dies nur recht gewesen sein. Was gut ist für Scherwitz, ist auch gut für seine Arbeiter, dieses Motto hat schon für den Washington Platz gegolten.

Denn genau zu der Zeit, als Scherwitz sich neue Leute holt, laufen die Vorbereitungen für die Überführung der Juden in das Konzentrationslager Kaiserwald auf Hochtouren. 1.950 Insassen des Ghettos sind schon überstellt worden, die Ankunft ist für alle ein Schock gewesen. Mühsam hatten sie sich im Ghetto eingerichtet, kleine Netzwerke aufgebaut, bei den verschiedenen Arbeitsstellen in der Stadt Verbindungen geknüpft, vielleicht auch Lebensmittellieferanten gefunden, von einem Tag auf den anderen ist es damit vorbei. Sie sind in eine böse neue Welt gekommen, an ihr gemessen war das Ghetto romantisch.

Nach der Ankunft Ausziehen, die Inspektion der nackten Leiber durch spottende SS-Sanitäter. Einer sagt: «Die Judensäue schämen sich nicht.» Ganzkörperrasur, schnell und mit stumpfen Klingen. Kochendheisse Dusche. Desinfektion, die Wunden brennen. Zugeteilte Kleiderfetzen mit aufgepinselten Zeichen aus gelber und roter Ölfarbe. Die Lumpen passen selten, die Schuhe nie. Viele bekommen zwei linke, andere eine Holzsandale und einen Slipper. Dem Chef der Kleiderkammer ist das gleichgültig, wichtig ist die Entwürdigung. Dann Appell, stundenlang. Zur Erheiterung ein paar Turnübungen, hopp, hopp, auf allen vieren kriechen, Bocksprünge. Endlich die Baracken, die «Blocks» genannt werden. Rechts die für die Männer, links

die für die Frauen und Kinder, voneinander getrennt durch zwei Stacheldrahtzäune und eine anderthalb Meter breite Schneise. Sich die Hände zu reichen ist unmöglich. In den Blocks mehrstöckige Stellagen, in denen sich fünf Personen einen Strohsack und eine Decke teilen müssen. Jede Nacht ein neuer Kampf. Übermüdung, Überreizung, Entkräftung, viele Arbeitsunfälle, wer in die Krankenhausbaracke kommt, hat wenig Chancen zu überleben. In den Krankenblättern wird konsequent Tuberkulose oder Syphilis als Todesursache eingetragen. Graupensuppe aus Kübeln, weh dem, der seinen Löffel verloren hat. Die grosse Latrine: ein glitschiges Brett mit Löchern.

Kriminelle Häftlinge führen Regie, brüllen, schlagen, treten, geniessen ihre Macht. Nur sie tragen Streifenkleidung und ihre grünen Winkel, dürfen sich in Riga bewähren mit der Aussicht, «resozialisiert» ins Reich zurückgeschickt zu werden. In der Nacht gehen sie hin und vergewaltigen die Mädchen. Das KZ-Personal, darunter einige Frauen, hat sein Geschäft in Sachsenhausen oder Ravensbrück gelernt, eine einzige Aufseherin wird einmal Mitleid zeigen. Um das Lager herum noch mehr Stacheldrahtzäune. An den Längsseiten drei odervierWachtürme. Die bewaffneten Posten sind Volksdeutsche und tragen den Totenkopf auf dem Kragen. Schiessbefehl gegen alle, die sich dem Zaun nähern.⁶⁷

Das KZ Kaiserwald ist kein Vernichtungslager. Es gibt kein Zyklon B und keine Verbrennungsöfen. Wer hierherkommt, hat noch Überlebenschancen. Viele Menschen des Rigaer Ghettos haben die Chance nicht. Als das Ghetto am 2. November 1943 endgültig aufgelöst wird, werden eintausend, nach einer anderen Quelle 2.317 ältere und kranke Menschen und Kinder unter 14 Jahren nach Auschwitz deportiert. Der Zug kommt dort am 5. November an. 850 Männer und Frauen werden sofort nach ihrer Ankunft in den Gaskammern getötet.⁶⁸

Das KZ Kaiserwald ist so organisiert, wie es Jeckeln und Lohse im Juli miteinander besprochen haben, und nicht so, wie es sich Himmler vorgestellt hat. Es ist kein Grosskonzentrationslager, in das die Wehrmacht ihre Produktionsstätten verlegt hat, sondern ein Durchgangslager, in dem die Juden als «KZ-Häftling» registriert und dann als Arbeitssklaven einem der zehn oder elf Nebenlager in Riga oder einem der drei oder vier Lager in der Pro-

vinz zugewiesen werden.⁶⁹ Einige dieser Lager sind halbwegs «erträglich», in anderen, wie zum Beispiel im SS-Seelager Dondangen, wird die Vernichtung durch Arbeit praktiziert. Im Osten, weit weg vom Reich und allen Zentralbehörden, können die Leiter der KZs beinahe schalten und walten, wie es ihnen beliebt, so sind der Willkür Tor und Tür geöffnet. Im Hauptlager Kaiserwald befinden sich selten mehr als achthundert bis tausend Häftlinge zur selben Zeit. Nur im Herbst 1943, als die Menschen aus den aufgelösten Ghettos von Dünaburg und Libau eintreffen, und ab Juni 1944, als die Züge aus Auschwitz mit ungarischen Jüdinnen ankommen, wird die Aufnahmekapazität von maximal zweitausend Häftlingen kurzzeitig erreicht.

Eine Schlüsselposition auf der Kaiserwalder Kommandantur nimmt der Arbeitsdienstleiter, Hauptscharführer Hans Brüner, ein. Sein Büro entscheidet, wie viele Häftlinge dieser oder jener Kasernierung zugewiesen werden, und sein Büro besitzt die Macht, diesen oder jenen Häftling aus einer Kasernierung wieder herauszuholen und einem anderen Kommando zuzuweisen. In Brüners Büro registriert der Lagerschreiber auch die Namen und Daten der Juden, die ab August ohne den Umweg übers KZ Kaiserwald direkt über die Arbeitsvermittlung im Ghetto in eine Kasernierung geschickt werden oder sich schon vorher dort befunden haben. Diese etwa drei- bis viertausend Männer und Frauen erhalten über ihre Kasernierung die KZ-Nummer mitgeteilt. Werner Sauer erhält die Nummer 8558 und Abraham Bloch die Nummer 8619.

Haben die Externen Glück, bleibt ihnen der Aufenthalt im Zentrallager erspart. Bloch und Sauer gehören zu diesen Glücklichen. Haben sie Pech, holt man sie immer wieder für einige Tage oder Wochen ins Hauptlager, um von Brüner einem neuen, gerade als kriegswirtschaftlich besonders wichtig eingeschätzten Betrieb zugewiesen zu werden. Einige auf der Lenta neu Kasernierte haben Pech. Darunter viele, die gegen Scherwitz 1948 in München aussagen werden, auch die oben zitierten Zeugen Leo B. und Eugen B. Sie und andere Betroffene werden den Untersturmführer Scherwitz persönlich für ihre Verschickung ins Hauptlager Kaiserwald verantwortlich machen, und das wird ihn im Prozess schwer belasten.

Lenta ist eine von elf Kasernierungen, die die Sicherheitspolizei als «Judenlager» einrichtet und als «Aussenlager» des KZ Kaiserwald führt.

Es handelt sich um folgende Einrichtungen: «Munitionsfabrik Dünawerk, Truppenwirtschaftslager, Flughafen Spilve, Heereskraftfahrzeugpark, Papierfabrik Schlock, Reichsbahn, Armeebekleidungsamt 701, VEF/AEG, Zementfabrik Riga, Strazdenhof.» Etwas später kommt auch noch der SS-Bauhof Baiastdamm hinzu.⁷⁰

Mitte Oktober ist das Ghetto schon so gut wie geleert, und der Kommandeur Rudolf Lange steht kurz davor, seine Exekutivgewalt über die «Judenlager» an die neuen, von Berlin ferngesteuerten Verwaltungschefs zu verlieren. Das ist erstens der frisch aus dem KZ Neuengamme eingetroffene Vertreter der «Amtsgruppe D (Inspektion der Konzentrationslager)», Hauptsturmführer Schitli, zweitens der SS-Wirtschaftler beim Höheren SS- und Polizeiführer Ostland, Obergruppenführer Eduard Bachl.⁷¹

Bachl kennt sich wenigstens in Riga gut aus, das ist schon mal ein Lichtblick für Lange. Im Osten läuft nie alles wie am Schnürchen und selten so, wie man es sich in Berlin ausgedacht hat. Über 1.500 Kilometer von der Zentralmacht entfernt, lassen sich Provinzdespoten wie Rudolf Lange nicht so einfach entmachten. Sie finden immer Möglichkeiten, den Dienstweg zu umgehen, Beziehungen spielen zu lassen, unerfahrene «Reichsdeutsche» wie Schitli über den Tisch zu ziehen. Sie kennen viele Wege, andere zu korrumpieren und sich selbst korrumpieren zu lassen. Von Lange wird erzählt, er habe sich an Weihnachten 1941 von seinem treuesten Diener Victor Arajs einen mit Diamanten behängten Tannenbaum schenken lassen. Später schimpft man hinter seinem Rücken: «Dr. Lange säuft und hurt nur.»⁷²

«Lettland ist Fettland», lautet ein geflügeltes Wort in Riga. Niemand gibt freiwillig seine Pfründe ab, aber zur Not kann man sie ja teilen.

Lex Lenta

Seit der Errichtung des KZ Kaiserwald ist die Kasernierung Lenta offiziell ein «Neben- oder Aussenlager», als solches wird es im Hauptlager geführt. Die Kasernierten besitzen eine KZ-Nummer, ihre Namen und Professionen

stehen auf Karteikarten. Wenn das Hauptlager einen Schlosser braucht, kann es ihn von der Lenta holen lassen. Dennoch ist Lenta ein spezielles Lager, denn unter den elf Aussenlagern ist es das einzige, das nicht vom SS-Wirtschafter Bachl geführt, kontrolliert, genutzt wird, sondern vom Kommandeur der Sicherheitspolizei, Rudolf Lange.

Wann und wie es zu dieser ungewöhnlichen Sonderregelung gekommen ist, lässt sich im Einzelnen nicht mehr nachvollziehen. Vermutlich ist es schon bald nach Himmlers KZ-Befehl und kurz vor den Zuweisungen aus dem Ghetto an die Lenta geschehen. Die beiden ostlanderfahrenen SS-Führer Lange und Bachl werden sich zusammengesetzt und gegenseitig viel versprochen haben. Der SD-Betrieb Washington Platz ist ein lukrativer Betrieb gewesen, ein SD-Betrieb Lenta verspricht, noch viel lukrativer zu werden. Massgeschneiderte Uniformen und Stiefel können die Rigaer SS-Führer nicht in ihrem Ausrüstungsbetrieb Strazdenhof erhalten, denn der ist nur eine auf Massenfertigung eingerichtete Reparaturanstalt.⁷³ Haute Couture bekommen die SS-Leute nur von den Spezialisten auf der Lenta. Offiziell kann das als Argument für die Sonderstellung der Lenta natürlich nicht gegolten haben.

Doch SD-Kommandant Lange findet vorzeigbare Argumente. Er lässt ab etwa Juli 1943 alle SD-Einrichtungen aus der Stadt auf das Fabrikgelände verlegen, die hochgeheime Funkstelle der Nachrichtenabteilung und auch die «Waffenkammer». So erscheint das Arrangement des vom SD selbstverwalteten kleinen Imperiums sogar vernünftig und sachlich geboten.

Es ist ein Arrangement, das dem Betriebsleiter Scherwitz seinen Arbeitsplatz sichert, ihn aber bald seine Autonomie kosten wird. Ihm wird ein von der Sicherheitspolizei gestellter «Exekutivbeamter» als gleichrangiger Leiter der Fabrik beigeordnet, ein sogenannter Bewachungsoffizier. Es ist zunächst der SS-Untersturmführer Eduard Roschmann von der Abteilung IV «Judenreferat», ein fanatischer Nazi aus Österreich. Ihn hat der Romancier Frederick Forsyth zur Hauptfigur seines halbfictionalen Romans «Die Akte ODESSA» gemacht.⁷⁴ Als Roschmann im Frühjahr 1944 zu einem Partisanenkommando versetzt wird, folgt ihm im Amt der SS-Hauptscharführer Robert Nickel. Die Beiordnung des «Exekutivbeamten» scheint einen deliktalen Grund gehabt zu haben: Scherwitz gilt zwar als erfolgreicher Betriebs-

leiter, aber als zu «judenfreundlich». Das wird durch die Aussagen von zwei Insidern bezeugt.

Christel Paulsen, die Sekretärin der Sicherheitspolizei, gibt 1950 zu Protokoll:

«Verantwortlich gegenüber dem SS-Wirtschaftler war der Kommandeur Lettland in Riga, Dr. Lange, der nun wiederum aus seiner Abteilung IV den SS-Untersturmführer Roschmann, also einen Exekutivbeamten, in der Lenta einsetzte. Scherwitz blieb nach wie vor nur der fachliche beziehungsweise ‚technische‘ Werkstattleiter, der seine Aufträge über den Obermeister Rudow weitergab. (...)

Die Internierten, die mit Scherwitz vorher jahrelang alleine zusammengelebt hatten, betrachteten wohl ihrerseits Scherwitz als ‚ihren Kommandanten‘, an den sie sich auch nach wie vor in allen persönlichen Dingen hielten.

Tatsache war aber, dass durch die Einsetzung des nach aussen gleichrangig erscheinenden, im Sinne des Kommandeurs aber tatsächlichen SS-Führers Roschmann Scherwitz jegliche Exekutivgewalt genommen worden ist.

Aus Äusserungen des Kommandeurs Dr. Lange weiss ich selbst, dass Scherwitz, der immer nur Einwendungen zu erheben hatte, nicht zuverlässig genug erschien, um diese neue und sehr weitreichende Aufgabe zu erfüllen. (...)

Dr. Lange hielt Scherwitz für ungeeignet, die Verantwortung für die gesamte Lagerführung zu übernehmen. Hätte er Scherwitz für ‚zuverlässig‘ im Sinne der neuen Anforderungen, die an eine Lagerführung gestellt werden, eingeschätzt, dann hätte die Einsetzung von rein militärischen Unterführern für die äussere Sicherung auf der Lenta genügt.»⁷⁵

Wilhelm Boss, Abwehrbeauftragter des Befehlshabers der Sicherheitspolizei, erklärt 1955:

«Etwa im August 1943 änderte sich die dienstliche Stellung der Lenta durch die Übergabe der Verantwortung an den Kommandeur der Sicherheitspolizei Lettland in Riga, Dr. Lange. (...) Dem Verurteilten [Scherwitz] wurde als gleichrangiger Leiter der Untersturmführer Roschmann beigeordnet, da er im RS HA allgemein als nachgiebig bekannt war. Im April 1944 wurde dieser durch den Oberscharführer Nickel abgelöst. (...)

Nickel war, obwohl niedrigeren Ranges, ein Mann mit praktischen Erfahrungen. Zu meiner Zeit war er Leiter des Zentralgefängnisses mit zweitausend Insassen und zeitweilig Kommandant im Polizeilager Salaspils. Deshalb erschien er dem Kommandeur Lange geeignet, eine Führungsposition in Lenta zu übernehmen. Darüber hinaus erschien es dem RS HA notwendig, den Verurteilten ob seiner Judenfreundlichkeit durch einen V-Mann ‚beschatten‘ zu lassen. Dies war der Lette Sarintsch, der in der Lenta ein- und ausging und über alle Vorkommnisse bestens informiert war.»⁷⁶

Seit dieser Vereinbarung sitzt Scherwitz auf einem Pulverfass. Sein oberster Chef Lange ist ein vieltausendfacher Judenmörder, er hat die Massenerschiessungen im Hochwald von Bikernieki angeordnet, hat in Rumbula an der Grube gestanden, hat an der Wannseekonferenz teilgenommen. Auch mit anderen, neuen Vorgesetzten hat Scherwitz zu tun. Mit dem SS-Wirtschafter muss er über die Lebensmittelzuweisungen aus dem Hauptlager verhandeln und über die Anzahl der Arbeitskräfte, die auf der Lenta sein dürfen. Mit den Leuten der «Amtsgruppe D» muss er sich gut stellen, ständig kommen Kontrollkommissionen, um die Leistungen zu überprüfen. Ein Fehler, und Scherwitz wird vom Platz gestellt, eine krumme Naht, und der dafür verantwortliche Schneider wandert in das Hauptlager Kaiserwald. Aber Scherwitz wird nicht vom Platz gestellt. «Wie erklären Sie sich Ihre Sonderrolle, die Sie in Riga gehabt haben?» will Herbert Ungar in Nürnberg von Scherwitz wissen, und dieser antwortet: «Wahrscheinlich denken Sie, ich spinne. Alleine mit meiner Phantasie und Intelligenz.»⁷⁷

Der goldene Käfig

Das Arrangement zwischen der Sicherheitspolizei und dem SS-Wirtschafter ist unter Dach und Fach, aber zunächst verändert sich wenig. Die Überführung der Juden in die Konzentrationslager wird erst Ende Oktober abgeschlossen sein, bis dahin überlässt der Kommandeur Lange dem «judenfreundlichen» Scherwitz die Leitung des Lagers alleine. Abgelöst werden aber die Polizisten Lorenz und Deling, sie werden ersetzt durch die Haupt-

scharführer Erich Jenner, Karl Nussbaum und den Oberscharführer Wilhelm (?) Heinrich. Darüber ist Werner Sauer sehr erbost, er glaubt, Scherwitz habe die Polizisten an die Ostfront abgeschoben, weil sie zu «freundlich» zu den Juden waren. So ist das mit der Perspektive von unten, wo man nicht weiss, was oben geschieht. Aber es gibt einen Lichtblick für die Kasernierten: Jeden Abend gegen zehn Uhr verlassen die neuen SS-Aufpasser das Fabrikgelände, dann «sind wir unter uns», schreibt Sauer. Unter uns heisst: Dann ist nur noch Scherwitz und der jüdische Ordnungsdienst da.

Obwohl Eduard Roschmann schon etwa Juli/August Scherwitz als gleichrangiger Leiter an die Seite gestellt worden ist, lässt er sich zunächst kaum blicken. Er ist der Kommandant des Ghettos, bis November 1943 ist er mit dessen Auflösung beschäftigt. Ab und zu fährt er mit seinem Auto auf den Hof der Lenta, verschwindet zu Scherwitz in das Verwaltungsgebäude und fährt wieder davon. Wenn er erscheint, ducken sich die Juden aus Lettland weg, sie fürchten ihn sehr, unter seiner Leitung ist die Widerstandsbewegung zerschlagen worden. Als er den Ingenieur Ovsej Okun verhaftet hat, ist dieser ihm mit einer Rasierklinge über die Wange gefahren, seitdem hasst Roschmann die Ostjuden auf eine sehr persönliche Weise. Bloch schreibt: «Im Angesicht des Todes ist es für die Juden besser, wenn sie vor Krause stehen. Er trifft wenigstens sofort.» Auf der Lenta kursieren Gerüchte, Roschmann werde bald Scherwitz ablösen, «der Herr möge uns beistehen», betet Bloch.⁷⁸

Aber lange geschieht nichts Schlimmes, und so beruhigt man sich. Nach einer Statistik der Arbeitsvermittlung des Ghettos sind am 15. September 1943 genau 927 Personen auf der Lenta kaserniert, zwei Wochen später immer noch 910 Personen, weit mehr als in jeder anderen Kasernierung in und um Riga. Dreiviertel der Belegschaft sind Juden aus Lettland, unter ihnen 65 Frauen. Bei den Juden aus dem Reich sind es am 27. September 151 Männer und 102 Frauen.⁷⁹

Es geht ihnen gut, vergleichsweise sogar sehr gut, sie werden von denen, die aus dem Ghetto in das Hauptlager Kaiserwald geschickt werden, tief beneidet. «Wir in Kaiserwald wussten, dass es in der Kasernierung Lenta viel besser und freier war als bei uns. Dort darf man die eigene Kleidung tragen,

es herrscht ein lockeres Regime, und an Hunger leiden sie auch nicht», heisst es in einem Bericht eines KZ-Häftlings aus dem Jahr 1945.⁸⁰

Gerda Gottschalk aus Leipzig hat Glück, zum ersten Mal seit sie in Lettland ist. Sie kann vergleichen, hat viele Arbeitskommandos erlebt, darunter mehrere Monate lang das Torflager Skrunda, eine «Hölle, nur Fusstritte und Prügel und mörderische Arbeit». Als sie völlig abgemagert ist und sich kaum mehr auf den Beinen halten kann, wird sie von dort Ende September 1943 ins Ghetto zurückgeschickt und kommt auf die Lenta. In ihrem Bericht, den sie schon 1945 geschrieben haben muss, lobt sie Scherwitz:

«Nach einer Woche Rast fuhren meine Freundin Rahel und ich auf die Lenta. Wir entgingen der ‚Dusche‘ Kaiserwald, weil unsere Freunde, zwei Ghettopolizisten, uns über den Arbeitseinsatz dorthin geschickt haben. Lenta war das beste Kommando, das wir bisher hatten. Die Arbeit in der Schneiderwerkstatt war relativ leicht und sauber. Die Verpflegung entsprach den ‚Kriegsgefangenen im schwersten Arbeitseinsatz‘. Die Unterkünfte waren mit richtigen Betten ausgestattet, und es gab schöne Duschen und Baderäume. Diese Vergünstigungen hatte Obersturmbannführer [sic!] Scherwitz, vor zwei Jahren noch einfacher Abholer einer Judenkolonne, erwirkt. (...) Es kamen täglich Letten vorbei, die Pakete mit Lebensmitteln über die Mauer warfen oder bei den wachestehenden jüdischen Polizisten abgaben.»⁸¹

Auch Scherwitz geht es gut. Er hat sich in der freistehenden Villa direkt neben dem Haupttor zur Mitauer Strasse einquartiert und, wie Sauer schreibt, «dort gemütlich eingerichtet». Im unteren Stockwerk befinden sich die Verwaltungsräume, die sogenannte Kommandantur, im oberen Stockwerk seine Privatwohnung, die er mit Tamara Scherman teilt. Offiziell gilt sie als seine Haushälterin, inoffiziell wissen alle, dass sie seine Gefährtin ist. Die Wohnung ist lange nicht so repräsentativ wie die am Washington Platz, es ist ein Haus aus dem späten 18. Jahrhundert, mit niedrigeren Decken und kleinen Räumen. Werner Sauer baut für die beiden ein «modernes Badezimmer» ein, reisst Wände weg und errichtet neue, denn «die gute Tamara hatte ständig neue Wünsche», und Scherwitz überlässt ihr die Bauleitung.

Es gibt einen Koch, zwei Küchenmädchen und den Laufjungen Henryk

Pikielny, nicht einmal 14 Jahre alt. Er ist der Sohn eines ehemals reichen Textilfabrikanten aus Łódź. Die Familie Pikielny ist 1939 vor den Deutschen nach Riga geflohen, dort aber 1941 von ihnen eingeholt worden. Als Henryk Pikielny 1992 seine Geschichte den Archivaren von Yad Vashem erzählt, weiss er die Einzelheiten nicht mehr so genau. Er meint, sein Vater sei im KZ Kaiserwald von Scherwitz als Schreiner für die Lenta angefordert worden und habe ihm «vermutlich viel Gold» gegeben, damit seine Frau und ein zweiter Sohn nachkommen durften. «Wir waren jedenfalls die ganze Zeit zusammen.» Auf der Lenta sei «es viel besser gewesen, die Bedingungen human, das war ja allgemein bekannt». Scherwitz sagt, er habe die Familie auf Bitten seiner Gefährtin aus Kaiserwald geholt, sie hätten sich von früher gekannt: «Scherman sagte, dass ich die Familie Pikielny aufnehmen soll. Pikielny kam und brachte mir ein Etui aus Gold. Darauf sagte ich ihm, dass ich das nicht annehmen dürfte, weil ich es abgeben müsste. Ich wies es ab, und Pikielny liess es aber auf dem Tisch liegen. Ein SS-Obersturmführer nahm sich dann das Etui. Ich habe es nicht erhalten und nicht behalten.»⁸²

Der 14jährige Henryk ist für die Werkstattarbeit ungeeignet, denn «ich hatte zwei linke Hände», wie er selbst meint. So wird er «Mädchen für alles» im Hause Scherwitz:

«Mein Job begann früh am Morgen. Ich ging in den Keller, dort befand sich die zentrale Heizungsanlage. Ich befeuerte sie kräftig, so dass alles schön warm war, wenn die beiden ihren Tag begannen. Dann putzte ich die Schuhe, die hohen Stiefel für Scherwitz und für die Lady verschiedene Pumps. Die mussten alle schön sauber sein, richtig glänzen, das hat mir Scherwitz erklärt. Dann staubte ich das Büro ab, und den restlichen Tag wartete ich, bis mir jemand sagte, tue dies, tue das, bring mir das her, bring das weg! Ich hatte wirklich ein gutes Leben, und die polnischen Mädchen, die in der Küche arbeiteten, taten alles, um mein Wohlbefinden zu erhöhen.

Tamara Scherman war die jüdische Geliebte von Scherwitz, das wussten alle. Die beiden stritten sich viel, das hörte man durch das ganze Haus. Ich erinnere mich, wie sie einmal Schuhe nach ihm geworfen hat, obwohl er doch ein netterer Deutscher war als alle anderen. (...) Die Schuhe flogen im ganzen Treppenhaus herum, und der Untersturmführer zog nur den Kopf ein und ging aus dem Haus.

Ich bin immer gut behandelt worden und habe mich keine Stunde überarbeitet. Scherwitz hat mich oft gesehen, wie ich in die Luft guckte. Er war immer freundlich zu mir, wahrte aber Abstand. Er war eben der Boss und ich ein kleiner Laufbursche.»⁸³

Pikielny meint, seinen Eltern sei auf der Lenta erlaubt worden, in einem Raum zu übernachten, das kann nicht stimmen, denn die Männer und Frauen schliefen getrennt. Aber in der alten Fabrik gab es genügend «Malinas», genügend Verstecke für das Private hier und dort. Georg Friedman, der mit dem Umzug der SD-Autowerkstatt auf die Lenta gekommen ist, schreibt in seinen Erinnerungen: «Ich weiss nicht, was in den grossen KZs vorkam. Auch Lenta war ein Konzentrationslager, aber man verhielt sich gut zu den Juden. Es gab genügend zu essen, und wir trugen gute Kleidung. Wir hatten auch ein privates Leben, es gab viele alte Maschinen, dahinter konnte man sich gut verstecken. Viele Verwandte waren zusammen, Männer, Frauen, Kinder [ab etwa 14 Jahren]. Die Frauen trennte man nur am Abend von den Männern, in den freien Stunden konnten sie sich treffen.»⁸⁴

Abraham Bloch hat keine Frau mehr und will auch keine Freundin, sein grösster Schatz ist das Tagebuch, und in dies schreibt er hinein: «Im Vergleich zu anderen Einheiten war das Leben auf der Lenta fast wie in einem Kurort. Frauen standen hoch im Kurs, oft entbrannte ein Kampf, um eine schöne Geliebte zu bekommen.» Helmut Fürst hat eine «lettische» Freundin in der Wäscherei, «was für mich sehr praktisch war», und Abraham Schapiro liebt Rita Lermer, eine hübsche 18jährige aus Hannover, die in der Strickerei arbeitet. Auch Mendel Basch gefallen die Mädchen, und Rita Blond wundert sich noch heute, dass keine Frau schwanger geworden ist. «Man muss uns was ins Essen hineingegeben haben», meint sie, «unsere Periode blieb aus.» Werner Sauer treibt es in vielfacher Hinsicht richtig wild, er hat keine Ahnung, wie gefährlich die Situation ist:

«Scherwitz bestimmte mich zum Stubenältesten für die Neukasernierten aus dem Ghetto. Das war eine verantwortungsvolle Aufgabe, die mich erhebliche Nerven kostete, denn ich hatte mir inzwischen eine kleine ‚Malina‘, eine kleine Wohnung mit Grammophon und Platten in dem Häus-

chen des Baulagers eingerichtet, wo wir im Beisein der interessantesten Frauen der Lenta manche Stunden feuchtfröhlich feierten.

So hatte ich häufig Schwierigkeiten, unter Einfluss von Alkohol für die abendlichen Kontrollen im Schlafsaal auf dem Posten zu sein. Jeden Abend um zehn mussten alle in den Betten liegen, und ich als Stubenältester war verantwortlich für die Sauberkeit und Disziplin in dem Raum. Die Kontrollen wurden vom Hauptscharführer Jenner, der bei uns nur ‚der Schleicher‘ hiess, und dem Chef des jüdischen Ordnungsdienstes, Budschinsky [Buwitsch], vorgenommen. Es war ein Glück, dass wir mit Dr. Rudow, dem Bruder des Werkstatteleiters, einen tüchtigen Arzt hatten. Dieser besass ein Geheimmittel, das auch den Betrunkenen nüchtern machte. (...)

Einmal feierten wir wieder ein kleines Fest in der Bauhütte. Dabei hatte ich wohl des Guten ein wenig zuviel getan und einen gehörigen Schwips. Ich war zufällig im Schlafrum, als Jenner eintrat. Ich versuchte noch stramme Haltung einzunehmen, fiel aber über einen Letten [lettischen Juden]. Er kam auf mich zu, und ich versuchte ihm mit Gewalt aus meinem silbernen Papyrossi-Etui eine Zigarette anzubieten. Sowohl der Besitz des silbernen Etuis als auch der Zigaretten war allein schon strafbar. Jenner schaute mich gross an, eilte weg, um den Ordnungsdienst zu rufen und mich in den Bunker zu sperren. Aber davon bekam ich nichts mit, aber ich wachte am nächsten Morgen im Bunker auf, er befand sich in einem Luftschacht der Lenta. Der OD [Ordnungsdienst] holte mich heraus, ich ging unter die kalte Dusche und versuchte mich bei Jenner und dem herbeigeeilten Rudow aus der Affäre zu ziehen. Ich meldete ihnen, ich hätte am Tage zuvor in der neu errichteten Waschküche eine Flasche Brennspiritus gefunden. Da es unter Handwerkern üblich sei, bei jeder Grundsteinlegung einen Schluck zu trinken, hätte ich aus Versehen die Flasche geleert. Rudow verstand sehr gut, dass das alles Lüge war, und sprang mir mit den Worten bei: ‚Da hast du aber Glück gehabt, du hättest blind werden können Jenner schüttelte nur den Kopf und sagte, ‚nun gut, aber laufe nicht Scherwitz in die Finger, der hat eine Sauwut auf dich‘.

Ich wartete aber erst gar nicht ab, sondern ging zu Scherwitz und erzählte ihm das Märchen. Er schüttelte auch den Kopf und sagte, ‚das hätte ich von dir am allerwenigsten erwartet‘. Dann machte er mir aber ein Angebot, das geradezu typisch für Scherwitz war. Er sagte nämlich, wenn ich wieder einmal ein Richtfest feiern wolle, bräuchte ich keinen Brennspiritus zu trinken,

sondern bekäme von ihm eine Flasche, nur hätte ich sie in aller Stille auszutrinken und dürfe dabei nicht auffallen.»⁸⁵

Irgendwann reden ihm seine Eltern ins Gewissen, ausserdem verliebt er sich ernsthaft in die einige Jahre ältere Lotte Strauch, eine ehemalige Tänzerin aus Köln, und der «Wilde» wird «solide», wie er schreibt. Seine Malina wird zur Familienbegegnungsstätte, «dort nahmen wir unsere Mahlzeiten ein und waren dort auch am Abend und an den freien Sonntagen ungestört und alleine in unserem Haus». Seine Lotte habe nur einen Fehler, klagt er, sie rauche Kette, und er müsse sie ständig mit auf dem Schwarzmarkt organisierten Zigaretten versorgen. Aber dafür gibt es ja Jenny, die unerschrockene Lettin, die bis zum Ende der Kasernierung im September 1944 unsere «treueste und grösste Lieferantin war».

Liest man diese Berichte, ist die Kasernierung in den Anfangsmonaten ein Ort der Ruhe und des Friedens. Die drei neuen Polizisten machen keinen Ärger: Der SS-Mann Nussbaum erweist sich als «gutmütiger Sachse», Jenner als «Dummkopf», und den «brutalen» Heinrich könne Scherwitz in Schach halten, notiert Sauer. Die Arbeit ist gut und sauber, es gibt keine Kapos wie in den anderen Lagern, der Schwarzmarkt funktioniert, und Demütigungen, wie sie im Hauptlager Kaiserwald zum System gehören, sind unbekannt. «In Lenta galt nicht das Wolfsprinzip, dafür ging es uns allen viel zu gut», sagt Helmut Fürst heute. «Wir waren auch sauber, darauf achteten wir sehr, aber auch die Lenta-Führung. Wir hatten Handtücher, Seife, saubere Wäsche, die Lenta-Führung kümmerte sich um uns, so wie später die Amerikaner in den DP-Lagern sich um die Juden. Selbst unsere Schuhe waren immer 1a geputzt, glänzende Schuhe, sie waren ein Steckenpferd von Scherwitz.»⁸⁶

Mit Füßen und Beinen hat es bei Scherwitz immer eine besondere Bewandnis gehabt. Der Schuss ins Schienbein bei den Freikorps, die erfrorenen Füße im blutigen Sommer 1941, gelähmte Beine, als er später vor Gericht auftreten muss: Wenn Scherwitz' Leben in der Krise ist, bekommt er orthopädische Probleme. Jetzt auf der Lenta hat er offenbar keine, er besitzt zwanzig Paar Stiefel, die ihm der kleine Henryk Pikielny wienern muss. Auch seine Leute sollen Haltung bewahren, von der Sohle bis zum Scheitel.

«Kopf hoch, Jungs, alles wird ein Ende haben», soll Scherwitz laut Bloch immer wieder gesagt haben.

Eine Krankenstation wird direkt neben der Küche eingerichtet, «das habe ich veranlasst, damit die Leute nicht nach Kaiserwald mussten», erklärt Scherwitz bei den Ermittlungen. Leiter der Station ist Dr. Martin Caspary, ein deutscher Jude aus Berlin. «Ein feiner Mensch», lobt Bloch ihn und seine Arbeit, «wer ihn erlebte, glaubte wieder an das stolze deutsche Judentum.» Die Krankenstation ist blitzblank, sechs Betten stehen bereit, «hier brauchte keiner Angst zu haben». Auch Sauer lobt Caspary in den höchsten Tönen, stellt ihn als Vorbild für alle Ärzte hin. Caspary lebt mit Familie auf der Lenta, seine Frau Frieda-Marie arbeitet in der Schneiderei, auch die Tochter Annemarie. In sie ist Herbert Ungar, der Elektriker und spätere US-Major, schon seit Ghettotagen sehr verliebt. Der SS-Leiter Roschmann wird die Arztfamilie später nach Kaiserwald verjagen, und der verliebte Herbert Ungar wird folgen.

Zu Blochs heller Freude kommt dann auch noch der Opernsänger Chaim Schellkahn auf die Lenta, Scherwitz hat ihn aus Kaiserwald angefordert. Das ist anscheinend nicht ohne Schwierigkeiten und Schmiergelder gelungen, denn «die Verhandlungen dauerten einen Monat». Als er endlich ankommt, bereiten ihm die lettländischen Juden einen grossen Bahnhof. Abraham Bloch erinnert sich:

«Er kam an einem Sonntag, ich sah ihn zum erstenmal, hatte aber viel von ihm gehört. Er wurde in Libau geboren und hatte früher auch in der Oper von Zürich gesungen. Er war mit der berühmten Violinistin Sara Raschina verheiratet, die bei der Aktion umkam. (...) Als er mit einem Auto zu uns gebracht wurde, standen wir am Tor und begrüßten ihn freudig.

Im ersten Stock der Lenta, dort wo sich der Speiseraum befand, stand ein Klavier. Der Komponist Mendel Basch, der Pianist Leo Shalit, der Cellist Lew Aronson [Arnow] und Boris Jankolowitsch spielten nach der Arbeit gerne auf dem Instrument. Auf der Lenta war auch ein junger Mann, den man ‚Tschischik‘ [russisch für Zeisig] nannte [Bernhard Sperling oder Benzion Schmuschkewitsch]. Er kam aus einer armen Familie und war aber sehr musikalisch und spielte ohne Noten auf den verschiedensten Instrumenten. Die Sänger waren mit seiner Begleitung alle sehr zufrieden. Wir hatten auch einen guten jüdischen Sänger, der Schef-

telowitsch hiess. Seine jüdischen Lieder und Kantorengesänge gefielen den Juden der Lenta sehr. Auch Hatzke [Leopold] Basch war ein Sänger.

Bevor Schellkahn kam, gab es auf der Lenta keine Konzerte. Wer Musik machen wollte, setzte sich an das Klavier, und darum herum standen die Menschen, die den Klängen lauschten. Leo Shalit spielte sehr schön die Stücke von Franz Liszt, die alle immer wieder hören wollten. Einer von unseren Schneidern sang immer nur ein einziges Lied, aber es war humorvoll, und deshalb musste er es immer wiederholen. (...)

Schellkahn gab oft Konzerte, das erste gleich am Abend seiner Ankunft. Er sang einige Lieder, das neapolitanische Sorrento, eine Arie des Bajazzo und mehrere jüdische Lieder, sie ergriffen uns alle.

Später gab es einen Schluck ‚Degvins‘ [Branntwein], und die Juden brachten einen Schneider herbei, der nicht ganz bei Sinnen war. Dem Unglücklichen hatte man eingeredet, dass er gut singt, besonders seine ‚Kawkaska‘ [kaukasisches Lied]. Das Schnaiderl schreit sein Lied, die Menschen lachen, applaudieren, stampfen mit den Füßen.

Man wird lustig, vergisst, in welcher Zeit wir leben, denkt nicht mehr darüber nach. Heute lebt man, und man will lustig sein. Aber mir gefällt diese laute Lustigkeit nicht, auch wenn wir uns in einem goldenen Käfig befinden. Ich verliess sofort den Raum.»⁸⁷

Etwa im Oktober 1943 kommt Günther Preger aus Bochum auf die Lenta. Er ist zwanzig Jahre alt und wie Werner Sauer mit einem Transport aus Dortmund nach Riga gekommen, aber zunächst vom Ghetto ins KZ Kaiserwald geschickt worden. Dort sind im Herbst 1943 Abgesandte der Lenta erschienen, um einen qualifizierten Blechner zu suchen. Günther Preger hat sich gemeldet, obwohl er keine Ahnung vom Beruf eines Blechners hat: «Der Meister der Blechnerei Chosan fand schon nach einigen Stunden heraus, dass ich kein Blechner bin. Er meldete dies Scherwitz, und ich musste in sein Büro. Ich war überzeugt, dass ich sofort zurückgeschickt (...) und für meine Lügen bestraft werde. Aber Scherwitz fragte mich zu meiner Überraschung, ob ich nicht vielleicht Pferdepfleger bin. Ich schluckte, und nach einer Weile sagte ich die Wahrheit, ich sei kaufmännischer Angestellter. Er schien mir nicht zuzuhören und sagte dann: ‚Nun gut, ab heute bist du Pferdepfleger.‘»

Der deutsche Jude Preger gehört bald zu Scherwitz' engsten Vertrauten auf der Lenta, eine Ausnahme, denn Scherwitz bevorzugt sonst ganz auffällig die Juden aus Lettland, die er schon vom Washington Platz kennt. «Das waren seine Patrizier, die deutschen Juden seine ‚Plebejer‘», heisst es in einem anderen Bericht. Preger richtet sich seine «Malina» im Pferdestall ein, dort stehen sechs Panjepferde [kleine russische Pferde] und zwei Rösser. «Über Scherwitz kann ich nur Gutes sagen», betont er bei allen seinen Zeugnisaussagen in verschiedenen Verhandlungen der sechziger und siebziger Jahre. Zu Scherwitz' Prozess selbst ist er allerdings nie geladen worden, sein Name fällt während der Ermittlungen an keiner Stelle.⁸⁸

Abraham Bloch wundert sich in seinen Aufzeichnungen oft, warum Scherwitz sich so anders verhält als alle anderen Deutschen, die er bisher kennengelernt hat. Einmal sieht er ihn an einem jüdischen Feiertag in der Nähe einiger orthodoxer Juden stehen. Sie beten, und Scherwitz schaut ihnen von ferne zu. «Unsere Chassidim sagen, Chaze lässt uns nicht im Stich», schreibt er. Der Gedanke, Scherwitz könne ein verkappter Jude sein, ist Bloch nie gekommen. Eine jüdische Abstammung des Lagerleiters, die von heute aus gesehen eine gewisse Plausibilität hat, liegt ausserhalb seiner Vorstellungskraft. Scherwitz ist für ihn ein Rätsel: «Ich stand an meiner Hobelbank und dachte über Scherwitz nach. Ist Scherwitz unser Freund? Oder ist er wie ein Metzger, der ohne Mitleid fremde Kühe schlachtet, sich aber sehr zärtlich zu seinen eigenen Kälbern verhält?»

Dann findet er eine Erklärung, mit der er leben kann. Eine materialistische Erklärung: «Auf der Lenta lebt er wie ein Kaiser, man tanzt um ihn herum, sein kleinstes Verlangen wird erfüllt. Tamara hat er in seine Geliebte verwandelt. Die schöne Ela dreht sich im Verwaltungshaus um ihn herum wie eine treue Magd. Es ist klar, dass Scherwitz klug ist und versteht, dass seine Karriere von ihm selbst und nicht vom vergossenen Blut abhängig ist. Aber überall alleine repräsentieren kann er nicht. Deshalb hat er einen Schauspieler nötig. Das ist Boris Rudow, der ein Papier bekommen hat, dass in ihm echtes arisches Blut fliesst. Boris hat sich gut in seine Rolle eingelebt und ist auch für die Juden nützlich.»⁸⁹

Wie am Washington Platz besitzt Boris Rudow auch auf der Lenta seine eigene kleine Wohnung. Sein Privileg, arisches Blut in seinen Adern zu ha-

ben, bezahlen seine Frau Sinaida, sein Bruder Lew und der Vater Jakow mit einem herben Komfortverlust. Irgendwann im Frühherbst 1943 müssen sie die Lenta verlassen, werden in die Kasernierung des Heereskraftfahrzeugparks geschickt. «Es war lästig, einen arischen und einen nichtarischen Rudow auf der Lenta zu haben», kommentiert Sauer die Verschickung spitz, aber wahrscheinlich zutreffend.

Rudow ist immer ein Frauenheld gewesen, die Anwesenheit seiner Frau Sinaida auf der Lenta hindert ihn nicht an neuen Affären. Seine Geliebte sei eine Sekretärin bei der SS gewesen, sagt Israel Churin, und ein anderer Zeuge meint gegenüber dem NKWD: «Er hatte private Beziehungen zu Frauen der Okkupationsmacht.» Das bestreitet Rudow natürlich auf das Heftigste. Immerhin halten die NKWD-Akten fest, Rudow habe in der Stadt eine kleine Zweitwohnung besessen, in ihr habe er mit einer «bürgerlichen» Russin aus Riga praktisch zusammengelebt. Gefragt, wer auf der Lenta von der Wohnung noch gewusst habe, antwortet Rudow: «Scherwitz.» Der NKWD findet die russische Geliebte, selbstverständlich dementiert sie jegliche intime Beziehung. Wie auch immer, Rudow, der von Scherwitz arisiertejude, der eigentliche Kopf der Werkstätten, führt ein komfortables Leben und hat alle Freiheiten. Der NKWD sieht darin den Tatbestand der Kollaboration erfüllt, aber Rudow hat seine Privilegien nachweislich auch dazu benutzt, bedrängte Juden aus Schwierigkeiten herauszupauken.

Als der Leiter des jüdischen Ordnungsdienstes Budschinsky (Buwitsch) einmal von einem lettischen SS-Mann verhaftet wird, weil er sich ausserhalb der Lenta bewegt, kommt Rudow dazu, inszeniert den Hitlergruss und fordert den SS-Mann auf, sofort mit ihm zur Gestapo zu gehen, um den Sachverhalt aufzuklären. Aber der lettische SS-Mann kneift vor dem vermeintlichen Obernazi, überlässt ihm den Verhafteten und verschwindet.

Bloch berichtet einen weiteren Fall:

«In der Schneiderei verbreitete sich ein Gerücht, dass eine Kommission kommt. Das war immer ein Grund für viel Unruhe. An diesem Tag wurde gerade eine Uniform für Jeckeln genäht. Die Schneiderei erhielt die telefonische Weisung, den Rock sofort in das Verwaltungsgebäude zu brin-

gen. Das erledigte der Schneider Mete. Als der SS-General den Uniformrock erhielt, zog er ihn gleich an und steckte die Hand in die Tasche. Dort fand er ein Päckchen Geld. Jeckeln explodierte. ‚Die Juden wollen mich bestechen‘, brüllte er los, ‚das zahle ich ihnen heim, sie können sich auf ihr Ende gefasst machens Zum Glück geschah nichts Böses, und das war Rudows Verdienst. Er fand einen SS-Mann, der Jeckeln schriftlich berichtete, er habe auf der Lenta eine Uniformjacke anprobiert und sein Geld in die Tasche gesteckt. Er habe die Uniformen verwechselt. Der SS-Mann bekam sein Geld zurück, und so blieb das Ereignis folgenlos. Aber viel hätte nicht gefehlt, dass den Juden wieder Unglück geschehen wäre.›

Eines Tages schnappt Bloch beim Vorübergehen ein Gespräch zwischen dem Obersturmführer Paul Daiber von der Funkstation mit dem Oberscharführer Heinrich auf. Daiber meint zu Heinrich «mit einem Grinsen im Gesicht: Rudow ist ein arischer Jude. Der wird auch einmal in ein Massengrab gebracht werden.»⁹⁰

Auch Tamara Scherman führt ein gesellschaftliches Leben ausserhalb der Lenta. Ihre arischen Papiere sind anscheinend nicht so wasserdicht wie die Rudows, und sie ist nur für Scherwitz «uk», unabhkömmlich. Das ist ein Risiko, aber sie fühlt sich offensichtlich sicher. Mehrmals besucht sie ihre Freunde aus Vorkriegszeiten, den in Riga mit falschen Papieren lebenden ehemaligen Direktor der Vulkanfabrik, Alexander Nemirowski, und seine Frau Katja. Die beiden haben eine Datscha ausserhalb der Stadt, dorthin fährt Tamara Scherman gerne. Einmal ruft sie mitten in der Nacht Boris Rudow an und bittet ihn, ihr doch einige Koffer mit Kleidern zu bringen. Rudow tut wie ihm befohlen, packt auch Cognac und ein Grammophon ein, alle verbringen ein paar gemütliche Stunden auf der Datscha, aber dann fährt Tamara mit Rudow und mitsamt ihren Kleiderkoffern wieder zurück in die Fabrik. Hat sie Scherwitz verlassen wollen? Ihr Mann Paul ist inzwischen in Kaiserwald. Er wird niemals für die Lenta angefordert.

Machtkampf

Am 2. November 1943 wird das Ghetto offiziell aufgelöst, russische Flüchtlinge aus den Kriegsgebieten ziehen in die Moskauer Vorstadt ein.⁹¹ Sie graben jeden Quadratmeter um in der Hoffnung auf Brillanten, die die Juden vor ihrem Auszug vielleicht irgendwo versteckt haben. Am letzten Ghattotag findet man Max Wand, den die Kommandantur als Sprecher der «Gruppe L» (Juden aus Lettland) eingesetzt hat, erschlagen auf der Strasse liegen.

Die Zivilverwaltung hat seit diesem 2. November mit jüdischen Arbeitskräften nichts mehr zu tun, die kurze Zeit der geteilten Verwaltung – Arbeitsamt im Ghetto und Arbeitseinsatzstelle im KZ Kaiserwald – ist vorüber, in die Kassen des Reichskommissars fließt kein Geld mehr. «Dadurch, dass die Ghettos nunmehr aufgelöst und von der SS beschlagnahmt seien, falle natürlich auch ein wesentlicher Gewinn des Ostlands fort», bedauert Reichskommissar Lohses Finanzleiter.⁹²

Ab jetzt läuft alles über die Kommandantur im Hauptlager: die Berechnung der Kalorien für die Sklavenarbeiter, die Zuweisung für diesen oder jenen Arbeitseinsatz, die «Verwertung» der jüdischen Arbeitskraft, die Bewachung durch volksdeutsche SS-Soldaten in den Nebenlagern und Aussenkommandos. Himmlers KZ-Befehl ist jetzt realisiert. Mindestens tausend, vielleicht aber auch mehr als zweitausend Menschen, unter ihnen viele Kinder, besteigen am Bahnhof Rumbuli einen Sonderzug nach Auschwitz, es ist Roschmanns letzter Arbeitstag im Ghetto. Am Abend zuvor hat er der jüdischen Selbstverwaltung den Befehl gegeben, aus ihrer Kartei alle Mütter mit mindestens zwei Kindern «für die Verschickung ins Reich» herauszusuchen, «Einzelkinder würden den Müttern abgenommen werden».⁹³

Das Ghetto ist aufgelöst, Roschmann kann sich nun seiner Aufgabe als «Bewachungsoffizier» und «gleichrangiger Leiter» der Lenta zu wenden. Damit neigt sich hier die schöne Zeit ihrem Ende entgegen. Der «nachgiebige» Scherwitz muss sich mit dem scharfen «Exekutivbeamten» auseinandersetzen. Für die Lagerinsassen sind die Kommandoverhältnisse schwer durchschaubar. Sie nehmen sie als einen «Machtkampf» zwischen SS-Führern wahr. Für sie bleibt Scherwitz der eigentliche Leiter, aber er ist in den

kommenden Monaten oft weg. Warum, wissen sie nicht so genau. Sie merken nur, wenn Scherwitz nicht da ist, geht es ihnen schlechter.

Werner Sauer unterteilt in seinem Bericht die zwanzig Monate, die er insgesamt auf der Lenta verbracht hat, in vier Phasen. Die erste Zeit, in der Scherwitz alleine regiert hat, nennt er schlicht «Lenta». Die zweite Phase heisst «Ein neuer Chef». Sie beginnt mit der Ankunft Roschmanns und ist gekennzeichnet von Scherwitz' wochenlanger Abwesenheit. Die dritte Phase heisst «Ruhe vor dem Sturm». Da ist Scherwitz im Lager wieder oft präsent und mit ihm «eine gewisse Beruhigung» eingetreten. Die vierte Phase betitelt Sauer mit dem Satz: «Es wird aufgeräumt». Der Sicherheitsoffizier Roschmann ist inzwischen, etwa im April 1944, durch Robert Nikkei ersetzt. Fünf Monate später, im September, wird die Lenta geräumt. Wann, wie lange und weshalb genau Scherwitz die Fabrik zwischendurch verlassen hat, ist nur in Ausnahmefällen klärbar. Es ist gut möglich, dass er in den neun Monaten zwischen November 1943 bis Juli 1944 nur die Hälfte der Zeit anwesend gewesen ist. Vieles, was sich währenddessen auf der Lenta zugetragen hat, ist möglicherweise ohne sein Zutun, ja sogar gegen seinen Willen geschehen.

Ganz säuberlich lassen sich die von Sauer markierten Phasen freilich nicht auseinanderhalten, zu oft sind zwei Chefs gleichzeitig anwesend. Aus der Perspektive der Häftlinge bleibt Scherwitz durchgehend der Hauptverantwortliche, sind die Sicherheitsoffiziere Roschmann und Nickel nachgeordnete Figuren. Sämtliche Zeugen, die 1948 in den Ermittlungen aussagen, belasten nur ihn, niemals Roschmann oder Nickel. Auch Werner Sauer lässt in seinen Aussagen vor dem Ermittlungsbeamten die Periodisierung beiseite, die er für sein Buch gewählt hat, und belastet allein Scherwitz.

Von den vielen Zeugen, die 1948 von der Polizei befragt werden, macht nur ein einziger die «Gewaltenteilung» deutlich. Nur er lässt das Dilemma erkennen, in dem Scherwitz sich befunden hat. Dieser Zeuge sitzt inzwischen im fernen Paris, es ist Abe Karelitz, der auf der Lenta erst Hilfgärtner, dann Schweinehüter, später Elektriker war. Er gibt zu Protokoll: «Das Lager Lenta war eigentlich ein Filiallager des KZ Kaiserwald, die Stellung war aber nicht ganz geklärt, da sowohl die höhere SS-Leitung als auch der SD/

Gestapo Befehle das Lager betreffend erteilt haben. Scherwitz selbst war Dr. Lange unterstellt. Als die Gestapo den Untersturmführer Roschmann *neben* Scherwitz als *gleichrangigen* Leiter des Lagers einsetzte und Roschmann sich bemühte, das Lager zu vernichten und Verschärfungen einzuführen, hat Scherwitz sich dagegen gewehrt. Es ist ihm gelungen, die Werkstatt bis zum 20. September 1944 in Betrieb zu halten.»⁹⁴

Einsatz im Partisanengebiet

Im September 1943 ist Scherwitz wieder einmal nicht auf der Lenta. Verschiedene Indizien sprechen dafür, dass er an einem Einsatz im Partisanengebiet teilgenommen hat, vielleicht im Zuge der «Operation Heinrich» im nördlichen Frontabschnitt. Es ist die grösste sogenannte Bandenbekämpfungsaktion, die für diese Zeit dokumentiert ist. Sie steht unter der Leitung des Höheren SS- und Polizeiführers Jeckeln, beteiligt sind Einheiten des Kommandeurs der Ordnungspolizei aus Riga, lettische Kampftruppen sowie Angehörige der 16. Armee.

Die «Kampfgruppe Jeckeln» hat genügend einschlägige Erfahrungen in ähnlichen Grossunternehmen wie «Aktion Sumpffieber» oder «Aktion Winterzauber» gesammelt. Sie laufen immer nach demselben Muster ab. Ein ausgewählter Landstreifen von zwanzig bis vierzig Kilometer Breite wird zum Niemandsland gemacht, damit die Partisanen kein Rückzugsgebiet mehr besitzen. Die Dörfer in diesem Gebiet werden geplündert, die Katen abgebrannt, oft stehen Soldaten davor, passen auf, dass die Menschen lebendig verbrennen. Die übrigen Dorfbewohner werden ins rückwärtige Heeresgebiet getrieben, «auf der Flucht» erschossen oder auf Lastwagen gepackt und als Zwangsarbeiter in das Reich verfrachtet. Die Kinder werden entweder gleich getötet oder in das Polizeilager Salaspils gebracht, viele verhungern dort in der Kinderbaracke.⁹⁵

An der «Operation Heinrich» könnte Scherwitz zusammen mit einer unbekanntenen Zahl von jüdischen Häftlingen aus der Lenta, abgestellt für die Drecksarbeit, teilgenommen haben. Abraham Schapiro, Ordnungspolizist auf der Lenta, erklärt im Zuge der Ermittlungen in München: «Scherwitz hat

für Dr. Lange ein Kommando von ca. zwanzig Mann zusammengestellt, und diese fuhren mit ihm weg. Nach circa 14 Tagen kamen diese Leute ganz hohlwangig und abgemagert zurück und durften über ihr Tun nichts aussagen. Später sickerte durch, dass sie in Russland in der Gegend von Pskow [Pleskau] oder Ostrow teilnehmen mussten bei einer Aktion, die Scherwitz und andere SS-Leute geleitet haben. Als Belohnung wurde er dafür zum Untersturmführer befördert. Hierbei wurde requiriert und Dörfer angezündet, Vieh usw. musste mitgenommen werden. Hierfür waren die Häftlinge eingesetzt. Dabei waren unter anderen: Joffe, Wons, Hahn, Schmarkowitz.»

Josche Wysokotworsky nennt keine Namen, aber erinnert sich: «Es wurde auch einmal ein Kommando von Häftlingen nach aussen zusammengestellt. Litauer und paar Letten. Dieses Kommando musste bei den Raubzügen und Plünderungen der SS Arbeitsdienste leisten. Nachher sollten alle Leute erschossen werden, damit keine Zeugen der Taten übrigblieben. Aber Scherwitz ist es gelungen, diese Leute zu retten.»

Von den namentlich erwähnten Juden (Monja) Wons und anderen ist 1948 niemand mehr zu befragen, aber Scherwitz bestätigt die Plünderungsaktion und gibt zu Protokoll: «Es stimmt, dass circa Ende 1943 ein Kommando von Juden für eine Aktion ausgesucht wurde. Da war ich schon Untersturmführer und bin nicht als Belohnung dafür befördert worden. Ich hatte Angst um diese Leute, dass sie nicht mehr zurückkämen, und meldete mich daher auch dazu. Wir fuhren mit circa zwanzig Mann weg. Es handelte sich um eine grössere Partisanenaktion im russischen Raum. Unser Kommando hatte die Aufgabe, Felle und Häute zurückzubringen. Es wurden natürlich durch die SS und die Polizeitruppen Dörfer abgebrannt und ausgeplündert. Ich habe den Leuten verboten, darüber zu reden, da sonst alle umgebracht worden wären.»

Abraham Bloch kennt diese Zeugenaussagen nicht, weiss auch nichts von einer Partisanenaktion, beobachtet nur eine Gruppe aus Litauen, die ein Geheimnis umgibt: «Zu uns kam eine kleine Judengruppe aus Wilna. Für die Lenta war das keine Überraschung. Man brachte zu uns Juden aus den verschiedensten Gegenden. Die Ankömmlinge erzählten gewöhnlich viele Neuigkeiten, jedoch diese Gruppe war aussergewöhnlich schweigsam. Später erfuhren wir, dass sie mit der SS zusammengearbeitet hatten.

Anschliessend wurde die Einheit aufgelöst und viele Männer der Gruppe erschossen. Den anderen wurde gesagt, sie müssten schweigen, sonst würden sie dasselbe Ende finden. Jetzt wurde uns klar, warum sie nichts sagten.»

Sind sie es, die mit Scherwitz plündern und rauben mussten? Hat es doch Tote gegeben, sind doch Mitwisser beseitigt worden? Oder sind es zwei Aktionen gewesen, eine vielleicht von Litauen aus, mit der Scherwitz nichts zu tun hatte? Man wird es nie wissen.

Wenig weiss man auch über einen anderen Raubzug. Antonie L. erklärt 1948: «Scherwitz soll sich – soviel ich gehört habe – an einer grossen Aktion gegen Juden in Minsk beteiligt haben. Er soll mit einer Ladung von 100 bis 150 Koffern nach Riga zurückgekommen sein, wo er Häftlinge damit beauftragt hat, in den Koffern nach Wertsachen zu suchen, die ihm abgegeben werden mussten. Es wurde allgemein behauptet, dass er sich bei dieser Aktion sehr bereichert hat.»

Scherwitz weist die Beschuldigung zurück, gibt aber zu, in Minsk gewesen zu sein: «Ich war einmal in Minsk, wo ich hinbefohlen wurde. Es gab zu dieser Zeit kein Schweinefleisch mehr in Riga. Ich fuhr mit dem Kühlwagen hin und holte es. Gepäck von Ermordeten habe ich nicht mitgebracht. Ich bestreite entschieden, an irgendeiner Massenaktion in Minsk teilgenommen zu haben. Ich fuhr morgens von Riga weg und war am nächsten Tag wieder da.»

Ein Restzweifel bleibt. Anfang 1943 sind tatsächlich zweihundert Angehörige der Einsatzgruppe 2 mit vielen Lastwagen, vollbeladen mit Munition, Handgranaten und Alkohol, von Riga nach Minsk gefahren. «Nach fünf Wochen kamen sie zurück und hatten Zivilkleidung, die zum Teil Schusslöcher aufwies und blutbefleckt war, auf den Lastwagen», berichtet Abraham Schapiro.⁹⁶ Scherwitz war im selben Zeitraum mit den Aufbauarbeiten auf der Lenta beschäftigt. Aber war er dort jeden Tag anwesend?

Einkaufstouren nach Paris

Vielfach verbürgt sind Scherwitz' Beschaffungsaktionen in Paris. Vor Gericht werden sie ihm als Beweis seiner Habgier und Bereicherungssucht zur Last gelegt werden. Vielleicht hat er tatsächlich ein paar Seidenstrümpfe und ein Parfümflacon für seine Bedürfnisse abgezweigt, als Mitbringsel für Tamara, damit sie nicht mit Schuhen nach ihm wirft. Aber persönliche Motive hätten niemals ausgereicht, um von seinen Vorgesetzten Dienstreisen nach Paris genehmigt zu bekommen. Der Hintergrund ist komplexer.

Den SS-Besatzern in «Lettland-Fettland» droht im vierten Kriegsjahr der Cognac auszugehen. Wie sollen sie die Nachrichten über die verlorenen Schlachten im Osten wegstecken, wie die Abende mit Kameraden verbringen, wenn nur noch der lettische Kartoffelschnaps vorhanden ist? Vorbei sind die Zeiten, in denen die Herren ohne Angst vor Partisanen auf Hirschjagd gingen, sich abends die Tische unter den Delikatessen bogen und jüdische Privatsklaven aus dem Ghetto ihnen die Tennisplätze fegten.⁹⁷ Kompensation tut not, und Scherwitz hat den Auftrag, sie aus Paris zu beschaffen.

Über das herrliche Leben der «Goldfasane» in Riga berichtet ein Wehrmachtssoldat, der sich Kurt Müller nennt, in einem langen Brief dem Oberkommando der Wehrmacht. Sein Brief ist dem SD in Riga zugeleitet worden. Der beginnt sofort weitläufig zu ermitteln, findet mehrere Kurt Müller, aber nicht den richtigen. Der Briefschreiber schildert, was jeder «alte Frontknochen» beobachten könne, wenn er zwischen zwei Einsätzen in Riga Station mache: «Herrlich haben es die Etappenbonzen sich hier eingerichtet, gleich ob Wehrmacht, Polizei, SS, SD, Partei oder Zivilverwaltung. Alle scheinen sich in einem Punkt einig zu sein; sich gegenseitig das Wohlleben nicht zu stören.»

Müller echauffiert sich über die Schnapssauferei, über den Handkuss, den die kleinen Funktionäre bis zur Lächerlichkeit anwenden, über ihre mondän gekleideten und geschminkten Frauen, über die «hochherrschaftlichen Wohnungen», die sie in Beschlag genommen und aufwendig renoviert und möbliert haben, über ihre Reit- und Fahrpferde, ihre schnellen Autos, über ihre

Yachten und ihre Sommerhäuser an der Ostsee. Er ärgert sich über die Feste mit «Cognac und Delikatessen» auf den Tischen, empfiehlt, die Herren sollten sich aus den Feldküchen ernähren und «im Dreck» liegen wie die einfachen Soldaten auch. Sein Brief endet mit den Worten: «Nicht einmal die beste Propaganda ist in der Lage, den Schaden wiedergutzumachen, der sich in die Seelen anständiger deutscher Volksgenossen einfrisst, die diese Dinge hier erleben und täglich weiter um sich greifen sehen.»⁹⁸

Scherwitz hätte, wenn er diesen Brief gesehen hätte, Kurt Müller zustimmen müssen. Alles, was auf der Lenta produziert wird, dient dem guten Leben in der Etappe. Seine Firma beliefert die SS-Führer im gesamten Ostland, erledigt auch Aufträge für die Kollegen im Reich, offiziell oder unter der Hand. Seit die Werkstätten im Ghetto von Wilna aufgelöst und die dort liegenden Stoffballen im September 1943 auf die Lenta gebracht worden sind, leitet Scherwitz den Monopolbetrieb für die gehobenen Ansprüche von Himmlers Elite. Damit es dabei bleibt, jeder einzelne Handwerker auf der Lenta gut beschäftigt und die SS zufrieden ist, muss immer genügend Material da sein, genügend Leder, genügend Pelze, genügend Seide, genügend Knöpfe, möglichst für ein paar Monate im voraus. Deshalb Paris.

Während im besetzten Griechenland die Kommunisten den Aufstand wagen und der Bürgerkrieg beginnt, in Neapel die Alliierten einmarschieren, in Minsk der Reichskommissar Kube einem Attentat von Partisanen zum Opfer fällt und im Reich bereits Kernseife rationiert ist, fährt Scherwitz nach Paris, um einige Wochen später mit einer Waggonladung von Luxusgütern zurückzukommen.

Paris ist ab Sommer 1943 für Bück- und Schleppware aller Art die richtige Adresse. In der Nähe des Nordbahnhofs gibt es seit Frühjahr 1943 ein ganz spezielles «Truppenwirtschaftslager» unter der Regie des SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamts, geleitet von einem Untersturmführer Jochen Held. Dieses Lager hat sich vordem in Berlin-Wedding befunden. Aufbewahrt wird dort «Verpflegung für SS-Angehörige an der Front, für die kasernierte Polizei und für die Bewachungsmannschaften der Konzentrationslager sowie Marketenderwaren aller Art».⁹⁹ Es ist vermutlich alles Beutegut.¹⁰⁰ In dieses Lager wird Scherwitz gefahren sein, nicht nur einmal, son-

dem mehrmals, nach Riga bringt er alles mit, was das Herz erfreut. Die Brotsamen bekommen die Verwaltungsangestellten der Sicherheitspolizei: «Ab und zu erhielten wir französische Erzeugnisse», erzählt Gerhard B. dem Landgericht Hamburg, «einmal sogar Seife mit Lavendelgeruch.»

Josef Berman arbeitet im Hauptquartier der Gestapo in der Reimers iela in Riga. Er berichtet: «Einmal traf ein Eisenbahnzug aus Paris mit Lebensmitteln ein. Dieser Zug blieb in Riga. Ein Kommando von Juden musste ihn ausladen. (...) Ein lettischer Jude mit Spitznamen ‚Heppi‘, ein Seemann von Beruf und Gehilfe des Küchenchefs beim Befehlshaber der Sicherheitspolizei, hatte bei der Ausladung die Aufsicht und wies die Juden an, wohin die Sachen zu bringen sind. Ich sah dann, dass viele unserer Leute Schokolade assen.»

Ein Teil dieser Sachen landet direkt auf der Lenta, zur Freude der Kasernierten, wie Gerda Gottschalk schreibt: «Scherwitz reiste oft zum Einkauf nach Paris. Einige Wochen später rollten dann Waggon mit Champagner, Seife und Eau de Cologne an, die unsere Männer ausladen mussten. Der Inhalt war für die SS-Offiziere und deren Frauen bestimmt, die Stückzahl aber nicht genau vermerkt, daher konnte gut organisiert werden.»

Gertrude M. ist Sekretärin bei der Gestapo. Nach einem Wohnungsbrand besitzt sie nur noch, was sie auf dem Leibe trägt. Von ihrem Chef Lange bekommt sie einen Berechtigungsschein, um sich auf der Lenta neu einzukleiden. Frau Rosenblatt, die rechte Hand von Rudow, empfängt sie, zeigt ihr ein Magazin und sagt: «Das trägt man jetzt in Paris.»¹⁰¹

Die Zeugen gegen Scherwitz wissen nichts von der grossen Korruption der Machthaber im Ostland, sie sehen nur Vergnügungsreisen, die er unternommen habe, um sich zu bereichern. Ihre Aussagen scheinen sie in Berlin, München und in Paris abgesprochen zu haben, sie klingen beinahe wortgleich. Die 1948 in Berlin gesammelten Beschuldigungen lauten so: Max L.: «Mir ist ferner bekannt, dass Scherwitz des öfteren nach Frankreich dienstlich unterwegs war, um Einkäufe für den SD zu tätigen. Bei dieser Angelegenheit handelt es sich um Ausplünderung von französischem Eigentum. Ganze Waggonladungen wurden von Scherwitz von Frankreich nach Riga

gebracht, und Scherwitz hat sich dabei persönlich in ungeheurem Ausmass bereichert.» Werner Sauer: «In seiner Eigenschaft als Leiter des Lagers Lenta fuhr Scherwitz mehrmals nach Paris, um Einkäufe für den SD zu tätigen. Dabei bereicherte er sich und die SD an französischem Eigentum. Es handelte sich hierbei um ganze Waggonladungen, die er nach Riga brachte.»

Die Zeugen in München wissen, welches französische Eigentum geraubt worden ist. Eugen B.: «Scherwitz ist öfters für die Gestapo nach Paris gefahren und hat ganze Züge von Weinen und Cognac mitgebracht, die in einem speziellen Lager aufbewahrt wurden und dann von führenden Leuten der SS und Gestapo abgeholt worden sind. Er hat dafür gesorgt, dabei nicht leer auszugehen.» Leo B.: «Scherwitz ist für die Gestapo nach Paris gefahren, um dort Cognac und Champagner zu holen. Ganze Züge wurden in Riga ausgeladen und auf die Lenta geschafft.»

An der Seine, vor dem «American Jewish Joint Distribution Committee», klingen die Beschuldigungen anders. Hier soll Scherwitz kein französisches Eigentum von Paris nach Riga geschleppt haben, sondern umgekehrt Wertgegenstände aus Riga nach Paris. Abe Karelitz: «Scherwitz soll sich Meistern gegenüber geäußert haben, dass er das Einkommen aus dem Lager Lenta, das heisst das, was er in der Fabrik verdient hat, in Paris bei Freunden in Sicherheit gebracht hat.» Antonie L.: «Ich weiss vom Hörensagen, dass Scherwitz solche Reisen dazu benutzt hat, um Waren, die auf seinen Auftrag hin in den Werkstätten hergestellt worden sind, für eigene Rechnung zu verwerten. Es handelte sich insbesondere um kostbare Innenpelze, Pelzstiefel und Lederstiefel.»

Und Max Kaufmann, der nicht auf der Lenta gewesen ist, behauptet, Scherwitz habe überall Raubgut versteckt: «Viele wertvolle Sachen liess er schon 1941/1942 mit Lastwagen nach Bayern schicken. Das andere nahm er mit, wenn er auf Reisen nach Paris fuhr.»

Scherwitz bestreitet die Reisen nicht: «Im Jahre 1943 war eine Einkaufsgruppe in Paris, die Stoffe für die Wehrmacht einkaufte. Ich machte den Vorschlag, ob wir nicht in Paris Stoffe einkaufen könnten, damit unsere Leute Beschäftigung haben. Ich wusste genau, wenn unsere Leute nicht ihre Daseinsberechtigung beweisen könnten, wären sie in das KZ Kaiserwald gekommen. Ich fuhr nach Paris, um dort die Materialien zu holen.»¹⁰²

Auch Herbert Ungar fragt Scherwitz 1948:

«Frage 289: Sie sind doch nach Frankreich zum Organisieren gefahren? Sie haben doch einen ganzen Zug mit Parfüm und Leder geholt. Ganz Riga wurde doch von französischen Erzeugnissen überschwemmt?

Antwort: Ich fuhr mal nach Paris.

F. 291: Was wurde dort eingekauft?

Garne, Wäschestoffe, Futterseide.

F. 292: Seide?

Seide.

F. 293: Parfüm?

Kein Parfüm.

F. 294: Liquöre?

Ja, Weine, Cognac. Es waren zwei Waggons, nicht ein ganzer Zug. Es kamen auch mehr Sachen, aber die habe ich nicht geholt. Ich bin noch mal nach Paris gefahren und noch einmal, aber da kam ich durch die Invasion nicht mehr durch.

F. 327: Wann kamen Sie von Paris zurück?

Ich habe mir die Daten nicht gemerkt, nur einmal, als Frau Scherman verhaftet wurde und Jenner mich zurückholte. (...) Das war am Anfang, als Roschmann kam.»¹⁰³

Tamara Scherman wird verhaftet

In Scherwitz' Erinnerung fließen die verschiedenen Beschaffungstouren, die er über Monate hin nach Paris und vielleicht noch woandershin gemacht hat, in eine einzige zusammen, in die allererste, in die Einkaufstour im November 1943. Diese eine Reise ist für Scherwitz eine Katastrophe, er wird sie sein Lebtag nicht vergessen. Denn während er als guter Betriebsleiter im Ausland Rohstoffe besorgt, um Arbeitsplätze zu sichern, zieht auf der Lenta Roschmann mit seinem Gefolge ein, quält seine Leute und verhaftet seine Geliebte. Scherwitz 1948:

«Roschmann ist mir zu dieser Zeit vor die Nase gesetzt worden. Während ich in Paris war, machte er in Riga den Ostjuden das Leben zur Hölle. In der Zwischenzeit wurde die Scherman verhaftet. Ich bekam von Haupt-scharführerjenner ein Ferngespräch, dass Scherman verhaftet worden ist

und im Lager ein grosses Durcheinander wäre. Ich möchte gleich kommen. Ich kam sofort zurück. Ich erfuhr, dass Scherman einige Juden in der Wohnung gehabt hatte und sich von denen etwas vorspielen liess. Dabei wurde sie erwischt und beschuldigt, dass eine Arierin sich von Juden nichts vorspielen lassen dürfe. Nach grossen Mühen konnte ich sie aus der Haft befreien. Ich schickte sie nach Kowno, wo ich ihr eine Stelle bei einer Weberei besorgte. Von da aus ging sie nach Königsberg und Wien. Nach der Befreiung durch die Russen ging sie nach Italien und von dort nach New York.»¹⁰⁴

Abraham Bloch vermutet, Tamara Scherman sei verhaftet worden, weil man beim SD schon lange einen Vorwand gesucht hatte, um sie loszuwerden, zu stark sei ihre Position geworden. «Wenn Scherwitz wegfuhr, übergab er ihr die Aufsicht über die Lenta», notiert Bloch. Das habe nicht lange gutgehen können: «Tamara wurde immer nervöser. Mit [Max] Wachtels Hilfe versteckte sie auf dem Dachboden einige Koffer von Scherwitz. Aber eines Nachts wurde sie verhaftet. Nach kurzer Zeit kam Scherwitz zurück. Auf dem Hof standen gerade einige Deutsche, zwischen ihnen war auch Boris Rudow. Scherwitz näherte sich schnell Rudow. Boris sagte ihm irgendetwas, und Scherwitz stieg eilig ins Auto und fuhr sehr schnell aus dem Tor, wie ich aus dem Fenster sah. Ein paar Tage später erfuhren wir, dass Scherwitz Tamara im Termingefängnis [Frauengefängnis] gefunden hatte und sie nach Dünaburg gebracht hatte.»

Werner Sauer erwähnt Scherwitz' überstürzte Rückkehr nicht, aber Tamara Schermans Verhaftung will er gesehen haben. Auch er meint, man habe nur abgewartet, bis Scherwitz verschwunden sei. «Während seiner Abwesenheit hatte sie mehr als Jenner und sogar Heinrich zu sagen», wunderte er sich:

«Heinrich, der SS-Scharführer aus der Bekleidungskammer, hatte schon die ganze Zeit gegen Tamara intrigiert. Eines Tages, während Scherwitz' Abwesenheit, rief sie mich ganz aufgeregt zu sich und sagte mir, sie solle verhaftet werden. Unter dem Bett in ihrer Wohnung befände sich ein grosser Radioapparat, der ihr verboten war zu besitzen und nicht entdeckt werden dürfte. Ich versprach ihr, alles zu regeln. Während schon der Wagen

vorgefahren war, der sie abholen sollte, ging ich mit einem wagemutigen Jungen [Heinz Markus] meiner Abteilung mit einer halbgefüllten Müllkiste in ihre Wohnung. Ohne dass Markus etwas davon wusste, versteckte ich den Apparat unter dem Müll und trug ihn an den Augen der SS vorbei auf den zweiten Hof. Dort liess ich ihn und gab ihn später, als Tamara abgeholt worden war, an Rudow ab. Wir hörten nie wieder etwas von ihr. Heute [1948] befindet sie sich in den USA. Auf welchen Wegen und wie sie dorthin kam, ist mir unbekannt.»

Über vierzig Jahre später glaubt Sauer zu wissen, wie Tamara Scherman in die USA kam. Für einen Freund in Deutschland, der zufällig auch Scherwitz heisst und den Sauer deshalb für einen Verwandten hält, bespricht er 1984 ein Tonband mit seinen Erinnerungen an den vermeintlichen Vetter. Da sagt er: «Scherwitz hat sie gerettet und auf abenteuerliche Weise nach Paris gebracht. Von dort ist sie 1948 nach Amerika gefahren, wo ihr Mann Paul schon lebte.»

Kowno, Königsberg, Wien, Dünaburg, Paris – Tamara Schermans Fluchtroute wird immer im dunkeln bleiben. Viele über die ganze Welt verstreuten Juden aus Lettland haben sich bemüht, sie zu finden. Gleich nach dem Krieg lässt sie Scherwitz über das Rote Kreuz in Wien suchen, aber er findet sie nicht. Sie ist seit 1945 wie vom Erdboden verschluckt. Sie ist niemals in den Verband der lettischen Holocaust-Überlebenden in den USA eingetreten, hat niemals deren Nachrichtenmagazin abonniert, scheint niemals nach Israel gefahren zu sein. Wahrscheinlich hat sie sich geschämt, Gefährtin eines SS-Untersturmführers gewesen zu sein, eines Untersturmführers, der sie geliebt und viel für sie riskiert hat. Nur eines ist gewiss: Scherwitz hat ihr das Leben gerettet, erst im berüchtigten Termingefängnis, dann, indem er sie aus Riga herausbrachte. Hätte sie die Nazizeit an Scherwitz' Seite überlebt und wäre im Baltikum geblieben, der NKWD hätte sie in ein Lager geschickt.

Vielleicht in dasselbe Lager, in dem der arisierte Jude Boris Rudow später landet. Rudow, von dem die Verhörer immer wieder wissen wollen, wo die Scherman geblieben sei und mit welchen Dienstleistungen sie ihr Leben erkaufte. Aber er bleibt diskret, genauso diskret wie Scherwitz, der seine wahre Beziehung zu ihr immer verschweigt. Tamara Scherman sei Schwer-

witz' Haushälterin gewesen, gibt auch Rudow an. Sie sei verhaftet worden, weil sie mit Juden der Lenta zusammen musiziert habe. Einige Tage später sei sie von Max Gymnich, dem Fahrer des früheren Ghettokommandanten Kurt Krause, abgeführt worden, auf Befehl Roschmanns oder des Leiters der Funkstelle Paul Daiber, das könne er nicht genau sagen. «Sie ist meines Wissens nach Österreich gebracht worden», sagt Rudow aus.

Während der Ermittlungen 1948 wendet ein Zeuge selbst diese Rettungsaktion gegen Scherwitz. Es ist der Gerber Chaim G., der Scherwitz schon als Mörder von Rumbula und als Mörder seines Kollegen Psawka beschuldigt hat. Er sagt aus: «Als die Scherman verhaftet wurde, hiess es, dass Scherwitz 20.000 Reichsmark nötig hätte, damit er sie frei bekommt. Dies wurde durch Rudow verbreitet. Das Geld wurde durch die Juden bereitgestellt. Scherwitz konnte sich von ihnen nehmen, was er brauchte.»¹⁰⁵

Das ist möglich. Geld wird gebraucht worden sein, wenn auch nicht 20.000 Reichsmark, das wären nach heutiger Kaufkraft 200.000 Euro. Wie sollten die etwa 600 Leute auf der Lenta diese ungeheure Summe zusammengebracht haben? Aber umsonst war die Befreiung sicher nicht zu haben, Kurt Migge, der Sachbearbeiter beim Kommandeur der Sicherheitspolizei für die Abteilung «Gefängniswesen», wird die Hand aufgehoben haben. Er war erwiesenermassen bestechlich. Anfang 1944 verurteilt ihn das SS-Polizeigericht Riga wegen Unterschlagung von Lebensmittellieferungen und Korruption, anschliessend wird er zur Grenzpolizei versetzt.¹⁰⁶ Seinen Namen nennt Scherwitz in der Befragung durch Herbert Ungar: «Als die Scherman Schwierigkeiten hatte, ging ich zu Migge. Der war Direktor des Zentralgefängnisses. Ich habe ihn gebeten, Scherman freizulassen.»¹⁰⁷

Kommando Roschmann

Der Untersturmführer Roschmann hat seinen Auftrag, das Ghetto zu liquidieren, erledigt, jetzt kann er sich um die Lenta kümmern. Bloch schreibt: «Unsere schlimmsten Befürchtungen haben sich erfüllt. In Scherwitz' Abwesenheit ist der Mörder Roschmann auf die Lenta eingezogen. Er errichtete

sich im zweiten Stock der Fabrik sein Kabinett. Allmählich beruhigten sich die Menschen, man war überzeugt, dass Scherwitz nach seiner Rückkehr auf Roschmann einwirken wird. Man hoffte sogar, dass dieser ein zweiter ‚Chaze‘ werden könnte. Aber die Juden hatten unrecht. Roschmanns bösar-tiger Charakter wurde nicht besser.»¹⁰⁸

Roschmann bringt die deutsche «Prominenz» aus der jüdischen Selbstver-waltung mit, den früheren Ghettoältesten Max Leiser, den Leiter des Ar-beitseinsatzes, Herbert Schultz, den Ghettoarzt Dr. Hans Aufrecht mit seiner Frau Ilse sowie ein paar Leute vom Ordnungsdienst. Er lässt Dr. Martin Caspary, den von allen Häftlingen hochgeschätzten Mediziner, mitsamt sei-ner Familie in das KZ Kaiserwald bringen und bestimmt Dr. Aufrecht zum neuen Leiter der Krankenbaracke. «Als er ankam, flohen alle Kranken aus ihren Betten», notiert Bloch. Wer liegenbleibt, hat von nun an wenig Aus-sicht auf Gesundung.

Werner Sauer schildert den Fall des jungen Mannes Servos, den Caspary zwei Monate lang aufopferungsvoll behandelt hat, der sich auf dem Weg zur Besserung befand, aber dann von Dr. Aufrecht in das Krankenrevier von Kaiserwald überführt wurde. «Dort erhielt er die übliche Injektion für Schwerkranke und starb.» Aufrecht sei «auf indirekte Weise der Mörder vie-ler Schwerkranker auf der Lenta gewesen. Dieser Günstling fasste seine Ar-beit nicht als Beruf auf, sondern leistete Spitzeldienste für Roschmann. Über diesen Mann, den man nicht ‚Arzt‘ nennen dürfte, lässt sich kein gutes Wort sagen. Er wurde nach seiner Befreiung von den Russen erschossen, die Kenntnis von seinen Taten erhalten hatten.»¹⁰⁹

Martin Caspary stirbt kurz nach seiner Befreiung aus dem KZ Stutthof in Malmö. Sein Schicksal interessiert den amerikanischen Major Herbert Un-gar 1948 in Nürnberg besonders. Ungar ist damals Casparys Tochter Anne-marie in das KZ gefolgt, nach seiner Erinnerung sogar gegen den Rat von Scherwitz. Immer wieder will er wissen, wie es mit dem Arztwechsel gewe-sen ist, aber Scherwitz weiss es nicht mehr. «Aber er hat Sie doch selbst behandelt, Sie müssen sich doch an den kleinen Mann mit den Schmissen im Gesicht erinnern», fragt Ungar, und endlich meint Scherwitz: «Es kam im-mer wieder was vor, wenn ich nicht da war.» Nach 26 Fragen zu Caspary, die Scherwitz alle nicht beantworten kann, wird Ungar ärgerlich, zum ers-tenmal in diesem stundenlangen Verhör.

«Sie hätten ihn zurückholen können, das haben Sie doch manchmal gemacht.» Und Scherwitz schweigt. Auf diesen Vorwurf weiss er keine Antwort.¹¹⁰

Gleich nach seiner Ankunft wechselt Roschmann den von Scherwitz ernannten lettisch-jüdischen Ordnungsdienst aus. Er lässt den Leiter Budschinsky (Buwitsch), die OD-Leute Abraham Schapiro und Ber Meister sowie vier weitere OD-Männer ins KZ Kaiserwald bringen und ersetzt sie durch die aus dem Ghetto mitgebrachten Polizisten. Zum neuen Chef bestimmt er einen gewissen «Levi» [möglicherweise Jupp Lewy] aus Köln. Sauer schreibt über ihn, er sei ein «furchtbarer Denunziant» gewesen, der «uns Flötentöne beibringen wollte». Als Scherwitz später aus Paris zurückkommt, gelingt es ihm, die Leute seines Ordnungsdienstes aus Kaiserwald zurückzuholen, aber auf ihre Posten kann er sie nicht mehr setzen. Für die Sicherheit ist nur Roschmann zuständig, er allein kann den Ordnungsdienst besetzen, wie er will. Bis zum Ende der Lenta-Zeit besteht der Dienst nur aus deutschen Juden. Sie stehen Roschmann offenbar näher.

Mit Bitterkeit sehen die Leute auf der Lenta, wie Roschmann KZ-Sitten einführt. Sauer schreibt: «Die Arbeit wurde nun sehr kontrolliert. Dreimal pro Woche musste Tag und Nacht durchgearbeitet werden, der freie Sonntag wurde uns gestrichen. Wir waren übermüdet, unsere Körper gaben nichts mehr her, Fehler passierten, wofür man uns bestrafte. Dann wurden wir von der Aussenwelt vollkommen isoliert. Roschmann liess einen drei Meter hohen Zaun um die ganze Lenta bauen. Zur Wache liess er zwanzig lettische SS-Leute kommen, die rings um die Kasernierung uns sehr streng bewachten. Unter ihrer Kontrolle gab es allabendlich Zählappelle, das kannten wir bisher nicht.»¹¹¹

In Scherwitz' Abwesenheit sind die Hauptscharführer Jenner und Nussbaum für die fachliche Seite des Werkstattbetriebs zuständig, aber Roschmann macht ihnen und allen Handwerkern das Leben schwer. Unterstützt wird sein Sicherheitsregime vom Leiter der Funkstation, Obersturmführer Paul Daiber, dem Leiter der Bekleidungskammer, Oberscharführer Heinrich, sowie von dem Scharführer Duncker, dem die «Waffenkammer» untersteht. Sauer beobachtet, wie sich zwischen diesen beiden Gruppen ein Machtkampf entwickelt. Massnahmen, die eine Gruppe ergreift, werden von

der anderen unterlaufen. In der bisher gut funktionierenden Fabrik beginnt es zu knirschen. Die Angst regiert, die Arbeitsleistungen sinken.

Heinrich veranstaltet Razzien, findet Sauer Malina in der Bauhütte und beschlagnahmt das Grammophon. Er verhört Dutzende, um den Besitzer festzustellen, ist aber erfolglos und will dann den Hauptscharführer Jenner zwingen, sich um die Sache zu kümmern. Dieser weiss, wer der Besitzer ist, kanzelt Sauer «tüchtig ab» und sagt dann: «Damit wollen wir es bewenden lassen.»

Auf Roschmanns Anweisung rekrutiert der Polizist Levi Denunzianten aus den Reihen deutscher Juden. Auch Sauer soll Spitzeldienste leisten, verweigert sich aber, «das musste ich schwer büssen». Zweimal wird er wegen irgendwelcher Lappalien von Levi in den Bunker gesteckt, aber nicht nur er, sondern auch reihenweise lettländische Juden.

Mit Roschmanns Hilfe wagt Levi sich sogar an die «Patrizier» vom Washington Platz heran, an Boris Rudows Kernmannschaft. Hauptscharführer Nussbaum will es verhindern, aber es gelingt ihm nicht. Die Kürschner Isaak Pristin und David Brenkel, der Schuhmacher Oscar Schmuelson, der Goldschmied Wilenski und der Tischler Samuel Skutelski, sie alle werden in Scherwitz' Abwesenheit irgendwann einmal verhaftet, sitzen im Bunker ohne Nahrung und Licht. Rudow organisiert Lebensmittel, die Sauer, der das Lagergefängnis gut kennt und dort inzwischen eine versteckte Klappe eingemauert hat, den Gefangenen zukommen lässt. Zum Dank wird er von Rudow mehrmals zum Essen eingeladen, «und wie es bei ihm üblich war, auch zum Trinken. Es amüsierte mich köstlich, wenn er bei diesen Gelegenheiten Geschichten, die er sich mit der SS geleistet hat, zum Besten gab.»¹¹²

Den Opfern von Roschmann, Daiber und Heinrich kann manchmal niemand helfen. Sowohl Sauer als auch Bloch schildern, wie systematisch Funkstationschef Daiber den bei ihm beschäftigten Hilfsarbeiter Abrahamson quält, vielleicht, weil er nicht unverzichtbar und ein wenig beschränkt ist. Da lässt sich ohne grossen Folgen für die Arbeit der persönliche Sadismus gut ausleben. Daiber nagelt den Hilfsarbeiter über Tage in einen Sarg ein, heisst ihn einen Hund holen, schlägt ihn, weil er keinen findet, und als er endlich einen bringt, schlägt er ihn, weil er ihn in die Fabrik geschmuggelt

hat. Als der arme Mensch sterben will und Veronal schluckt, wird er in das Krankenhaus gebracht, aber von Dr. Aufrecht wiederbelebt, nur um von Roschmann erneut zu Daiber geschickt zu werden. So geht seine Marter weiter.

Einmal kontrolliert der frühere Boxer Daiber die Männerunterkunft und prügelt ohne Grund auf den Stubenältesten Kahn ein, schlägt ihm die Zähne aus und ein Ohr taub. Werner Nettler, ein Jude aus Berlin, berichtet 1949, er sei von Daiber gezwungen worden, «nach einem Saufgelage das von ihm Erbrochene aufzulecken».¹¹³

Auch Scherwitz bekommt Daibers Macht zu spüren. Während Scherwitz' Abwesenheit fordert Daiber die Villa am Haupttor für seine Funkstation ein, und Roschmann gewährt die Bitte. Werner Sauer muss für Scherwitz eine neue Wohnung im ersten Stock des Fabrikgebäudes einbauen, sie liegt Boris Rudows Quartier gegenüber. Anscheinend stellen sich die neuen Machthaber der Lenta auf ein langes Fernbleiben von Scherwitz ein. Versucht man in dieser Zeit, den «Judenkönig», wie er beim SD manchmal genannt wurde, loszuwerden? Scherwitz sagt einmal: «Roschmann wollte mich abservieren.»¹¹⁴

Obwohl weder Daiber noch Heinrich für die Werkstätten zuständig sind, schleichen sie dort herum und drangsaliieren die Handwerker. Nussbaum versucht einzuschreiten, deshalb überlegt Daiber sich neue Methoden. Eines Tages erscheint er in der Tischlerei und verlangt von Bloch die sofortige Herstellung eines Weberschiffchens mit fünf Millimeter Rand. Er will ihm bei der Arbeit zusehen, und wenn die Abmessungen seinen Wünschen nicht entsprechen, sagt er, dann würde Bloch niemals mehr Gelegenheit haben, ein neues Weberschiffchen zu feilen. Ein Messgerät hat er gleich mitgebracht, denn «ich will sehen, ob du ein Handwerker oder ein Lügner bist». Bloch besteht den Test, anschliessend sinkt er kraftlos auf eine Bank, verliert fast das Bewusstsein vor Schreck: «Tod oder Leben, darüber entscheidet ein Zehntelmillimeter.»

In Scherwitz' Abwesenheit beginnen grausame Strafaktionen. Sauer berichtet über den Tischler Benzl, der ab und an in einem ausserhalb gelegenen Sägewerk Bretter zuschneidet und dort Gelegenheit findet, Lebensmittel zu organisieren. Jemand denunziert ihn bei Roschmann, und als der Tischler



Fritz Scherwitz 1935 (Fotos: Bundesarchiv, Berlin)

31274

B. B. Nr.

16

Fragebogen

zur Erlangung der Verlobungsgenehmigung
(von Frauen fingenäh ausfüllen)

Name (leserlich schreiben): *Scherwitz Fritz*

in SS seit *1. Nov. 33* Dienstgrad: *Rotlaufmann* SS-Einheit: *575*

in SA von _____ bis _____, in HJ von _____ bis _____

Mitgliedsnummer in Partei: _____ in SS: *241935*

geb. am *21.8.1903* zu *Luffswini* *Offspringen*

Land: _____ jetzt Alter: *33* Glaubensbel.: *Kath.*

Jetziger Wohnort: *Stu-Luffswini* Wohnung: *Luffswini 47*

Beruf und Berufsstellung: *Tyloffer*

Liegt Berufswechsel vor? *ja*

Außerberufliche Fertigkeiten und Berechtigungscheine, z. B.:
 Führerschein, Sportabzeichen: *-1- Iron 6*

Sportauszeichnungen: _____

Ehrenamtl. Tätigkeit: _____

Dienst im alten Heer: Truppe *Grenzfürz* von *1919* bis *1932*

Reichswehr von _____ bis _____

Schutzpolizei von _____ bis _____

Letzter Dienstgrad _____

Frontkämpfer: _____ bis _____ verwundet *Kopfpa. Knieverletzung*

Orden und Ehrenabzeichen einschl. Rettungsmedaille: _____

Welcher Konfession ist der Antragsteller? *Kath.* die zukünftige Braut? *nein*

(Als Konfession wird auch außer dem herkömmlichen jedes andere gottgläubige Bekenntnis angesehen.)

Ist neben der standesamtlichen Trauung eine kirchliche Trauung vorgesehen? Ja — Nein. *?*

Gegebenenfalls nach welcher konfessionellen Form? *nein*

Lebenslauf:

Fritz Scherwitz, bin am 21.8.1903 zu Luffswini, Offspringen als Sohn des Kammerschreibers Johann Scherwitz geboren. Von meinem 6.-11. Lebensjahr besuchte ich die Schule (allgemeine Volksschule), dann trat ich in den

v. 11.

«Fragebogen zur Erlangung der Verlobungsgenehmigung» durch die SS, 1935 (Bundesarchiv, Berlin)



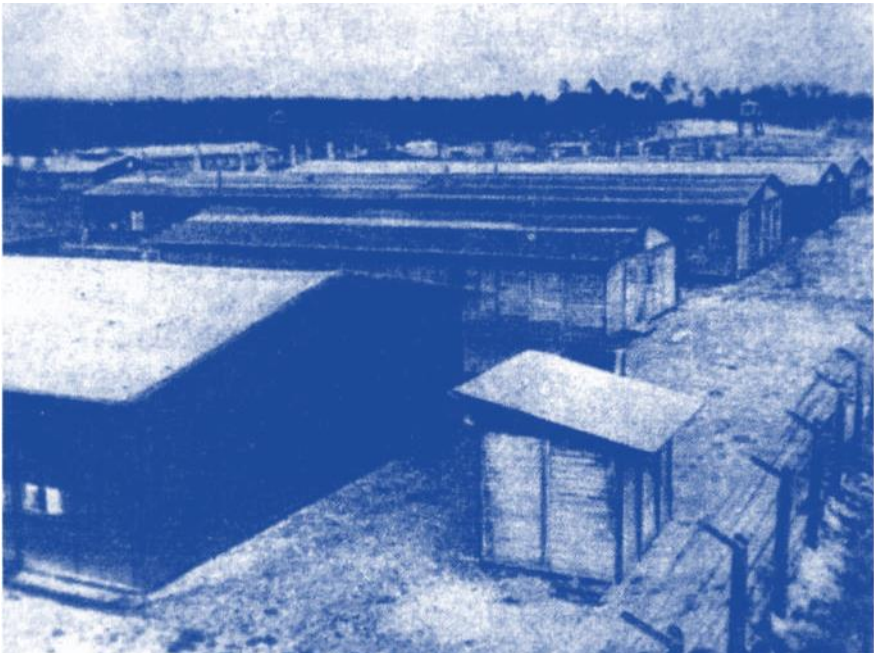
Die 1941 bis 1944 von der SS, dem SD und anderen deutschen Stellen genutzte Anlage am Washington Platz in Riga (Fotos: Anita Kugler)



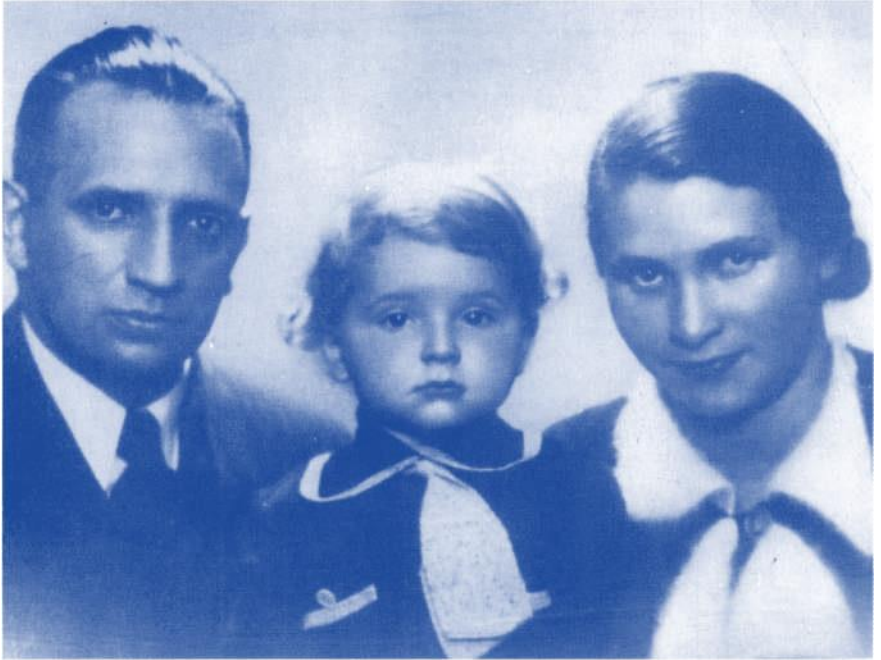
Der «jüdische Arier» Boris Rudow, 1945 (Foto: Lettisches Staatsarchiv, Riga)



Riga 1942: Zum Arbeitseinsatz abkommandierte Juden werden aus dem Ghetto zum Feldbekleidungsamt der Luftwaffe gebracht. (Foto: Archiv «Juden in Lettland», Riga)



KZ Kaiserwald bei Riga (Foto: Archiv «Juden in Lettland», Riga)



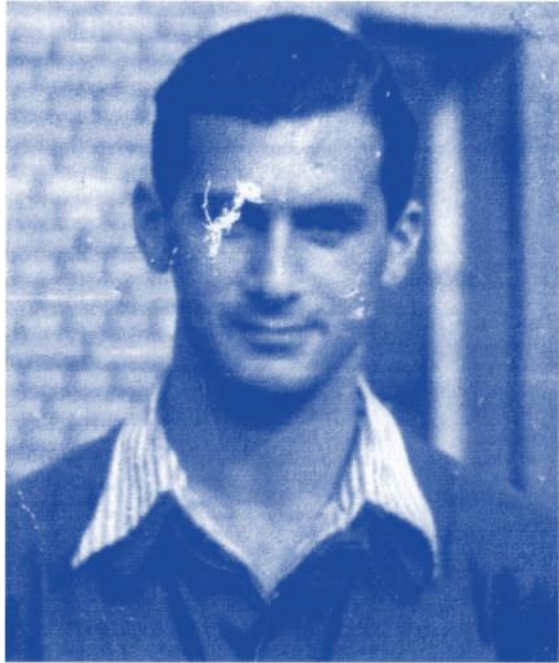
Abraham Bloch mit seiner Familie, die beim Massaker in Rumbula Ende 1941 getötet wurde (Foto: Archiv Yad Vashem, Jerusalem)



Ruine der Textilfabrik Lenta, am 13.10.1944 von den Deutschen in die Luft gesprengt (Foto: Staatliches Historisches Archiv Lettland, Riga)

Harry Scheinker, Riga,
Aufnahmedatum
unbekannt. Dieses Bild
schenkte Scheinker seiner
Geliebten, Frau K., auf
der Lenta. Deren
Ehemann zerstörte es aus
Eifersucht.

(Foto: Privatbesitz von Scheinkers
Schwester Sophie Weinberg, Riga)



Grabstein für Harry Scheinker, Erich Hirschfeld, Edgar Heit und in Erinnerung an Elchonon Glaser, «gemordet im Konzentrationslager Lenta von den deutschen Faschisten am 1-VIII-1944, beerdigt am 25-IX-45», Neuer Jüdischer Friedhof in Riga (Foto: Anita Kugler)



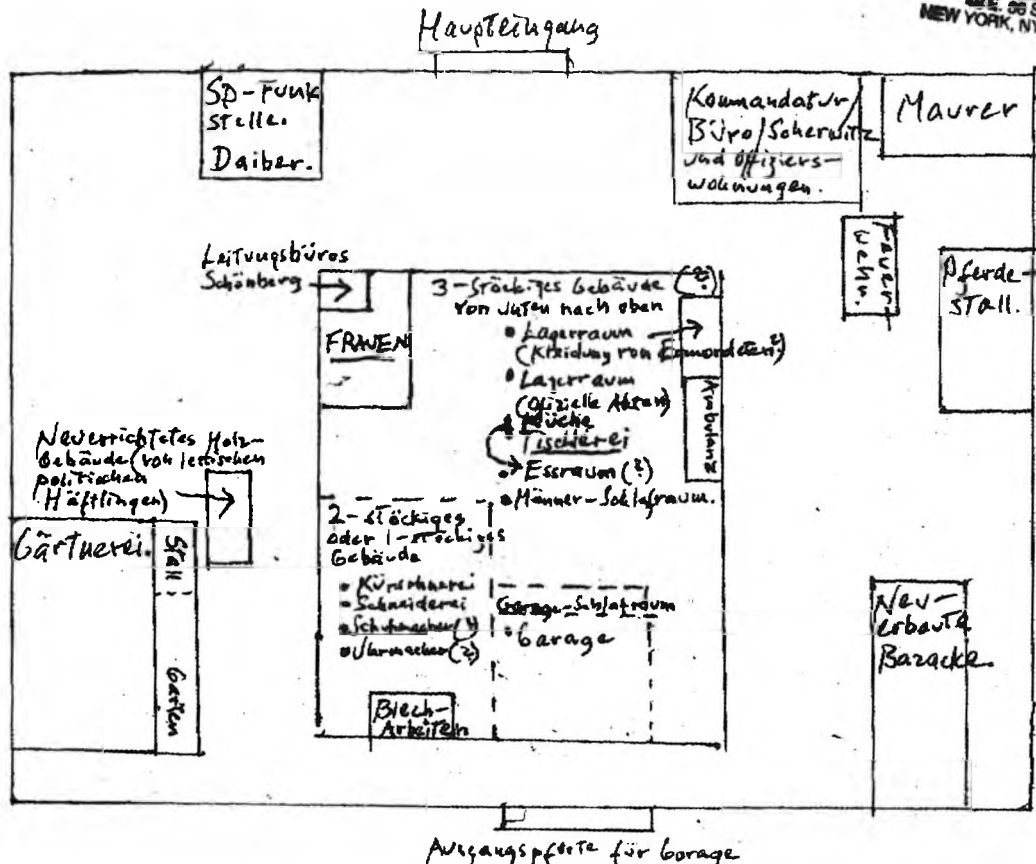
Der frühere Zwangsarbeiter Israel Churin führt die Autorin 1997 durch die Fabrik Lenta; im Hintergrund die «Kommandantur», in der Scherwitz mit Tamara Scherman lebte (Foto: Anita Kugler)



Das alte hintere Tor der Lenta, unverändert mit Stacheldraht bewehrt. (Foto: Anita Kugler)

"Lenta"
Proportionen sind alle falsch.

BRUNNEN LURIE
48 E. 96 ST.
NEW YORK, NY 10021

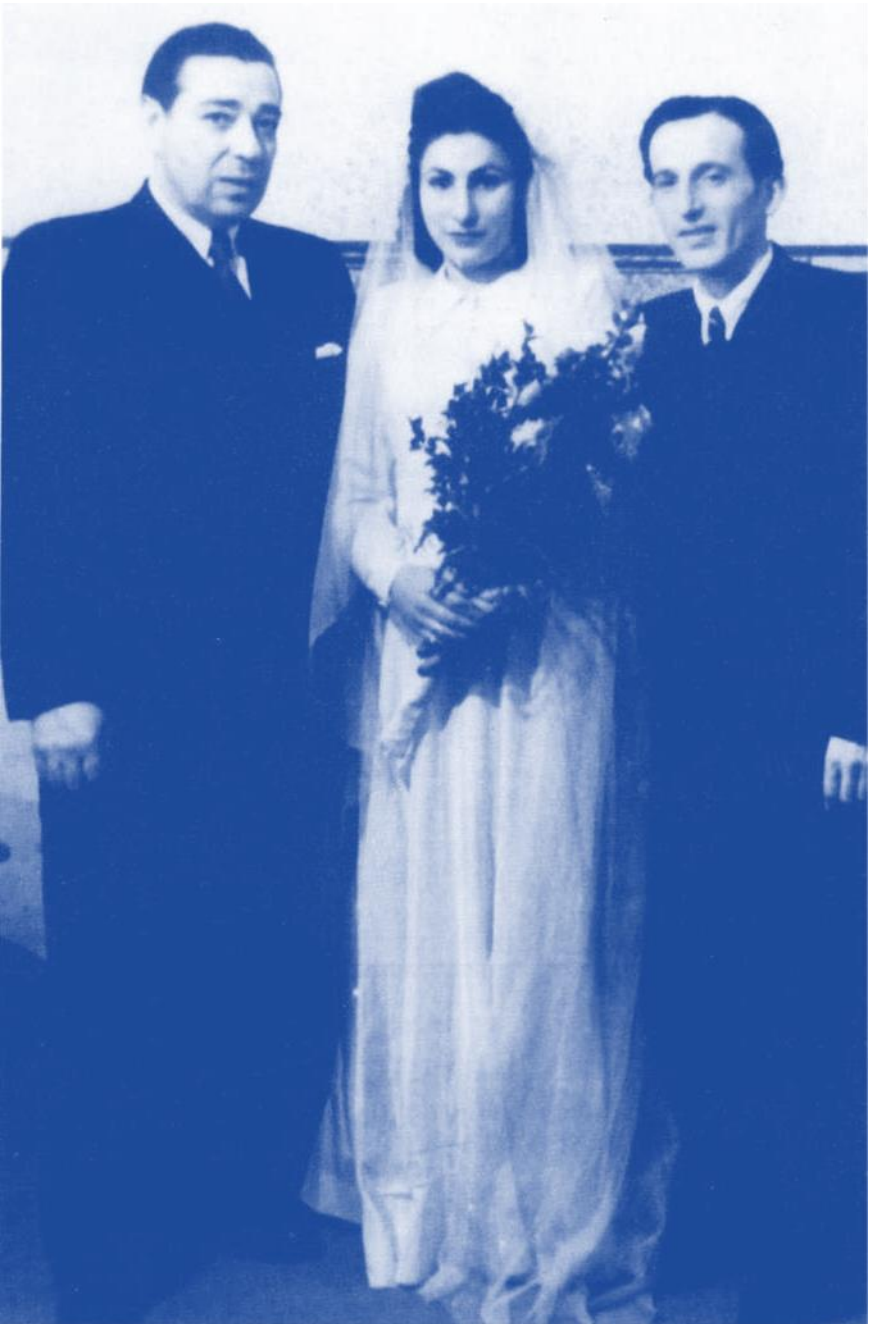




Bürgermeister Richard Zenetti und Ehefrau Therese 1935 auf der Hauptstrasse von Wertingen (Foto: Stadtarchiv Wertingen)



Fritz Scherwitz, etwa 1947
(Foto: Stadtarchiv Wertingen, Leihgabe von
Stadtarchivar Jürgen Fiedler)



Hochzeit der angeblichen Schwester von Scherwitz, Bella R., 30. Dezember 1947
(Foto: Archiv Alexander Lewin)

Eidesstattliche Erklärung

Name Scherwitz Vorname Eleke
geboren am 21.8.09 in Buscheruniai/Litauen
Staatsangehörigkeit Jetzt deutsch f. Litauen Beruf Dr. Ing. Maschinenbau
Familienstand: ledig - verheiratet - verwitwet - geschieden
Wohnort Wertingen Straße Joh. Drieschstr. 2
Name, Beruf, Geburtsort des Vaters Jankel Scherwitz Schreinermeister
geb. in Suwalki 18.5.67
Name, Beruf, Geburtsort der Mutter Sara Scherwitz geborene Sagal geb. in Odessa
8.8.68
Waren Sie jemals bei der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen? [X] NEIN

wenn JA, wo und von wann bis wann? nicht betr.
in welcher Eigenschaft, welchem Rang?
Weswegen wurden Sie verurteilt, bzw. in Schutzhaft genommen? jüdische Rassezugehörigkeit

(Geben Sie bitte genau den Sachverhalt oder die Anklagebegründung an, die zur Verurteilung bzw. Inhaftnahme
Wann und von wem wurden Sie verhaftet? 1938 von Gestapo

Wie lange und wo waren Sie in Untersuchungshaft oder Schutzhaft? Gestapogef. Berlin 2

Wissen oder vermuten Sie wer Sie angezeigt hat? nicht betr.
Adresse des Anzeigers? nicht betr.
Beruhte die Anklage auf Wahrheit? JA NEIN nicht betr.
Welche Zeugen haben gegen Sie ausgesagt? nicht betr.

Welche Zeugen haben für Sie ausgesagt? nicht betr.

Wer war Ihr Verteidiger? nicht betr.
Welches Gericht hat Sie verurteilt? nicht betr.
Strafhöhe? nicht betr.

Sind Ihnen noch die Namen der Richter und Staatsanwälte erinnerlich? JA NEIN
Wie hießen diese? nicht betr.

In welches Lager, Zuchthaus oder in welche Gefangenenanstalt wurden Sie (nach Ihrer Verurteilung)
gebracht? Gestapo Gefängnis, Ghetto Litzmannstadt, KZ Aigen

„Eidesstattliche Erklärung“, Fragebogen des Staatskommissariats für politisch Verfolgte in Bayern“ vom 17. März 1947 (Staatsarchiv München)

Wie lange waren Sie dort? 1938-1945
In welchem Gebäudeteil, Gang usw. waren Sie untergebracht? KZ Riga, Kommando Oger
Wie hieß Ihr Aufseher oder Capo? Hptscharführer Mickel
Wie benahm er sich zu Ihnen? schlecht
Wie hieß der Leiter der Strafanstalt oder des Lagers zu Ihrer Zeit? Sturmabführer Sauer
Wer war besonders gemein zu den Inhaftierten? U. Sturmführer Roschmann, der deutsche jüd. Polizist Levi
Inwiefern? Häftlinge wurde durch Schläge u. Strafarbeiten misshandelt
Wer war besonders anständig zu den Inhaftierten? Hauptscharführer Jena
Inwiefern? beförderte unerlaubte Post und versorgte uns mit Lebensmitteln
Welche Kameraden haben Sie während Ihrer Haft kennen gelernt? (Bitte Adressen von drei politisch Verfolgten angeben) Borris Rudol, Hahn Isack, Ida Grafzinski, Wisokodowski Josef, Wolfstätthausen
Welche Papiere haben Sie, die Ihre politische Vergangenheit beweisen? Keine
Haben Sie Tote zu beklagen? JA ~~XXXXX~~
Wo? KZ Dachau, Auschwitz Gestapo? --- im ---
Stuthof
Welche Umstände wurden Sie aus der Haft entlassen? mit 12 Mann während eines Fliegerangriffes geflüchtet
Welche Papiere haben Sie darüber? keine, auf der Flucht wurden keine Papiere ausgehändigt
Wann wurden Sie entlassen? Febr. 1945 geflüchtet
Wurden Sie nach Ihrer Haft Verfolgungen ausgesetzt? - nicht betr.
Durch wen? nicht betr.
Standen Sie nach Ihrer Entlassung unter Polizeiaufsicht? (Meldepflicht) JA NEIN nicht betr.
In welcher der Betreuungsstelle registriert? ja Unter welcher Nummer? A 1/1/10223
berufstätig? ja als was? Treuhänder bayr. Hilfsw.
Welche Stellung- oder Berufswünsche haben Sie? Grosshandel für Eisen u. Metallwaren
Wo sind Sie derzeit tätig? (Name des Betriebes?) Mil. Reg. Vermögensverwaltung
Sind Sie polizeilich registriert und gemeldet? ja
In welchem Revier? Emersacker Seit wann sind Sie in Emersacker registriert? Juli 1945
Wertingquon 17.3. 1947.

Unterschrift:

Elke Schmitz

Fahndungsvermerk

Prüfungsvermerk

Polizeilicher Befund:

TREUHAND Dr. SCHERWITZ
KAUFHAUS
I.B. ZENETTI
WERTINGEN / SCHWABEN

TELEFON: NUMMER 55 - BANK:
SPAR- U. DARLEHENS KASSE WERTINGEN

IHRE ZEICHEN:

IHRE NACHRICHT:

UNSERE ZEICHEN:

WERTINGEN:

29.4.47

An die
Mech. Spinnerei und Weberei
Offenburg

Betrifft: Spinnstoffwaren

Ihr Vertreter Herr Schmitz war bei mir und teilte freundlicher Weise mit, dass ich die Spinnstoffe für das Geschäft Zenetti bei Ihnen abholen lassen kann. Ich bitte dem Oberbringer dieses Schreibens, Herrn Förg die Ware auskündigen zu wollen, der auch mit Ihnen die finanzielle Angelegenheit an Ort und Stelle regeln wird. Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir später nochmal eine Zuteilung in Berufskleidung machen könnten. Teilen Sie mir bitte kurz mit, wann wir sich die angekündigten Sachen abholen lassen können.

Es grüsst Sie

hochachtungsvoll!

Treuhand Dr. Scherwitz

TEXTILWAREN * KONFEKTION * SCHUHE * HAUSHALTWAREN

Kreisk & Sohn Wertingen



Elke Sirewitz (Fritz Scherwitz) vor Gericht, 1949 (Fotos: Bayerische Staatsbibliothek, München)

078 Telegramm

Deutsche Post

≡ 1) = Volksthusen

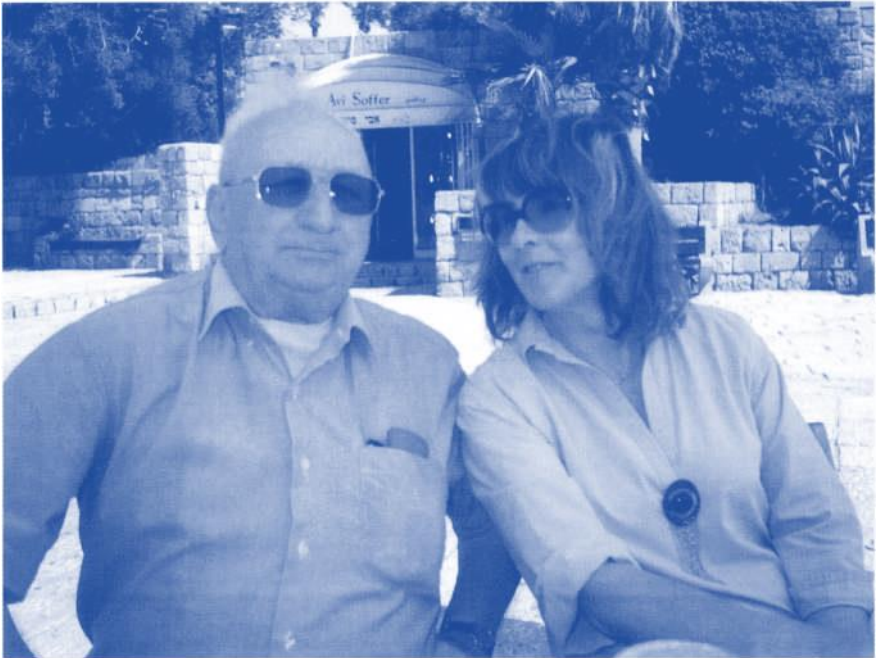
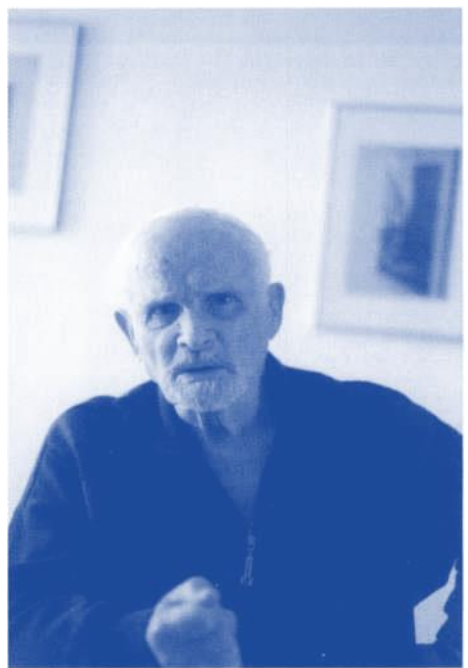
Aufgenommen			Befördert		
Monat	Jahr	Zeit	Tag	Jahr	Zeit
10	47	10.00	22	1947	00.0
durch <i>St.</i>			am <i>11.12.47</i> durch <i>St.</i>		
mit Bestimmung			D. Fritz Scherwitz Beratung im Schw. Unt. d.		

Fritz Scherwitz
Scherwitz
Scherwitz

Unterschriftproben von Scherwitz. «Zu bemerken ist, dass der Treuhänder niemals schreibt, wie signiert ist», heisst es 1947 in dem Bericht eines Betriebsführers. (Archiv Zenetti)

Dr. Herbert Ungar, ehemaliger Häftling auf der Lenta und nachmaliger Untersuchungsbeamter beim Nürnberger Prozess, fordert Scherwitz' Rehabilitierung:
«Neben Schindler kennen wir nur noch Scherwitz, der in dem ganzen Meer von Leid und Blut eine Schutzzone geschaffen hat.»

(Foto: Anita Kugler)



Der frühere KZ-Häftling Alexander Lewin lebt heute in der Nähe von Tel Aviv. Er hat der Autorin den Titel seines Aufsatzes über Scherwitz, «Der jüdische SS-Offizier», geschenkt und ist überzeugt: «Scherwitz war hundertprozentig ein Jude.» (Foto: Anita Kugler)

von der Arbeit zurückkehrt, wird er gefilzt. Der Polizist Levi findet ein raffiniert konstruiertes Schmuggelversteck zwischen den Brettern. Benzl wird furchtbar gefoltert, Roschmann will die Namen der lettischen Tauschpartner wissen. Nach tagelanger Pein bringt man Benzl in das Sägewerk, dort soll er die Partner per Handzeichen denunzieren, aber er tut es nicht. Ein Gestapomann bricht ihm den Arm, und ein anderer «zertrümmerte ihm mit einem Pistolenknopf die Schädeldecke». Sauer sieht Benzl, wie er taumelnd zurück auf die Lenta kommt: «Er wurde in unser Lazarett eingeliefert und genas nach zwei Monaten Krankenlager. Sowohl der Gestapomann als auch Roschmann liessen ihn mit Eiern und Butter versorgen, so gross war ihre Hochachtung vor der wahrscheinlich einmaligen Standhaftigkeit dieses Mannes.»

Allerdings gilt Benzl unter seinen Kollegen als hervorragender Fachmann, vielleicht haben die Naziführer seinen Tod deshalb nicht in Kauf nehmen wollen.¹¹⁵

Unter Roschmanns Leitung wird die Kasernierung ab Herbst 1943 drastisch verkleinert, just in der Zeit, in der Scherwitz zwecks Materialbeschaffung nach Paris gefahren ist. Die Zentrale im KZ Kaiserwald will Arbeitskräfte für andere Nebenlager. Unter den Abgeschobenen ist Gerda Gottschalk. Sie erinnert sich: «Der Kommandant des KZ Kaiserwald, Sauer, (...) drohte Roschmann, wenn 250 Leute nicht abgestossen würden, werde er Lenta in ein KZ verwandeln. Es wurde gesiebt. Alle nicht handwerklich Ausgebildeten mussten weg. (...) Auch ich befand mich unter diesen. Es half weder Bitten noch Flehen.»

Die letzte Nacht verbringt sie weinend bei ihrer Freundin Rahel im Bett. Am nächsten Morgen besteigt sie einen Lastwagen, er bringt sie nach Straszdenhof. Dort muss sie so hart arbeiten und wird so schlecht gepflegt, dass sie einige Wochen später beinahe stirbt.¹¹⁶

Noch im September, unter Scherwitz' Regie, arbeiteten auf der Lenta 910 Menschen, im Frühjahr 1944 sind es nach Angaben von Zeitzeugen nur noch etwa 550, offizielle Angaben existieren nicht. Es ist schlecht vorstellbar, dass über ein Drittel der Gesamtarbeiterschaft mit dem Einverständnis des fachlichen Betriebsleiters abgescho-

ben worden sein soll. Vielleicht hat er vergeblich dagegen protestiert, vielleicht hat man tatsächlich seine Abwesenheit ausgenutzt.

Unter denen, die die Lenta verlassen müssen, befinden sich viele «reiche» Juden, wie Bloch erstaunt notiert. Er scheint darüber nicht unglücklich zu sein: «Sie tranken Wein und Likör und arbeiteten wenig, jetzt nützt ihnen ihr ganzer Reichtum nichts mehr.» Unter den Weggeschickten befindet sich auch der frühere Leiter der jüdischen Arbeitseinsatzstelle, Herbert Schultz, obwohl er, glaubt Bloch, ein «Kumpel» von Roschmann gewesen sei. Nicht einmal die «Patrizier» werden verschont, der Kürschner und beste Freund von Rudow, Isaak Pristin, kommt in den Heereskraftfahrzeugpark. Es sind so viele Menschen, die die Lenta verlassen müssen, dass die Übriggebliebenen befürchten, dies sei der Anfang vom Ende der Kasernierung.

Der frühere Kfz-Mechaniker Ivan B. sagt 1949 in einem Prozess gegen einen Vertrauten von Roschmann in Hamburg aus: «Es lief das Gerücht um, Roschmann wolle die Lenta auflösen und die dort beschäftigten jüdischen Arbeiter liquidieren, und zwar in Abwesenheit von Scherwitz. Letzterer hat bei seiner Rückkehr diesen Plan durchkreuzt.»¹¹⁷

Dies passt mit der Aussage von Abe Karelitz zusammen, der in Scherwitz' Verfahren 1948 sagt, Roschmann habe die Kasernierung vernichten wollen, aber Scherwitz habe es verhindert.

Ivan B.s Aussage steht einsam im Raum. Die Zeugen in Scherwitz' Prozess machen nicht Roschmann für die Verkleinerung der Lenta verantwortlich, sondern ihn. Sie werfen ihm vor, er habe am Unglück der Menschen verdient. Er habe unter der Vorspiegelung, Zwangsverschickungen in das KZ Kaiserwald vermeiden zu können, von den Inhaftierten Geld, Gold, Brillanten einkassiert und sie dennoch weggeschickt.

Am moderatesten klingt noch die Angabe von Robert Matjukow. Er ist der Zeuge, der Scherwitz der Teilnahme am Rumbula-Massaker bezichtigt hat und der als einziger mit eigenen Augen gesehen haben will, dass Scherwitz Anfang August 1944 drei Flüchtlinge erschossen hat. Über die Lagerverkleinerung sagt er:

«Scherwitz hatte das Lager überbelegt, so dass er vielleicht auf Befehl von oben das Lager auf die Zahl von 500-600 reduzieren musste.

Die Abstellungen nach Kaiserwald waren aber sehr gefürchtet. Von den Juden auf der Lenta waren ungefähr 150 bis 200 hochqualifizierte Facharbeiter, die übrigen nicht. Die letzteren, zu denen ich zählte, waren immer in Gefahr, von der Lenta wegzukommen, weshalb es hiess: Man müsse schmieren, um auf der Lenta bleiben zu können. Wir Juden in Riga hatten alle Bekannte in der Stadt, bei denen wir unsere Wertsachen auf Treu und Glauben hinterlegt hatten. Wir konnten auch etwas in das Lager hineinschmuggeln. Von Rudow wurde uns bedeutet: ‚Wenn du nicht gibst, bist du in Gefahr.‘ Deshalb gaben wir immer an Rudow, der es nach unserer festen Überzeugung an Scherwitz weitergab. Ich denke, er hat alles für sich behalten, denn er war ein raffinierter und gerissener Bursche.»¹¹⁸

Auch Abraham Schapiro weiss von Bestechungen und versucht, sie mit der spezifischen Situation auf der Lenta zu erklären:

«Es war so, dass Scherwitz nur eine bestimmte Anzahl von Leuten auf der Lenta haben durfte. Da aber die Zahl überschritten wurde, weil alle auf die Lenta wollten und er viele Männer aus dem Gefängnis und dem Ghetto geholt hatte, musste Scherwitz viele zurückschicken. Es stimmt, dass er sich bestechen liess und Gold und Schmuckstücke für ihn gegeben werden mussten, wenn man dableiben wollte. Die Wertsachen wurden meistens den Oberjuden [Rudow und Scheinberger] gegeben, die sie an Scherwitz Weitergaben, was ich aber nur von drei Juden weiss. Meine Tante sagte mir, dass sie eine goldene Uhr abgegeben habe, damit ich, meine Tante und mein Onkel [Ida und Iljuschin Krawtschinsky] bestimmt auf der Lenta bleiben dürften. Auffallend ist aber, dass unter den Weggeschickten auch Leute dabei waren, die angesehen waren und Geld hatten und sogar Verwandte von Rudow waren.»¹¹⁹

Die weiteren Zeugen halten sich während der Ermittlungen oder vor Gericht nicht mit Differenzierungen auf und bezichtigen Scherwitz umstandslos der Habgier. Etliche von ihnen sind erst im September 1943 auf die Lenta gekommen und müssen sie schon Ende 1943 wieder verlassen. Sie können Scherwitz nur kurz erlebt haben, dennoch stellen sie sich als kompetente Augenzeugen hin.

Leo B.: «Ich war in Lenta im Jahre 1943 circa drei Monate kaserniert. Scherwitz war auf der gesamten Lenta der Chef. (...) Er liess sich von den

Juden Geld geben, wenn er etwas für sie tat. Das war allgemein bekannt. Roschmann und Scherwitz waren gute Kameraden.»

Solja K.: «Persönlich war Scherwitz sehr darauf bedacht, sich an den Habseligkeiten der Insassen zu bereichern. Er nahm Wertsachen von denen, die auf der Lenta bleiben wollten. Das Hab und Gut der jüdischen Insassen nahm Scherwitz in seinen Besitz und schaffte es mit Lkws nach Berlin oder gab es vertrauten Kameraden auf ihren Dienst- oder Urlaubsfahrten nach Berlin mit.»

Ephraim M.: «Mir ist bekannt, dass Scherwitz sich bereichert hat. Er nahm Geld, Gold und Wertsachen von Menschen, denen er versprach, sie bei der Verschickung auszuschliessen, dennoch wurden auch von diesen Menschen viele in das Todeslager Kaiserwald verschickt.»

Ciss N.: «Eines Tages ordnete Scherwitz eine Kontribution an Geld, Gold und Wertsachen an. Wenn wir die Kontributionen nicht leisten würden, würden wir alle von der Lenta entfernt werden.»

Hirsch D.: «Wer nicht zahlen konnte, kam weg. Ich habe dreimal gezahlt. Einmal fünfzig Rubel in Gold, einmal eine goldene Kette und einmal zwei Zwanzig-Dollar-Stücke. Die habe ich den Oberjuden Scheinberger oder Rudow gegeben. Es hiess allgemein, dass es für Scherwitz sei.»

Unter den Zeugen, die an Scherwitz kein gutes Haar lassen, befinden sich Max L., der in der «Garage» unter dem Oberscharführer Wiedemann gearbeitet hat, sowie Werner Sauer. Sie sagen im Mai 1948 innerhalb von 24 Stunden und gegenüber demselben Kripobeamteten fast wörtlich dasselbe aus. Werner Sauer: «Unter der Vorspiegelung, Zwangsverschickungen vermeiden zu können, führte Scherwitz grössere Geld- und Wertesammlungen durch, die er angeblich für Bestechungen für höhere Vorgesetzte brauchte, um dieselben zu verhindern. In den meisten Fällen wurden diese Verschickungen trotzdem durchgeführt. Scherwitz benutzte diese Angelegenheit nur, um sich persönlich zu bereichern.»

Max L.: «Scherwitz' besondere Leistung war, aus allem und jedem Kapital zu schlagen. Scherwitz verstand es ausgezeichnet, alles herauszupressen,

was möglich war, wenn nicht in Geldmitteln bei Sammlungen, so in Arbeitskraft. Sollten Zwangsverschickungen nach anderen Lagern durchgeführt werden, von denen bekannt war, dass es Vernichtungslager sind, so veranstaltete Scherwitz Geld- und Wertgegenstands-Sammlungen, angeblich um obere Instanzen zu bestechen, damit diese Verschickungen nicht stattfinden. In Wirklichkeit aber war dies nur ein Anlass, sich zu bereichern, denn in den meisten Fällen wurden sie trotzdem deportiert.»¹²⁰

Während der Ermittlungen und vor Gericht wird Scherwitz mehrmals zu den Vorwürfen gehört, seine ausführlichste Stellungnahme sei hier zitiert:

«Es ist niemals vorgekommen, dass ich gegen Hergabe von Geldern oder Geschenken Juden rettete und an deren Stelle andere vernichten liess. Tatsache ist, dass höhere SS-Führer, denen die Sicherung der ganzen Lager in Lettland und Litauen unterstand, sich durch Schmiergelder bestechen liessen. In solchen Fällen kam der als Oberjude bezeichnete Boris Rudow, der viel eher und besser informiert war als ich, zu mir und sagte, es ist wieder etwas im Gange, ich möge veranlassen, dass dieser oder jener SS-Offizier geschmiert werde, damit die Aktion unterbleibe. (...) Für solche Bestechungen nahm ich niemals Eigentum der Leute, sondern Beschaffungsmaterial. Allerdings gab es gelegentlich von Rudow veranlasste Sammlungen, um die Verpflegung der Lagerinsassen zu verbessern.»¹²¹

Hunderte von Menschen verschwinden Ende 1943 Richtung Kaiserwald, auf der Lenta regiert die Angst. Anfang 1944 gelingt es vier Juden, trotz Zaun und lettischer SS-Wache, von der Lenta zu fliehen, es sind die beiden Schlosser Hirschberg und Schnaider sowie Vater und Sohn Juter. Sauer kommentiert diese Flucht mit der Feststellung: «Interessant war, dass, bis Roschmann kam, also während der Zeit, in der Scherwitz Chef war, keine Fluchten oder Fluchtversuche vorkamen.»¹²²

Die vier flüchten zu dem lettischen Hafearbeiter Janis Lipke. Dieser Janis Lipke muss ein aussergewöhnlich mutiger Mensch gewesen sein. Zusammen mit seiner Frau Johanna hat er zwischen Herbst 1941 und Herbst 1944 56 jüdischen Häftlingen das Leben gerettet. Er hat ein ganzes Netzwerk von Helfern und Helfershelfern dirigiert, viele Verstecke in Riga und Umge-

bung organisiert und Lebensmittel besorgt. Jahrzehnte später ehrt die Gedenkstätte Yad Vashem ihn und seine Frau mit einem Baum in der «Allee der Gerechten».¹²³

Für jeden der vier Geflüchteten soll Roschmann laut Sauer zehn Geiseln genommen und sie in ein Todeskommando verschickt haben. Die Gesamtzahl von vierzig Geiseln ist mit Sicherheit übertrieben. Bloch, dessen Angaben sich in allen überprüfbaren Fällen als sehr zuverlässig erwiesen haben, nennt fünf Flüchtige, für die Roschmann fünf Geiseln ausgesucht habe. Keiner von ihnen sei ein Handwerker gewesen, vermerkt er ausdrücklich. Die Unglücklichen seien der «arme Hilfsarbeiter Abrahamson», der alte Vater des früheren Ordnungsmannes Budschinsky (Buwitsch) sowie drei «reiche Juden» gewesen, «die sich aber von der Verschickung freikaufen konnten». Bei Roschmann?

Mehrfach bezeugt ist eine Strafaktion gegen fünf Juden aus Lettland, die beim Schmuggeln erwischt worden sind. Roschmann lässt alle Kasernierten antreten, die Züchtigung findet vor aller Augen statt, so wie es im Ghetto und in Salaspils üblich ist. Unter Scherwitz hat es das nie gegeben. Beim Appell hält Roschmann einen langen Vortrag mit vielen Drohungen, anschliessend erhalten alle 25 Stockschläge, bei denen die Empfänger laut mitzählen müssen. Zählen sie falsch, wird wieder von vorne begonnen.

Ivan B., Mechaniker in der Autowerkstatt, wird Opfer einer solchen öffentlichen Bestrafung:

«Ich hatte einmal das Motorrad eines SS-Mannes reparieren müssen. Der Mann stürzte mit der Maschine tödlich. Nun wurde ich der Sabotage beschuldigt und gefesselt in den Bunker geworfen. Nach drei oder vier Tagen wurde ich Roschmann vorgeführt. Dieser hetzte seinen Hund auf mich, und ich wurde einige Male gebissen. Dann schlug Roschmann mit der Faust auf mich ein, wobei ich mehrere Zähne verlor. Ich bemerkte, dass er einen schweren Ring am Finger trug. Schliesslich diktierte er mir fünfzig Stockschläge zu, die mir in seiner Gegenwart und vor versammeltem Lager durch Angehörige der jüdischen Polizei verabreicht wurden. Die Folgen waren so schwerwiegend, dass ich zwei Wochen weder stehen noch sitzen konnte. Später hörte ich, dass Roschmann mich erschiessen lassen wollte, aber Scherwitz hätte dies fernmündlich verhindern lassen und die Umwandlung in Stockschläge erreicht.»¹²⁴

Ivan B. und Werner Sauer berichten, solch öffentliche Züchtigungen hätten mehrmals stattgefunden, und nennen auch einige Namen von Verprügelten (Uri Herzberg [Garage], Hirsch Hirschfeld, Max Leibson). Bloch hingegen glaubt, es habe nur eine «Exekution» gegeben. Er ist ein klarsichtiger Beobachter und meint, Roschmann habe sich aus «übergeordneten Gründen» Zurückhaltung auferlegt:

«Er liess zum Beispiel eine Gruppe Juden züchtigen. Aber das Auspeitschen wurde weniger schrecklich als gedacht, weil man die Opfer nicht auszog, so entdeckte niemand die kleinen Kissen, die sie sich unter die Kleidung gesteckt hatten. So eine öffentliche Exekution fand aber nur einmal statt. Wahrscheinlich hatten die Ratgeber von Roschmann, das waren [Max] Leiser und Dr. Aufrecht, ihn darüber aufgeklärt, dass so eine Strafe auf der Lenta nicht angebracht ist. Die Lenta ist nicht das Ghetto, sondern eine Goldgrube, an der mächtigere Leute als Roschmann interessiert sind. Ohne die Menschen, die hier arbeiten, wird aus der Goldgrube nur ein einfaches Loch, und es könnte geschehen, dass Roschmann für diese Verwandlung bezahlen müsste. Die Menschen auf der Lenta sind zwar Juden, aber die Umstände erzwingen es, mit ihnen Geduld zu haben und sie menschlicher zu behandeln. Roschmann hörte auf seine Ratgeber, mit denen er lange Stunden verbrachte.

Aber es liegt ihm noch ein Stein auf dem Weg. Scherwitz. Scherwitz hält sich an seine Juden, und die Juden glauben ihm. Er wird die Juden beschützen. Wenn ‚Chaze‘ wiederkommt, braucht man keine Angst mehr zu haben.»¹²⁵

Die Lenta ist eine Goldgrube, ihre Schürfer müssen bei Laune gehalten werden. Manchmal dämmert dies auch Roschmann. Als die Stimmung in der Tischlerei auf Null gesunken ist und Leistungseinbrüche drohen, trifft er eine Entscheidung gegen sein ureigenstes Interesse: Er lässt seinen SD-Informanten fallen. Weil Bloch in die Geschichte verwickelt ist, schildert er sie haarklein:

«Roschmann wirtschaftete auf der Lenta, wie es ihm gefiel. Eines Tages schickte mich der Meister der Tischlerei, Chaim E, den wir für Roschmanns Spitzel hielten, zu ihm in das Verwaltungsgebäude. Ich klopfte, und auf Bitte trat ich ein. Roschmann sass auf einem Diwan und blätterte in einer Zeitschrift. Er zeigte mit dem Finger auf ein Regal, ich soll es un-

ter dem Fenster anbringen. Gemütlich legte er sich auf seinen Diwan, legte seine langen Beine hoch und fragte nach einer Weile: ‚Wie gefällt dir Chaim?‘ Ich schaute ihn ernst an und sagte: ‚Bitte überführen Sie mich zu einer anderen Arbeit, die Stimmung in unserer Tischlerei ist unerträglich schlecht. Chaim besudelt uns mit Schmutz. Er beschwert sich ständig, das können alle Tischler bestätigen. Ich sah, dass meine Worte ihn kalt liessen. Ich beschloss meine Worte zu verstärken.

‚Man erzählt sich, dass bald Scherwitz zurückkommen würde und dass dann neue Winde blasen würden.‘ ‚Was‘, schrie Roschmann plötzlich, und er schoss aus dem Raum, sein Boxer hinterher.

Ich beendete meine Arbeit und ging wieder in die Tischlerei. Dort erzählte man mir, Roschmann sei eben dagewesen und hätte alle nach ihrer Meinung zu Chaim gefragt. Alle Tischler hätten sich heftig beschwert. Chaim wurde zur Wache abgeführt und gründlich bearbeitet. Derweil versprach Roschmann den Tischlern: ‚Ihr dürft jetzt unter euch ausmachen, wer neuer Meister wird. Das ist eine Vergünstigung von mir. Merkt euch, dies ist meine Anordnung und nicht Scherwitz‘ Befehl. Wenn die Arbeit gut läuft, soll dies für euch ein Vorteil sein.‘

Kurz darauf fuhr ein Auto der Sicherheitspolizei vor, wir dachten, Chaim wird verhaftet, aber das Gegenteil geschah. Der Untersuchungsrichter hiess Chaim wieder seine Tätigkeit aufnehmen. Dann geschah etwas Merkwürdiges. Roschmann folgte der Anweisung nicht, sondern schickte ihn als einfachen Arbeiter zurück in die Werkstube.»¹²⁶

Die Tischler bestimmen Abraham Bloch zu ihrem neuen Meister. Unter seiner Leitung prüft eine «interne Untersuchungskommission» die Vorwürfe gegen Chaim E, und es stellt sich heraus, dass er es gewesen war, der den Tischler Benzl an Roschmann verraten hatte. Zur Strafe wird er so heftig geschlagen, dass er vier Wochen nicht mehr sitzen kann, später wird er von allen geschnitten. Auch für Roschmann ist er jetzt verbrannt. Im Konflikt zwischen Sicherheitsinteressen und Arbeitsleistung hat er sich in diesem einen Fall für die Arbeitsleistung entschieden, anscheinend sogar gegen die Weisung der Sicherheitspolizei. Es ist eine Entscheidung, die eher zu Scherwitz als zu Roschmann passt. Wollte er in seine Fussstapfen treten? Er scheint Scherwitz‘ Position einerseits akzeptiert, ihn andererseits auch beneidet zu haben.

An der Spitze geht der Konkurrenzkampf zwischen den für die Produktion und den für die Sicherheit Zuständigen weiter. Roschmann lässt den «gutmütigen» Nussbaum verhaften und ins Gefängnis stecken. Bloch meint, er habe viel geklaut, aber zum Verhängnis sei ihm ein Liedchen geworden, das er einmal in der Werkstatt geträllert habe: «Es kommt wieder Frühling, es kommt wieder Mai, dann sind die Juden endlich frei». Ausgerechnet in diesem Moment sei Roschmann vorbeigelaufen.¹²⁷

Als Nussbaums Nachfolger holt sich Roschmann den Hauptscharführer Robert Nickel von der Kommandantur der Sicherheitspolizei. Nickel hat 1942 im Polizeihäftlager Salaspils viele Häftlinge hängen lassen, ist zeitweilig auch Leiter des Zentralgefängnisses gewesen. Er weiss, wie man Ordnung schafft, bloss einen Grossbetrieb hat er bisher noch nie geführt. Zur masslosen Überraschung von Sauer stellt er sich aber auf «die Seite von Scherwitz und uns». Er bespricht sich mit Rudow, lässt den freien Sonntag wieder einführen und den Zehnstundentag, alle Häftlinge staunen über dieses Wunder. Diese Entscheidung wiederum provoziert Roschmann. Den Streit zwischen den SS-Männern müssen die Handwerker ausbaden. Sie erleben ein ständiges Hü und Hott.

Als «der Kampf um die Leitung der Fabrik auf dem Höhepunkt war», schreibt Sauer, «kam Scherwitz zu unser aller Glück aus Paris zurück. Roschmann ging bald, und die Lenta atmete auf. Als Scherwitz wieder die Leitung der Werkstätten hatte, trat eine gewisse Beruhigung ein.»¹²⁸

Wie lange war Roschmann auf der Lenta? Seine Ankunft ist für Anfang November 1943 verbürgt. Zu diesem Zeitpunkt ist Scherwitz in Frankreich, und zum Jahreswechsel 1943/1944 ist er noch nicht zurück. Bloch beschreibt ein Neujahrskonzert und erwähnt Roschmanns Anwesenheit. In der Zwischenzeit oder kurz nach diesem Konzert wird Tamara Scherman verhaftet, Scherwitz erscheint überraschend auf der Lenta, aber verschwindet bald wieder, so hat es Bloch festgehalten.

Etwa im Februar 1944 kommt Robert Nickel. Eine ganze Weile regieren er und Roschmann Seite an Seite. Blochs Bericht lässt eine ungefähre Datierung zu. Denn in der Zeit um Purim, dem jüdischen Freudenfest im Vorfrühling, wird in der Tischlerei für den Untersturmführer Roschmann ein Diwan

entworfen. Der soll schöner werden als der für den untergeordneten «Haupt-scharführer» Nickel bereits fertiggestellte.

Die Arbeiten ziehen sich ein paar Wochen hin, denn bei der Sägerei müssen Bretter aus Mahagoni bestellt und woanders muss Schellack besorgt werden. Obendrein machen sich die Tischler einen Spass daraus, Roschmann immer neue Ideen zu präsentieren, deren Verwirklichung leider Zeit beanspruche. Sie ziehen den Auftrag hin, weil Roschmann in Erwartung des Diwans sich besonders freundlich zu den Tischlern verhält, und alle wissen, dass dieser Auftrag nicht von oben gedeckt ist. «Die Anfertigung übergab ich Berger, der ein ausgezeichneter Tischler, aber nicht sehr arbeitsam war», schreibt Bloch. «Er beeilte sich auch nicht, sondern spazierte oft sinnend in der Werkstube herum.» Bloch amüsiert sich seitenlang über die immer neuen Tricks, die den Tischlern einfallen, um Roschmann gleichzeitig hinzuhalten und zu beruhigen.

Nach etwa sechs Wochen ist die «Kuschette» endlich fertig, ein wahres Wunderwerk von Diwan mit einem eingebauten Radio unter dem Kopfteil. Links und rechts befinden sich Regale mit Schubladen, «die, wenn man sie öffnet, sich automatisch erleuchten». Aber Roschmann kann das Meisterstück nicht mehr genießen, denn «an dem Tag, an dem wir die Kuschette in sein Kabinett bringen sollten, wurde er überraschend abberufen». Einige Zeilen später heisst es in Blochs Bericht: «Chaze ist wieder da.»¹²⁹

Der frühere Abwehrbeauftragte der Sicherheitspolizei, Wilhelm Boss, gibt in den fünfziger Jahren zu den Akten, Roschmann sei im April 1944 vom Kommandeur der Sicherheitspolizei abberufen worden, zum neuen militärischen Leiter sei Nickel ernannt worden. Sein und Blochs Bericht passen gut zusammen.

Wechselbäder. Die Ära Nickel und Scherwitz

Als Scherwitz im Frühjahr 1944 wieder das Ruder auf der Lenta übernimmt, atmen Abraham Bloch und Werner Sauer auf. Sie glauben, Scherwitz habe den Machtkampf um die Leitung der Fabrik für sich entschieden. In Wahrheit werden andere Gründe den Ausschlag für Roschmanns Versetzung gegeben haben. Vielleicht sind die Produktionsleistungen unter seiner Regie

gesunken. Vielleicht ist Kommandeur Lange erobert gewesen, weil Roschmann auf seinem ureigensten Feld, nämlich Sicherheit und Ordnung, versagt hat. Denn Anfang 1944 sind vier oder fünf Häftlinge geflohen, und ein paar Wochen später, kurz vor Scherwitz' Rückkehr, weitere vier: die Rigenser Juden Rotberg, Taubin, Siegfried Weinberg und Daniel Koblenz.¹³⁰

Werner Sauer behauptet, Scherwitz habe sich gleich nach seiner Ankunft mit dieser Flucht beschäftigen müssen. Er habe, um Nachahmer abzuschrecken, genau wie Roschmann früher «Geiseln» genommen und sie in das KZ Kaiserwald bringen lassen. Diesmal ist Werner Sauer über die Repressionsmassnahme allerdings hocherfreut, denn Scherwitz habe Leute überstellt, die für alle Inhaftierten eine «Geissel» gewesen sind, nämlich den verhassten Leiter des jüdischen Ordnungsdienstes Levi und drei weitere Männer des von Roschmann eingesetzten deutsch-jüdischen Ordnungsdienstes.

Scherwitz wird vor Gericht bestreiten, jemals Geiseln genommen zu haben, gibt aber zu, Levi nach Kaiserwald abgeschoben zu haben. «Er hat die Juden nur verpetzt und verprügelt», erklärt er. Auf sein Betreiben hin sei auch der «Schläger» Oberscharführer Heinrich an die Ostfront versetzt worden, nur gegen Daiber habe er leider nichts unternehmen können. Abraham Bloch weiss von der Geiselüberstellung nichts, er sieht nur, wie Levi und einige andere Ordnungsleute die Lenta verlassen müssen. Als Heinrich dann auch verschwindet, ist ihm dies ein weiterer Beleg dafür, dass «Chaze uns beschützt».

Während im Frühjahr 1944 die Ostfront näher rückt, ergreift Scherwitz unter aktiver Mithilfe von Nickel und Jenner Massnahmen zur Förderung des Betriebsklimas. «Da Scherwitz in allem eine Musterkasernierung haben wollte, wurde bei uns jetzt Sport getrieben», schreibt Sauer. In den Speisesaal wird eine Tischtennisplatte gestellt, Lenta-Meisterschaften werden organisiert. Die Juden aus Lettland spielen lieber Billard und alle zusammen am liebsten Fussball. Werner Sauer beschreibt diese Spiele seitenlang. Weil man kein riesiges Feld zur Verfügung hat, sondern nur den Hof, bestehen die Mannschaften der verschiedenen Abteilungen nur aus je sechs Personen. Im Rahmen der Fussballmeisterschaft gibt es Qualifikationsspiele, sie ziehen

sich über Wochen hin. Alle Teilnehmer erhalten hübsche Trikots aus der Schneiderei. Das Baukommando trägt rote Stutzen, schwarze Hosen und rote Hemden. Sein Emblem ist eine Maurerkelle, gekreuzt von einem Malerpinsel. Die Kürschner tragen blau-weiße Trikots, ihr Wappen ist ein roter Fuchs. Zum Endspiel tritt die «Garage» gegen die Baubrigade an, Sauer ist dabei, aber seine Mannschaft erhält trotzdem nur die Silbermedaille.

Bloch bleibt skeptischer Zuschauer. Er schreibt: «Man beschloss, einige Fussballmannschaften zusammenzustellen. Für die wurden Trikots genäht und Preise geschaffen. Die deutschen Juden organisierten die Spiele sehr gerne. Vor Anpfiff trat unser Oberjude Scheinberger auf und hielt eine kleine Ansprache. Er trug einen schwarzen Frack. Die Nazis fotografierten dieses imposante Bild. Dann begannen die Spiele. Aber anschließend nahm man uns die Trikots wieder weg, und sogar unsere Hitzköpfe verstanden, dass Nickel sie für Propagandazwecke ausgenutzt hatte.»¹³¹

Kurz nach Scherwitz' Rückkehr kommt es zu einem Vorfall, der die Lenta erschüttert, aber in den späteren Ermittlungen nirgends erwähnt wird. Heinz Markus aus Königsberg¹³² stirbt auf der Lenta eines gewaltsamen Todes. Sein Tod erinnert an den Fememord am Washington Platz, nur gibt es diesmal keine Versammlung mit Handaufheben. Die Selbstjustiz scheint von Scherwitz mehr oder weniger direkt angeordnet worden zu sein.

Der Todesfall des Heinz Markus wird von vielen erzählt. Abraham Bloch hält einen «Unfall» für möglich, Jack Ratz, Boris Lurie und Werner Sauer wissen, es ist anders gewesen. Sauer hat das Drama von Anfang an miterlebt und schreibt in seinem Buch ausführlich darüber. Denn Heinz Markus gehörte zu seiner Maurerkolonie, er nennt ihn seinen Freund.

Heinz Markus aus Königsberg wird auf der Lenta «Chicago» genannt, er ist ein grosser Schmuggler vor dem Herrn. Eines Tages schiebt er eine Schubkarre voll Sand vor die Uhrmacherwerkstatt, muss auf Weisung von Jenner etwas anderes erledigen, lässt die Karre also stehen. Unglücklicherweise wird an anderer Stelle gerade Sand gebraucht. Der Hilfsarbeiter Schur sieht die Karre auf dem Hof, nimmt sie sich und schüttet den Sand vor den Augen des Hauptscharführers Nickel in ein Mörtelfass. Werner Sauer steht

daneben, ihm und allen Bauarbeitern will das Herz stehenbleiben, als plötzlich dreissig Eier in das Mörtelfass kullern. Schnell wollen die Bauarbeiter das Rührer mit neuem Sand überschütten, aber Nickel hat alles gesehen und fährt dazwischen. «Ihr wollt doch nicht etwa die Eier zwischen den Mörtel mengen», schreit er los, «glaubt ihr denn, ich hätte Tomaten auf den Augen.»

Sofort stellt er den Hilfsarbeiter zur Rede. Schur stottert seine Geschichte herunter, aber Nickel glaubt ihm nicht, kündigt eine grosse Untersuchung mit ernsthaften Folgen für die gesamte Bauabteilung an und geht zu Scherwitz, um ihn zu informieren.

Derweil entdeckt Heinz Markus den Verlust seiner Karre, hört den wütenden Nickel und rennt zu Sauer. Der gibt ihm den guten Rat: «Geh zu Scherwitz, erzähl, was passiert ist.» Aber «Chicago» kneift. Er geht zwar zu Scherwitz, aber tischt ihm eine Version auf, die einen Lagerkameraden hineinreisst. Er behauptet, er habe die Eier zufällig neben dem Hühnerstall liegen sehen.

Der Hühnerstall gehört zum Reich des Gärtners Edgar Heit. Scherwitz lässt Heit rufen, beschuldigt ihn der schlampigen Arbeit, unterstellt ihm, er habe die Eier für sich selbst abzweigen und nicht in die Küche abliefern wollen. Die Geschichte eskaliert. Denn Heit beschimpft jetzt den Lügner Markus. Er will seine gute Stellung nicht verlieren und zwingt Markus, erneut zu Scherwitz zu gehen und diesmal die Wahrheit zu sagen.

«Chicago» versucht, mit einer Denunziation seine Lage zu verbessern, und reitet sich so in sein Unglück. Er gesteht Scherwitz, die Eier in die Fabrik geschmuggelt zu haben, sagt aber darüber hinaus, nicht nur er, sondern auch Edgar Heit sowie vier weitere Juden würden seit Langem einen regen Tauschhandel mit Letten ausserhalb der Fabrik betreiben. Er nennt die Namen des Pferdeknechts Günther Preger, den Tischler Bergmann sowie einen Barsch und einen Dummesch. Dazu Werner Sauer: «Scherwitz, der, wie wir aus einem anderen Fall vom Washington Platz bereits wissen, Denunzianten schrecklich hasste, rief die fünf Denunzierten und den Denunzianten zu sich. Er sagte zu ihnen: ‚Zur Strafe müsst ihre eine Woche lang am Abend zusätzlich arbeiten. Aber mit euch arbeitet der Denunziant Markus, und ich hoffe und erwarte von euch, dass ihr mit diesem umgeht und ihn fertigmacht, wie ich es wünsche’».

Sauer erlebt die Ratlosigkeit der fünf Denunzierten, beschreibt, wie sie aus Verzweiflung Unmengen von Alkohol in sich hineinschütten. Inzwischen hat sich die Lage verschärft, denn parallel zu Scherwitz ermittelt Nickel. Er verhört reihenweise Arbeiter der verschiedenen Abteilungen und lässt, als er keine konkrete Spur findet, die gesamte Fabrik von SS-Posten umstellen, droht die SS einmarschieren zu lassen und als erstes mit dem Baukommando abzurechnen. Eine grosse Angst erfasst alle Kasernierten. «Nach langem Zögern, aber unter diesem Druck», schreibt Sauer, «entschlossen sich die fünf, Scherwitz' Befehl sofort auszuführen, und schlugen Markus mit dem Spaten tot.»

Boris Lurie ist vielleicht dreissig Meter von Heinz Markus entfernt, als dieser, von einigen Männern verfolgt, durch den Hof auf die Baustelle rennt. Er sieht, wie Günther Preger und vier oder fünf andere Lagerkameraden Steine in die Hand nehmen, erst zögernd werfen und, als Markus stürzt und zu schreien beginnt, ihre Spaten in die Hand nehmen.

Am Abend lässt Boris Rudow alle Internierten zusammenrufen und hält eine Ansprache. Nach der Erinnerung von Werner Sauer lautete sie so: «Es hat sich heute ein trauriger Betriebsunfall ereignet. Der in der Bauabteilung beschäftigte Heinz Markus ist leider vom Dach gestürzt. Da es hier viele gefährliche Arbeiten gibt, mache ich euch darauf aufmerksam, Obacht zu geben und vorsichtig zu sein, damit sich keine weiteren Betriebsunfälle ereignen.»

Noch am selben Abend zieht die SS ab, und Scherwitz erlässt den fünf Totschlägern die verordnete Nacharbeit. Für Sauer ist dies ein Beweis, «dass der Auftrag in Scherwitz' Sinne ausgeführt worden ist». Boris Lurie zimmert einen Sarg, am nächsten Tag wird die Leiche von einem lettischen Fuhrmann nach Kaiserwald abgefahren. Der Lagerschreiber der Lenta, Boris Jankolowitsch, streicht Heinz Markus aus seiner Liste, hinter seinem Namen notiert er «Betriebsunfall». Gleich nach dem Krieg beschuldigt Boris Lurie Scherwitz der Anstiftung zum Mord. Die Anzeige ist in den Unterlagen der War Crimes Group nicht zu finden, dorthin will er sie geschickt haben. Als ich Jahrzehnte später mit ihm korrespondiere, schreibt er, er habe Grund, Scherwitz dankbar zu sein, denn er habe seinem Vater und ihm zweimal das Leben gerettet.

Aber er werde ihm niemals verzeihen können, dass er Lagerkameraden zum Totschlag gezwungen habe.

Es gehörte zum SS-System, Juden vor aller Augen von Juden richten zu lassen, auch der Henker von Salaspils ist ein tschechischer Jude gewesen. Doch passt der Fall Markus nicht in dieses Schema. Hier ist anscheinend einer geopfert worden, damit die eskalierenden Nachforschungen gestoppt wurden. Was wäre geschehen, wenn Scherwitz den offiziellen Weg eingeschlagen, den Eierschmuggler Markus der Sicherheitspolizei überstellt und alles seinen «normalen» Lauf genommen hätte? Im Gestapogefängnis hätte man ihm mit Sicherheit die Namen der lettischen Tauschpartner abgepresst und auch die Namen derjenigen, denen es trotz Zaun und lettischer SS-Wache immer noch gelang, den Tauschhandel mit der Aussenwelt aufrechtzuerhalten. Man hätte die Königin aller Schmuggler, die kleine Jenny, in eine Falle laufen lassen können, man hätte den polnischen Holzarbeiter Kaminski und den lettischen Fuhrmann Ozolins erwischt, die angeblich auch gerne und viel getauscht haben, und vielleicht auch bald Werner Sauer, der immer noch fleissig Zigaretten für seine Freundin Lotte Strauch organisierte. Die Nichtjuden wären nach Salaspils gekommen, die Juden vermutlich auf den Exekutionsplatz des KZ Kaiserwald. Dort wären sie zusammen mit Heinz Markus erschossen oder erhängt worden, in Anwesenheit von zwei Angehörigen der Sicherheitspolizei und zur Abschreckung vor den Augen aller Häftlinge. Das wäre der offizielle Weg gewesen, so wurde mit Schmugglern in anderen Nebenlagern umgegangen. Hätte Scherwitz die Form gewahrt, hätten sich Preger, Bergmann, Barsch, Dummesch und der Gärtner Heit nicht die Hände schmutzig machen müssen. Dann wäre Scherwitz in Boris Luries Augen kein Verbrecher gewesen, und der hätte ihn nicht bei der War Crimes Group wegen Anstiftung zum Mord angezeigt. Hätte und wäre!

So ist der Tod von Heinz Markus ein «Betriebsunfall», den der nicht eingeweihte Abraham Bloch sogar als einen solchen notiert: «Markus war sehr nervös. Er hatte wahrscheinlich Angst vor einer Bestrafung. Er fiel vom Dach und brach sich das Genick.» Markus' Ende wird nicht einmal als Warnung für Schmuggler hingestellt, obwohl Rudows Rede, wenn Sauer sie richtig wiedergegeben hat, doppeldeutig war. Aber das wollten anscheinend

nicht einmal die Mitwisser begreifen, denn der Tauschhandel auf der Lenta geht weiter. Bis zum letzten Tag.¹³³

Irgendwann im Spätfrühling findet auf der Lenta ein grosses Konzert statt, unter den Zuhörern befindet sich viel SS-Prominenz, laut Abraham Bloch unter anderen Scherwitz, Roschmann, Nickel und Jenner. Boris Lurie erinnert sich, Scherwitz habe eine kleine Ansprache gehalten und gesagt, niemand solle entlaufen, er würde sie durchbringen. Davon weiss Mendel Basch nichts mehr, aber der Konzertabend sei ein Ereignis gewesen, von dem man noch Wochen später gesprochen habe:

«Mein Vater hat gesungen, ich begleitete ihn auf dem Klavier. Er sang aus Verdis ‚Don Carlos‘, Arien aus dem ‚Dämon‘ und dann auch jiddische Lieder. Dann kam Schellkahn, der ein sehr bekannter Sänger war und von Scherwitz aus Kaiserwald geholt worden war. Er sang: ‚Gebt mir Freiheit‘, und zwar auf russisch. Das stammte aus der Oper ‚Knjas Igor‘ von Alexander Borodin, eine in Russland bekannte Oper. Sie handelt von einem ostnischen Volk, das in die Gefangenschaft von Nomaden kam. Der Fürst Igor wurde sehr geehrt, der Stammeshäuptling wollte, dass Igor bei ihm blieb, aber Igor lehnte ab und sang die Arie ‚Oh gebt mir meine Freiheit, an meiner Schande werde ich Rache nehmen‘. Die Zuschauer applaudierten, obwohl das fast verboten war.

Anschliessend spielte der Cellist Arnow, und zum Schluss gab es australische Musik. Wir hatten nur eine einfache Röhre mit einem Mundstück dran, und auf dieser blies einer aus der Kfz-Werkstatt. Es war ein sehr schönes Konzert. Scherwitz hat jedes Wort von dem russischen Lied verstanden, aber er hat nichts gesagt.»¹³⁴

Auch Bloch steuert ein Lied bei, er hat es auf Ermunterung von Schellkahn geschrieben. Das Lied heisst «Das Inselchen». Es erzählt auf Jiddisch von einer blinden und lahmen Grossmutter, die ihrem Enkelkind von einer Insel berichtet, auf der ein altes Völkchen lebt. Dieses Völkchen webt und sät und baut, lebt friedlich und leidet keine Not, aber dann kommt ein grosses Volk und überfällt die Insel. «Vergosn seine geselech mit unschuldike blut, gerobit gesteckt in flamen dos bisl hab und guts.» Viele Bewohner werden totgeschlagen, einige arrangieren sich und dienen fremden Göttern, andere flie-

hen. Die blinde und lahme Grossmutter schläft ein, und das Enkelkind phantasiert weiter. Es sieht Menschen im Meer, die an Balken und Brettern hängen, die versuchen, sich zu retten, aber die Wellen sind hoch. «Ale rufn, beten hilf, schraien zu der Hoich, pluzlung [plötzlich] oifn horizont, baweis sich a roich.» Sie rufen und beten, sehen in der Ferne erst Rauch, dann ein Schiff, dann die Seeleute und sind endlich gerettet. Vorsänger ist der Schneider Joshua Weiner, und nach jeder Strophe fällt der Chor ein: «Viel felker groise, mechtike, schoin lang sich oisgewebt [zerfallen], nor dos kleine felke lebt un lebt un lebt.. .»¹³⁵

Es ist ein schönes Lied, und alle, die Jiddisch verstehen, verstehen seinen Hintersinn. Auch Scherwitz wird es verstanden haben, er sitzt in der ersten Reihe.

Am nächsten Morgen erscheint Max Leiser bei Bloch in der Tischlerei und bedankt sich für das schöne Konzert. Zu seinem Bedauern beherrsche er die jiddische Sprache nicht und bitte daher um eine deutsche Übersetzung, auch der Untersturmführer Roschmann würde sich über den Text sehr freuen. Leiser ist einer der deutschen Juden, die Roschmann mitgebracht hat, und im Ghetto Vorsitzender des «Ältestenrats» gewesen. Vielleicht hat Leiser den Text wirklich nicht verstanden, muss aber seinen brisanten Hintersinn geahnt haben. Jedenfalls glaubt Bloch das und zittert vor Wut. Die deutsche Übersetzung schriftlich aus der Hand zu geben, würde ihn ans Messer liefern:

«Ich war entrüstet über diesen Schuft, welcher sein leidendes Volk verrät. Aber ich bändigte mich. ‚Herr Leiser, ich habe mein Lied für Juden geschrieben und niemals für deutsche Arier. Wir wollen leben, und sie wollen unseren Untergang. Sie wundern sich, dass ich so rede, aber die Russen sind nicht mehr fern.‘ Leiser schwieg ein Weilchen, und plötzlich kam eine überraschende Frage: ‚Herr Bloch, wessen Anhänger sind Sie? Roschmanns oder Scherwitz?‘ Ich fasse mich nur langsam, denn ich dachte, die Sache sei entschieden und Roschmann endgültig weg. Dann antworte ich: ‚Für mich sind sie beide mitschuldig an den Leiden meines Volkes. Das müssten Sie doch verstehen, Sie sind doch Jude, oder sind Sie es etwa doch nicht?‘»

Das Gespräch wühlt Bloch sehr auf. Zurück an seiner Hobelbank, schreibt er ein Gedicht über den Verrat am eigenen Volk. «Wenn man einen Menschen wie Leiser sieht, will man lieber taub und stumm sein.»¹³⁶

Im Juni 1944 macht sich Scherwitz wieder auf nach Frankreich, er nimmt seinen Jahresurlaub, um zu «organisieren». Wegen der Landung der alliierten Invasionstruppen in der Normandie wird er bald unverrichteter Dinge umkehren müssen. Es ist ein groteskes Unterfangen. Während er sich in Riga in den Zug setzt, um in Paris Futterseide und Wäschestoff zu besorgen, sprengen sowjetische Partisanen gerade mal hundert Kilometer ostwärts das Eisenbahnnetz in die Luft. Gleich danach beginnt die sowjetische Grossoffensive gegen die Heeresgruppe Mitte, es sterben noch mehr Soldaten als in Stalingrad. Das Reichskommissariat Ukraine existiert nicht mehr, und die Rote Armee bedrängt heftig die Südflanke der Heeresgruppe Nord. Am 13. Juli wird Wilna erobert, für eine kurze Weile stehen die sowjetischen Panzer nur fünfzig Kilometer südöstlich der lettischen Grenze, tief im litauischen Land. Und während im Ostland der Höhere SS- und Polizeiführer Jeckeln mit Himmlers Generalvollmacht die Totalmobilisierung «bis zum letzten Mann» betreibt und die Heeresgruppe Nord für «operative Bauaufgaben» sofort 100.000 Arbeitskräfte zur Verfügung gestellt haben möchte, packt Scherwitz seinen Reisekoffer für eine Einkaufstour in Paris. Während er im Zug Riga-Kowno-Königsberg-Berlin sitzt, kommen in Kaiserwald zweitausend ungarische Jüdinnen aus Auschwitz an und werden in die Torfgebiete von Kurland geschickt. Die Front braucht Rohstoffe, und für die Arbeitsklaven bedeutet das Vernichtung durch Arbeit. Die Lenta braucht Knöpfe und Garn.

Auf der Lenta ist man über den Frontverlauf gut informiert, in der Garage gibt es ein Radio. Die Juden aus Lettland hören Radio Moskau, die deutschen BBC und alle zusammen den «JWA», den Flurfunk «Jiddn willen asoj» (Juden wollen es so). Viele denken an Flucht, aber dafür braucht man Helfer, und wer «geschnappt» wird, wird in Kaiserwald exekutiert. Das weiss jeder.

Kaum zwei Wochen nach Scherwitz' Abreise – Nickel führt jetzt das Kommando – fliehen wieder drei Lagerinsassen. Der Graphiker Artur Ritow, der Sänger Schmuschkewitsch, genannt Tschischnik, sowie ein unbe-

kannt gebliebener Arbeiter aus der «Garage» seilen sich eines Nachts vom Fabrikdach ab und flüchten zu des Sängers lettischer Freundin. Sie werden den Krieg überleben. Inzwischen sind von der Lenta insgesamt elf Inhaftierte «geflogen», alle in Scherwitz' Abwesenheit. Gemessen an der Grösse des Lagers und verglichen mit den wenigen geglückten Fluchten aus anderen Kasernierungen, von denen Max Kaufmann in seinem Buch berichtet, sind von der Lenta inzwischen aussergewöhnlich viele entwischt. Eine Chance zum Überleben besitzen nur Juden aus Lettland mit einem Verbindungsnetz in der Stadt. Auf der Lenta arbeiten überwiegend Juden aus Lettland, dies erklärt die im Vergleich zu anderen Lagern relativ hohe Fluchtziffer.

Die Strafmassnahmen der SS treffen das Lager sofort, es ist der 12. Juli 1944. Für Bloch hat der Tag gut angefangen, am Morgen hat ihm ein gewisser Blinkow ein Kilo Butter und zwanzig Eier «Organisationsware» gebracht. Er legt sie in eine Ecke, bedeckt sie mit einem Brettchen und freut sich auf das Mittagessen. Um zehn Uhr dann plötzlich Alarm, ein Appell wird verkündet, ein grosser, auch die jüdische Polizei und das Küchenpersonal müssen antreten. Alles sofort stehen- und liegenlassen, raus auf den Hof, lautet die Anweisung.

Aus Roschmanns Zeit kennt man Appelle, man stellt sich auf dem Hof auf, hört eine Rede mit vielen Ermahnungen, wird beschimpft, manchmal auch geschlagen, aber dann geht man wieder an die Arbeit. Diesmal ist es anders, diesmal sieht es gefährlich aus. Sauer sieht, wie der Obersturmführer Daiber strahlt, er sieht, wie Nickel und Jenner sich ihre Pistolen umschalpen, «was sonst nie der Fall war». Dann marschieren viele SD-Leute auf, sie stehen überall im Hof, mit automatischen Gewehren im Anschlag.

Ein Auto fährt vor, es entsteigen der KZ-Kommandant von Kaiserwald, Albert Sauer, der Kommandant von Salaspils, Kurt Krause, laut Werner Sauer auch Rudolf Lange sowie Heinz Trühe. Bloch nennt diese beiden Namen nicht, aber hebt die Anwesenheit des Untersuchungsführers «Almrat» vom Befehlshaber der Sicherheitspolizei hervor.¹³⁷ Dieser «Almrat» steigt, so Bloch, auf einen Stuhl und verkündet: «Achtung, unseren Nachrichten zufolge befinden sich auf der Lenta Waffen und Munition. Die Fabrik wird untersucht.»

Alle Männer und Frauen werden in den grossen Speisesaal im ersten Stock der Fabrik gesperrt, hektisch versuchen viele, unter den Dielen oder in der Küche noch irgendetwas zu verstecken. In Fünfergruppen werden die Insassen in einen separaten Raum geführt, am Tisch sitzt Obersturmführer Daiber, flankiert von Gestapoleuten. Jeder wird gründlich untersucht, muss bis auf den grauen Arbeitsanzug alles abgeben, was er am Leibe trägt. Bloch versteckt unter der Zunge sein Medaillon, in dem sich ein Bild seiner ermordeten Familie befindet. Es wird nicht gefunden.

Andere SS-Leute kommen, malen mit gelber Ölfarbe ein grosses X auf ihre dunkelgrauen und blauen Arbeitsanzüge, je ein X auf die Brust und ein X auf den Rücken. Die Hosen bekommen zwei Längsstreifen an jeder Seite. Die Gehilfen der SS scheren den Männern quer über den Schädel einen dicken Streifen Haare aus, die Haare der Frauen fallen völlig. Wer so gekennzeichnet ist, dem fällt das Flüchten schwer, die Stigmatisierten erkennt man schon von Weitem. Für die Gefangenen von der Lenta ist das ein Schock. Im KZ Kaiserwald gibt es die sogenannte Avusrennbahn auf dem Kopf und das gelbe X auf den Kleidern schon lange.

Die Verunstalteten dürfen wieder auf den Hof, die Frauen in ihre Baracke, etwa zweihundert lettische SS-Leute bewachen das Lager. Eine Grossrazzia erfasst sämtliche Winkel. Stundenlang durchwühlen lettische SS-Leute jeden Schlafraum, jedes Bett, jedes Schränkchen. Nach zehn Stunden ist der Spuk vorbei. Die Lenta «sah aus wie nach einem Taifun», erzählt Mendel Basch. «Alles war weg, die Mäntel, die Schuhe, die Matratzen, die Oberbetten, die Laken, wir hatten nichts mehr ausser unserer grauen Häftlingskluft mit dem X drauf. Wer Geld in seiner Koje versteckt hatte, war es natürlich los.»

Während dieser ganzen Prozedur steht Boris Rudow am Rande des Geschehens und verhandelt. Ihm gelingt es, schreibt Bloch, «zu erreichen, dass man die Arajts-Leute [lettische SS] vor dem Verlassen der Lenta von deutschen SS-Soldaten untersuchen liess. Man fand bei ihnen volle Taschen gestohlenen Gutes, die Deutschen nahmen ihnen alles weg.» Werner Sauer will Daiber mit einem Säckchen voll Gold und Brillanten gesehen haben, aber das klingt zu stark nach Klischee, um wahr zu sein. Daiber hat ihn in das Säckchen sicher nicht hineinschauen lassen.

Bei der Razzia wurde, wie Sauer notiert, «[Henryk] Rosenblatt, die rechte Hand von Duncker, dem Waffenmeister, verhaftet. Es wurden Waffen vermisst, und er wurde beschuldigt, diese gestohlen zu haben. Nach einem endlosen Verhör wurden seine Hände auf dem Rücken gefesselt, ein Sack über ihn gestülpt, und er wurde in einen Wagen geworfen. Wir hörten nie wieder etwas von ihm.»¹³⁸

Am Abend nach der «Aktion» tragen die Frauen Kopftücher und haben verweinte Augen. Die Männer suchen ihre Malinas auf, manche haben Glück gehabt. Mendel Basch hat seine Uhr kurz vor der Aktion dem Uhrmacher in der Autowerkstatt zum Reparieren gegeben, sie ist noch da. Auch Sauer's Versteck in der Bauhütte ist nicht gefunden worden. Bloch's Eier sind «Goggelmogel» (baltisch: gerührt), er findet seinen Füllfederhalter wieder. Mit weichen Knien sucht er sein Tagebuch, er hat es kurz vor dem Appell gerade noch unter die Hobelbank schieben können. Es ist verschwunden, er wird fast ohnmächtig vor Schreck. Am nächsten Tag kommt ein Kamerad und fragt: «Bloch, ist das deins?» Es sind nur noch ein paar zerknüllte Blätter, sie haben in einem Papierkorb gesteckt; wertloses Zeug für einen Plünderer.

Henryk Pikielny, das «Mädchen für alles» im Hause Scherwitz, hat das originellste Versteck gefunden: «Als ich sah, dass Autos auf den Hof rollten und SS-Leute die Lenta kontrollieren wollten, rannte ich schnell zu meinem Vater und warnte ihn. Er sagte, der beste Platz, um etwas zu verstecken, sei in Scherwitz' Appartement. Er gab mir ein Päckchen, und ich buddelte es in einen Blumentopf ein. Ich nahm die Pflanze raus, steckte das Säckchen in die Erde und pflanzte die Blume wieder ein. Wir wussten, die Deutschen würden niemals Scherwitz' Haus kontrollieren.»¹³⁹

Andere finden, was sie nicht versteckt haben. Ein unbekannter Häftling hat eine goldene Uhr, ein goldenes Zigarettenetui und einen Ring in einem Zuckerbehälter in der Küche deponiert. Der 15jährige Küchenjunge Jack Ratz will irgendwann später den Zucker umschütten und entdeckt die Sachen. Sein Vater Moses und er beschliessen, dies sei ein Geschenk des Himmels, und behalten den Fund. «Das war ein Wunder, das Gold half uns zu überleben.» In seinen Erinnerungen kommentiert er das Wunder mit einem Satz, den die Deutschen oft gesagt haben sollen: «Juden kann man nackt in

einen Fluss werfen, und sie tauchen auf der anderen Seite mit einem Frack wieder auf.»¹⁴⁰

Laut Bloch hat es auf der Lenta nur diese eine Aktion gegeben, die, wie er schreibt, kein Jude vergessen werde: «Wir hatten uns an unser gutes Leben gewöhnt und die Mordbuben von Arajs beinahe vergessen. Jetzt wurden wir daran erinnert, in welcher Zeit wir leben.» Jack Ratz und Werner Sauer erwähnen in ihren Aufzeichnungen ebenfalls keine weiteren Razzien auf der Lenta, auch keiner der Augenzeugen, die ich fünfzig Jahre später befrage, weiss von mehreren. Sie alle sagen, solch einen Exzess habe es nur einmal gegeben, vielleicht als Strafaktion wegen der Geflüchteten, vielleicht weil Scherwitz gerade verreist war, sie wissen es nicht. Waffen jedenfalls hätten die Nazis nicht gefunden, das sei nur ein Vorwand gewesen. Sie alle erinnern sich nur an den 12. Juli 1944.

Bei den Ermittlungen gegen Scherwitz, vier Jahre später, treten aber Zeugen auf, die behaupten, Scherwitz sei bei diesem Appell dagegewesen, ausserdem habe es mehrere Durchsuchungsaktionen dieser Art gegeben. Scherwitz habe sie aktiv betrieben und sich dabei persönlich bereichert:

Ciss N.: «Nach einem Appell mussten die Häftlinge Kontrollen über sich ergehen lassen, die in Anwesenheit Scherwitz' durchgeführt wurden. Den abgenommenen Schmuck, die Wertsachen, die Uhren wurden in Körbe geworfen. Anschliessend rasierte man uns auf dem Kopf eine Strasse aus, damit wir nicht ausrücken können.»¹⁴¹

Heinz E.: «Scherwitz hat innerhalb des Lagers verschiedene Razzien gemacht und hat bei den Juden vorgefundene Gelder und Wertsachen weggenommen. (...) Von den Lagerinsassen wurde vermutet, er habe dieses Geld für sich behalten oder mit seinen SS-Freunden untereinander geteilt.»¹⁴²

Josef M.: «Scherwitz ordnete Razzien an, die von Rudow und Scheinberger durchgeführt wurden. Einem Meister sagte er: ‚Nach dem Krieg bin ich ein reicher Mann‘.»¹⁴³

Scherwitz kommt wenige Tage nach der SS-Razzia aus Frankreich zurück, diesmal ohne einen Eisenbahnwaggon voll Stoff und Cognac. Mendel Basch erinnert sich, er habe gleich nach seiner Ankunft die beschlagnahmten Matratzen und Decken wiedergeholt, sogar die Kleider aus irgendeinem Depot.

«Er kam, und dann wurde alles auf den Tisch gelegt. Ich fand meinen eigenen Mantel wieder, jetzt mit einem auf gemalten X.»¹⁴⁴ Auch Werner Sauer erinnert sich, Scherwitz sei bald nach der Aktion wieder aufgetaucht. Er habe den Befehl gegeben, allen Männern die Haare militärisch kurz zu schneiden, und ihnen gleichzeitig gestattet, die «Avusrennbahn» wieder zu wachsen zu lassen. Sauer schreibt nicht, dass Scherwitz ihnen damit die Stigmatisierung hat nehmen wollen, aber anders ist die kleine Anordnung nicht zu interpretieren.

Derweil rücken vom Osten die Russen näher. Mitte Juli steht die Rote Armee kurz vor Dünaburg, etwa hundert Kilometer nordöstlich von Riga. Am 20. Juli 1944 scheitert das Attentat auf Hitler, vier Tage später wird das Vernichtungslager Majdanek von der sowjetischen Armee befreit. Auf der Lenta überschlagen sich die Gerüchte, der Flurfunk «Jiddn willen asoj» behauptet, die Befreiung der Juden sei nur noch eine Sache von Tagen.

Boris Rudow hält nichts von Gerüchten, er sieht, das Material für neue Stiefel und Uniformen wird knapp, er sieht die Lenta-Arbeiter in Lebensgefahr. Am 25. Juli hört er im Verwaltungsgebäude ein Gespräch zwischen Obersturmführer Daiber und Scherwitz mit an. 1973 in Israel gibt er zu Protokoll: «Daiber sagte zu Scherwitz, alle Juden der Lenta sollen liquidiert werden. Nachdem ich das hörte, floh ich.»¹⁴⁵

Niemand findet Zeit zu überlegen, was es für die Lenta bedeutet, wenn der technische Leiter der Fabrik, Scherwitz' zuverlässigste Stütze, der Erste Offizier, von Bord geht. Bloch schreibt, Rudow habe kurz vor seinem Verschwinden anderen geraten, «die Wache zu überfallen und das Tor der Fabrik zu stürmen». Aber die Juden hätten dies nicht für realistisch gehalten, weil sie «ja fast [sic!] keine Waffen hatten», die Wachmänner viel aufmerksamer als früher gewesen seien und es nur ein paar hundert Meter von der Lenta entfernt eine Polizeistation gegeben habe.

Boris Rudow ist offiziell kein Jude, er besitzt Arier-Papiere, seine Flucht hat eher den Status einer fristlosen Kündigung. Er könnte am Abend einfach in seine Stadtwohnung gegangen und am Morgen nicht mehr zurück in die Fabrik gekommen sein. Es gibt nach seinem Verschwinden auch keinerlei Repressionen in der Fabrik, keinen Appell, es gibt überhaupt nichts.

Wenige Tage später, am 29. Juli, holt Rudow auch seinen Bruder Lew, seine Frau Sinaida und Isaak Pristin aus der Kasernierung Heereskraftfahrzeugpark heraus, vielleicht auch seinen Vater Jakow, das wird unterschiedlich berichtet. Im Unterschied zu seiner eigenen ist dies eine wirkliche Flucht, offensichtlich schon langfristig vorbereitet. Max Kaufmann schreibt, sie hätten sich auf mysteriöse Weise einen Nachschlüssel besorgen können, seien in der Nacht einfach aus der Kasernierung herauspaziert, die ganze Sache sei bestens organisiert gewesen und habe im Lager für erhebliche Aufregung gesorgt.

Einige Monate danach, im Februar 1945, möchten die Vernehmer der sowjetisch-lettischen Staatssicherheit von Boris Rudow Einzelheiten hören. Sie unterstellen ihm, er sei mit Genehmigung der Gestapo untergetaucht, so wie es Friedrich Jeckeln in seiner bereits zitierten Zeugenaussage angegeben hatte. Rudow liefert keine Details, behauptet aber, mit einem für ihn erheblichen Risiko geflohen zu sein. Geholfen habe ihm der Pole Nikolai Kolodinski, ein Glasmacher und alterjugendfreund. Die ersten vier Wochen sei er bei einer Nina Kalnien in der Innenstadt untergekröchen, dann zwei Monate bei einer Erika Sinjawska im Norden der Stadt, dann bei einem Ladinsch im alten Ghetto und die letzten paar Tage bis zur Befreiung Mitte Oktober bei Anna Antipowa in der Dorpater Strasse. Bei ihr sei zeitweilig auch seine Familie versteckt gewesen.

Wie Scherwitz den Abgang seines fachlichen Werkstattleiters verkraftet hat, ist nicht bekannt. Niemand hat ihn je nach Rudows Flucht gefragt, und so hat er auch nie eine Antwort gegeben. Werner Sauer schreibt: «Das war wohl die grösste Enttäuschung, die Scherwitz jemals erlitten hat.» Vielleicht. Vielleicht hat er ihm aber sogar erlaubt, sich von der Lenta zu entfernen. Davon sind Boris Lurie und Abe Karelitz überzeugt. Der Schneider Israel Churin glaubt sich zu erinnern, Rudow habe ihm einmal so etwas angedeutet.

Urlaub im KZ Salaspils

Ende Juli 1944 scheint es nur noch eine Frage von Tagen zu sein, bis die Rote Armee in Riga steht. Am 27. Juli fällt Dünaburg, zwei Tage später Bauske und Mitau und am 30. Juli Kowno in Litauen. Jeder Lette, der noch

eine Schaufel in die Hand nehmen kann, muss die Stadt befestigen helfen. Unter der Leitung des neuen Stadtkommandanten Generalmajor Siegfried Ruff werden rund um Riga breite Gräben gezogen, sie sollen die sowjetischen Panzer aufhalten.

Wehrmachtssoldaten unterminieren die Brücken, die einzige noch freie Landstrasse führt nach Libau, eine Hafenstadt 160 Kilometer westlich von Riga. Dorthin evakuiert sich der Generalkommissar von Lettland, Otto Drechsler. Zwei Wochen später wird der Reichskommissar Lohse in Riga «krank», er verlässt am 12. August mit Sack und Pack für immer das unkomfortabel gewordene Ostland. In Berlin empört sich der Chef des Reichssicherheitshauptamts, Ernst Kaltenbrunner, in einer Note an Himmler: «Deutsche Dienststellen, Aktenmaterial z.T. vernichtet, Beamte teils geflüchtet, einziger Gedanke Rettung und Sicherstellung von Privateigentum».¹⁴⁶

In diesen Tagen, als die Wehrmacht ihren Abwehrkampf führt und es schlecht für die Besatzungsmacht aussieht, trifft in Riga das makaberste Kommando ein, das der SS-Staat eingerichtet hat.¹⁴⁷ Es ist in Chełmno, in Belzec, in Treblinka, in Sobibor, in Majdanek gewesen. Seit Ende 1942 ist es überall dort aktiv, wo die SS die Spuren ihrer Massenmorde verwischen will. Es ist das Sonderkommando 1005 des Reichssicherheitshauptamts.¹⁴⁸ Dieses Sonder- oder «Erkundungskommando», in Riga allgemein nur «Stützpunkt» genannt, hat im Osten, als die deutsche Front zurückweicht, die Massengräber zu öffnen und Leichen zu verbrennen. Es sind so viele, dass das Kommando geteilt worden ist. Nach Riga kommt das Kommando 1005 B, nachdem es in Babij Jar, Uman, Kamenz-Podolsk, Nikolajew, Samocz, Belaja Zerkow, Woskresenskoje und Mitte Juli in Dünaburg seine Arbeit erledigt hat.¹⁴⁹

Das Kommando 1005 B hat es eilig, sehr eilig. In Riga sind die beiden grossen Erschiessungsstätten, Bikernieki und Rumbula, zu «enterden». 60.000 bis 80.000 Leichen sind an diesen beiden Orten aus der Erde zu scharren, zudem tausend und abertausend weitere in Sichtweite des KZ Salaspils. Die halbverwesten Körper der jüdischen Häftlinge und russischen Kriegsgefangenen werden auf pyramidenförmig geschichtete Scheiterhaufen gelegt, eine Lage Leichen, eine Lage Holz, bis der Haufen mannshoch ist und zwan-

zig Meter breit. Dann wird er mit Benzin übergossen und angezündet. Es brennt oft in den Wäldern. Wenn der Wind vom Osten kommt, liegt über der Stadt ein bestialischer Gestank, und ölige Asche fällt vom Himmel.

Das Kommando 1005 B untersteht dem Obersturmführer Walter Helsgott.¹⁵⁰ Zu seiner reisenden Kernmannschaft gehören einige wenige SS-Offiziere und eine Handvoll Wachpolizisten aus dem Reich, alles abgebrühte Männer. An jedem Einsatzort wird das Kommando durch zwei oder drei ortskundige SS-Führer verstärkt. In Riga kommen sie von der Abteilung IV (Gestapo) des Kommandeurs der Sicherheitspolizei. Nach einer Zeugenaussage vor einem sowjetischen Militärgericht in Deutschland soll einer der lokalen Experten Eduard Roschmann gewesen sein.¹⁵¹

Die grausige Handarbeit müssen Juden erledigen, gestellt werden sie vom Hauptlager Kaiserwald. Es ist ein sicheres Todeskommando. Nach Beendigung der «Enterdungsarbeiten», die manchmal nur einige Tage, manchmal auch mehrere Wochen gedauert haben, «mussten sich die Juden auf den Scheiterhaufen legen und wurden erschossen». So die Aussage des Wachtmeisters Wilhelm H., der zur Kernmannschaft von 1005 B gehörte.¹⁵²

Alle Juden in Riga wissen von den «Stützpunkten», die ganze Stadt weiss, was in den Wäldern passiert, manchmal sieht man sogar den Feuerschein. Auch die Wachmannschaften und Kapos im KZ Kaiserwald reden ganz offen davon. Wenn einer nicht spürt oder sie jemanden quälen möchten, drohen sie: «Morgen kommst du zum Stützpunkt» oder: «Morgen überweise ich dich ins Kartoffelkommando».

Wie viele Juden so in den sicheren Tod geschickt worden sind, ist unbekannt. Das Landgericht Düsseldorf kann 1983 ihre Anzahl nicht einmal annähernd schätzen, hält aber fest, man habe junge und kräftige Männer ausgesucht, bevorzugt Häftlinge, die angeblich gegen die Lagerordnung verstossen haben.

Der «Stützpunkt» ist die eine schreckliche Gefahr, sie ist in den Erinnerungen der Zeitzeugen nicht zu trennen von der anderen Gefahr, von den grossen Selektionen im KZ Kaiserwald und in den Nebenlagern. Denn genau in diesen Tagen, als die SS graben und brennen lässt, zwischen dem 28. Juli und 6. August 1944, werden auch die Lager in Riga und auf dem Lande dramatisch verkleinert.

Zuerst sucht und findet das KZ-Personal Jugendliche, die man bei der sogenannten Kinderaktion am 28. April 1944 noch übersehen hat. Darüber gibt es herzerreissende Berichte.¹⁵³ Die SS sortiert die Jugendlichen, die Kranken und alle nicht mehr voll ausbeutbaren Häftlinge aus, es sind sehr viele. Allein am 28. Juli werden im Hauptlager etwa tausend Menschen auf die Seite gewinkt. Regie führt Kommandant Sauer, beteiligt sind der Lagerarzt des KZ Kaiserwald, Krebsbach, sein Sanitäter Wisner, der Arbeitsdienstleiter Brüner und wahrscheinlich Hauptsturmführer Schitli aus der zentralen KZ-Verwaltung, Amtsgruppe D in Berlin. Dieselbe Mannschaft selektiert in den nächsten Tagen in den Nebenlagern Reichsbahn, Heereskraftfahrzeugpark, Truppenwirtschaftslager, Armeebekleidungsamt, Papierfabrik Schlock, Flugplatz Spilve und im SS-Ausrüstungslager Strazdenhof. Nur keinem SS-Mann in die Augen schauen, nur nicht auffallen, werden sich die Häftlinge bei den Appellen gesagt haben, aber die gewohnten Strategien versagen, es nützt nichts mehr. In den Nebenlagern wird bis zur Hälfte der jeweiligen Belegschaft aussortiert, darunter besonders viele Frauen, in Strazdenhof angeblich alle Männer über dreissig Jahre.¹⁵⁴

In den Erinnerungsberichten und in den Zeugenvernehmungen für den sogenannten Kaiserwald-Prozess heisst es fast übereinstimmend, diese Menschen seien in die Wälder von Bikernieki und Rumbula gebracht und dort erschossen worden. Die Zeugen sagen es mit grosser Bestimmtheit, weil sie nie mehr etwas von den Aussortierten gehört haben und weil man damals glaubte, jede Selektion bedeute den Tod.¹⁵⁵ Tausende KZ-Häftlinge aus Riga sind wirklich bald gestorben, aber nicht in den Wäldern am Rande der Stadt, wo das Kommando 1005 B keine frischen Leichen haben will, sondern weit weg im KZ Stutthof vor den Toren von Danzig. Dorthin hat man sie evakuiert, es ist der Beginn der Auflösung der Lager in Lettland.

Am 6. August sticht das erste Deportationsschiff aus Lettland in See, es ist die «Bremerhaven». An Bord befinden sich genau 6.382 Menschen, der grösste Transport von jüdischen Häftlingen nach Stutthof, der jemals dort angekommen ist. Drei Tage später steuert das Schiff den Hafen von Danzig an.¹⁵⁶ Ein paar Stunden später folgt noch ein kleinerer Dampfer mit weiteren

450 Menschen, es sollen «Vorzugshäftlinge» gewesen sein. Von den insgesamt etwa 13.000 zu dieser Zeit noch in Lettland befindlichen Juden werden, während der Geschützdonner der sowjetischen T4-Panzer schon beinahe zu hören ist, rund die Hälfte in den Westen evakuiert.¹⁵⁷

Anfang August ist das KZ Stutthof mit etwa 47.000 Häftlingen völlig überfüllt, die KZ-Verwaltung, die jeden Ankömmling registriert, kommt mit der Arbeit nicht hinterher.

Ein paar Tage bevor die «Bremerhaven» Danzig erreicht, hat die SS auch alle Häftlinge aus den litauischen Lagern nach Stutthof bringen lassen. Im ersten Transport aus Kowno vom 25. Juli 1944 befinden sich Sore Sirevice mit ihren beiden Töchtern Riva und Masa, die Menschen, mit denen Scherwitz verwandt zu sein behauptet. Sie und die vielen tausend Neuankömmlinge aus Lettland werden nach der Ankunft in Stutthof und nach hastiger Registrierung an Lagerärzten und KZ-Verwaltung vorbeigetrieben. Wer robust erscheint, soll arbeiten, Vernichtung durch Arbeit lautet für sie das Programm. Alle anderen, darunter sehr viele Frauen, werden durch Phenolspritzen ins Herz, Genickschuss und Vergasung getötet, es sind so viele, dass ihre Namen nicht einmal mehr aus der Lagerkartei gestrichen werden können.¹⁵⁸ «Keine weitere Eintragung», beantwortet die Gedenkstätte Stutthof meine Anfrage nach dem weiteren Schicksal der Familie Sirevice.

Von der Evakuierungswelle wissen die etwa 550 Häftlinge auf der Lenta wenig, den Namen Stutthof kennt Anfang August 1944 noch niemand. Wie alle Menschen in Riga riechen sie, dass in den Wäldern Leichen verbrannt werden, auch das Wort «Stützpunkt» ist ihnen ein Begriff. Sie spüren, über ihren Köpfen braut sich etwas zusammen, das Heranrücken der Roten Armee könnte die ersehnte Freiheit bringen oder auch die Vernichtung in letzter Stunde. Als am 30. Juli auf der Lenta ein grosser Appell für den nächsten Tag angekündigt wird, erschrecken die Gefangenen bis ins Mark.

Am Morgen des 31. Juli 1944 versammelt Scherwitz alle ihm unterstellten Leute im grossen Speisesaal. Er hält eine Liste in der Hand, auf ihr stehen die Namen von etwa fünfzig Männern. Er ruft sie auf die Seite, sagt ihnen, sie sollen in der Fabrik bleiben und «aufräumen». Dann hält er eine Ansprache an den grossen Rest, sehr ruhig, sehr leise, mit heiserer Stimme, aber alle verstehen jedes Wort. «Verhaltet euch still, euch wird nichts Böses ge-

schehen. Zu eurer eigenen Sicherheit kommt ihr nach Salaspils. Dort könnt ihr euch acht Tage erholen.»

Nicht nur Abraham Bloch, auch Werner Sauer zitiert Scherwitz' Wort vom «Erholen», sie beide haben den Appell und die folgenden Tage in genauer Erinnerung. Ihre Sinne sind geschärft, beide glauben, ihre letzte Stunde habe geschlagen. Abraham Bloch:

«Am 1. August marschierte ein grösserer Konvoi lettischer SS-Leute in den Hof der Lenta ein. Die Juden zogen sich schnell an, die Stimmung war panisch. Man hatte gehofft, die Russen würden uns bald befreien, jetzt sagten viele, man würde uns in Salaspils ermorden. Aber dann ertönte von Scherwitz der Befehl, Decken und Kissen und andere persönliche Dinge mitzunehmen. Jetzt stehen wir im Hof, geordnet in langen Reihen, die Luft ist warm, aber uns schaudert.

Der Oberjude Scheinberger erscheint, bleich und erschrocken, er ruft die Namen aus. Der Hutmacher Bojanow fehlt, aber dann erscheint auch er. Bevor wir abmarschieren, hält man eine kurze Rede, wir sollen ruhig gehen, wer flüchte, werde sofort erschossen. Das Tor steht offen, die Frauen, etwa hundert, gehen als erste, dann wir, etwa fünfhundert Männer.

Adieu Lenta, vielleicht für immer. Wir gehen mit Sack und Pack, auf beiden Seiten begleitet von Arajs' Mordbuben. Angeführt wird der Zug von Nickel. Wir überschreiten die eiserne Brücke, gehen am Ghetto vorbei, hier ist mir jedes Haus bekannt. Der Zaun ist verschwunden, an vielen Fenstern sieht man Gardinen, es gibt keine Erinnerung mehr an Tränen und das vergossene Blut.

Es ist Mittagszeit, nicht weit von der Fayence-Fabrik Kusnjezow entfernt führt man uns auf einen Platz. Die Frauen und Männer kommen zusammen, die Ordnung löst sich auf, was wird nur mit uns geschehen. Unser Erstaunen ist gross, als plötzlich unser Lastwagen von der Lenta kommt und uns Kaffee und Brot bringt.

Dann kommt Scherwitz mit dem Pkw angefahren. Die Stimmung wird ein wenig besser. Er nimmt seine gewohnte Pose ein und sagt mit ruhiger Stimme, wir sollen uns nicht aufregen. Für Verpflegung würde er sorgen, und er habe bereits mit Krause, dem jetzigen Kommandanten von Salaspils, gesprochen, wir würden gut behandelt werden und würden ruhige Tage verbringen. Der Oberjude Scheinberger werde jeden Tag nach uns sehen, und ‚wenn es notwendig sein sollte‘, sagt er, ‚wird Max Leiser mich benachrichtigen«.»¹⁵⁹

Boris Lurie, der bei dem Marsch nach Salaspils dabei war, erinnert sich 2001: «Kurz vor dem KZ Salaspils bog die Wache nach links in den Wald ein, dort wo immer die Exekutionen stattfanden. Uns zitterten die Knie, wir konnten kaum weitergehen, solche Angst hatten wir. Aber dann bog die Wache nach rechts ab, sie hatte nur eine Abkürzung ins Lager gewählt. Die lettische SS-Wache freute sich über unser Erschrecken.»¹⁶⁰

Werner Sauer:

«In Salaspils wurden wir in der KZ-üblichen Art von SS-Leuten mit Schlägen empfangen. Aber dann erschien Krause. Sofort hörten die Schlägereien auf, und Krause hielt eine ähnliche Ansprache wie vorher Scherwitz; es würde uns nichts geschehen, und wir sollen uns beruhigen.

Er führte uns in eine der dortigen Baracken, wo er die Männer von den Frauen trennte. Er liess uns durch die dortigen lettischen und russischen KZ-Insassen Matratzen bringen. Tagsüber durften wir mit unseren Frauen zusammensein und durften uns innerhalb unseres Blocks, der mit Stacheldraht abgezümt war, aufhalten und uns mit dem beschäftigen, wozu wir gerade Lust hatten. Einmal am Tag gab es warme Verpflegung, die sehr gut, jedoch knapp war. Von der Lenta erhielten wir Brot, Marmelade und Wurst, und so hatten wir tatsächlich eine Art Ferien.

Wir hatten keinerlei Arbeiten zu verrichten. So wurden z.B. die Kloaken von den übrigen KZ-Insassen geleert und gereinigt. Dreimal am Tag wurde uns von den Häftlingen Wasser gebracht, da Salaspils ohne Kanalisation war. Wir beschäftigten uns, so gut wir konnten, wuschen Wäsche und hängten sie am Stacheldrahtzaun auf. Tagsüber lag man paar- oder gruppenweise in der Sonne. Salaspils hatte wohl niemals im Laufe seiner langen Geschichte derartig idyllische Bilder gesehen. Morgens und abends waren Appelle, am Samstag führte man uns ins Bad. Es fehlte uns an nichts.

Zwei- oder dreimal die Woche erschien der Lebensmittelwagen von der Lenta, und die mitfahrenden Juden erzählten uns, dass auf der Kasernierung noch niemals so schwer gearbeitet wurde wie im Moment. Einmal erschien Scherwitz und teilte uns mit, unser Urlaub würde nur acht Tage dauern, wir sollten uns ausruhen. «¹⁶¹

Abraham Bloch: «Die Tage zogen sich langsam hin. Wir waren gewöhnt zu arbeiten, aber jetzt waren wir in einem kleinen Quadrat eingesperrt und ohne

Arbeit. Die Menschen wurden apathisch, mit Ausnahme der Frommen. Sie beteten dreimal am Tag und studierten die Mishna. Sie hatten auch ein Buch der Thora dabei. Am Wochenende führte man uns ins Bad. Beile Hamburger erzählte mir, dass, während die Frauen duschten, Krause dort aufgetaucht sei. Er habe die erschrockenen nackten Frauen beruhigt, sie bräuchten sich nicht zu schämen, er sei wie ein Vater zu ihnen.»

Offensichtlich hat Scherwitz «seine» Lenta-Häftlinge, streng isoliert und bewacht, in der Höhle des Löwen untergebracht. Sie werden Augenzeugen des «normalen» Lagerlebens im KZ Salaspils.

Abraham Bloch: «Wir konnten das Leben im Lager beobachten. Nicht weit von uns befand sich ein Platz, wo man die arischen Häftlinge in einem Kreis umherjagte. Dieser Kreis funktionierte den ganzen Tag. Die Häftlinge wurden von einem lettischen Schutzmann mit einer Peitsche in der Hand beobachtet. Er ‚liebteste‘ oft die Rücken und Köpfe der Unglücklichen, wenn sie zu langsam im Kreis umhergingen.»

Werner Sauer: «Die Häftlinge waren in einer schrecklichen Verfassung, verhungert, verdreckt und mit sinnloser Arbeit beschäftigt. Ich sah, wie Häftlinge Steine auf eine Trage hoben, mit der Trage im Kreis liefen, dann die Steine wieder ablegten und wieder neu auflegen mussten. Das ging so den ganzen Tag.»

Abraham Bloch: «Unweit unserer Baracke lebte eine Mannschaft des ‚Stützpunktes‘ [im Original deutsch]. Sie fuhren im Morgengrauen weg und kamen spätnachts wieder. Wir sahen, wie der Wald brannte. Dort wurden die ermordeten Juden aus ihren Massengräbern herausgenommen und die Leichname verbrannt. Die Stützpunkt-Männer bewachen den Ort, damit keiner etwas davon erfährt.»

Erwin M.: «Wenige Tage nach unserer Ankunft in Salaspils war auch das Kommando Roschmann eingezogen. Ihre Baracke war hundert Meter von unserer entfernt. Jeden Abend sofften sie, lärmten, tanzten und grölten deutsche Lieder. Es sickerte durch, dass dieses Kommando eine bestimmte Nummer hatte und einen speziellen Auftrag in den Wäldern.»¹⁶²

Abraham Bloch: «Aus dem Lager Baiastdamm ergingen schreckliche Nachrichten an die Lenta und dann zu uns. Anfang August wurden dort 25

junge Männer genommen und nach Kaiserwald gebracht. Am nächsten Tag wurde diese Aktion in anderen Lagern wiederholt. Diese jüdischen Geiseln soll man zum Stützpunkt geschickt haben, um dort die Spuren der Mordtaten zu beseitigen. Wir wurden ganz starr vor Entsetzen. Wir dachten, dass Scherwitz, der all dies wusste, uns vielleicht deshalb nach Salaspils gebracht hat.»

Über die Arbeit des «Stützpunkt»-Kommandos gibt Erich Brauer, Untersturmführer und «Kanzleichef» in Salaspils, 1949 vor einem sowjetischen Militärgericht in Brandenburg zu Protokoll: «Anfang August 1944 kam zu uns ins Lager das Sonderkommando 1005 B, das aus SS-Männern und Wachpolizisten bestand. Nach dem Sonderkommando wurden 125 gefesselte Juden ins Lager gebracht, die nach einer Übernachtung dem Obersturmführer Helfsgott übergeben wurden.»¹⁶³

Einmal fährt der Kanzleichef Erich Brauer mit einem Lastwagen hinaus in den Wald, um dem Sonderkommando in Rumbula vierhundert schwerverwundete sowjetische Kriegsgefangene aus dem Lager Salaspils zu übergeben. Keiner von ihnen kann mehr gehen, vielen sind die Beine amputiert. Er sieht, wie sie von SS-Männern auf den Scheiterhaufen geworfen werden. Einer der SS-Führer ist Roschmann.

Nach acht Tagen ist der «Urlaub» im KZ zu Ende. Werner Sauer schreibt, Krause habe sich von den Lenta-Leuten freundlich verabschiedet, gesagt, er hoffe, allen habe es in Salaspils gut gefallen, und ihnen dann viel Erfolg für die weitere Arbeit auf der Lenta gewünscht. Der Rückweg ist lang, überall sind Panzersperren zu umgehen, «wir verstanden, dass die Nazimacht in Riga nicht mehr lange dauern wird», schreibt Bloch.

Die Ankunft auf der Lenta ist unerfreulich. In der Zwischenzeit haben sich die in der Fabrik Gebliebenen alle Kleider und Andenken der nach Salaspils Geführten angeeignet, auch einige ihrer Malinas ausgeräumt. «Sie dachten, wir würden niemals mehr zurückkehren», versucht Bloch zu erklären. So ist es im Ghetto und überall gewesen, es gibt nur noch ein Jetzt und Sofort. Man ist hart geworden, man verabschiedet sich schnell, der Nachlass ist herrenlos, Pietät kann sich niemand mehr erlauben.

Die Evakuierung ins KZ ist eine bizarre Episode. Scherwitz' Leute treten ihren Marsch an, als die Rote Armee beinahe vor der Tür steht und die KZ-Verwaltung deshalb beginnt, ihre Gefangenen nach Deutschland zu evakuieren. Sie marschieren nach Salaspils genau in den Tagen, als den Stützpunktkommandos jüdische Häftlinge aus Kaiserwald und anderen Lagern zugewiesen werden. Sie sind in Salaspils, während die «Bremerhaven» mit über 6.000 jüdischen Häftlingen in See sticht und das Kommando 1005 B sich nach der Arbeit allabendlich besüßft. Sie verlassen Salaspils zwei Tage nachdem die Wehrmacht den sowjetischen Vormarsch auf Riga gestoppt, Bauske, Mitau und Dünaburg wieder eingenommen und die russischen Truppen hinter die litauische Grenze zurückgeschlagen hat.

Hat Scherwitz seine Hutmacher, Schneider, Tischler, Handschuhmacher vor einem Abtransport nach Deutschland retten wollen? Weil er glaubt, Stutthof bedeute den sicheren Tod? Oder weil er von den Stützpunkten weiss? Abe Karelitz, der frühere Hilfsgärtner und Schweinehüter, ist heute davon überzeugt. Als ich ihn in München besuche, sagt er mir: «Scherwitz hat Hunderten von uns das Leben gerettet. Er hat uns im KZ versteckt, uns hätte man doch sonst auf den Stützpunkt geschickt.»¹⁰⁴ Davon ist auch der Schneider Israel Churin in Riga heute noch überzeugt: «Als wir losmarschierten und in Salaspils ankamen, verabschiedeten wir uns vom Leben, aber Scherwitz hat uns in der Hölle untergebracht, damit wir am Leben blieben.» Auch Jack Ratz sieht es so: «Scherwitz bekam aus Berlin den Befehl, alle Juden nach Deutschland zu bringen. Aber er widersetzte sich, schickte uns nach Salaspils, weil er meinte, dort hätten wir eine Chance zu überleben, obwohl es ein Todeslager war.»¹⁶⁵

Hat Scherwitz vielleicht gar auf einen Sieg der Roten Armee gehofft und damit auf eine Befreiung des Lagers Salaspils? Selbst diese Spekulation hält Abe Karelitz – heute – für möglich. «Dann hätte er sich bei den Russen als Lebensretter hinstellen können, dann wäre er wirklich als ein zweiter Oskar Schindler in die Geschichte eingegangen.»

Aber ist diese Version nicht zu romantisch, um wahr zu sein? Es könnte auch so gewesen sein, dass der oberste Chef der Lenta, der Kommandeur der Sicherheitspolizei Rudolf Lange, noch vom Endsieg überzeugt gewesen ist.

Dass er deshalb Scherwitz erlaubt oder sogar befohlen hat, die Handwerker vor den Selektionskommandos des KZ Kaiserwald im Polizeihaftlager Salaspils zu verstecken. Damit sie nachher weiter hübsche Uniformen für die SS schneiden könnten.

Nach Salaspils darf niemand ohne einen von Lange persönlich unterzeichneten Passierschein. Dorthin dürfen nur die Männer seiner Abteilung IV (Gestapo, Kripo), zu der Roschmann, Krause und der frühere Kommandant von Salaspils, der Hauptscharführer Nickel, gehören.¹⁶⁶ Salaspils ist der ideale Ort, um Juden vor der zentralen KZ-Reichsverwaltung zu verstecken und sie unter der Kontrolle der lokalen Vertreter des Reichssicherheitshauptamtes zu belassen.

Boris Lurie ist heute überzeugt, die Evakuierung nach Salaspils sei von Scherwitz' SS-Vorgesetzten angeordnet worden, damit die Evakuierten noch eine Weile weiter ausgenutzt werden konnten. Auf dem Marsch habe er Rudolf Lange mit dem Auto vorbeifahren sehen. «Wir waren so eine Art Geiseln. Wenn die Offensive der Roten Armee erfolgreich verlaufen wäre, hätte man uns alle erschossen. Auch dafür war Salaspils ein geeigneter Ort.»

Niemand hat Scherwitz je nach diesem sonderbaren «Urlaub» in Salaspils gefragt, nur einmal erwähnt er ihn en passant vor Gericht. «Als auch das Lager Lenta liquidiert werden sollte, erlaubte der Obersturmführer [Lange] auf meine Bitte hin, meine Leute nach Salaspils bringen zu dürfen. Dort sollten sie bleiben, bis der Rummel vorbei ist.»¹⁶⁷

Die Episode Salaspils wird vor dem Gericht in München keine Rolle spielen. Sie wird überlagert von einem anderen Ereignis, das sich gleichzeitig auf der Lenta abspielt. Es ist die Flucht und Erschiessung von Häftlingen. Deren Tod wird Scherwitz zur Last gelegt und wird ihn ins Gefängnis bringen.

Mörder Scherwitz? Flucht und Erschiessung auf der Lenta

Am 1. August 1944, als die vielen hundert völlig schockierten Menschen mit ihren Kissen und Decken Richtung Salaspils abmarschieren, bleiben auf der Lenta nur etwa fünfzig Handwerker des eigentlichen Werkstattbetriebes übrig. Sie sollten «aufräumen», hat Scherwitz gesagt. «Aufräumen» heisst in den Tagen, als die Rote Armee auf Riga vorrückt: einpacken, wegräumen, Spuren beseitigen. Im Hof werden Papiere verbrannt, die gesamten Unterlagen der Verwaltung gehen in Flammen auf. Was die «Aufräumenden» im Einzelnen getan haben, hat kein Zeuge berichtet, auf jeden Fall soll die Arbeit auf der Lenta schwer gewesen sein. Warum der Abrisspezialist Werner Sauer samt seiner Maurerkolonnie nicht auf der Lenta geblieben ist, bleibt ein Rätsel. Nur ganz wenige Namen der Dagebliebenen sind bekannt, darunter einige Vertraute von Scherwitz. Er lässt sie, als er in München vor Gericht steht, als Entlastungszeugen von seinem Anwalt suchen. Er findet nur einen von ihnen, den wichtigsten, den Lagerschreiber Boris Jankolowitsch, und der lässt ihn im Stich.

Das SS-Personal ist in kompletter Besetzung auf der Lenta, es sind Scherwitz, Nickel jener, die drei Unterscharführer der «Garage», der Obersturmführer Daiber und natürlich noch die lettische SS-Bewachungsmannschaft, nach verschiedenen Zeugenangaben zwischen zehn und zwanzig Mann. Weil der Grossteil der Lenta-Belegschaft hinter Stacheldraht in Salaspils sitzt, haben die Bewacher auf der Lenta nicht viel zu tun. Aber die Gerüchte von der herannahenden Front haben im Lager offenbar Unruhe ausgelöst.

Am 1. August fliehen vier oder fünf jüdische Häftlinge. Zwei, drei oder vier werden sofort ergriffen, erschossen und im Gemüsegarten begraben, dort, wo der Gerber Psawka schon anderthalb Jahre liegt.

Wer hat sie erschossen? Scherwitz? Nickel? Daiber? Die lettische SS-Wache? Und wo? Auf dem Hof? Im Gemüsegarten? Auf der Strasse?

Mit Sicherheit sterben an diesem Tag drei der Geflüchteten. Einer von ihnen ist Harry Scheinker, geboren 1917 in Riga, Zuschneider für Oberhem-

den, ein Bekannter von Boris Rudow aus der Vorkriegszeit. Er hat auf der Lenta seit Mai 1943 gearbeitet. Der zweite ist Edgar Heit, der Lagergärtner, um die dreissig Jahre alt, angeblich ein deutscher Jude, seit März 1943 auf der Lenta.¹⁶⁸ Der dritte ist wahrscheinlich Erik Hirschfeld oder Erich Hirschberg. Woher er gekommen und wer er gewesen ist, was er auf der Lenta getan hat, weiss niemand.¹⁶⁹ Er bleibt ein Unbekannter im Prozess gegen Scherwitz.

Es gibt aber noch zwei weitere Lagerinsassen, die am selben Tag geflohen sind, ob mit den anderen oder unabhängig von ihnen, ist unklar. Es sind Noma Gutkin aus Riga und Elchonon Glaser aus Mitau. Gutkin ist die Flucht geglückt, Glaser ist gefasst und erschossen worden.¹⁷⁰

Alle vier Erschiessungen werden im Münchener Prozess Scherwitz persönlich angelastet. Es gibt einen Hauptbelastungszeugen: Robert Matjukow. Er stammt aus Riga und ist nach eigenen Angaben seit September 1943 als Ungelernter in der Schuhmacherei auf der Lenta beschäftigt gewesen. Seine erste Vernehmung findet am 5. Mai 1948 in München statt.

1. Aussage Matjukow:

«Als der Durchbruch der Russen bei Mitau war, wurde das KZ Lenta nach Salaspils verlegt. Zur Aufräumung blieben nur fünfzig Mann. Ich war dabei. Während der Aufräumungsarbeiten sind die KZ-Kameraden Psawka, Scheinker, die beides lettische Juden waren, sowie zwei deutsche Juden, einer davon namens Heit, aus einem Baumateriallager durchs Fenster geflüchtet. Sie wurden sofort von Letten bemerkt und der Gestapo Lenta angezeigt. Unmittelbar danach sah ich, dass der Untersturmführer Scherwitz in Begleitung des Oberscharführers Nickel mit einem Motorrad und weitere lettische Legionäre die Verfolgung dieser vier Juden aufnahmen. Unweit der Lenta nahm man die vier Juden gefangen und brachte sie zurück in den Hof des KZ. Ich selbst stand in meiner Unterkunft im ersten Stock am Fenster und sah persönlich, dass die vier gefangenen Juden im Gemüsegarten am Zaun niederknien mussten, das Gesicht zum Zaun. Scherwitz hatte die Pistole in der Hand und hat dann alle vier durch Geknickschuss getötet. Sie wurden sofort an derselben Stelle beerdigt. Anschliessend hielt Scherwitz einen Appell und eröffnete uns, dass jeder, der versuche zu fliehen, auf dieselbe Art erschossen werde.»¹⁷¹

Warum Matjukow den Namen Psawka nennt, bleibt sein Geheimnis. Denn Psawka hat im August 1944 bereits seit eineinhalb Jahren tot in seinem Gartengrab gelegen.

Bei der Münchener Hauptverhandlung am 3. März 1949 wird Matjukow ein zweites Mal verhört. Von einer Verfolgungsjagd weiss er nichts mehr. Er ersetzt jetzt den Namen Psawka durch den Namen Glaser, hat die Tötung der vier Juden auch nicht selbst gesehen, sondern nur die Schüsse gehört.

2. Aussage Matjukow:

«Als die Front näherkam, blieben etwa zwanzig bis fünfzig Mann in Lenta zurück, um aufzuräumen. (...) Vier Leute sind damals erschossen worden. Etwa um zwölf Uhr sah ich vom Fenster der Unterkunft, wie Scherwitz und Nickel mit der Pistole in der Hand im Garten herumliefen. Ich sah die Leute in 20 bis 35 Meter Entfernung niederknien. Ich kann nicht behaupten, dass Scherwitz geschossen hat, da ich vom Fenster wegging, bevor die Schüsse fielen. Die Schüsse habe ich gehört. Scherwitz hielt anschließend einen Appell, in dem er allen mit Erschiessen drohte, die auf der Flucht ergriffen würden. (...) Den Appell habe ich nicht selbst gehört. Die Toten waren Scheinker, Heit, der Gehilfe von Heit, und Glaser. Sie knieten mit dem Gesicht zum Zaun, ich habe sie trotzdem erkannt.»

Der Richter entscheidet, Matjukow nicht zu vereidigen, weil seine Aussage in mehreren Punkten seiner früheren Vernehmung widerspricht. Dagegen protestiert der Staatsanwalt, und nach einem längeren Hin und Her wird Matjukow noch einmal vernommen, diesmal unter Eid. Nun korrigiert er, nur eine Stunde später, seine Aussage noch einmal. Er wisse nicht genau, ob Glaser unter den Erschossenen gewesen sei. Es seien vielleicht doch nicht vier, sondern nur drei Tote gewesen.

3. Aussage Matjukow:

«Ich war oben in der Unterkunft und habe auf den Hof heruntergesehen. Ich nehme an, dass es vier Leute waren. Scheinker habe ich erkannt. Ich kann aber nicht genau sagen, ob Glaser dabei war. Dass es drei waren, weiss ich bestimmt. Wie ich hinsah, haben die drei schon gekniet. Am

Fenster standen ausser mir noch mehrere. Ich wusste, dass die drei auf der Flucht geschnappt worden waren. Ihr Gesicht war dem Zaun zugekehrt. Zehn Meter von den Knienden sah ich Nickel und Scherwitz mit Pistolen in der Hand. Die lettischen Posten gingen, wie den ganzen Tag, mit Gewehren um das Gebäude herum. Als ich die beiden unten mit den Pistolen in der Hand sah, trat ich zurück. Ich dachte gleich, die da unten würden jetzt erschossen werden. (...) Wenige Minuten nach dem Zurücktreten hörte ich mehrere Schüsse. Die Toten wurden gleich beerdigt. Ich sah bald darauf den Erdhügel. (...) Die Erschiessung hat im Lager grosse Erregung hervorgerufen.»¹⁷²

Wieder ein halbes Jahr später, die Sache Scherwitz ist inzwischen wegen Formfehlern bei Matjukows Vereidigung vom Landgericht II an das Schwurgericht des Münchner Landgerichts I weitergegeben worden, wird Matjukow ein drittes Mal verhört. Er kann wegen Herzmuskelproblemen nicht nach München reisen, also reist der Staatsanwalt zur Vernehmung nach Stuttgart, wo Matjukow inzwischen lebt. Der Staatsanwalt protokolliert am 8. November 1949 die Aussage, wonach Matjukow nur glaubt, die Schüsse gegen drei oder vier Juden gehört zu haben.

4. Aussage Matjukow:

«Als die Front immer näher rückte, wurde Lenta abgebaut und die Leute aus diesem Lager in das KZ Salaspils abtransportiert. (...) Eines Tages sind aus dem Baumagazin im Erdgeschoss eines Gebäudes, das direkt an die Strasse grenzte, drei oder vier Juden ausgebrochen und geflohen. Im Lager wurde bekannt, dass Scherwitz mit dem Oberscharführer Nickel die entwichenen Juden verfolgt und zurückgebracht habe. Ich befand mich am fraglichen Tage etwa gegen Mittag in einem Gebäude im ersten Stock, von wo ich Blick auf den Gemüsegarten hatte. Ich sah nun, wie ich aus dem Fenster hinaussah, Folgendes: Drei oder vier Juden lagen mehr, als sie standen, in gebeugter Haltung vor dem Zaun. (...) Ich glaube, dass sie sich mit den Händen und Knien auf dem Boden befanden. In einer Entfernung von etwa 10 oder 15 Metern sah ich Scherwitz und Nikkei, von denen jeder eine Pistole in der Hand hatte, wie sie hin und her gingen. Ich sah auch lettische Posten hinter den Juden umhergehen. Da die Situation für mich bedenklich war (...), bin ich meines Erinnerens vom ersten Stock

die Treppe hinuntergegangen. Als ich schon hart am Ausgang war, habe ich ein Geräusch vernommen, das ich für Schüsse hielt. (...) Noch am Nachmittag wurde unter uns Juden bekannt, dass diese drei oder vier Juden, die geflohen waren, erschossen und begraben worden sind. Am gleichen Nachmittag noch hat Scherwitz uns Juden eröffnet, dass jeder erschossen würde, der fliehe. Ich habe heute noch in Erinnerung, dass diese Eröffnung von Scherwitz schon sehr bald nach der Erschiessung dieser Juden war.»¹⁷³

Einen Monat nach dieser Zeugenvernehmung, am 14. Dezember 1949, findet in München der Schwurgerichtsprozess statt. Matjukow ist wegen seiner gesundheitlichen Probleme in Stuttgart geblieben. Die vom Staatsanwalt protokollierte Aussage wird verlesen, Scherwitz wird verurteilt, aber der Bayerische Oberste Gerichtshof hebt das Urteil im Mai 1950 auf, weil Matjukows erste, zweite, dritte und vierte Aussage nicht zusammenpassen und weil eine kommissarische Vernehmung nicht genüge, sondern Matjukow vor Gericht persönlich vereidigt werden müsse. Der Fall Scherwitz wird an das Schwurgericht des Landgerichts II zurückverwiesen.

Die ganze Prozedur beginnt von Neuem. Die Verteidigung versucht Abe Karelitz als Entlastungszeugen zu finden, sie findet ihn nicht. Er sitzt wegen eines Devisenvergehens in Neudeck in Untersuchungshaft¹⁷⁴, so geht der Fall Scherwitz an ihm vorüber. Er hatte schon 1948 ausgesagt, er habe gehört, Scheinker sei hundert Meter von der Lenta entfernt von der lettischen SS-Wache erschossen worden. Sicher weiss er, Glaser sei die Flucht erst einmal geglückt, dann aber sei er von der Gestapo festgenommen worden und beim Verhör aus dem Fenster gestürzt.¹⁷⁵ Er weiss nur von zwei Erschossenen, von Scheinker und Heit.

Am 1. August 1950 findet vor neuen Richtern und zwölf Geschworenen der dritte Prozess in gleicher Sache gegen Scherwitz statt. Das 1950 gesprochene Urteil wird später als rechtskräftig anerkannt. Diese Verhandlung ist nicht offiziell mitprotokolliert worden, aber im Zuschauerraum sitzt der Kaufmann Richard Zenetti, der Scherwitz in dessen Nachkriegstätigkeit als Treuhänder kennen- und hassgelernt hat. Er schreibt die Gerichtsverhandlung über weite Strecken fast wortwörtlich mit. Seinem Protokoll ist zu ent-

nehmen, Matjukow habe nicht mit Bestimmtheit gesehen, ob Scherwitz eine Pistole in der Hand gehalten habe, könne daher auch nicht sagen, ob er geschossen habe, auf jeden Fall seien drei Juden getötet worden.

5. Aussage Matjukow:

«Der Zeuge Matjukow sah vom Fenster seiner Unterkunft im ersten Stock die Vorbereitungen zur Exekution. Die drei Flüchtlinge, Scheinker, Heit und ein Matjukow unbekannter Jude waren in gebeugter Haltung in die Knie gegangen, mit der Stirn an den Zaun gelegt. Scherwitz und Nickel gingen um die Knienden herum. Auch lettische Wachleute gingen umher. Ob Scherwitz eine Pistole in der Hand hielt, weiss der Zeuge heute nicht mehr bestimmt zu sagen, er glaube nur, sich daran erinnern zu können. Dagegen habe der Oberscharführer Nickel bestimmt eine Pistole in der Hand gehabt. Er könne auch nicht wissen, ob Scherwitz geschossen habe, er könne nur sagen, er sei dageigewesen. (...) Der Zeuge wollte nicht auffallen und ging deshalb vom Fenster den Gang entlang zur Treppe. Noch auf dem Treppenabsatz hörte er Geräusche wie von Pistolenschüssen herührend und ging dann in die Garage. Als bald wurde im Lager bekannt, dass die drei Flüchtigen erschossen worden seien.»¹⁷⁶

Insgesamt gibt es also fünf sich widersprechende Aussagen des Hauptbelastungszeugen Matjukow, darunter drei unter Eid abgegebene. Von dem Appell, den Scherwitz nach der Erschiessung der Geflohenen abgehalten haben soll, ist in seiner letzten Aussage nicht mehr die Rede.

Aber auch Scherwitz' eigene Erinnerung wandelt sich im Laufe der Zeit. Lange bleibt er bei der Darstellung, die er am Tage seiner Gegenüberstellung mit Max Kaufmann und anderen Zeugen im Büro des Staatskommissars Auerbach gegeben hat. Sie ist im ersten Kapitel bereits zitiert worden: Vier Juden, darunter Scheinker und der Gärtner Heit, hätten ihn um die Erlaubnis zu fliehen gebeten. Er habe die Erlaubnis gegeben und gesagt: «Geht heraus, holt euch Uniformen und verschwindet.» Kurz danach sei Nickel in seinem Büro erschienen, habe berichtet, vier Juden seien getürmt, er, Scherwitz, sol-

le sie verfolgen lassen. Um den Geflohenen aber Zeit zu geben, habe er telefoniert, «aber sie wurden auf der Strasse von Letten erschossen».

Im März 1949 macht er folgende Ergänzung: «Ich hörte eines Tages im Büro den Ruf: Juden sind weggelaufen.’ Da ich keine Befehlsgewalt hatte, bin ich erst später hinausgefahren. Etwa 600 bis 700 Meter von der Werkstatt entfernt sah ich den Gärtner Heit tot am Boden liegen. Ich schickte dann um einen Pferdewagen aus, um die Leiche von der Strasse wegzubringen. Der Pferdewagen brachte ausserdem noch die Leichen von Scheinker und eines anderen. Mit Scheinker war ich sehr befreundet. Ich habe in meinem Büro gesessen und um ihn geweint. Ich war mit meinen Nerven vollkommen erledigt. Später habe ich meinen Vorgesetzten Meldung erstattet.»¹⁷⁷

Ein halbes Jahr später, im Dezember 1949, behauptet Scherwitz plötzlich, nicht drei, sondern zwei Leichen seien mit dem Pferdewagen auf die Lenta gebracht worden. Er sagt dies im Schwurgerichtsprozess, zu dem Matjukow wegen seines Herzleidens nicht angereist ist. Jetzt erzählt Scherwitz nicht mehr, er habe die Flucht erlaubt, jetzt will er in der fraglichen Zeit nicht einmal in der Fabrik gewesen sein:

«Als die vier Mann flüchteten, war ich in der Stadt. Ich erfuhr davon erst bei meiner Rückkehr. Zwei Mann wurden auf der Flucht von lettischer Patrouille auf der Strasse erschossen. Als technischer und kaufmännischer Leiter der Lenta hatte ich mit der lettischen Wache nichts zu tun, sie unterstand dem Bewachungsoffizier Nickel. Die Wache hatte auch Nickel als erstes benachrichtigt. Als ich von ihm die Meldung bekam, dass vier Leute durchgegangen sind, fuhr ich mit meinem Wagen allein hinaus. Ich bin den Flüchtigen ohne Pistole nachgefahren. Etwa vierhundert Meter vom Lager entfernt sah ich Heit tot auf der Strasse liegen. Ich kehrte um und veranlasste, dass die Leiche abgeholt werde. Die Leute brachten aber zwei Tote zurück, nämlich Scheinker und Heit. Ein Mann [Glaser] wurde von der Brückenwache festgenommen und der Gestapo übergeben, bei der er sich aus dem Fenster stürzte. Der vierte Geflüchtete, ein Gutkin, überlebte und verunglückte bei einem Autounfall in München.»¹⁷⁸

Bei dieser Aussage bleibt er auch in seinem letzten Prozess im August 1950. Scherwitz’ Antwort auf die Frage des Staatsanwaltes, warum er früher erst

von drei Leichen gewusst habe, die in die Fabrik gebracht worden seien, jetzt aber nur noch von zwei, hat der Prozessbeobachter Zenetti nicht protokolliert. Matjukow scheint die Frage, warum er erst vier Lagerkameraden, dann drei am Zaun hat knien sehen, nicht gestellt worden zu sein.

Von dieser Version, zwei Juden seien auf der Strasse erschossen worden, wird Scherwitz sein Lebtage lang nicht mehr abrücken. In einer späteren Aussage ergänzt er zu Glaser: «Der dritte Jude hatte eine SS-Uniform erwischt und angezogen. Obwohl er kein Wort Deutsch sprach, keine Papiere besass und nicht einmal umgeschnallt hatte, lief er über die grosse Dünabrücke und dort der Feldpolizei in die Hände. Diese lieferte ihn bei der Gestapo ab, bei der er sich vom fünften Stock in den Hof stürzte. Dieser Jude hiess Glaser, seine Mutter, eine ältere Dame, arbeitete auch bei mir.»¹⁷⁹

Es gibt viele Zeugen vom Hörensagen. Abe Karelitz und Abraham Schapiro glauben, Scherwitz habe niemanden erschossen, sie hätten erfahren, die lettische Wache habe die Geflohenen getötet. Andere berichten von ein, zwei, drei, vier oder fünf Toten, die Namen Scheinker und Heit werden oft genannt, die Namen Glaser und Gutkin gelegentlich, der Name Hirschfeld fällt nie. Gerichtsrelevant werden, neben Matjukows Versionen, nur die folgenden Aussagen (mit welchen Konsequenzen für Scherwitz, wird in dem Kapitel über die Prozesse und die Urteilsfindung geschildert werden):

Hirsch D.: «Vier Mann sind geflohen, Scherwitz soll sie erschossen haben. Als Strafe hierfür wurden 10-13 Mann wahllos auf den Stützpunkt gesandt.»¹⁸⁰ Jehoschua W. (Erstaussage während der Ermittlungen 1948): «Nach unserer Rückkunft von Salaspils hörten wir, fünf Häftlinge seien erschossen worden. Scheinker von Scherwitz persönlich, die anderen vier von der SS-Lagerwache.»¹⁸¹ Derselbe Zeuge in seiner Aussage unter Eid für den Prozess 3. März 1949: «Unter den auf der Lenta Zurückgebliebenen war ein Bekannter von mir, Scheinker. Als ich mich nach ihm erkundigte, sagte mir der Oberjude [Scheinberger], dieser sei mit noch zwei anderen von dem Beschuldigten persönlich mit seiner Pistole erschossen worden, da sie hätten flüchten wollen. Ich glaube aber, die drei waren bereits geflüchtet und wieder zurückgebracht und dann von dem Beschuldigten erschossen worden.»¹⁸²

Movscha K.: «Ich stand im Fabrikraum am Fenster und habe gearbeitet. Der Untersturmführer Scherwitz war auch auf dem Hof. Plötzlich sah ich, dass zwei Lagerinsassen über den Zaun des Hofes stiegen und fliehen wollten. Sie hatten Scherwitz nicht gesehen, weil er gerade von der Kommandantur kam. Ich sah, wie er seine Pistole zog und nach den beiden auf dem Zaun schoss. Einer kam davon, während der andere getroffen nach der Aussenseite vom Zaun fiel. In diesem Augenblick habe ich in diesem den Scheinker nicht erkannt. Ich habe am nächsten Morgen vor der Beerdigung Scheinker als Toten gesehen, und mir haben andere Lagerkameraden erzählt, dass der Tote, der vom Zaun fiel, Scheinker gewesen war.»¹⁸³ Derselbe Zeuge einige Tage später: «An Einzelheiten kann ich mich nicht mehr erinnern. (...) Ich habe damals nur gehört, dass vier Juden geflüchtet, wieder eingefangen und von Scherwitz auf dem Hof erschossen worden seien. Ob Scheinker dabei war, weiss ich nicht, da mir gegenüber keine Namen genannt wurden.»¹⁸⁴

Szema G.: «Vier Juden, die um ihre alsbaldige Hinrichtung wussten, waren geflohen. Zwei wurden von der lettischen Patrouille wieder eingefangen und auf der Stelle getötet. Ein dritter konnte fliehen, der vierte, der am selben Tag noch festgenommen worden war, wurde von Scherwitz mit Revolvergeschüssen ermordet.»¹⁸⁵

Auch Bloch und Sauer liefern in ihren Aufzeichnungen Versionen des Geschehens. Sie berichten ebenfalls aus zweiter Hand, denn sie haben zur fraglichen Zeit in Salaspils «Urlaub gemacht». Beide kennen unabhängig voneinander den Namen jenes Toten, der in allen Münchener Zeugenaussagen namenlos geblieben ist: Erik Hirschfeld sagt der eine, Erich Hirschberg der andere. Von dem Unglück auf der Lenta erfährt Bloch in Salaspils:

«Am dritten Tag kam nach Salaspils ein Auto, in dem Scherwitz und Scheinberger sassen. Unser Oberjude hielt eine ungewöhnliche Rede. „Also kaltes Blut, warm angezogen, hört zu: Auf der Lenta sind folgende Juden geflüchtet, Harry Scheinker, Erik Hirschfeld, Edgar Heit und Moische Glaser. Man hat sie verhaftet und gleich erschossene

Am nächsten Tag brachte uns ein Lastwagen aus Lenta Lebensmittel. Von den Leuten erfuhren wir auch die blutigen Einzelheiten.

Am selben Tag, an dem wir aus der Lenta ausmarschierten, sind Scheinker, Heit und Hirschfeld durch das Fenster des Bauhäuschens gesprungen. In ihrer Aufregung irrten sie sich in der Richtung und liefen links am Tor der Lenta vorbei, wo man sie gefangen, hereingeschleppt und erschossen hat. Wer der Schiesser war, wisse man nicht genau. Manche meinen, dass Scherwitz, der gute ‚Chaze‘, der Schuldige sei, aber vielleicht seien es auch die lettischen Wachleute gewesen, vielleicht auch Nickel oder Daiber. Wegen Glaser weiss man nichts Genaues, er soll entkommen sein, wird erzählt. Warum Scheinberger sagte, auch er sei erschossen worden, ist mir ein Rätsel. Vielleicht ist dies auf Anweisung Scherwitz' geschehen, um uns noch mehr einzuschüchtern. Die drei erschossenen Juden wurden im Gemüsegarten auf der Lenta begraben.»¹⁸⁶

Werner Sauer scheint in Salaspils die Ansprache von Scheinberger nicht gehört zu haben. Er erfährt vom Tod der Lagerkameraden erst nach der Rückkehr in die Fabrik:

«In der Lenta wieder angekommen, fanden wir eine etwas veränderte Situation vor. Scherwitz war nicht mehr der alte, während unserer Abwesenheit hatte sich in der Kasernierung etwas abgespielt. Dort war eines Tages eine riesige Panikstimmung aufgekommen. Von dieser hatten sich vier Mann hinreissen lassen und eine Flucht gewagt. Es waren Scheinker, Heit, Hirschberg und Glaser. Diese waren aus dem Fenster meiner Baubude gesprungen. Die Flucht wurde jedoch von der SS-Wache beobachtet, und Scherwitz setzte sich sofort an ihre Spitze und nahm die Verfolgung auf. Schenker und Heit erschoss er auf der Strasse, Hirschberg brachte er zurück in die Kasernierung und erschoss ihn im Hof. Nur Glaser gelang es zu entkommen.»¹⁸⁷

Das ist die Version in seinen 1948 niedergeschriebenen Erinnerungen. Er wiederholt sie etwa ein halbes Jahr später, kurz vor seiner Auswanderung nach Ohio, gegenüber einem Ermittlungsbeamten, sagt aber mit keinem Wort, dass er die Dinge nur vom Hörensagen weiss: «Mir ist bekannt, dass Scherwitz eigenhändig vier Juden (...) erschossen hat. Zuerst Psawka am Washington Platz (...). Bei den drei übrigen Opfern handelt es sich um einen misslungenen Fluchtversuch, bei welchem Scherwitz die Verfolgung aufnahm. Scheinker und Heit wurden dabei ohne Anruf von Scherwitz erschossen.

Erich Hirschberg wurde von Scherwitz eigenhändig festgenommen und auf den Hof der Kasernierung zurückgebracht. Nachdem die dortigen Insassen Aufstellung nehmen mussten, wurde er von Scherwitz erschossen.»¹⁸⁸

Im Winter 1997 fahre ich nach Riga und treffe die Schwester von Harry Scheinker, Sophie Weinberg. Sie ist eine rührende alte Dame mit einem starken baltendeutschen Akzent. «Zu Hause haben wir früher immer nur Deutsch gesprochen», sagt sie, ihr grosser Bruder habe Deutsch besser als jede andere Sprache gesprochen. Sie ist 1941 im letzten Zug, der Riga vor dem Einmarsch der Deutschen verlassen konnte, nach Russland geflohen und hat dort überlebt. Im November 1944, als die Stadt endlich frei war, kam sie zurück, erfuhr vom Tod des Bruders und vom Schicksal der anderen. Mit ihrem Mann grub sie die Leichen im Gemüsegarten aus, sie lagen am Zaun dicht unter der Oberfläche. Die Überreste der Gefundenen bestatteten sie nach traditionellem Ritus auf dem neuen Jüdischen Friedhof im Norden der Stadt.

Ein paar Tage später darf ich sie dorthin begleiten. Wir steigen durch den Schnee, und unter einer Kiefer mit tief hängenden Zweigen zeigt sie mir den Grabstein. Er ist ziemlich hässlich, ein grober Zementblock, an einigen Stellen bröckelt er schon. Sie ist traurig darüber, aber für einen neuen Stein fehlt ihr das Geld. Auf dem Zementblock eingemeisselt sind in russischer und hebräischer Sprache die Namen Harry Scheinker, Erich Hirschfeld, Edgar Heit, darunter vier inzwischen kaum mehr lesbare Zeilen:

«In Erinnerung an Elchonon Glaser gemordet im Konzentrationslager Lenta von den deutschen Faschisten am 1. VIII. 1944 beerdigt am 25. November 45.»

Wir legen vier Steinchen auf das Grabmal, so wie es jüdischer Brauch ist, und sie erzählt, warum der Name Glaser auf dem Stein stehe. Ihre Erzählung deckt sich mit Scherwitz' eigenem Bericht, den 1997 niemand in Riga kennen konnte, erst recht nicht 1945. Dieser tollkühne junge Mann, ein Schneider, soll, erinnert sich Sophie Weinberg, auf der Lenta eine SS-Uniform ge-

stohlen haben und damit aus der Fabrik herausspaziert sein. Auf der Düna-Brücke habe ein SS-Offizier den vermeintlichen SS-Kollegen nach dem Weg gefragt, habe ihn aber am baltischen Akzent sofort als Jude erkannt und in die Gestapo-Zentrale auf die Reimers iela gebracht. Dort habe er sich am 1. August bei seinem Verhör im dritten Stock aus dem Fenster gestürzt. Dies hätten ehemalige Häftlinge, die bei der Gestapo gearbeitet und die Leiche auf der Strasse liegen gesehen, gleich nach dem Krieg Glasers Mutter in Riga erzählt. Auch die Mutter sei auf der Lenta gewesen, sei nach Stutthof transportiert worden, sei von dort nach der Befreiung nach Riga zurückgekommen und habe hier vergebens das Grab ihres Sohnes gesucht. Schliesslich habe sie Sophie Weinberg gebeten, im Sinne des Talmudspruches, ein Mensch ist erst dann tot, wenn auch die Erinnerung an ihn gestorben ist, Elchonon Glasers Namen mit auf den Gedenkstein zu setzen.¹⁸⁹

Der Name Scherwitz ist Sophie Weinberg natürlich geläufig, Boris Rudow soll ihr später gesagt haben, Scherwitz hätte den Harry Scheinker bestimmt laufen lassen, wenn er ihn gefragt hätte, er sei einer seiner «Lieblingsletten» gewesen. Ich kann ihr auf dem Friedhof noch nicht sagen, dass Scherwitz ihn sogar als seinen Freund bezeichnet und um ihn geweint haben soll, die Gerichtsunterlagen kenne ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Aber das ist für Sophie Weinberg auch nicht wichtig.

An ihr nagt die Geschichte aus einem anderen Grund. Sie meint, Harry sei von einem Lagerkameraden wegen eines Liebeshändels in eine Falle getrieben worden. Er habe, erzählt sie mir, auf der Lenta ein Verhältnis mit einer Frau K. gehabt, die aber verheiratet gewesen sei. Der Ehemann K., der auch in der Schneiderei arbeitete, habe mit Harry Scheinker zum Schein eine gemeinsame Flucht geplant. Zum verabredeten Zeitpunkt seien dann aber im Baulager nicht nur Harry, sondern auch noch Heit und Hirschfeld erschienen. Die drei seien aus dem Fenster gesprungen, während Herr K. selbst zurückgeblieben sei und auch seine Frau daran gehindert habe, zu springen. «Ich denke», sagt Sophie Weinberg, «das war alles verabredet. Wieso waren die Wachen nicht, wo sie sonst waren, sondern ausgerechnet in der Nähe des hinteren Tores. K. muss die Fluchtpläne verraten haben.» Das Ehepaar K. hat den Krieg überlebt. Frau K. schenkte Sophie später eine Fotografie von

Harry. Auf ihr sind seine Augen durchstochen, das habe der Ehemann gemacht, aus Eifersucht, damals auf der Lenta.

Im Sommer 1998 fahre ich erneut nach Riga, inzwischen kenne ich die Gerichtsunterlagen mit den verschiedenen Aussagen von Matjukow. Mal hat er die drei oder vier Delinquenten im Hof, mal im Gemüsegarten gesehen, mal hat er die Ereignisse durch das Fenster seiner Unterkunft, mal aus dem Fenster im ersten Stock beobachtet, später nur noch die Schüsse auf der Treppe gehört. Eine Ortsbesichtigung soll Klarheit schaffen.

Mit dem freundlichen Schneider Israel Churin gehe ich durch die Fabrik. Sie ist nach dem Krieg verkleinert und die Fenster sind vergrössert worden, aber ich besitze eine Lagerskizze des früheren Lentahäftlings Boris Lurie. Die Proportionen seien falsch, hat Lurie geschrieben, aber an die Anordnung der Werkstätten und Gebäude glaube er sich gut zu erinnern. Demnach befand sich die Schuhmacherei, in der Matjukow nach eigenen Angaben gearbeitet hat, im ersten Stock eines Anbaus auf der Westseite der Fabrik. Von dort hätte er tatsächlich in den Gemüsegarten schauen können, von dort hat man einen guten Überblick. Aber wenn er in den Garten schaute, konnte er unmöglich auch in den Hof schauen. Denn der befand sich auf der Ostseite des Hauses. Entweder Hof oder Garten. Beides gleichzeitig ging nicht. Zwischen Garten- und Hofblick liegen viele andere Räume und dicke Mauern.

Wenn Matjukow die Flüchtigen im Gemüsegarten knien gesehen und sich dann davongemacht hat, kann er auf dem Treppenabsatz schwerlich die Schüsse gehört haben. Denn von der Schuhmacherei aus musste man durch zwei Türen und einen etwa dreissig Meter langen fensterlosen Gang gehen, um die gewundene Treppe ins Erdgeschoss zu erreichen. Heute ist die Fabrik entkernt, aber Churin zeigt mir den Verlauf des früheren Gangs; die Treppe gibt es noch an der alten Stelle. Von der Treppe aus kann Matjukow die Schüsse nur gehört haben, wenn sich erstens die Schützen mit der Exekution viel Zeit gelassen haben und wenn er zweitens Ohren wie ein Luchs besessen hat, die durch Wände und Mauern hören konnten.

Völlig unmöglich ist es, vom früheren Möbelschlafrum, der «Unterkunft», in den Gemüsegarten zu schauen, so wie es Matjukow auch mal behauptet hat. Damals konnte man den Garten nicht sehen, und heute kann man

es auch nicht. Scherwitz hat das vor Gericht mit einer Zeichnung beweisen wollen, aber man wollte ihm nicht glauben. Aber er hatte recht. Der Blick aus dem dritten Stock der Fabrik geht westwärts weit über die Dächer von Nebenbauten, den Blick nach unten versperrt ein Schrägdach. Der Raum im obersten Stockwerk ist nach hinten versetzt. Nur wenn man aus den gegenüberliegenden Fenstern Richtung Osten schaut und sich sehr weit über eine Brüstung lehnt, sieht man unten einen Streifen des Hofes.

Selektion

Der 8. oder 9. August 1944, der Tag, an dem die etwa fünfhundert Häftlinge zurück auf die Lenta kommen, ist dramatisch. Scherwitz hat gesagt, er wolle «seine Leute» so lange in Salaspils verstecken, bis der «Rummel» vorbei sei. Aber der Rummel ist nicht vorbei, er geht jetzt erst richtig los. Denn noch am selben Tag, an dem der Zug der Häftlinge aus Salaspils in Lenta wieder eingetroffen ist, wird eine Selektion angeordnet. Die KZ-Verwaltung hat über hundert Menschen zur Überstellung nach Kaiserwald angefordert, ein Viertel der Lenta-Belegschaft. Steckt ein vorbereiteter Plan dahinter, oder handelt es sich um einen bösen Zufall?

Es ist eigenartig, dass Abraham Bloch dieses katastrophale Ereignis nicht dokumentiert hat. Auch Sauer schreibt nur einige Zeilen darüber und nennt keine Details, obwohl doch zu dieser Zeit allein das Wort «Kaiserwald» ausgereicht hat, um die Menschen erbleichen zu lassen. Erst bei seiner Zeugenvernehmung im Mai 1948 behauptet er, wie nachher auch andere Gerichtszeugen, die angeforderten Häftlinge seien auf den «Stützpunkt» zum Leichenverbrennungskommando geschickt worden, also in den sicheren Tod. Sauer und die anderen Zeugen behaupten das ohne den geringsten Anflug von Zweifeln, weil sie von keinem der Selektierten je wieder etwas gehört haben. Sie werfen Scherwitz vor, er habe die Auswahl persönlich getroffen und sei deshalb für den Tod der Ausgewählten verantwortlich. Manche beschwerten ihren Vorwurf mit der Behauptung, Scherwitz habe nur arme Juden in den sicheren Tod geschickt; wer habe zahlen können, sei auf der Lenta geblieben.

Insgesamt fünfzehn Zeugen erheben diese Beschuldigungen, einige seien hier zitiert.

Werner Sauer: «Der Tag unserer Ankunft war ein schwarzer Tag. Und zwar wurden zweihundert von unseren Leuten anschliessend an unseren Rückmarsch auf einen Stützpunkt geschickt, von dem kein Mensch wiederkam.»¹⁹⁰

Jehoschua W.: «Am selben Tag, an welchem wir von Salaspils zurückkamen, wurde uns mitgeteilt, dass am anderen Morgen alle zu einem Appell antreten müssten. Am Morgen wurden von Scherwitz persönlich 105 bis 110 Personen ausgesucht und am Abend zum Stützpunkt 1005 nach Kaiserwald gebracht. Es ist bekannt, dass von dem Stützpunkt 1005 kein Mensch zurückkam, da sie dort mit dem Verbrennen der Leichen beschäftigt wurden und später dann selbst erschossen und verbrannt wurden.»¹⁹¹

Ciss N.: «Als wir von Salaspils nach Lenta kamen, erklärte Scherwitz, dass nur die Leute auf der Lenta bleiben dürften, die schon am Washington Platz zum Kommando gehörten. Er veranstaltete einen Appell und hatte eine Liste in der Hand. Er bestimmte dann die Leute, die nach Kaiserwald sollten, anhand einer Kartothek. Dabei rief er auch den Namen meines Vaters auf. Diese no Menschen kamen in den Speisesaal und wurden von SS-Posten bewacht. Ich konnte meinen Vater weder sehen noch sprechen. Diese Leute kamen nach Kaiserwald und von dort auf das Stützpunktkommando 1005, wo sie ermordet wurden.»¹⁹²

Movscha K.: «Eines Tages mussten alle Lagerinsassen antreten, und nach einer Liste rief Scherwitz 106 Personen heraus. Darunter war auch meine Mutter. Ich ging dann zu ihm und bat, meine Mutter im Lager zu lassen, aber er verneinte. Ich bat ihn dann, mich mit ihr gehen zu lassen, auch das verneinte er. Ich habe dann aber von Lagerkameraden, die auch wegmussten, aber dann doch nicht wegmussten, gehört, dass sie Scherwitz Gold und Brillanten gegeben hatten und daher auf der Lenta bleiben durften.»¹⁹³

Abe Karelitz: «Aus dem Lager Lenta wurden 120 Personen nach Kaiserwald gebracht, wo fast alle vernichtet wurden. Den Befehl zum Abtransport der 120 Personen, ebenso den Befehl zur Zusammenstellung der Transportliste, gab Scherwitz. (...) Wer ihm Gold und Brillanten gab, wurde von dem Transport ausgenommen.»¹⁹⁴

Hirsch D.: «Als wir von Salaspils kamen, veranstaltete Scherwitz einen Appell und suchte 102 Leute für den Stützpunkt aus. Es wurden aber nur Leute geschickt, die kein Geld hatten. Das weiss ich bestimmt.»¹⁹⁵

Moses Ratz: «Zum Stützpunkt kamen nur arme Juden, die Reichen haben alle geschmiert.»¹⁹⁶

Es klingt merkwürdig, dass die Juden nach den vielen, angeblich von Scherwitz angeordneten Kontributionen, nach der grossen Razzia vom Juni 1944, nach den jüngsten Plünderungen während der Salaspils-Woche noch grosse Reichtümer besessen haben sollen. Als konkretes Beispiel, das Scherwitz' Bestechlichkeit belegen soll, wird auch immer nur ein Name genannt, immer derselbe, nämlich der des früheren Textilfabrikanten Pikielny aus Łódź. Pikielny habe sich mit Edelsteinen freikaufen können. Der erste in der Reihe der Belastungszeugen ist Max Kaufmann. Er hat zwar, wie er sagt, Pikielny nicht persönlich gekannt, hat aber die Geschichte mit den Edelsteinen von Dritten erfahren, die sie wiederum von anderen gehört haben. Die Edelsteine des Pikielny – sie sind vor Gericht wichtig und haben auch schon vorher eine Rolle gespielt, im ersten Friedenssommer 1945. Da soll Scherwitz sie im Thüringer Wald gesucht haben. Deshalb sei die Vorgeschichte hier erzählt.

Kurz vor der Überstellung der über hundert Menschen nach Kaiserwald putzt der 14jährige Henryk Pikielny, der nicht in Salaspils, sondern immer noch Mädchen für alles im Hause Scherwitz ist, dessen Büro sauber. Auf dem Schreibtisch sieht er ein Dokument mit Stempeln, es sieht sehr offiziell aus. Natürlich schaut er es an und stellt fest, es ist eine Liste mit den Namen der Personen, die zum «Stützpunkt» müssen. Er liest die Namen seiner Mutter, seines Vaters, seines Bruders, seinen eigenen. Völlig aufgelöst informiert er seinen Vater, und der wird aktiv: «Er [Pikielnys Vater] ging zu Scherwitz und sagte ihm: ‚Bitte seien Sie nett zu meiner Familie‘ und liess dann unauffällig ein oder zwei Diamanten auf dem Tisch liegen. Scherwitz verzog keine Miene (...), und am nächsten Tag waren unsere Namen von der Liste gestrichen.»

Diese Geschichte erzählt Henryk Pikielny 1992 in einem Video-Interview dem Archiv Yad Vashem, es ist das eindringlichste seiner Erlebnisse auf der Lenta. Tatsächlich wird die Familie nicht nach Kaiserwald geschickt, sie

bleibt bis zum Schluss auf der Lenta. Die Mutter stirbt später in Stutthof, die Männer überleben. 1947 wandert die Restfamilie nach Brasilien aus.

Die Ermittlungsbehörden bemühen sich 1948 vergeblich, die Familie zu finden, denn nicht nur Kaufmann, sondern auch Werner Sauer und Robert Matjukow haben die Edelsteine des Pikielny als den herausragenden Beleg für Scherwitz' Bestechlichkeit und Habgier angeführt.

Werner Sauer: «Von den vielen Beispielen für Scherwitz' Habgier möchte ich ein Beispiel gesondert erwähnen, weil es sich hierbei um riesige Werte gehandelt hat. Um einer Verschickung (...) zu entgehen, bezahlte der Fabrikant Pikielny für sich und seine Familie einen sich in seiner Hand befindlichen Familienschmuck, der aus Brillanten bestand, der in Friedenszeiten einen ungeheuren Wert darstellte. Scherwitz erhielt diese Werte.»¹⁹⁷

Robert Matjukow: «Dass Scherwitz sich bereichert hat und von vielen Juden Goldwaren bekam, habe ich von vielen gehört. Ich weiss auch, dass ein KZ-Kamerad von mir, ein gewisser Pikielny, ihm persönlich ein Schmuckstück gegeben hat und daher länger auf der Lenta bleiben durfte. Das hat er mir selbst erzählt.»¹⁹⁸

Boris Lurie in New York kennt die vielen Geschichten um Scherwitz' angebliche Habgier, auch den Namen Pikielny. Er will und kann Scherwitz nicht rehabilitieren, weil er ihn für den Tod eines Lagerkameraden, seines Freundes Heinz Markus, verantwortlich macht. Aber er erinnert sich aus eigenem Erleben an die Kaiserwald-Selektion und erzählt seine Geschichte, die von dem Habgier-Vorwurf einiges wegnimmt. Die Selektion für das Kommando «Nacht und Nebel», wie er es nennt, «werde ich mein Lebtag nicht vergessen».

Scherwitz habe im Speisesaal vor einem Tisch gestanden, auf dem Fotografien lagen. Neben ihm hätten sich Jenner, der Oberjude Scheinberger und vielleicht auch noch Nickel befunden. Mit Sicherheit seien auch Leute aus der KZ-Verwaltung dagewesen, «Männer, die ich noch nie auf der Lenta gesehen hatte». Irgendeiner, «nicht Scherwitz», habe dann anhand einer Liste viele Namen aufgerufen, die Ausgerufenen seien von den anderen abgesondert worden. «Und dann wurde mein Vater aufgerufen.»

Nach dem Appell seien alle Juden schrecklich aufgeregt gewesen. Um sie zu beschäftigen, habe Scherwitz sie Balken auf dem Hof hin und her schleppen lassen, auch Boris Lurie schleppte sie hin und zurück und zurück und hin. «Und dann geschah etwas – was soll ich sagen? Ein Wunder? Etwas Einmaliges? Etwas Anrührendes? Es gelang meinem Vater, Scherwitz zu sprechen. Er bat nicht um sich selbst. Sehr ernst sagte er zu Scherwitz: ‚Bitte kümmern Sie sich um meinen Sohn. Ich vertraue Ihnen meinen Sohn an. Ich gebe ihn in Ihre Hände. Erinnern Sie sich Ihrer Verantwortung. Tragen Sie die Verantwortung.‘»¹⁹⁹

Wenige Stunden später heisst Scherwitz den Vater Ilja vom Lastwagen steigen, der ihn mit den anderen nach Kaiserwald bringen soll. Boris Lurie meint, Scherwitz habe dies vielleicht getan, weil der Vater nicht gejammert und gefleht, sondern von «Verantwortung» gesprochen habe. «Das hat ihm wohl imponiert.» Die Unterhaltung sei in Russisch geführt worden, habe sein Vater ihm immer wieder erzählt.

Aus Dankbarkeit habe sein Vater Scherwitz ein silbernes Zigarettenetui versprochen, er müsse es nur von Bekannten in Riga holen lassen. «Aber Scherwitz wollte es nicht haben», er habe abgewehrt und «nein, nein» gesagt. Irgendwann später sei es dem Vater doch gelungen, das Etui in die Fabrik bringen zu lassen und es Scherwitz zu schenken. Er sei ihm unendlich dankbar gewesen und habe es einfach zeigen wollen. Das Etui war aus schwerem Silber, darin eingraviert der Zarenadler, ein Familienerbstück der früher mit Aktien reich gewordenen Familie aus St. Petersburg. «Mein Vater ging zu Scherwitz in das Büro und legte es ihm einfach hin.»

Diese Geschichte hören die Richter niemals. Sie hören nur immer wieder, Scherwitz habe die Leute ausgesucht, wer Geld hingelegt habe, sei ausgespart worden. In der Urteilsbegründung des Prozesses vom 3. März 1949 heisst es: «Geldleistungen der Juden spielten auch eine Rolle, als im Herbst 1944 auf höheren Befehl die Zahl der Internierten beschränkt und deshalb mehr als einhundert Personen an das berüchtigte Lager Kaiserwald, das sicheren Tod bedeutete, abgegeben werden mussten. Die Auswahl der Ausscheidenden traf der Angeklagte.»²⁰⁰

Auch in Scherwitz' letztem Prozess am 1. August 1950 werden die Abstellungen nach Kaiserwald verhandelt. Der Prozessbeobachter Richard Ze-

netti schildert die entscheidende Szene. Er ist von der Schuld des Angeklagten überzeugt und zitiert Matjukows Beschuldigung so: «Scherwitz hat nicht nur die drei Flüchtlinge auf dem Gewissen, sondern auch weitere 104 Juden, die er persönlich für das Todeskommando ausgesucht hat.» Dann beschreibt er Scherwitz' Reaktion: «Wie von der Tarantel gestochen schnellt der Angeklagte von seinem Sitz hoch, und mit beiden Händen wild fuchtelnd tritt er auf den Zeugen Matjukow zu: ‚Sie haben recht, sogar no waren es, jawohl!!! Aber die habe nicht ich ausgesucht, sondern die wurden vom Büro Kaiserwald namentlich bestimmt.‘»²⁰¹

In späteren Verfahren, vor anderen Landgerichten gegen andere SS-Offiziere, kommt die Kaiserwald-Selektion öfter zur Sprache. Es treten Zeugen auf, die in Scherwitz' Prozess nicht gefragt worden sind, weil man damals von ihnen nichts wusste. In ihren Berichten erscheint Scherwitz' Rolle etwas abgemildert.

Erwin M., 1965: «Die Opfer wurden anhand von Listen ausgesucht. Wer diese Listen zusammengestellt hat, kann ich nicht sagen. Bei der grossen Selektion, die nach dem Aufenthalt in Salaspils stattfand, wurde gesagt, dass sie für Schanzarbeiten für die Befestigungen um Riga vorgesehen seien. Von den Ausgesuchten hat man nie wieder etwas erfahren.»²⁰²

Hans A., 1961: «Scherwitz hatte eine Liste, von der er die Namen ablas. Ich weiss nicht, ob er die Liste erstellt hat. Unter den Aufgerufenen befanden sich Leute, die erst spät auf die Lenta gekommen sind und die ich nicht kannte. Darunter Juden aus Litauen, die bei den Baukommandos der Organisation Todt gearbeitet hatten und bei uns nur untergebracht waren. Es ist möglich, dass man sie zum Stützpunkt gebracht hat, es ist auch möglich, dass sie nach Kurland zum Gräbenziehen geschickt wurden. Am Abend kamen SS-Wagen und holten sie ab.»²⁰³

Willi E, 1980: «Ich war zwei Jahre auf der Lenta. Von Selektionen ist mir nichts bekannt. Es gab Abstellungen in andere Kommandos, aber Selektionen wie in Strazdenhof (...) nicht.»²⁰⁴

Vielleicht sind sie auch nach Stutthof gekommen, obwohl das wenig wahrscheinlich ist. Am 20. August 1944 stechen erneut zwei Evakuierungsschiffe von Libau aus in See und kommen am 23. August im Hafen von Danzig an. Auf dem einen Schiff befinden sich 2.079, auf dem anderen 2.329 Juden. Von diesen Transporten sind die Namenslisten nicht mehr vorhanden,

so lässt sich nicht feststellen, ob der von der Lenta weggeführte Vater von Ciss N. und die ebenfalls weggeführte Mutter von Movscha K. auf dem Schiff gewesen sind.²⁰⁵ Auch der Mann von Beila Hamburg, die damals aus den Gruben in Rumbula gekrochen ist, Jehaskiel, hat zu den auf der Lenta Aussortierten gehört. Sie berichtet es Abrahm Bloch während der Überfahrt nach Stutthof.

Wohin diese Unglücklichen wirklich gekommen sind, lässt sich nicht klären, entscheidend ist, keiner hat sie wiedergesehen. Sie sind verschwunden, und es ist gut möglich, dass ihr letzter Weg in das Todeskommando 1005 B geführt hat. Aber wo auch immer sie hingeraten sind, für die Lenta ist die Selektion ein Schock. 110 Menschen, ein Viertel der Belegschaft, die Scherwitz immer als «seine Leute» bezeichnet hat, sind plötzlich weggerissen. Für sie ist die Rettungsaktion Salaspils nur ein Aufschub von wenigen Tagen gewesen.

Als weitblickender Lagerleiter ist Scherwitz im letzten Moment gescheitert. Der SS-Offizier, Abteilung «F» wie Fachführer oder Funktion, hat sich überschätzt und die Verhältnisse falsch eingeschätzt. Zweifellos ist ihm die brutale Verkleinerung der Lenta-Kasernierung aufgezwungen worden, so wie er es vor Gericht beteuert. Der KZ-Verwaltung war der Sonderstatus des SD-Lagers Lenta wahrscheinlich längst ein Dorn im Auge, und nun forderte sie ihren Tribut. Scherwitz, der den Lenta-Häftlingen gegenüber stets den Eindruck erweckt hatte, er sei Herr der Lage – er ist es nicht gewesen. Als es darauf angekommen ist, hat er sich gebeugt und die Selektion mitorganisiert. Es mag sein, dass ihm eine Namensliste von der KZ-Verwaltung vorgegeben worden ist. Aber dass er darauf keinen Einfluss gehabt hat, ist unwahrscheinlich, das Beispiel Lurie belegt es.

Die Kernbelegschaft der Handwerker vom Washington Platz scheint jedenfalls von der Selektion komplett verschont geblieben zu sein. Bei der Auflösung des Lagers ein paar Wochen später sind sie alle noch da. Die Gruppe derer, die Scherwitz als «seine Leute» meinte beschützen zu können, ist kleiner geworden. Sie wird in der Folgezeit noch viel kleiner werden.

Adieu Lenta

In den letzten sechs Wochen ihres Bestehens im August und September 1944 bietet die Lenta eine Mischung aus KZ-System und Absurdistan. In diesen Wochen, während es draussen in den Wäldern Tag und Nacht brennt und in ganz Lettland nur noch etwa 3.500 jüdische Häftlinge leben, wird auf der Lenta so hart wie noch nie gearbeitet. Etwa vierhundert Menschen sind noch da. Damit keiner flieht, lässt Nickel die SS-Bewachung verstärken, lässt den drei Meter hohen Zaun stabilisieren und die Fenster von Sauer's Baubude vergittern. Die Maurerkolonie baut, als ob das Regime noch tausend Jahre dauern wolle, unter dem Speisesaal einen Luftschutzkeller ein, er wird nie fertig werden. Als Sirenen den ersten sowjetischen Fliegerangriff ankündigen, rennen Scherwitz und Nickel «in grosser Angst mit Stahlhelm und Gasmasken bewaffnet herum», wie Sauer vermerkt. Die Juden werden in den Speisesaal im ersten Stock gejagt.

Die Autowerkstätten arbeiten unter Hochdruck, in fliegender Eile reparieren sie Lastwagen, die die SS in lettischen Firmen requiriert hat. Die Maschinen auf der Lenta werden zerlegt und in grosse, eigens von den Tischlern gezimmerte Kisten gepackt. Die Vorräte an Stoffen, Leder und Pelzen, die nicht fertig genähten Uniformen werden in Planen gewickelt, auch die Küche ist gut beschäftigt. Die restlichen Hühner und Schweine werden geschlachtet und eingepökelt, SS-Posten passen auf, dass niemand etwas entwendet. Aber einiges verschwindet trotzdem, Werner Sauer's Tauschhandel mit der Lettin Jenny floriert immer noch, an einer Stelle der Aussenmauer hat die Maurerkolonie nur lose Steine in die Wand eingesetzt. Der einzige Jude, der sich noch halbwegs frei bewegen kann, ist Sauer's Vater Leopold. Jeden Tag führt er die Kuh der Lenta auf eine nahe gelegene Wiese, sie heisst Elfriede.

Mitte September stehen die Russen zum zweitenmal kurz vor der Stadt. Sauer hält mit seinen Eltern, den Maurern und ihrem Anhang eine Beratung ab. Er lässt darüber abstimmen, ob man eine Flucht wagen soll, «aber die Mehrzahl entschied sich dagegen», schreibt er. «Ich machte auch unserem Oberjuden Scheinberger den Vorschlag, ein Versteck auszubauen, in dem

sich alle auf der Kasernierung befindlichen Juden verstecken können. Aber auch dieser Plan scheiterte, an der Unstimmigkeit.»²⁰⁶ Scherwitz ist in diesen Tagen entweder mit Blindheit geschlagen, oder er hat sich insgeheim schon für seinen eigenen Weg, einen Weg ohne «seine Leute» entschieden. Bloch schreibt in seiner Chronik, die Juden hätten ihm geraten, sich mit ihnen aus dem Staub zu machen. Sie scheinen ihm immer noch vertraut zu haben:

«Auf der Lenta verbreiteten sich Gerüchte, man werde uns ins Reich schicken. Andere sprachen davon, dass man uns nach Lublin, Majdanek oder Auschwitz schicken werde. Wir verstanden, dass man uns jetzt nicht mehr braucht. So wie die Juden vom Lager Balasdatamis, es wurde aufgelöst und alle Insassen ermordet.

Eine Gruppe Juden machte Scherwitz den Vorschlag, im letzten Moment mit den Juden der Roten Armee entgegenzugehen, sie versprachen, Scherwitz zu verteidigen. Aber er wollte von dem nichts wissen. Aber er versprach, wenn die richtige Zeit käme, würde er das Tor der Lenta öffnen und alle Menschen herauslassen. Dann könne jeder gehen, wohin er wünsche.

Die Juden, die ihm diesen Vorschlag machten, unsere ‚Chassidim‘ [ultrafromme Juden, aber hier sind wohl ironisch die treuesten Scherwitz-Anhänger gemeint], wurden gleich munterer. ‚Chaze‘ wird uns nicht verlassen, sagten sie, er hat uns schon viele Male gerettet. Aber viele dachten logisch und sagten: Man schlachtet nicht seine Kuh, solange sie Milch gibt. Aber wenn man sie nicht melken kann, ist ihr Ende nahe. Wer hat den Befehl gegeben, Scheinker, Heit und Hirschfeld zu erschiessen? Wir waren Sklaven während Scherwitz‘ Karriere. Uns wird er jetzt nicht schonen.»²⁰⁷

Der richtige Zeitpunkt, das Tor zu öffnen, kommt nie. Als die Maschinen zerlegt, in Kisten verpackt auf Lastwagen gestemmt sind, verkündet der Oberjude Scheinberger einen Appell für denselben Abend. Es ist Sonntag, der 24. September. Die etwa vierhundert Männer und Frauen stehen im Speisesaal, zum letzten Mal. Das Ende der Lenta soll mit ihren Worten erzählt werden.

Abraham Bloch: «Es sprach Scherwitz. Völlig ruhig erklärte er, dass man nicht nervös werden solle, man könne sich auf ihn verlassen. Man werde nach Danzig fahren, auch er werde dort sein. Eine kleinere Gruppe wird ex-

tra fahren, später werde man sich mit der grösseren Gruppe in Danzig treffen. Schon morgen muss man sich für den langen Weg bereitmachen, man solle auch Decken mitnehmen.»²⁰⁸ Jehoschua W: «Bei dem Appell erklärte uns Scherwitz, dass die Russen nah sind und wir hier nicht mehr arbeiten können. Er habe uns in Konitz [120 Kilometer südöstlich von Danzig] eine bessere Stelle besorgt, wo wir ruhig arbeiten könnten.»²⁰⁹

Werner Sauer: «Ein Teil der Leute sollte mit Scherwitz [über Skrunda] nach Libau gehen, der übrige Teil nach Deutschland. Dort würde er die Leute wieder empfangen und die Werkstätten unter seiner Leitung weiterarbeiten.»²¹⁰

Abraham Bloch: «Am nächsten Tag fuhr die Gruppe für Skrunda in Lastautos fort, etwa hundert Leute. Die Übriggebliebenen machten Päckchen, ordneten ihre Koffer, überlegten, was mitzunehmen sei. Manche Juden versteckten sich, um nach der Befreiung wieder aufzutauchen. Manche Juden liefen hin und her und störten damit die anderen. Nach Mittag, am 25. September, befahl man uns, mit dem Gepäck anzutreten. Man ordnete uns im Hof der Lenta, und viele wurden sehr traurig. Man war an die Lenta gewöhnt, und man wollte Riga, die Heimatstadt, nicht verlassen. Scherwitz' Chassidim waren besonders bedrückt.»

Werner Sauer: «Kurz vor unserem Abmarsch wurde festgestellt, Blumenthal fehlt. Er hatte sich in der Lenta versteckt, und man hatte keine Zeit mehr, ihn zu suchen. Es gelang ihm, sich bis zum Einmarsch der Russen versteckt zu halten. Später wurde er von den Russen, aus mir unbekanntem Gründen, nach Sibirien verschickt. Es war ein regnerischer Abend, an dem man uns zum Hafen brachte. Wir gingen durch die Strasse, und eine der letzten Personen, die wir gesehen haben, war unsere Jenny. Sie stand am Fenster und weinte.»

Abraham Bloch:

«Dann öffnete sich das Tor, und wir gingen hinaus. Wir gingen nicht, wohin wir wünschten. Wir gingen mit starker SS-Bewachung durch das Tor und wussten nicht, wohin unser Weg uns führen wird. Adieu Lenta, diesmal für immer, adieu.

Unser Weg ging am Washington Platz vorbei, zum Exporthafen. Es waren unsere letzten Blicke auf unsere Heimatstadt, es war uns schwer. Bald waren wir im Hafen, beim grossen Kühlhaus. Wir wurden von der Wache umzingelt und durften uns nicht frei bewegen.

Am Anker lag ein grosses Frachtschiff, es hiess ‚Kanonier‘. Die Deutschen luden hier eifrig ihre Autos und Habseligkeiten ein. Am Abend brachte man die Juden aus Kaiserwald, einigen soll es geglückt sein, im letzten Moment zu fliehen. Nach Mitternacht begaben sich die Frauen auf das Deck, danach die Männer aus dem Lager Kaiserwald. Wir, die Männer von der Lenta, waren die letzten, die das Schiff bestiegen. Plötzlich zeigte sich ein deutscher Feldwebel. Er sagte uns: ‚Haltet aus, nach sechs Wochen werdet ihr frei sein, dann sind eure Leiden endlich zu Ende.‘

Er verschwand ebenso rasch, wie er gekommen war.»

Werner Sauer: «Wir standen und sassen im Hafen herum. Am frühen Morgen wurden wir eingeschifft. Dort sahen wir auch Scherwitz zum letzten Mal, als er sich von uns verabschiedete.»

Auch Abe Karelitz, den ich fünfzig Jahre später in München besuche, erinnert sich an die letzten Stunden in Riga. Da soll Scherwitz ihm das Leben gerettet haben, so steht es in seinen Erinnerungen, und so erzählt er es mir. Er habe aus dem Hafengebäude fliehen wollen, stand schon an der Tür nach draussen. In diesem Moment seien Scherwitz und Roschmann aufgetaucht. Roschmann soll seine Pistole gezückt, aber Scherwitz ihn angebrüllt haben: «Weg damit!» Er habe ihn, Abe Karelitz, zu den anderen zurückgeführt und gesagt, die Juden sollten sich beruhigen, er würde sie bald in eine neue Werkstatt bringen lassen. Nach ein paar Stunden habe Scherwitz sie dann bis zur Gangway begleitet, ihnen zugewinkt und gerufen: «AufWiedersehen!»

Auf der «Kanonier» befinden sich 3.155 Häftlinge, etwa 300 sind von der Lenta. Mit ihren dunkelgrauen Arbeitsanzügen und dem gelben X auf Rücken und Brust unterscheiden sie sich von allen anderen, die Mehrheit trägt die grau-blaue Zebrakleidung aus dem KZ Kaiserwald. Die «Kanonier» ist der letzte grosse Transport aus Riga nach Danzig. Ein kleinerer, der allerletzte, wird am 11. Oktober mit 190 jüdischen Gefangenen folgen. Dann werden sich in der Stadt nur noch die Untergetauchten befinden, Boris Rudow und seine Familie und noch etwa hundertfünfzig weitere Juden aus Lettland.

Von der Transportliste der «Kanonier» sind einige Seiten erhalten geblieben. Abraham Bloch ist unter der Nummer 95 611 registriert, Abe Karelitz unter 96 049, der Schneider Israel Churin unter 95 899, auch einige der Zeu-

gen, die später gegen Scherwitz aussagen werden, sind mit Nummer, Geburtsdatum und Nationalität verzeichnet.

Die Leute der Lenta kauern im Zwischendeck, die Luft ist stickig, niemand hat Platz zum Hinlegen. Es gibt kein frisches Wasser, ein paar stinkende Kübel für die Notdurft, die Überfahrt ist stürmisch, einige Menschen aus dem KZ Kaiserwald sterben und werden über Bord geworfen. In diesem Elend stimmt der Sänger Schellkahn das «Kol nidre» an, die Juden stimmen ein, dreimal wird es wiederholt, so wie es der uralte Ritus verlangt, es ist der Abend des heiligen «Jom Kippur», des jüdischen Versöhnungsfestes der Sündigen mit Gott. Schellkahn singt laut und mit überkippende Stimme den Bibelvers: «So wird's vergeben der ganzen Gemeinde der Kinder Israel, dazu auch dem Fremdling, der unter euch wohnt, weil das ganze Volk an solchem Versehen teilhat.»

Genau vor einem Jahr haben die Frommen Jom Kippur auf der Lenta gefeiert, auch damals hat jemand das «Kol nidre» gesungen, und Scherwitz hat in Hörweite gestanden. Bloch hat es aufgeschrieben, damals und jetzt wieder ist er der Chronist.

Am Abend des 30. September läuft die «Kanonier» im Hafen von Danzig ein, die Menschen besteigen Lastkähne, die sie einen Fluss hinaufführen. Am Ufer steht eine junge Frau, sie ruft ihnen zu: «Bald seid ihr in Stutthof!», und lacht schrill.

Am nächsten Morgen sieht Bloch den doppelten Stacheldrahtverhau. Er geht durch das Haupttor mit dem Wachturm darüber, man nennt es das «Todestor». Ihr Weg zur Baracke 26 führt an der Gaskammer und dem Krematorium vorbei, so etwas hat es in Riga nicht gegeben. Die Juden der Lenta sind im Vernichtungslager Stutthof angekommen. Es ist der 1. Oktober 1944.

Mit etwa zweitausend anderen Juden hausen sie in einer Baracke, schlafen zusammengedrückt auf mehrstöckigen Stellagen, ihre Decken werden gleich gestohlen. Aller privater Restbesitz verschwindet. Jetzt besitzen sie wirklich nur noch die Einheitsstreifenkleidung von Stutthof.

Die ehemaligen Insassen der Lenta sind bis zu diesem Zeitpunkt privilegiert gewesen, das merken sie nun. Jetzt erleben sie eine Wolfsgesellschaft und ein Terrorsystem, das sie sich in den schlimmsten Träumen nicht haben vorstellen können. Stundenlange Appelle, öffentliche Hinrichtungen, Hun-

de, die auf Menschen gehetzt werden, ständige Selektionen in den Tod, Schweinefrass, Krätze, härteste Arbeit in der Ziegelei und im Steinbruch. Sie haben nur eine Hoffnung: Bald wird Scherwitz sie in neue Werkstätten nach Konitz holen, weg aus der Hölle Stutthof. Er hat es ihnen doch versprochen, zuletzt am Kai Nummer 6 in Riga.

Aber Scherwitz kommt nicht, irgendwann begreifen es selbst die Treuesten. Sie werfen sich vor, «Chaze» vertraut zu haben, sie fühlen sich verraten. Mit seinen Versprechungen hat er sie nur geordnet auf das Schiff gebracht, werden sie gedacht haben. SS-Offiziere sind sich doch alle gleich, warum haben sie die Flucht nur nicht gewagt? Ihre Enttäuschung wird erst in Bitterkeit, dann in blanken Hass umgeschlagen sein. Das jedenfalls könnte erklären, warum sie ihn später, während der Münchener Ermittlungen, so grell belasten. Im polarisierenden Rückblick ist er für sie zum eigennützigem Falschspieler geworden, so wie es Jehoschua W. für das Gericht beidigt: «Nach aussen war Scherwitz ein Mensch, aber in Wahrheit war er nicht besser als die anderen von der SS.»²¹¹

Die das sagen, sind nach Stutthof gekommen, in die Hölle, in die Scherwitz sie hat laufen lassen, es ist die grosse Mehrzahl seiner früheren Leute. Daneben gibt es aber noch eine Minderheit mit einem völlig anderen Schicksal. Sie wird am 25. September mit Lastwagen nach Skruna gebracht, einen kleinen Ort nördlich von Libau. Zu dieser Gruppe gehören die «Garag'nikes», etwa vierzig Autoarbeiter, darunter Mendel Basch und Helmut Fürst, und etwa sechzig bis hundert Handwerker von Scherwitz' Werkstattbetrieb. Diese achtzig bis hundert Menschen scheint er persönlich ausgewählt zu haben, und er führt sie persönlich. Vielleicht sind sie seine Versicherung, damit er nicht doch noch im letzten Moment zur Ostfront abkommandiert wird.

In dieser Gruppe befindet sich kein einziger deutscher Jude, sondern ausschliesslich die Handwerkerelite vom Washington Platz, die Kernmannschaft, mit der Scherwitz sich auch auf der Lenta immer besonders verbunden gefühlt hat. Das kann kein Zufall sein. Aus Zeugenaussagen lassen sich viele Namen der Skruna-Gruppe ermitteln.²¹² Es gehören dazu: die Meisterin der Damenschneiderei Eda Rosenblatt, die Schneider Samuel Skutelsky, Leib und Regina Katz sowie die Schwestern Franzi und Maja Sperling, die

Tante und der Onkel von Abraham Schapiro, ein Susman und ein Kapeluschnik sowie Nachum Diamant, der Blechner Chosan, der Uhrmacher Wilenski, der Schuhmacher Owtschinski, der Kürschnermeister David Brenkel und seine Schwester, der Leiter der Sattlerei Mendelsohn, der Tischler Chaim Pressmann, der Buchbinder Krawtschinsky und seine Frau, der Webermeister Buschinski, der Lagerschreiber der Lenta und Hüter der Kleiderkammer, ein besonders frommer Jude namens Boris Jankolowitsch, sowie, aber dies ist nicht sicher, der «Oberjude» Scheinberger und seine Frau.

Diese Gruppe sowie die Autoarbeiter sind mit einer minimalen SS-Bewachung nach Skrunda gebracht und dort in einer Schule kaserniert worden. Irgendwann Ende September muss auch Scherwitz dort eingetroffen sein. Mendel Basch und Helmut Fürst erzählen mir später, in Skrunda habe sich die Grundausrüstung für einen Schneiderbetrieb befunden, einige Nähmaschinen, einige Lastwagenladungen mit halbfertigen Uniformen. Aber die Arbeit sei nicht aufgenommen worden. Nur die Automechaniker seien beschäftigt gewesen. Sie hätten noch zweimal zur Lenta gemusst, um von dort Maschinen, die wegen der eiligen Evakuierungsarbeiten nicht nach Danzig verladen worden seien, nach Skrunda zu holen. Noch mehrere Fahrten seien geplant gewesen, aber dazu sei es nicht mehr gekommen.

Am 11. Oktober steht die Rote Armee vor Riga. Bevor die Deutschen sich Richtung Libau davonmachen, lässt der Befestigungskommandant der Stadt, Generalmajor Ruff, viele Gebäude in die Luft sprengen, darunter das Elektrizitätswerk, die Rigaer Waggonfabrik, die Gummifabrik Quadrat, alle Hafenanlagen, die Eisenbahnlinie, die Rundfunkanstalt, die Staatsbibliothek, 55 Schulen und auch die Lenta.²¹³ Den Bolschewiken soll nichts in die Hände fallen, was von Wert ist. Von der schönen Fabrik Lenta bleiben nur die Ausenmauern stehen sowie der Wassertank und der Schornstein, er ragt über die Ruinen wie ein Ausrufungszeichen. Der Rest ist ein grosser Schutthaufen.

Zwei Tage später wird die Stadt erobert. 152 in der Stadt versteckte Juden kriechen aus den Kellern, weinen vor Glück, umjubeln die Befreier. Viele von ihnen werden bald verhaftet, sei es, weil man sie der Kollaboration ver-

dächtigt, sei es, weil sie im Ghetto zionistische Propaganda betrieben haben sollen, sei es, weil sie früher zur Bourgeoisie gehört haben. In den Kohlengruben von Workuta oder in den Wäldern des Urals werden sie ihre früheren Peiniger wieder treffen, die Männer der lettischen Hilfspolizei: Viele sind im Sowjetreich Aufseher geworden.²¹⁴

Während über Riga die rote Fahne mit Hammer und Sichel weht, sitzt Scherwitz' Handwerkerelite eingesperrt in der alten Schule von Skrunda und sehnt sich nach der Freiheit in Riga. Es ist möglich, dass Scherwitz in Skrunda sein altes Versprechen, er werde eines Tages das Tor öffnen und die Juden gehen lassen, wohin sie wünschten, auf seine Weise erfüllt hat. Die Bewachung muss lax gewesen sein. Sehr viele seien in Skrunda geflohen, erinnert sich Mendel Basch, aber «sehr viele» seien bald erwischt und getötet worden. Von Leib Katz, einem Handwerker der Skrunda-Gruppe, will Abraham Schapiro erfahren haben, dass «viele Juden zu Scherwitz gegangen sind und ihn gefragt haben, ob sie fliehen dürfen. Scherwitz hat dies gestattet, aber dann sind die meisten von ihnen von lettischen Posten geschnappt und erschossen worden. Auch meine Tante und mein Onkel.»²¹⁵ Etlichen muss die Flucht aber tatsächlich geglückt sein, denn sie tauchen Mitte 1945 in Riga wieder auf. Bezeugt ist das für Regina Katz, Nachum Diamant und den Schuhmacher Owtschinski.

Niemand aus der Skrunda-Gruppe wird im Gerichtsverfahren gegen Scherwitz gehört werden, so ist alles, was in und nach Skrunda passierte, schlecht bezeugt. Es gibt nur Scherwitz' Version in verschiedenen Varianten. Sie werden später zitiert.

Etwa Ende Oktober, berichten Mendel Basch und Helmut Fürst, seien sie mit Sack und Pack von Skrunda nach Libau gezogen. Dort haben sich nach Rigas Fall die Dienststellen der SS eingerichtet, dort fühlen die Besatzer sich noch sicher. Der gesamte westliche Teil von Kurland ist noch fest in deutscher Hand, er bleibt es, schwer umkämpft, bis zur Kapitulation am 8. Mai 1945.

Die Autoarbeiter, und mit ihnen zusammen eine unbekannt Anzahl von Scherwitz' Handwerkern, werden in Libau kaserniert. Das Haus, in dem sie untergebracht sind, heisst «Rotes Wunder», weil das Dach rote Ziegel trägt. Gegenüber liegt das «Blaue Wunder», es ist das Gebäude der lettischen Po-

lizei. In der Kasernierung werden wieder Werkstätten eingerichtet, wie in alten Zeiten wird ausschliesslich für den SD gearbeitet. Mendel Basch: «Die ganze Welt ging unter, und die SD-Leute liessen für sich und ihre Freundinnen Ringe mit gestohlenen Brillanten machen. Sie redeten dauernd von der Wunderwaffe, und dass Deutschland noch den Krieg gewinnen wird.»²¹⁶

Ab Dezember 1944 wird es auch in Libau eng, immer wieder bombardieren sowjetische Flugzeuge die Stadt. Der letzte Dampfer aus dem «Ostland», die «Balkan», verlässt am 17. Februar den Hafen von Libau, dieser Transport geht nach Hamburg. In Libau bleiben nur noch 16 oder 18 jüdische Arbeiter für die Aufräumarbeiten übrig, darunter Helmut Fürst und Mendel Basch. Sie befreien sich am 7. Mai 1945 selbst.²¹⁷

Diesmal hat Scherwitz «seine» Juden nicht am Kai verabschiedet, er scheint sich von niemandem verabschiedet zu haben, denn seit der Ankunft der jüdischen Restgruppe aus Skruna in Libau ist er verschwunden. Wie vom Erdboden verschluckt. Weder Mendel Basch noch Helmut Fürst können sich erinnern, ihn je in Libau gesehen zu haben. Er wäre ihnen aufgefallen, da sind sich beide sicher. Er muss etwa Mitte Oktober 1944 aus Libau verschwunden sein. Erst Mitte Februar 1945 taucht er fernab des Baltikums wieder auf, bei seiner Frau Bertha in Hennersdorf in der Lausitz, nur um sich sofort wieder davonzumachen. Das hat Frau Bertha dem Ermittlungsbeamten Hüffel erzählt, ihre Aussage ist im ersten Kapitel nachzulesen.

Wo ist Scherwitz gewesen, was hat er gemacht? Die Monate von Oktober bis Februar und, nach dem Zwischenstopp in Hennersdorf, die Wochen bis April 1945 sind ein schwarzes Loch, über das die Akten und die Zeugen schweigen. Der einzige Zeuge ist Scherwitz selbst. Seine Erzählungen klingen abenteuerlich, aber völlig aus der Luft gegriffen sind sie vielleicht nicht.

Seinen ersten Bericht liefert er am Tag seiner Verhaftung. Es ist die lange Aussage vom 27. April 1948, in der er dem Ermittlungsbeamten Hüffel weismachen will, er sei 1939 in Polizeiuniform aus dem Ghetto in Łódź geflüchtet und als getarnter Polizist mit einem Kraftwagen nach Riga gekommen. Das war gelogen, wie sich gezeigt hat. Ist die Erzählung von den letzten Tagen seiner SS-Betriebsleiterkarriere auch gelogen? Sie klingt so:

«Dann wurde das KZ Kaiserwald nach Stutthof verladen. Ich bekam den Befehl, die Leute ebenfalls aufs Schiff zu bringen, mit sämtlichen Maschinen. Ich bat den Oberführer Fuchs [Befehlshaber der Sicherheitspolizei] um Aufschub.²¹⁸ Ich bekam 14 Tage Zeit. Mir wurde dann gesagt, dass meine Leute nach Stutthof/Westpreussen kämen. Ich verlor einen Teil der Juden samt Maschinen, und ein Teil ging mit mir in die Libauer Gegend. In einem Ort vor Libau [in Skrunda] flüchteten dann zweihundert bis dreihundert Leute. Es blieb ein Rest von circa fünfzig Juden. Eines Abends kam eine gewisse Eda Rosenblatt und sagte, dass sie mit weiteren zehn Personen flüchten möchte. Ich war einverstanden und habe mich abends noch von jedem persönlich verabschiedet. Aber es flüchteten nicht zehn, sondern fast alle Juden. Es war ja keine Bewachung mehr da. Ich fuhr alleine nach Libau.

In Libau bekam ich dann den Auftrag, mit Material nach Danzig zu fahren. Das war Ende 1944. Ich bat mir aus, verschiedene Leute mitnehmen zu dürfen. Darunter befanden sich Dr. Boris Jankolowitsch und Max Larsen [aus der früheren Kfz-Abteilung] und zehn lettische politische Häftlinge. Ich genehmigte, dass zwei dieser Häftlinge verschwinden dürfen. Die anderen gingen freiwillig mit mir. Wir kamen dann in eine kleine Stadt nach Westpreussen.

Bei den mitgenommenen Sachen handelte es sich um Heeresgut der Wehrmacht, SS und Polizei. Das war knapp vor Weihnachten 1944-.

Heier [Walther Heier, Personalreferent beim Befehlshaber der Sicherheitspolizei] kam dann zu mir und sagte mir, dass Eda Rosenblatt aufgegriffen wurde und dass sie gesagt hatte, dass ich mehrere Gruppen von Juden befreit hätte. Er hätte Auftrag, mich nach Libau zurückzubringen.

Dann wurde ich festgenommen und in Ketten gelegt. Ich kam nach Libau zurück als degradiertes Mitglied. Ich wurde dann von einem Leutnant der Wehrmacht vor dem Gefängnis der SS weggenommen mit der Begründung, dass das Standrecht nur der Wehrmacht unterstehe. Ich kam zur Wehrmachtswache und erklärte dem Leutnant meine Situation. Dieser half mir, dass ich freikam und mir eine RAD-Uniform [Reichsarbeitsdienst] verschaffen konnte. Auch wieder durch diesen Leutnant kam ich dann per Schiff nach Deutschland, das war 1945. Ich fuhr im April 1945 nach Erfurt, wo dann die Amerikaner einmarschierten.»²¹⁹

Scherwitz' zweite Aussage über das Ende der Lenta und die Monate danach stammt vom 2. Juni 1948. Es ist die Aussage, in der er sich von Fritz Scherwitz in Eleke oder Elias Sirewitz verwandelt hat und unter Tränen versichert: «Das ist die Wahrheit, die ganze Wahrheit»:

«Ende 1944, Anfang 1945 begleitete ich einen Transport von Wehrmachtsstoffen etc. von Libau weg. Es hiess, die Werkstätten sollten woanders aufgebaut werden. Wir kamen in ein kleines Städtchen in der Nähe von Danzig. Den Transport begleiteten zehn Letten und zwei Juden. Die Sachen wurden verlagert. Weiter wurde nichts unternommen.

Dann kam Heier und sagte mir die Sache mit Rosenblatt. Die Rosenblatt liess ich laufen auf dem Weg zwischen Riga und Libau. Heier erklärte mir, dass ich degradiert und zum Oberführer Fuchs nach Libau gebracht werden müsste. Als Begründung führte er die Sache mit Rosenblatt an und dass ich eine ganze Gruppe von Juden laufengelassen habe. Das war ungefähr Februar 1945.

Am anderen Tag hiess es aber, die Russen rücken vor. Die zwölf Häftlinge sollten nach Danzig gebracht werden und dann die Sachen verladen werden. (...) Heier sah von der Sache mit Rosenblatt ab, da es nicht mehr ging, und ich beschloss, die Häftlinge nicht nach Danzig zu bringen, sondern mit ihnen nach Hennersdorf zu gehen. Das habe ich Heier aber nicht gesagt, sondern fuhr mit den ganzen Sachen und einem Transportschein einfach los. In Hennersdorf ging ich zu meiner früheren Arbeitsstelle. Ich bekam dort Räumlichkeiten und habe alles eingelagert.

Anfang März 1945 hiess es wieder räumen, und ich liess alle Häftlinge aus den vorhandenen Wehrmachtsbeständen Uniformen anziehen. Ich selbst nahm auch eine Wehrmachtsuniform ohne Dienstgrad. Die Sachen wurden in Waggons verladen, und wir gingen nach Thüringen.»²²⁰

Das dritte und letzte Mal berichtet er über diesen Zeitraum während seines Verhörs bei der Hauptverhandlung am 3. März 1949:

«Ich ging mit einer Gruppe nach Libau. Unterwegs liess ich alle meine Leute frei, mindestens fünfzig, aber Rosenblatt wurde geschnappt und hat mich verpiffen. Dann bin ich mit Material weiter nach Konitz, mit mir waren acht Juden und zwei Politische.

Dann kam Heier und wollte mich nach Libau bringen, ich sollte vor ein Gericht gestellt werden. Dazu kam es nicht, weil die Russen vorrückten. Jetzt sollte ich die Juden mit einer SS-Begleitung nach Stutthof bringen und mit den zwei Letten die Sachen nach Deutschland verladen. Das habe ich nicht gemacht, sondern bin mit allen nach Hennersdorf gefahren. Ich hiess die Leute unterwegs SS-Uniformen zur Tarnung anziehen, so ging alles gut. Bei Erfurt kam ich dann mit mehreren Häftlingen, die alle SS-Uniform anhatten, in amerikanische Gefangenschaft. Dabei haben mich die Juden vor den Amerikanern geschützt und sind für mich eingetreten.»²²¹

Die drei Versionen variieren in etlichen Punkten. So sind aus den «zehn Letten und zwei Juden», mit denen er sich auf eigene Faust nach Westen Richtung Hennersdorf abgesetzt haben will, «acht Juden und zwei Politische» geworden. Es gibt aber auch die Konstante, dass er unter persönlichem Risiko den ihm unterstellten Juden die Flucht erlaubt habe und deswegen beinahe selbst vor das SS-Polizeigericht gekommen wäre. Der Name der geflüchteten, eingefangenen und erschossenen Eda Rosenblatt soll das bezeugen. Ihr Schicksal kann Scherwitz sich schlecht ausgedacht haben, sie ist als Empfangsdame am Washington Platz und auf der Lenta sehr bekannt gewesen und hat sich mit Scherwitz immer gut verstanden, wie Bloch berichtet. Ihre Flucht und ihr Tod nach der Evakuierung der Lenta erwähnt auch Boris Rudow in seinem NKWD-Prozess, als er nach dem Aufenthaltsort seiner früheren engsten Mitarbeiter gefragt wird.

Hat Scherwitz die vermeintliche oder tatsächliche Todesgefahr, in der er sich selbst befunden hat, als Entlastung dafür gedient, dass er sich nicht mehr in Libau und erst recht nicht mehr in Stutthof hat blicken lassen? Dass ihm gar nichts anderes übriggeblieben sei, als seine eigene Haut zu retten?

Das jedenfalls ist ihm gelungen. Mitte April begibt er sich bei Erfurt in amerikanische Gefangenschaft, zieht die SS-Uniform aus und gibt sich als Jude zu erkennen.

In diesen Tagen, Mitte April 1945, während in Stutthof noch immer Häftlinge exekutiert, totgeprügelt oder vergast werden und Hunderte an Typhus sterben; während Aberhunderte die letzten Evakuierungsschiffe nach Sassnitz besteigen müssen, damit sie den Befreiern nicht in die Hände fallen;

während die Schiffe auf der Ostsee bombardiert und die «Kap Arkona» mit über 6.000 jüdischen Zwangsarbeitern an Bord versenkt wird; während Abraham Bloch und Werner Sauer sich auf verschiedenen Todesmärschen befinden; während Bloch, jetzt 43 Jahre alt, in einer Scheune bei Bromberg fast stirbt; während Sauer Eltern sterben und er selbst, jetzt 24 Jahre alt, bei Lauenberg fliehen kann; während Flüchtlingstrecks sich nach Westen wälzen und deutsche Städte brennen; während die KZs Bergen-Belsen und Buchenwald befreit werden; während Hitler sich immer noch nicht vergiftet hat und immer noch manche Deutsche an den Endsieg glauben; während von den etwa 25.000 nach Riga deportierten Juden vielleicht noch 1.500 am Leben sind²²²; in diesen Tagen, Mitte April 1945, beginnt für Fritz Scherwitz ein neues Leben. Ein Leben ohne SS-Vergangenheit, ein Leben mit einem jüdischen Verfolgenschicksal, ein Leben mit neuen Frauen und neuen Nähmaschinen.

Teil 7 Neuland

Scherwitz unterwegs

Im herrlichen ersten Nachkriegssommer sind alle unterwegs. Sie kommen von irgendwo und gehen irgendwohin, Millionen auf der Suche nach Angehörigen, Bekannten, Bekannten von Bekannten, nach einem Bett oder wenigstens einem Strohsack in der Scheune. Sie ziehen von Ost nach West, von West nach Süd, von Orten, die es nicht mehr gibt, an Plätze, wo man sie nicht haben will. Ausgebombte mit einem Teekessel in der Hand, Flüchtlinge aus den Ostgebieten mit Handkarren und Kindern darauf, entlassene Kriegsgefangene in Wehrmachtuniformen mit abgetrennten Schulterstücken, Schieber aller Preisklassen mit Brillanten im Schuh und Lucky Strike unterm Jackett, ehemalige Zwangsarbeiter ohne Papiere und Deutschkenntnisse, Naziverbrecher mit neuem Namen und falscher Biographie – ein ganzes Volk ist auf Wanderschaft, wer eine Adresse in der Tasche hat, ist König. Fritz Scherwitz ist so einer. Er hat eine Anschrift in Bayerisch Schwaben, hingekritzelt von Bernhard Ehrenreich, den er im amerikanischen Interniertenlager Biebelsheim kennengelernt hat. «Wenn du mal nicht weisst, wohin», hat Ehrenreich gesagt, «dann komm nach Emersacker, da findet sich fürs erste immer ein Platz.»¹

Fritz Scherwitz hütet die Adresse gut. Vielleicht braucht er sie noch. Ihn zieht es nicht nach Berlin oder nach Hennersdorf, in das Nest in der Niederlausitz, wo Frau und Tochter sein könnten; sie sind Überbleibsel aus der Vergangenheit, Gespenster aus einem anderen Leben. Fünf Jahre alt ist die Tochter jetzt, ein- oder zweimal hat er sie seit 1941 kurz gesehen, ihr Geschenke mitgebracht, die Häftlinge auf der Lenta für sie geschreinert hatten. Das war gestern. Fritz Scherwitz hat nach Kriegsende nicht ein einziges Mal versucht, Kontakt mit der Familie aufzunehmen. Seine Frau Bertha ist ihm schon lange lästig geworden, was braucht man die Trennung noch zu sanktionieren, in einer Zeit, in der alles zusammengebrochen ist, was tausend Jahre halten sollte. Fritz Scherwitz scheint sich frei von allen alten Bindungen zu fühlen, befreit von den Nazis, von dem SS-System mit all seinen Schergen und Mitläufern, befreit auch von allen, die seine Beteiligung daran

bezeugen könnten. Er wird sich nicht verstecken. Ein Kandidat für das SS-Netzwerk «Stille Hilfe» oder gar für die «Rattenlinie» der ODESSA (Organisation der ehemaligen SS-Angehörigen) ins Ausland, das ist er nie gewesen. Warum auch, wird er sich gedacht haben, er hat doch den Juden geholfen, wo immer es ging. Und jetzt kann er auch sagen, was früher kein Mensch wusste: Er ist selbst Jude.

Diese bizarre Wendung seiner Geschichte hat im amerikanischen Interniertenlager stattgefunden, zwischen April und Juli 1945. Sehr gut ist sie nicht bezeugt. Es gibt darüber drei Aussagen, und alle sind sie auf ihre Weise tendenziös: seine eigene und die von zwei Lagerbekanntschaften, dem bereits erwähnten Bernhard Ehrenreich und dem damals 15jährigen Jungen Bernd Hoffmann. Ehrenreich wird bald Grund haben, ihn zu hassen, Hoffmann wird ihm immer dankbar bleiben.

In seinen zuletzt zitierten Aussagen über das Ende der Lenta hat Scherwitz berichtet, er sei mit zwei Juden und zehn Letten (ein andermal waren es acht Juden und zwei Letten) von Westpreussen nach Hennersdorf gefahren, alle eingekleidet in Wehrmachts- oder SS-Uniformen und mit dem selbstgegebenen Auftrag versehen, ein Warenlager mit Uniformstoffen und anderen nützlichen Dingen nach Irgendwo zu bringen. Anfang März habe es auch in der Niederlausitz geheissen, alles räumen, und so räumten sie eben, aber nicht Richtung Berlin, wohin die Bomberstaffeln flogen, sondern nach Thüringen in den Wald. Scherwitz 1948:

«Die Sachen wurden in Waggonen verladen, und wir gingen nach Thüringen (Erfurt). Dort konnten wir nicht bleiben, und wir gingen nach Gebesee. Einige Tage später bekam ich dort Räume am Bahnhof, und wir luden aus. Wir blieben dort bis zum 11. April 1945. Dann kamen die Amerikaner. Vorher zog ich Zivil an. Die Sachen von meiner Frau und meinem Kind und meine persönlichen Sachen, soweit ich sie mitgenommen hatte, blieben in Gebesee. Jankolowitsch und Larsen und die zehn Letten waren dort überall mit dabei. Ich meldete mich bei einem Ami-Offizier und sagte ihm Bescheid über meine Person.

Dabei haben mich die Juden vor den Amerikanern geschützt und sind für mich eingetreten. Später wurde von einem amerikanischen Arzt festgestellt, dass ich Jude bin, ich bin auch beschnitten.

Dann übergab ich dem Ami das Warenlager. Am anderen Tag kam ein Offizier vom CIC [Counter Intelligence Corps]. Ich wurde dann in ein Kriegsgefangenenlager eingesetzt. Die Bescheinigung habe ich bei mir.

Ich war zuerst in Heidesheim und dann in Bad Kreuznach.»²

Die dürren Aussagen lassen sich nicht leicht entschlüsseln, einiges bleibt rätselhaft. So viel ist deutlich: Die zehn oder zwölf Häftlinge, mit denen er unterwegs war, haben bei den Amerikanern für ihn ein gutes Wort eingelegt. Aber zum Mithäftling können sie ihn nicht ernannt haben, seine alte Bewacherrolle im zerfallenen KZ-System kann den Amerikanern nicht verborgen geblieben sein; jedenfalls dann nicht, wenn es stimmt, was Scherwitz und andere erzählen und was nach Lage der Dinge auch denkbar ist: dass er als Agent für den CIC, den amerikanischen Geheimdienst, angeheuert worden ist. Solche Agenten sollten in den Interniertenlagern undercover nach SS-Leuten suchen. Scherwitz hat sich dafür zur Verfügung gestellt, das hat er jedenfalls Ehrenreich erzählt. Ehrenreich, der im Rheinwiesenerlager Biebelsheim als Lagerpolizist fungierte, erinnert sich so:

«Dem Scherwitz selbst ermöglichte ich, mit der Hauptlagerleitung Führung zu nehmen. Hier möchte ich einflechten, dass Scherwitz keine Uniform trug, sondern Zivil. Auch wusste ich nicht, dass er Jude war, das erfuhr ich erst zu dem Zeitpunkt, als er mir erklärte, er sei jetzt von den Amis als CIC-Agent eingeteilt und habe jetzt Zutritt zu sämtlichen Lagern.

Ich habe mich während dieser Zeit mit Scherwitz angefreundet (...). Bei unseren Treffen erzählte er mir, er habe sechs Jahre im KZ Riga verbracht, sei mit anderen Juden geflohen und habe sich in Thüringen in den Schutz der Amis gegeben. Im Lager sei er nur, bis seine Person überprüft ist, weil er auf der Flucht alle Papiere verloren habe. Meines Wissens dauerte dieser Zustand fünf bis sechs Wochen an, danach wurde Scherwitz entlassen.»³

Den jungen Bernd Hoffmann hat Scherwitz wesentlich mehr in sein Vorleben eingeweiht. Dessen Erinnerung:

«Bemerkenswert war für mich, dass Scherwitz in beiden Lagern in Zivil herumging. Ausserdem hatte er ein schönes Zelt, welches er alleine bewohnte. Nachdem ich mich mit ihm angefreundet hatte und in seinem Zelt

wohnen durfte, erzählte er mir, dass er jetzt für die amerikanische Militärpolizei arbeiten würde und hier im Lager nach ehemaligen SS-Leuten suchen würde, die er der Militärpolizei ausliefern würde. Später erzählte er mir auch, dass er selbst bei der SS gewesen ist und Bewachungsmann im KZ Lenta gewesen war. Dort sei es ihm gelungen, SS-Offizier zu werden, wodurch er die Verfügungsgewalt über die Juden bekommen hätte. In dieser Stellung sei es ihm möglich gewesen, diese Juden zu beschützen.

Er erzählte mir auch, dass er beim Nahen der Roten Armee den Befehl bekommen habe, die im Lager befindlichen Juden nach Thüringen zu bringen. Er sei jedoch nicht bis zu dem anbefohlenen Bestimmungsort [Buchenwald?] gekommen, sondern sei in Erfurt von amerikanischen Truppen überrascht und gefangengenommen worden. Er habe zwar Zivilkleider getragen, aber die Amerikaner hätten von ihm ein Bild gefunden, wo er als SS-Offizier abgebildet war. (...) Danach sei er in dieses Lager gekommen. Hier habe er sich der Militärpolizei zur Verfügung gestellt, und deshalb würde er jetzt diese Sonderstellung einnehmen.»⁴

Scherwitz und seine Sonderstellungen. Schon wieder nimmt er eine besondere Position ein, ist privilegiert, hat gar ein eigenes Zelt? Um zu ermes- sen, was das heisst, muss man sich die Situation der Interniertenlager im Frühsommer 1945 vor Augen führen.

Am linken Rheinufer, von Duisburg im Norden bis nach Bingen im Süden, gibt es siebzehn riesige Auffanglager für Männer wie ihn. Für die Heerscharen, die sich den Amerikanern ergeben haben, um ja nicht den Russen in die Hände zu fallen, für Jugendliche über 14 Jahren, von denen die Befreier denken, sie könnten sich den Werwölfen anschliessen, für das letzte Aufgebot des Volkssturms, für Leute mit unklarer Identität, kurz, für alle Deutsche, die alt genug sind, eine Waffe zu tragen; auch politische Gegner der Nazis werden festgesetzt. Sie alle landen fürs erste in den sogenannten **Rheinwiesenlagern**, es sind Überflutungsgebiete, die man mit **Stacheldraht** umzäunt hat. Sie liegen nicht alle direkt am Rhein, sondern auch an den Nebenflüssen, so an der Nahe bei **Bad Kreuznach**.

Diese Lager haben einen besonderen Status. Es sind keine Kriegsgefangenenlager nach den Bestimmungen der Genfer Konvention, sondern die Amerikaner erfinden für sie eine neue Kategorie, nennen sie «temporäre Verwahrsstätten». Die Internierten sind keine «Prisoners of War», die

wie die eigenen Truppen ernährt werden müssen, sondern werden als «Disarmed Enemy Forces», kurz DEF, bezeichnet. Die Lager heissen offiziell «Prisoners of War Temporary/Transient Enclosures» (PWTE), so darf das Internationale Rote Kreuz sie nicht besichtigen.⁵

In so einem PWTE ist Scherwitz nun, er ist nach Heidesheim bei Bad Kreuznach gekommen. Das Lager ist Anfang April 1945 eingerichtet worden, hier konzentrieren die Amerikaner die Männer, die sich im Raum Thüringen und Elbe ergeben haben oder aufgegriffen worden sind. Als Scherwitz ankommt, gibt es das Lager seit etwa zwei Wochen, aber mit etwa 45.000 Männern ist es schon sehr voll. Die Amerikaner haben die Zahl der «demobilisierten Angehörigen feindlicher Truppen» völlig unterschätzt. Es gibt **keine Baracken, keine Toiletten**, nur alle paar Tage ein winziges Care-Paket mit eingeschweissten Keksen, Brausepulver und einer 30-Gramm-Büchse mit Ham and Eggs. Es gibt keine Decken und keine Planen gegen den Regen, die Männer graben sich Löcher in die Feldmark, und wenn sie Glück haben, besitzen sie einen gewachsenen Karton, der sie vor dem Wetter schützt. Die Sterblichkeitsrate ist hoch.⁶

Das Lager wird von deutschen Gefangenen verwaltet, die die Amerikaner ausgewählt haben, nach welchen Kriterien, ist unbekannt. Die deutsche Lagerleitung registriert die Ankömmlinge, verteilt sie auf etwa sechzig Unterlager innerhalb des grossen Camps, bestimmt Verantwortliche für die Essensausgabe, Männer zum Latrinengraben, gründet eine Lagerpolizei, hält den Kontakt zur amerikanischen Hauptverwaltung ausserhalb des Lagers aufrecht. Die US-Militärregierung hat die Lagerleitung angewiesen, SS-Angehörige herauszufiltern und zu melden. Manche Internierte arbeiten zu diesem Zweck für den CIC, den amerikanischen Geheimdienst. Einer von ihnen ist **Scherwitz** sehr wahrscheinlich gewesen.⁷

Der Lagerleitung geht es vergleichsweise glänzend, ihre Angehörigen erhalten Vorzugslebensmittelpakete, Kleidung und, am wichtigsten, eigene Zelte. Sie sind geräumig und aus weissem Stoff, etwa hundert solcher Zelte soll es im Lager Heidesheim gegeben haben. Im Unterschied zu allen anderen Internierten dürfen die Privilegierten mit einem Passierschein auch das Lager verlassen.

Am 8. Mai 1945, am Tag der Kapitulation, befinden sich exakt 65.453 Gefangene im Rheinwiesener Lager Heidesheim. Der Krieg ist zu Ende, Lautsprecher verkünden die Kapitulation. Drei Wochen später, inzwischen haben sich die Alliierten über die Besatzungszonen geeinigt, wird Heidesheim der französischen Besatzungsmacht zugeschlagen. Das amerikanische PWTE-Lager wird aufgelöst, die Internierten werden zum Teil entlassen, zum Teil den Franzosen unterstellt, zum Teil in die PWTE-Lager Dietersheim, Bad Kreuznach und Biebelsheim überführt. Scherwitz muss nach Biebelsheim.

Dort sind die Zustände noch schlimmer als in Heidesheim, im Stadtarchiv von Bad Kreuznach liegen Augenzeugenberichte aus dem Jahre 1945. Die Internierten fressen Gras, um ihre Mägen zu beschäftigen, viele von ihnen werden ihr Lebtage von den Greueln der Nazi-KZs nichts hören wollen, weil niemand ihre eigene Leidenszeit in Biebelsheim zur Kenntnis nehmen mag.⁸ Hier in Biebelsheim trifft Ehrenreich unter «merkwürdigen Umständen» auf Scherwitz:

«Nach dem Zusammenbruch (...) kam ich als Soldat in das Gefangenenlager Biebelsheim/Rhein. Dort wurde ich als Lagerpolizist eingeteilt. Nach Auflösung des in der Nähe gelegenen Lagers Heidesheim kamen die Insassen ebenfalls in unser Lager. Als Vorläufer kam bereits das Gerücht, dass der Lagerleiter von Heidesheim ein ganz grosser Schieber sei. Man habe ihm dort schon mit Erschlagen gedroht, weil er Säcke voll Lebensmittel gehortet und nicht ausgegeben hatte. Dieser Lagerleiter, der kein anderer als Scherwitz war, kam dann tatsächlich nach Biebelsheim, und so lernte ich ihn kennen. Den ganzen Umständen nach wollte man den Scherwitz, der in einem abseits gelegenen eigenen Zelt lagerte, unbedingt beiseite bringen. Die Vorzeichen unter den gefangenen Soldaten waren da, es gab ernste Schlägereien, weil man ihn totschiessen wollte. Ich dachte, es sei des Mordens nun genug gewesen, und wie gesagt, ich war ja Lagerpolizist, und als solcher nahm ich mich Scherwitz' an. Ich warnte ihn vor der drohenden Gefahr und beschwichtigte die Soldaten, sie sollten keine Unüberlegtheiten machen, der Krieg wäre aus, man brauche keine Menschen mehr zu töten. Wir freundeten uns an, denn Scherwitz war, wie er mir selbst erklärte, zu Dank verpflichtet, nachdem ich ihn auf die Feindseligkeiten aufmerksam gemacht habe. Andererseits wurde auch mein

Los im Lager etwas besser, meine Ernährungssituation verbesserte sich, denn ich war fast verhungert.»⁹

Ehrenreich macht diese Aussage 1948, als Scherwitz bei Ehrenreichs Familie längst verhasst ist. Die Schilderung seiner Beschützerrolle und Scherwitz' Schieberrolle mögen etwas gefärbt sein, immerhin ist er durch Scherwitz vor dem Verhungern gerettet worden und ist ihm dafür dankbar gewesen, sonst hätte er ihm nicht seine Heimatanschrift gegeben.

Schatzsuche

Am 13. Juli 1945 erhält Scherwitz die Entlassungspapiere, einen Passierschein – wohin? – und Lebensmittelkarten für eine Woche. Er macht sich zu Fuss in die Freiheit auf.¹⁰ Der frühere SS-Untersturmführer und KZ-Aussenlagerleiter hat ein so gutes Gewissen, dass er nicht einmal seinen Namen ändert, ihn nur ein wenig erweitert. Er nennt sich jetzt Fritz E. Scherwitz, «E» wie Elias oder Eleke oder auch Elke. Auf die Idee unterzutauchen kommt er keine Sekunde, sein Passierschein ist Gold wert, weil er belegt, dass sich sein Träger in der Nazizeit nichts hat zuschulden kommen lassen. Etwa 80.000 Deutsche haben sich 1945 eine neue Identität zugelegt, sie haben erst ein Leben geführt und dann ein zweites, einige von ihnen sind berühmt geworden.¹¹ Auch Fritz E. Scherwitz hat bereits ein Leben geführt, und ein zweites soll jetzt beginnen. Dafür braucht er keine neue Identität, nur eine neue Biographie. Im Interniertenlager hat er begonnen, sie sich zurechtzulegen.

Gross anstrengen muss er sich dafür nicht. Er fühlt sich wohl nicht als Konvertit oder als einer, der aus Opportunitätsgründen die Seiten gewechselt hat, er wird geglaubt haben, er habe immer schon auf der richtigen Seite gestanden, auf der Seite «seiner Juden». Er begreift sich als ein Heimatloser, der untergegangen wäre, wenn er sich nicht selbst immer wieder geholfen hätte. Im Dritten Reich hat er sich geholfen, indem er in die SS eintrat, in den SS-Verbund Riga, in dem er angeblich nur gute Miene zum bösen Spiel machte. Und jetzt, wo alle Überzeugungen zerschlagen sind, an die er sowieso nie geglaubt haben will oder auch tatsächlich nicht geglaubt hat, jetzt,

nachdem ihn die Amerikaner entlassen haben, fühlt er sich sauber wie nach einem Grossputz. In den vielen Seiten Prozessunterlagen findet sich nicht ein einziger Satz, mit dem Scherwitz moralische Mitverantwortung für das Funktionieren des NS-Systems übernimmt. «Mir scheint, dass Scherwitz sich nie schuldig gefühlt hat», schreibt Alexander Lewin in seinem Aufsatz über den jüdischen SS-Offizier. Mehr noch: Scherwitz fühlt sich anscheinend vollkommen unschuldig.

Fritz E. Scherwitz agiert in diesem Sommer, in dem Grips, Chuzpe, Egoismus und Skrupellosigkeit fürs Überleben gebraucht werden, wie einer, der immer auf der jüdischen Seite gestanden hat. Irgendwo in Europa müssen «seine» Juden herumirren. Mit zwei von ihnen ist er zuletzt noch zusammen gewesen, im Thüringischen, als der Krieg für sie zu Ende war. Er hat ihnen, dies ist seine feste Überzeugung, in Riga als heimlicher Verbündeter das Leben gerettet, und ein zweites Mal, als er sie nicht im KZ Stutthof abgeliefert hat. Sie sind ihm noch was schuldig, wird er gedacht haben. Aber dafür muss man sie erst einmal finden. Nach Emersacker, zum Lagerkameraden Bernhard Ehrenreich, kann er immer noch. Das ist sein Spatz in der Hand. Erst will er die Taube auf dem Dach, und die hat zuletzt in Erfurt gehockt.

Als er aus Biebelsheim losmarschiert, durch ganz Hessen und über den Harz wandert, ist er nicht allein. Mit ihm geht Bernd Hoffmann. Kennengelernt hat er ihn schon im Lager Heidesheim, da ist Hoffmann gerade 15 Jahre alt geworden, dünn wie ein Strich und sehr verzweifelt. Die Amerikaner haben den Jugendlichen Mitte April in Lobsdorf bei Glauchau im Raum Chemnitz gefangengenommen, dort ist er aufgewachsen, dort ist er Flakhelfer gewesen. Eltern hat er keine mehr, er hat bei einer Pflegefamilie gelebt, die sich, wie er sagt, nie um ihn gekümmert habe. In Biebelsheim hat ihn Scherwitz unter seine Fittiche genommen, ihm Essen und einen Strohsack besorgt, den er in sein Privatzelt hat legen dürfen. Der Junge nennt ihn «Onkel» und folgt ihm wie ein Hündchen auf Schritt und Tritt. Das Schicksal des 15jährigen muss Scherwitz angerührt haben, sicherlich hat es ihn an seine eigene Jugend nach dem Ersten Weltkrieg erinnert. Damals, bei den Freikorps, hat ihn Friedrich Erler betreut, jetzt ist Scherwitz selbst väterlicher Freund und Beschützer eines struppigen Zugelaufenen.

Bernd Hoffmann wird später, am 9. Juni 1948, im Fränkischen von der Polizei vorgeladen, Scherwitz hat ihn als Zeugen für seine jüdische Herkunft genannt. Als Scherwitz noch später im Gefängnis sitzt, schreibt Hoffmann ihm zwei Briefe mit ungelener Kinderhandschrift. In einem erzählt er, er sei jetzt «Bergmann» geworden, im zweiten bedankt er sich für seine Unterstützung, «ohne dich würde ich nicht unter den Lebenden weilen». Bernd Hoffmann ist anscheinend der einzige Mensch gewesen, dem Scherwitz 1945 seine SS-Tätigkeit in Riga gestanden hat, er muss grosses Vertrauen zu dem Jungen gehabt haben. Hoffmann berichtet der Polizei:

«Am 13. Juli 1945 wurden wir dann gemeinsam aus der Gefangenschaft entlassen, und wir begaben uns zu Fuss (...) nach Thüringen, und zwar nach Erfurt. (...) In Erfurt hatte der Scherwitz eine ihm bekannte jüdische Familie namens U. in der Gustav-Freytag-Strasse 47, bei der wir Unterschlupf fanden. Woher er diese Familie kannte, ist mir unbekannt. Ich selbst kann mich aber erinnern, dass er mir mal gesagt hatte, dass er selbst Jude ist und sich in der SS nur getarnt habe. Ob das stimmt, kann ich nicht sagen. (...)

Über seine Vermögensverhältnisse ist mir nur bekannt, dass er nach der Entlassung aus der Gefangenschaft über einen Scheck von 7.000 Reichsmark verfügte sowie etwa über 500 Reichsmark Bargeld. Er sprach aber davon, dass er noch in Besitz von Brillanten sei, die er mit einem Jankolowitsch in einem Einweckglas im Wald vergraben hätte.»¹²

Der lange Marsch durch das zerbombte Deutschland, vorbei an Kassel über Berg und Tal, wo sie viele Male unterwegs kontrolliert und weitergeschickt werden, führt nach Gebesee, dem kleinen thüringischen Ort mit Bahnhof, auf dem Scherwitz und seine zehn Begleiter sich am 11. April 1945 den Amerikanern ergeben haben. Noch liegen in dieser Gegend amerikanische Truppen, die Verträge, die Thüringen der sowjetischen Einflussosphäre zuschlagen, sind noch nicht unterzeichnet. Hier hat er «seine» Juden zuletzt gesehen, darunter Boris Jankolowitsch, der sich seit dem Tage der Befreiung Dr. Boris Jankolowitsch genannt und damit bei den Amerikanern Eindruck gemacht hat. Nach Gebesee will Scherwitz, um Jankolowitsch und seine «persönli-

chen Sachen» zu finden, die er Anfang März aus der Wohnung seiner Frau mitgenommen hat. Vor allem möchte er aber die Brillanten finden, die er mit Jankolowitsch in einem Waldstück bei Gebesee vergraben haben will.

Was sind das für Brillanten, und wem gehören sie? Während der Ermittlungen gegen ihn wird immer wieder von Brillanten und Pretiosen die Rede sein, die er sich in Riga angeeignet haben soll, bloss gesehen hat sie kein einziger Zeuge. Als einzig namentlich bekannter Geschädigter wird immer wieder Pikielny angegeben, mal soll der jüdische Geschäftsmann Scherwitz zwei Diamanten gegeben haben, um mit seiner Familie auf der Lenta bleiben zu können, mal haben die Zeugen von Schmuckstücken geredet, und Werner Sauer hat einen Familienschmuck erwähnt, der in Friedenszeiten einen unermesslichen Wert darstelle. Scherwitz hat immer bestritten, sich Wertsachen in Riga angeeignet zu haben, aber kann man ihm glauben?

Eine Zeugenaussage, die nahelegt, dass es die Diamanten wirklich gegeben hat und sie in einem Waldstück bei Gebesee vergraben worden sind, stammt von Bernd Ehrenreich. Er erinnert sich auch, dass Scherwitz zudem ein «wertvolles Schifferklavier» gesucht hat, mit dem sich viele persönliche Erinnerungen verbunden hätten. Auch Jankolowitsch soll gerne darauf gespielt haben, habe Scherwitz erzählt, dieser sei überhaupt ein sehr musikalischer Mensch gewesen, und nicht nur das. «Scherwitz sagte mir, dass er mit diesem Letten auch Pläne für die Zukunft geschmiedet habe. Bei der Familie U. wollte er sich mit ihm treffen.»¹³

Gebesee wird für Scherwitz zu einem einzigen Fiasko. Der Fussmarsch vom Rhein dorthin hat zwei Wochen gedauert, und als sie endlich ankommen, ist nichts mehr zu finden. Scherwitz, der schon auf der Lenta erklärt haben soll, er werde, wenn er den Krieg überlebe, ein reicher Mann sein, sind die Felle davongeschwommen. In seiner Vernehmung vom 2. Juni 1948 schildert er das Desaster und versucht dabei doch noch für sich etwas herauszuholen:

«Als ich hinkam, waren alle weg, Jankolowitsch, Larsen usw. Die Sachen hatten sie mitgenommen. Ich ging nach Erfurt, um festzustellen, wo sie seien. Ein Ami von der Militärverwaltung sagte mir, dass Jankolowitsch in Erfurt gewesen sei. Er sei aber wieder weg.

Wohin, wüsste er nicht. Die Letten seien nach Riga abgeschoben worden.

Die Frau des Rechtsanwaltes U. erzählte mir, dass Jankolowitsch ihr unter Tränen berichtet habe, dass die Amerikaner den ehemaligen SS-Mann Scherwitz geholt und erschossen hätten. Sie hätte von Jankolowitsch den Auftrag bekommen, seine Frau in Riga zu grüssen, sie solle ihr schreiben und ihr berichten, dass er, Jankolowitsch, durchgekommen sei und sein Lebensretter Scherwitz heisse.»¹⁴

Aber wo sind nun die ominösen Diamanten geblieben? Fest steht, dass Scherwitz sie nach dem n. April 1945, dem Tag seiner höchst privaten Entnazifizierung, für immer los ist. Das Einweckglas im thüringischen Wald: Scherwitz hat es nicht gefunden. Sein einziges Schmuckstück ist ein breiter, goldener Siegelring, den hat er schon am ersten Tag seiner Gefangenschaft in Heidesheim getragen und trägt ihn immer noch, bis die Polizei ihn 1948 als mögliches Raubgut aus jüdischem Besitz konfiszieren wird. Der Traum vom Reichtum, fürs erste ist er ausgeträumt. Den Scheck über 7.000 Reichsmark kann er nirgends einlösen, und die 500 Reichsmark in bar sind in einer Zeit, in der Kartoffeln nur gegen Tafelsilber zu erhalten sind, nicht viel wert.

Und Boris Jankolowitsch? Ihn wird Scherwitz weiter suchen, noch in Freiheit wegen der Diamanten, später hinter Gittern als Entlastungszeugen. Erst als er die Suche aufgegeben hat, als schon alle seine Bemühungen um eine Wiederaufnahme des Prozesses gescheitert sind, erst dann, drei Jahre nach seiner Haftentlassung, zwölf Jahre nach ihrer letzten Begegnung in Gebesee, erst 1957 wird er ihn finden und wird ihn dennoch nicht finden. Denn im Jahre 1957 will Boris Jankolowitsch nichts mehr von seinem «Lebensretter» Scherwitz wissen. Er will nicht bezeugen, dass Scherwitz kein KZ-Lagerleiter wie andere, dass er kein SS-Erpresser und Mörder gewesen ist. Erst recht nichts will er zu tun haben mit intimen Erinnerungen wie etwa an das Abenteuer in Gebesee und seine Fürsprache bei den Amerikanern. Boris Jankolowitsch will nicht, kann nicht, er sieht sich eingebunden in eine Welt, in der die Rückschau auf die Nazizeit nur schwarz und weiss, Nazimonster und Naziopfer zulässt.

Bei einem Termin mit Scherwitz' Münchner Rechtsanwalt Dr. Franz Moser findet er 1957 eine Sprachregelung, die der Anwalt in einem Schreiben

an das Landgericht München so wiedergibt: «Der sehr subtile Zeuge Dr. Jankolowitsch befindet sich (...) in einem religiös bedingten Gewissenskonflikt als Angehöriger eben jener Glaubensgemeinschaft, die in toto der Vernichtung ausgeliefert schien. In seiner exponierten Position in einer von seinen Glaubensgenossen geleiteten Weltfirma als Generalvertreter für Westeuropa hat er – was er unmissverständlich zum Ausdruck brachte – gewisse Sanktionen zu befürchten, wenn er, wozu er in der Lage zu sein auch nicht bestreitet, der objektiven *Wahrheit* zum Siege verhilft, die sich nicht ganz mit der offiziellen Nachkriegsliteratur – speziell Max Kaufmanns Buch ‚Churbn Lettland‘ – vereinbaren lässt.»¹⁵

Boris Jankolowitsch, der frühere Lagerschreiber und Wegbegleiter in Thüringen, ist dem Ermittlungsbeamten Hüffel mit Adresse und Telefonnummer schon seit 1948 bekannt. Er ist dennoch niemals befragt worden, weil das belgische Kriegsverbrecherreferat beim American Jewish Joint Distribution Committee ihn von der deutschen Polizei nicht vernehmen lassen wollte. Weil «der Joint nicht kooperierte», wie es in den Unterlagen heisst. Und weil später kein Gericht auf einer Aussage besteht.¹⁶

Warum hat der Joint in diesem Fall nicht kooperiert, in anderen Fällen hat er es doch getan? Fürchtet man das Thema Kollaboration und Max Kaufmann so sehr? Boris Jankolowitsch hat zu diesem Zeitpunkt, 1948, schon Karriere gemacht. Der gelehrte Kaufmann ist Ende 1946 zum Generaldirektor der Paramount Filmgesellschaft in Brüssel befördert worden. Hätte Scherwitz von ihm erfahren können, wo das eingrabene Einweckglas voll Diamanten geblieben ist? Vielleicht hätte sich die Sache auch in Luft aufgelöst. «Einweckglas voll Diamanten», empört sich Scherwitz 1949, «so ein Quatsch.»¹⁷

Wanderer nach Emersacker

Von der grossen Politik wissen Scherwitz und Hoffmann nichts. Während die beiden in und um Erfurt herumirren, bereitet die amerikanische Armee ihren Abzug aus Thüringen vor, die britische den ihren aus Sachsen. Sie räu-

men 41.000 Quadratkilometer zugunsten der sowjetisch besetzten Zone, um dafür 480 Quadratkilometer in Berlin zu bekommen. Die ersten amerikanischen Soldaten verlassen am 1. Juli 1945 Thüringen, zehn Tage später ist das gesamte Gebiet geräumt. In ihrem Windschatten verlassen Zehntausende das Land, illegal, aber von niemandem sonderlich gebremst.

In der Nachhut des Trosses gen Westen befinden sich auch die glücklosen Schatzsucher, sie haben die Ankunft der Russen noch erlebt. Hoffmann berichtet: «Zu meinem Erstaunen sprach Scherwitz ein flüssiges Russisch. Unterwegs übersetzte er einige Male Bitten der Bevölkerung an die sowjetische Kommandantur.»¹⁸ Im Westtharz angekommen, will Scherwitz nach Frankfurt/Main, ins Lager für Displaced Persons in Zeilshausen. Dort, so hat er von seiner Gastgeberin U. in Erfurt erfahren, sollen sich viele Juden aus Lettland aufhalten; vielleicht auch Boris Jankolowitsch oder andere frühere Häftlinge der Lenta, die wissen könnten, wo dieser steckt.

Aber Bernd Hoffmann will nicht nach Frankfurt, die Diamanten und das Schifferklavier öden ihn an, er ist doch erst 15 Jahre alt, hat grossen Hunger, will kein Nomadenleben führen, aber zu seinen Pflegeeltern in der sowjetisch besetzten Zone will er auch nicht. Allmählich scheint er Scherwitz lässig zu werden, ein Abstellplatz für den Jungen wird gebraucht. Möglicherweise variiert der «Onkel» deshalb seine Pläne, schliesslich hat er noch den Spatz in der Hand: die Adresse von Bernhard Ehrenreich in Emersacker, dem Nest bei Wertingen zwischen Dillingen und Augsburg in Bayerisch Schwaben. «Dann ging ich auf Wanderschaft», so erklärt es Scherwitz, «und weil ich niemanden mehr traf von Bekannten, nahm ich das Angebot von Ehrenreich an, zu ihm zu kommen, denn er war mir verpflichtet. Er wäre verhungert, wenn ich ihn nicht durchgefüttert hätte.»¹⁹

Sie machen sich also auf dorthin, wo es die überwiegende Zahl aller Flüchtlinge aus dem Osten hinzieht. Dorthin, wo es schön ist, wo nie eine Bombe gefallen ist und Kartoffeln kein Problem sind, zu den Bauern ins schwäbische Land.

Am ersten Sonntag im August 1945 erreichen sie Emersacker. Es ist glühend heiss, die Männer der Familie Ehrenreich sitzen wie jeden Feiertag nach dem Gottesdienst zusammen im Hof und warten auf das Mittagessen.

Es geht ihnen so wie anderen Bauernfamilien im Ort, sie glauben an Gottvater, Mutter Maria und den Heiligen Geist. Das gibt Kraft. Sieben Kinder hat die Familie, sechs sind ihnen geblieben, vier Buben und zwei Töchter. Der Zweitälteste ist gleich in den ersten Tagen in Russland gefallen, die zwei jüngsten sind noch in russischer Gefangenschaft, der mittlere ist schon lange zu Hause, und Bernhard, der älteste Sohn, der am 31. Juli aus Biebelsheim freigelassen wurde, ist seit zwei Tagen daheim und isst und isst und isst.

An diesem heiligen Sonntag kommen Scherwitz und sein Gefährte an. Nicht wie der junge Ehrenreich zu Fuss, sondern per Anhalter. Ein Offizier in einem grossen amerikanischen Truck fährt sie direkt in den Hof. Da stehen die beiden nun in der Hitze, sind angerauscht gekommen wie die Sieger, aber als der Wagen in einer Staubwolke davonfährt, stellt sich heraus, dass es Habenichtse sind: «Scherwitz' ganzes Vermögen bestand aus dem, was er am Leibe trug, und einer kleinen Pappschachtel, in der er Seife, Handtuch, Zahnbürstchen und Zahnpasta verwahrte. Sonst befand sich in ihr nichts, nicht einmal ein einziges Stück Leibwäsche! An der Hand führte er ein altes klappriges Fahrrad französischer Herkunft.»²⁰

Im Hause Ehrenreich ist man dennoch von dem Gast beeindruckt, sein Name hat bereits einen guten Klang. Bernhard Ehrenreich hat seit seiner Heimkehr viel von ihm erzählt, unglaubliche Geschichten von einem Juden, der die Nazizeit nur dank seiner Findigkeit überlebt und in den Gefangenenlagern nach SS-Verbrechern gesucht habe. Scherwitz, der mutmassliche CIC-Agent, hat Eindruck auf den jungen Mann gemacht, dem sich nur eine Perspektive als Bauer bietet, wo er doch viel lieber Friseur in der Stadt geworden wäre. Dass dieser interessante Mann schon so bald der Einladung aufs Dorf folgen würde, das hätte der Bauernsohn nie und nimmer gedacht. Später, als «Fritzi», wie «Bernie» ihn nennt, den Hausfrieden gesprengt haben wird, wird er sich in Schuldcomplexen winden. Der Besuch sei ihm von Anfang an «unerwünscht» gewesen, wird er versichern, die Einladung nur unter «Einfluss der Stacheldrahtpsychose» zustande gekommen und «nur Ausdruck einer unter Kriegsgefangenen üblichen Höflichkeit gewesen, die Scherwitz zu wortwörtlich genommen habe».²¹

Emersacker Nummer 12. Die Hausnummer hat sich inzwischen geändert, die Strasse, die damals keinen Namen trug, ist heute verbreitert und geteert, aber im Besitz der Familie Ehrenreich ist das Anwesen immer noch. Mit seinen drei Stockwerken, dem alten Obstgarten, den Ställen, in denen heute Autos statt Kühe stehen, führt es bescheidenen Wohlstand vor.

In dieses Haus kommt Scherwitz, um den ausgehungerten Bernd Hoffmann abzuliefern und sich selbst einzunisten. Hier lügt er seine Biographie in ein jüdisches Opferschicksal um. Hier stellt er die Weiche für seine Nachkriegskarriere auf Erfolg. Als Scherwitz es 15 Monate später wieder verlässt, beten die Gastgeber ein langes «Maria hat geholfen» in der Kapelle auf dem Berg.

Der Name Scherwitz schockiert in Emersacker noch immer. Als ich fünfzig Jahre später Ferdinand Ehrenreich aufsuche, den jüngsten der Ehrenreich-Brüder, schüttelt er sich vor Entsetzen. «Er hat meinen Bruder Bernhard belogen, meinen Vater terrorisiert, meine Mutter um den Schlaf gebracht und meine Schwester um die Ehre.» Die Überzeugung, dass Scherwitz ein Hochstapler, ein Gauner gewesen sei, nichts als ein Lügner und Betrüger, der die Gastfreundschaft der Familie missbrauchte, hat sich tief in die Erinnerung eingefressen und alle Winkel des Familiengedächtnisses auf Dauer besetzt. Die «um die Ehre» gebrachte Schwester hat nie über diesen Mann geredet. 1948 soll sie gesagt haben: «Wenn ich reden würde, wäre Scherwitz erledigt.»

Scherwitz' Zeit in Emersacker ist gut dokumentiert. Besonders scharf beobachtet hat ihn der frühere Bürgermeister des nahen Wertingen, Richard Zenetti, der mit Scherwitz seine eigene Geschichte haben wird und ihn gründlich hassen lernt, wie noch zu zeigen ist. 1948 ist er im ganzen Landkreis herumgefahren, um mit Scherwitz-Geschädigten zu sprechen, hat jedes Fetzen Papier gesammelt, das über ihn Auskunft geben könnte. Als der Gehasste verhaftet wird, bricht Zenetti noch in derselben Nacht in Scherwitz' Villa ein, räumt den Schreibtisch leer, nimmt alle Papiere mit, die er findet, räumt sogar den Papierkorb aus. Mit den auf diese Weise beschafften Dokumenten will er ihm einen Prozess in eigener Sache an den Hals hängen, aber dazu wird es nicht kommen.²²

Zenettis Gesprächsprotokolle mit der Familie Ehrenreich und anderen Scherwitz-Geschädigten sind Zeitdokumente von ganz eigenem Wert. Sie

belegen, was damals die amerikanische Besatzungsmacht auf das Höchste alarmiert hat, dass nämlich der Antisemitismus am 8. Mai 1945 nicht aufgehört hat, sondern im Gegenteil in den ersten Nachkriegsjahren durchaus noch gesellschaftsfähig gewesen ist. Zenetti war wie alle seine Gesprächspartner fest davon überzeugt, dass Scherwitz Jude sei. Seine in die Wortprotokolle eingeflochtenen Kommentare begreifen alle individuellen Eigenschaften von Scherwitz als typisch jüdische Rassenmerkmale. Zu Scherwitz' Ankunft in Emersacker Nummer 12 fällt ihm die Bemerkung ein: «Wie dieser Dank eines Juden, zumal vom Schlage eines Scherwitz, aussah, sollte Ehrenreich nur zu bald und sehr ausgiebig erfahren.»²³

Zenetti hat drei Ordner Materialien über Scherwitz zusammengetragen, er hat es parteilich und mit antisemitischem Affekt getan. Dennoch dokumentiert die Sammlung recht anschaulich Scherwitz' persönliche Stunde Null, seine Biegsamkeit, seine Phantasie, seine Eitelkeit und Rücksichtslosigkeit, aber auch seine Grosszügigkeit gegenüber Freunden und sein Engagement für die Schwächsten der Gesellschaft. Sie zeigen einen Menschen, der Boden unter den Füßen sucht und dem für seinen Weg nach oben viele Methoden recht sind. Um kein Niemand zu werden, intrigiert, lügt, betrügt, verführt er, und viele lassen sich verführen. Scherwitz der Menschenfischer. Scherwitz der Koschermacher. Scherwitz der Teufel.

Doktor, Jude, Sozialist

Im August 1945 aber ist der Himmel noch blau. Zwei Esser mehr, das verkraften die Ehrenreichs schon. Im Unterschied zu den Stadtbewohnern von Augsburg, die wenig zu essen haben, geht es den Bauern in Bayerisch Schwaben glänzend. Das Gemüse im Garten, die Hühner auf dem Hof, die Kuh im Stall – und nicht jedes Schwein ist beim Ernährungsamt registriert. Dem Lagerkameraden wird der dritte Stock im Hause zugewiesen, ein Zimmer mit Ausblick. Der junge Hoffmann wird wenig später zum Onkel Ehrenreich ins Nachbardorf geschickt, als der Flüchtlingskommissar von Wertingen dem Haus die erste Familie aus Schlesien zuweist. Auch später, als

noch mehr Heimatlose einquartiert werden, sogar im Stall jemand schlafen muss, braucht Scherwitz sich nicht einzuschränken. «Hier gefällt es mir, hier bleibe ich», soll er des öfteren gesagt haben.

Es ist unwahrscheinlich, dass Scherwitz von Anfang an geplant hat, sich hier in Emersacker eine Position zu verschaffen. Aber er ist flexibel wie immer, und die Umstände sind günstig. Eine Meldeadresse haben, damit er den Scheck über 7.000 Reichsmark einlösen kann, «seine» Juden aus Riga suchen, «seinen» Besitz in Frankfurt sicherstellen, Hoffmann abstellen, sich erst mal auffüttern lassen und dann weitersehen, das werden seine Nahziele gewesen sein.

Wenn Vater Ehrenreich nicht Parteigenosse gewesen wäre, hätte sich Scherwitz vielleicht nicht so aufdringlich als Jude präsentiert, dann wäre seine Karriere vielleicht ganz anders verlaufen. Aber Vater Ehrenreich ist PG gewesen, seit Oktober 1933, und weil die NS DAP-Kreisleitung ihn zweimal zum Beisitzer im Gemeinderat bestimmte, war er nach den Richtlinien der amerikanischen Militärregierung sogar ein aktiver PG. In Emersacker, erfährt Scherwitz von ihm, hätten alle Bauern an Hitler und den Bauernführer Darée geglaubt, 80 Prozent der 360 Wahlberechtigten hätten der Partei im März 1933 ihre Stimme gegeben.²⁴

«Blut und Boden» seien hier keine leeren Schlagwörter gewesen, sondern die Parole für Schutz vor den jüdischen Pfandleihern und für eine sichere Zukunft auf der eigenen Scholle. Sein vom Vater geerbter, dreissig Hektar grosser Hof sei bei der Machtergreifung mit mehr als 40.000 Reichsmark über alle Massen verschuldet gewesen, erzählt Ehrenreich seinem Zuhörer «Fritzi», und die Zinslast habe ihn schier erdrückt. Deshalb habe er Darée und Hitler geglaubt, als diese seine persönliche Misere mit dem jüdischen Finanzkapital erklärten und versprachen, Zwangsversteigerungen künftig zu verhindern. Je mehr Vater Ehrenreich meint, sich für die antisemitischen Tiraden in seiner alten Hauspostille «NS-Landpost» entschuldigen zu müssen, desto jüdischer wird Fritz Scherwitz. In Emersacker Nummer 12 wird aus «Fritz E. Scherwitz» der «Elias (Elke) F. Scherwitz», und bald verschwindet das «F.» völlig.

Die Verwandlung des heimatlosen Scherwitz in einen erfolgreichen Geschäftsmann aus gutem jüdischen Hause geht schnell vonstatten. In Emers-

acker, zur Brotzeit, erfindet er sich neu und bedient dabei alle Klischees, die Nichtjuden über Juden haben. Es genügt Scherwitz nicht, sich als rassisch Verfolgten darzustellen, sondern die Nazis sollen ihm auch noch ein immenses Vermögen gestohlen haben. Sein Vater habe die grosse Möbelfabrik Hübner in Berlin besessen, erzählt Fritzi-Elke-Elias seinen staunenden Zuhörern, ihm selbst habe eine Werkzeugmaschinenfabrik im Wert von 24 Millionen Reichsmark gehört. Seine Fabrik habe 1.200 Arbeiter beschäftigt, für diese habe er eigene Siedlungen bauen und Turn-, Schwimm- und Sportplätze errichten lassen. Er habe eine eigene Villa nach neuestem Komfort bewohnt, fünf Privat-Pkws gehabt und mehrere Reitpferde und wertvolle Schäferhunde gehalten. Sein rund tausend Hektar umfassender Waldbesitz sei von eigenem Forstpersonal verwaltet worden. Wie gross das Vermögen gewesen sei, könne man daran erkennen, dass er monatlich 42.000 Reichsmark an das Winterhilfswerk habe abführen müssen.²⁵

Ganz nebenbei promoviert er sich am Küchentisch auch noch zum Doktor der Wirtschaftswissenschaften, den er in Würzburg «gebaut» haben will. Später, da scheint er die Übersicht verloren zu haben, ist er Doktor der Ingenieurwissenschaften, diesmal «gebaut» in Berlin. Als Sozialist, der sich immer um seine Arbeiter gekümmert habe, sei er obendrein noch politisch verfolgt gewesen.

Keine Übertreibung ist dem Gast zu dick aufgetragen. Und es funktioniert. Als Doktor Scherwitz, Sozialist und Jude, wird er aus der Emersackerer Bauernstube heraus seinen Weg machen, immer geschützt durch die Dienststelle der amerikanischen Militärregierung in Wertingen. Die Promotion, die Verfolgung durch die Gestapo wird er später, während der Ermittlungen, nach und nach zurücknehmen, das seien Notlügen gewesen. Den Titel, wird er erzählen, habe er sich nach dem Vorbild von Boris Jankolowitsch zugelegt, der sich seit 11. April 1945 Doktor nannte: «Die Amis haben ihm aus der Hand gefressen, als sie erfuhren, dass er Doktor ist, und ihn überall protegiert. Ausserdem hat es in Berlin im Telefonbuch wirklich einen Dr. Scherwitz gegeben.»²⁶

Scherwitz wird in München viel behaupten und diese Behauptungen wieder dementieren. Niemals aber wird er von den Angaben zu seiner jüdischen Herkunft abrücken. Auch nicht, als sie sich als grosser Nachteil erweist und es besser für ihn gewesen wäre, ein Christ zu sein. Scherwitz habe erklärt,

so erinnert sich der junge Ehrenreich 1948 im Gespräch mit Zenetti, «dass seine Eltern im KZ umgekommen, seine Frau Jenny und seine einzige Tochter in Auschwitz vergast worden seien. Seine ältere Schwester sei Besitzerin einer Kaffeeplantage in Guatemala, seine jüngere Schwester sei musikalisch hochbegabt und eine hervorragende Sängerin und Pianistin gewesen. Da sie von auffallender Schönheit gewesen sei, hätten SS-Leute an ihr Gefallen gefunden und sie zur Hingabe zwingen wollen. Da sie sich entschieden weigerte, sei sie im KZ umgelegt worden.»²⁷

Auch mit persönlichen Erfahrungen geizt Scherwitz nicht. Während seiner KZ-Zeit sei er «einige Male in der Nähe von Riga bei den zu Erschiesenden gewesen», referiert Bernhard Ehrenreich im Polizeikommissariat Augsburg Scherwitz' Erzählungen. «Er sei aber durch glückliche Umstände wie plötzliches Fallenlassen usw. immer am Leben geblieben. Nach solchen Rettungsaktionen hätte er die verschiedensten Uniformen getragen, wie Wehrmacht, Zoll usw.» Ungläubige Einwände seiner Gastgeber habe er stets mit neuen grausigen Details abzuwehren gewusst:

«Im KZ sei eine Frau gewesen, die nur mit der Reitpeitsche im Lager umhergelaufen sei und die Menschen nach ihrem Gutdünken in den Tod geschickt hat, so in die Gaskammern, an den elektrischen Zaun und vor die Bluthunde. Damals machte ich [Ehrenreich] ihm den Vorhalt, wieso denn er als langjähriger KZler seinen schweren goldenen Siegelring, seine Armbanduhr und auch seinen goldenen Füllhalter retten konnte. Darauf erwiderte er mir, dass er diese Sachen immer im Schuh verwahrt hätte. Seine Frau und sein Kind seien vor seinen Augen erschossen worden. Eine Schwester von ihm wäre später in Dachau ums Leben gekommen. Ein Lagerpolizist Levi habe ihn fast totgeschlagen, aber er habe sich an ihm gerächt. Dass seine Berichte sich widersprachen, fiel mir erst viel später auf. Er hat in Emersacker immer wieder über das KZ Riga gesprochen, und viele Male liefen ihm die Tränen nur so über das Gesicht. All das machte auf uns einen tiefen Eindruck.»²⁸

Scherwitz gelingt in dem schwäbischen Dörfchen, das nur auf guten Regionalkarten eingezeichnet ist, was sonst überall auf der Welt den allermeisten Überlebenden des Holocaust nicht gelungen ist, weder in Deutschland noch

in Israel noch sonstwo: Seine Zuhörer glauben ihm und zeigen menschliches Mitgefühl. Der Auschwitz-Häftling Primo Levi hat immer wieder festgestellt, dass die meisten KZ-Überlebenden ganz andere Erfahrungen machen mussten. In seinem Buch «Die Untergegangenen und die Geretteten» beschreibt er sie so: «Beinahe alle Zurückgekehrten erinnern sich, entweder im Gespräch oder in ihren schriftlich festgehaltenen Erinnerungen, an einen Traum, der sich in den Nächten der Gefangenschaft häufig einstellte, unterschiedlich in den Einzelheiten, aber im Wesentlichen gleichbleibend: Sie kehrten nach Hause zurück, erzählen mit Leidenschaft und Erleichterung einer ihnen nahestehenden Person von den vergangenen Leiden und stellen fest, dass ihnen nicht einmal geglaubt, ja nicht einmal zugehört wird. In der typischsten und grausamsten Version wendet sich der Angesprochene ab und geht schweigend weg.»²⁹

Scherwitz hingegen wird geglaubt. Vielleicht gerade deshalb, weil nichts davon stimmt und er noch Tränen weint, wo wirklich Davongekommene schon längst keine mehr haben. Zudem wird in seinen Erzählungen das Monströse stets zu Konflikten verkleinert, aus denen er als Sieger hervorgegangen ist. Das tröstet. Bei Erschiessungen liess er sich fallen, den Schmutz behielt er im Schuh, am Prügelpolizisten Levi konnte er sich rächen, mit Uniformen konnte er sich tarnen, auch seine Schwester behielt ihren Stolz bis zum Tod. Scherwitz bedient mit seinen Erlebnisberichten genau die Vorstellung, die Nichtjuden im Westen über die Vorgänge im Osten gerade noch ertragen können. Es war grausam, doch wer findig war und Glück hatte, konnte die Bösen austricksen – Juden sind eben schlau, dies wusste man doch schon immer. Dass es in Lettland keine Gaskammern, elektrischen Zäune und Bluthunde gab, dass das Morden in den Wäldern von Riga ein hoch perfektioniertes Schiesshandwerk war, dies können seine Zuhörer nicht wissen.

Scherwitz hat sich in Emersacker offenbar von Tag zu Tag mehr in eine jüdische Verfolgungsgeschichte hineingesteigert, so wie es Jahrzehnte später auch der Schweizer Adoptivjunge Bruno Dössekker tut, der nach zwanzig Jahren Selbstfindung, jahrelanger psychoanalytischer Traumbewältigung sowie zweitausend gelesenen Büchern über den Holocaust herausge-

funden zu haben meint, dass er in Wahrheit ein baltisches Judenkind namens Benjamin Wilkomirski sei. Er veröffentlicht 1995 die Geschichte seiner Kindheit, eine grauenhafte Odyssee durch Auschwitz und Majdanek, begonnen in einem Weidenkörbchen im Ghetto von Riga. Das Buch wird ein Welt-erfolg, bis ein Journalist nachweisen kann, dass die Geschichte von Anfang bis Ende erfunden war. Seitdem streiten sich die Psychologen auf hohem Niveau über das sogenannte «Wilkomirski-Syndrom», über die Sehnsucht mancher Nichtjuden, ein jüdisches Opfer sein zu wollen.³⁰

Aber der Fall Scherwitz liegt anders. Gewiss, er hat sein Leben neu er-funden, hat am Küchentisch in Emersacker bei Brot und Bier die jüdische Identität gefestigt, und wie Wilkomirski hat man es ihm in der neuen Rolle leicht gemacht. Je mehr Aufmerksamkeit und Anteilnahme Scherwitz er-fährt, desto weniger hat er eine zynische Maskerade nötig gehabt. Weil ihm alle das jüdische Opferschicksal glauben und glauben wollen, wird Scher-witz zu einem jüdischen Opfer. Er wird zu einem Schauspieler, dem wie Malte Laurids Brigge die übergestülpte Maske auf dem Gesicht festwächst. Es gelingt ihm, seine Umgebung zu Gehilfen und Stichwortlieferanten zu machen, die dafür sorgen, dass ihm die Rolle immer noch besser gelingt. An seiner Opfergeschichte stimmt kein Wort. Aber vielleicht hat er sie sich zu-rechtgelegt, weil er tatsächlich ein gebürtiger Jude ist?

Denn wenn er wirklich jüdischer Herkunft ist, kann er wenige Monate nach Kriegsende unmöglich offenbaren, dass er eine gesicherte Position im SS-System gehabt hat. Das hätte ihm niemand abgenommen. Wenn er als Jude durchgehen will, muss er sich als verfolgter Jude darstellen, alles andere wäre undenkbar, nicht der geringste Schatten von Kollaboration darf auf ihn fallen. In einer Zeit, in der die Alliierten die Einwohner von Weimar, Dachau, Bergen-Belsen an den Leichenbergen der geöffneten KZs vorbeiführen, damit sie mit eigenen Augen sehen, welch ein Verbrechersystem sie unterstützt haben, in einer solch polarisierten Zeit lässt sich die Welt nur in Henker und Opfer einteilen. Da gibt es nur schwarz oder weiss, nicht die kleinste Graustufe dazwischen, keine Kapos, keine Lagerpolizisten, keine Schicksale, die nicht ins Raster passen. Wer Jude ist, muss verfolgt und ge-quält worden sein. Wenn Scherwitz wirklich jüdischer Herkunft war, gleich-

gültig ob ihm diese jemals etwas bedeutet hat oder nicht, dann hat er sich 1945 entscheiden müssen, entweder weiter als «arisch» zu gelten und alle Konsequenzen zu tragen oder aber ein jüdisches Verfolgenschicksal zu erfinden.

Scherwitz ist aus dem Dunkeln gekommen und hat sich in ein anderes Licht gerückt, um das Überleben zu sichern. Aber im August 1945 kann er noch nicht geahnt haben, dass er sich mit seinem Rollenwechsel die Grundlage für eine Karriere geschaffen hat. Jude, Sozialist, Doktor, das waren, aus heutiger Sicht, in der amerikanischen Besatzungszone glänzende Startbedingungen. Aber gleich nach dem Krieg war es kein Bonus, Jude zu sein, es war ein Malus. Die Deutschen wollten in der Regel nichts mit Juden zu tun haben, fürchteten die Rache, die Vorwürfe, die Anklagen, zitterten um ihren in der Nazizeit gestohlenen Besitz und dachten, ein wenig seien die Juden an ihrem Unglück ja selber schuld. Von oben hält noch niemand die Hand über sie. Noch ist das «Wiedergutmachungswerk» nicht angelaufen, noch sind Juden Fürsorgefälle wie Millionen andere auch. Noch weigern sich die amerikanischen Armeestellen in Bayern, jüdische Verfolgte als eigene Gruppe anzusehen. Den aus den Konzentrationslagern oder aus der Illegalität wiederaufgetauchten Juden geht es im ersten Nachkriegssommer materiell genauso miserabel wie den Flüchtlingen aus den Ostgebieten, den Evakuierten, den Ausgebombten.³¹

Scherwitz kann in Emersacker nicht für die Zukunft geplant haben, er hat oft aus dem Moment heraus agiert, und das tut er jetzt wieder. Jude, Sozialist, Doktor, für den Anfang reicht es, die Gastgeber sind beeindruckt und grosszügig. Er wiegt gerade noch 50 Kilo, 75 Kilo sind es mal gewesen, und er war ein properer Mann. Das will er wieder sein.

Während in ganz Deutschland die Menschen hungern, während in der US-Zone die Rationen für Normalverbraucher unter das Kriegsniveau auf 1.150 Kalorien rutschen, während die Militärregierung «Hungeraufstände» befürchtet, während in den Lagern, in denen die Amerikaner die jüdischen Heimatlosen untergebracht haben, entsetzliche Zustände herrschen, während dieser Zeit backt Mutter Barbara Ehrenreich für Scherwitz seine Lieblingskuchen. Frankfurter Kränze mit viel Eiern und Schmalz, manchmal sogar zweimal die Woche. «Auch Schweinefleisch bekam ihm gut, trotz seines an-

geblich im KZ verdorbenen Magens», berichtet Bernie, der Lagerkamerad. Scherwitz geht es gut, er bekommt mindestens 5.000 Kalorien pro Tag, wenn einmal nicht, beklagt er sich und wird am nächsten Tag mit zwei Eiern zum Frühstück entschädigt.

Auch sonst läuft alles bestens. Der junge Ehrenreich nennt ihn seinen «Freund», Vater Ehrenreich, Jahrgang 1880 und PG seit 1933, bietet ihm beim schwarz gebrauten Bier das «Du» an, und seine jüngste Tochter Steffi (Name geändert) bald ihr Herz und das Bett. In den DP-Lagern haben viele jüdische Insassen im Sommer 1945 noch immer nichts anderes anzuziehen als die Zebraleidung aus den Konzentrationslagern. Für Scherwitz finden sich zur selben Zeit prima Anzüge im Schrank, zwei der Ehrenreich-Söhne sind ja noch in Russland.

Die Zuwendung, die der vorgebliche KZ-Häftling in den ersten Wochen bei der katholischen Bauernfamilie erfährt, wird aus einer Ansammlung gemischter Gefühle gespeist worden sein. Aus dem Entsetzen über die Hölle KZ, die Scherwitz nicht müde wird auszumalen; aus christlichem Mitgefühl; aus einem vagen Schuldbewusstsein gegenüber der eigenen Nazivergangenheit – und sicher mit einer Prise Hoffnung gewürzt, dass sich die Gastfreundschaft einmal auszahlen könne. Mit einem Juden im Gästezimmer braucht man vor der amerikanischen Militärregierung keine Angst zu haben. Und vielleicht bekommt die Familie auch etwas ab von dem sagenhaften Reichtum, hinter dem ihr Gast immer noch her ist. Denn die fixe Idee, die verschwundenen Brillanten zu finden, hat Scherwitz nicht aufgegeben. Von «seinem Besitz» redet er viel, auch Bernd Hoffmann erzählt den Ehrenreichs von «vollen Kisten und Schmuck», die Scherwitz sein eigen nenne. Bald redet Scherwitz nicht mehr davon, sondern ergreift die Initiative.

Als Gleicher unter Gleichen oder die Suche nach dem Schifferklavier

Eine Woche nach seiner Ankunft leiht er sich von der ihn anhimmelnden Tochter Steffi eintausend Reichsmark und fährt los nach Frankfurt/Main. Er erzählt nicht, dass er Boris Jankolowitsch im DP-Lager Zeilsheim suchen will, für die Bauernfamilie hat er eine andere Version: In Frankfurt lebe seine

frühere Braut, eine Estin, die bei ihrer Mutter eine Kiste mit Anzügen für ihn aufbewahre, sowie «Brillanten und Schmuckgegenstände im Wert von einer Million Reichsmark». All das wolle er herholen, denn auf dem Lande seien die Wertsachen sicherer aufgehoben als in der Stadt.

Die Idee, drei Monate nach Kriegsende in ein für Deutsche gesperrtes und durch einen Zaun abgeschirmtes jüdisches Lager einfach hineinspazieren zu wollen, zeigt ein weiteres Mal, dass Scherwitz sich vollkommen unbelastet gefühlt hat. Während in der gesamten US-Zone inzwischen die Verhaftungswelle gegen nationalsozialistische Funktionsträger auf Hochtouren läuft, Ausweiskontrollen in den Zügen die Regel sind und die Militärpolizei ständig Männer aufgreift, um ihre Identität zu überprüfen, verhält sich Scherwitz völlig unbefangen. Den amerikanischen Entlassungsschein sieht er anscheinend als Garantie dafür an, auch von Amts wegen als unschuldig, vielleicht sogar als getarnter Nazi-Gegner anerkannt worden zu sein. Weil er, wie alle seine späteren Behauptungen es immer wieder belegen, fest davon überzeugt ist, dem Nazi-Mördersystem viele Opfer entrissen zu haben, agiert er, als ob er bei den Juden ein Gleicher unter Gleichen sei.

Er hat Boris Jankolowitsch im Verdacht, das Einmachglas mit den Juwelen gefunden und sich mit ihnen davongemacht zu haben. Dass sich der frühere Häftling die in Riga geraubten Edelsteine möglicherweise als «private» Wiedergutmachung vom früheren KZ-Lagerleiter angeeignet haben könnte, auf diese naheliegende Idee kommt Scherwitz keine Sekunde. Er erzählt seinem Schützling Bernd Hoffmann nach seiner Rückkehr aus Frankfurt, dass Jankolowitsch die Diamanten «gestohlen» habe. Seine Diamanten! Gestohlen! Von seinem Freund! Scherwitz ist ernstlich empört.

Über seine Frankfurter Erlebnisse gibt es keine Augenzeugenberichte. Aber die Reise muss ernüchternd gewesen sein, denn nie wieder wird er nach Frankfurt fahren. Bernhard Ehrenreich schildert Scherwitz' lärmende Rückkehr in den Hafen Emersacker: «Zehn Tage später kam Scherwitz mit leeren Händen zurück und zeigte sich sehr aufgebracht. Er wusste entrüstet zu berichten, dass seine Braut Untreue an ihm verübt und Kleidungsstücke und Pretiosen unterschlagen habe. Er habe deshalb Anzeige bei der amerikani-

schen Militärpolizei erstattet, und es seien bereits Nachforschungen im Gange. Damit ich es recht sage, etwas hat er doch von seiner Frankfurter Reise mitgebracht, nämlich ein Schifferklavier, in dessen Staubdecke Scherwitzens Monogramm F.Sch. eingestickt war.»³²

Dieses Schifferklavier, das Scherwitz schon in Erfurt gesucht hat, darf als ein Indiz dafür gelten, dass er in Frankfurt tatsächlich seine Wegbegleiter nach Thüringen getroffen hat, wenn auch nicht unbedingt Boris Jankolowitsch. Denn wer, ausser denen, die sich mit ihm zusammen im April 1945 den Amerikanern ausgeliefert haben, soll denn sonst das Akkordeon nach Hessen geschleppt haben?

Wenige Wochen später macht Scherwitz noch einen letzten, sehr eigenartigen Versuch, Boris Jankolowitsch zu finden, und mit ihm vielleicht die Edelsteine. Er schreibt eine Postkarte an die Personensuchstelle von Radio München, tarnt sich aber passenderweise unter dem Namen des vermutlich rechtmässigen Diamantenbesitzers Pikielny: «Herr Pikielny, Wohnort Emersacker 12, sucht Boris Jankolowitsch, letzter Aufenthalt April 1945, Erfurt.»³³

Geblichen ist Scherwitz nur das Schifferklavier, an dem er offensichtlich mehr hängt als an Ehefrau und Tochter zusammen. In Emersacker und später in seiner Villa in Wertingen wird er es manchmal herausholen und ganz ordentlich bespielen. Es findet ein anonymes Ende. Am 25. März 1950 wird im Amtsgericht Wertingen unter grosser Anteilnahme der Bevölkerung Scherwitz' Nachlass zwangsversteigert, darunter: «1 Akkordeon (Höhner, Verdi III), 1 Schlafzimmer mit Matratze (Nussbaum, furn. modern), 1 Schreibtisch (Rüster, massiv)».³⁴

Das Kurhotel

Nach dem Desaster in Frankfurt ist Scherwitz' Traum vom schnellen Reichtum nicht mehr aktuell. Jetzt sitzt er auf dem Land und überlegt. Wochenlang sperrt er sich in sein Zimmer ein, verlässt nur zu den Mahlzeiten das Refugium. Vorsichtige Anfragen, wie lange er denn zu bleiben gedenke, wischt er beiseite, er habe grosse Pläne, «da werde die Welt staunen». Aber erst einmal staunt die Familie. Eines Tages, so Bernhard Ehrenreichs Bericht,

«trat Scherwitz an meinen Vater mit dem Verlangen heran, ihm für ein Bauvorhaben grosszügigen Ausmasses ein circa zwei Tagewerk grosses Grundstück zur Verfügung zu stellen. Er wolle sich eine neue Existenz schaffen, wolle ein grosses Hotel mit Badebetrieb nach neuestem Komfort und eine zu diesem Hotel führende Strasse bauen. Dieses Hotel sollte selbst in Amerika von sich reden machen, und er werde Gäste von dort in ihm empfangen. Als Jude bekäme er Geld von der jüdischen Gemeinde und von der amerikanischen Militärregierung das benötigte Baumaterial. Meine Eltern und ich kamen überein, Scherwitz das begehrte, westlich der Ortschaft gelegene Grundstück am Reutenberg zu überlassen, da wir ihm zur Schaffung einer neuen Existenz behilflich sein wollten. Mein Vater liess dann das Grundstück brachliegen.»³⁵

Mit diesen Plänen beweist Scherwitz grosszügiges Denken. Deutschland liegt in Schutt und Asche, die Menschen hausen in Notunterkünften, die Flüchtlinge aus dem Osten können nur mit Hilfe von Zwangsbewirtschaftung und Drohungen irgendwo untergebracht werden – und Scherwitz will ein luxuriöses Kurhotel in der tiefsten bayerisch-schwäbischen Provinz aus dem Boden stampfen. Asphaltierte Strassen sind in dieser Gegend erst ab Ende der fünfziger Jahre gebaut worden, die Kanalisation noch später. Es gibt zu jener Zeit auch noch keine jüdische Gemeinde in Oberschwaben, und die für ganz Bayern zuständige Israelitische Kultusgemeinde in München befindet sich gerade in der Neugründungsphase. In dieser Situation ein Hotel zu finanzieren, noch dazu für einen Juden, der seine Herkunft nicht einmal hätte beweisen können, dies wäre das Letzte gewesen, was die Kultusgemeinde hätte interessieren können. Auch die Militärregierung hat Wichtigeres zu tun, als Unternehmer in spe mit Ziegelsteinen zu versorgen.

Das Erstaunlichste an dieser mit Dokumenten gut belegten Geschichte ist, dass die bodenständigen Schwaben der Familie Ehrenreich Scherwitz' himmelstürmende Phantasien für realisierbar halten, dass sie Ende 1945 genau wie er offensichtlich davon überzeugt sind, in der neuen Gesellschaft würden alle Türen für Juden offenstehen, ja mehr noch, dass sie damit rechnen, nun werde eine neue Zeit der Vorzugsbehandlung für Juden kommen.

Der Hotelplan gewinnt immerhin so weit Konturen, dass der Architekt Huth aus Augsburg mit vier Kollegen nach Emersacker kommt und sich den

künftigen Bauplatz anschaut. Nachdem aber Scherwitz nicht einmal imstande ist, ihnen ein Mittagessen auszugeben, winkt die Architektendelegation ab und lästert dann in Augsburg herum, «so einen Verrückten hätten sie noch nie gesehen».³⁶ Im Herbst darauf wird Vater Ehrenreich den Acker wieder unter den Pflug nehmen und Scherwitz schon längst wieder andere Pläne schmieden.

Judenbastard

In Emersacker Nummer 12 hat sich der Gast inzwischen gut eingerichtet. Die geschenkten Anzüge, die ihm im Sommer noch am Körper geschlortert haben, sitzen jetzt, die Eier, die Frankfurter Kränze, das Schweinefleisch – koscher hin oder her – haben angeschlagen. Es gibt ein Foto von ihm aus dem Jahre 1946, aufgenommen in einem Porträtstudio.³⁷ Wie ein nordischer SS-Mann mit Arier-Zertifikat über fünf Generationen sieht er auf diesem Foto nicht aus, und auch nicht wie einer, den das Verfolgungsschicksal gezeichnet hat. Das Bild zeigt einen profilierten Mann, der den Betrachter mit leicht amüsierten Augen anschaut. Er sieht gesund aus, auch wenn sich scharfe Falten von Nase zu Mund ziehen, sie weisen auf mögliche Magenprobleme hin. Das dunkle Haar ist noch voll, aber man sieht, in ein paar Jahren wird er wohl Geheimratsecken besitzen. Die dichten Augenbrauen sind klar konturiert, die Lippen breit und gut durchblutet. Die Wangen sind etwas gepolstert, wie damals auf dem Hochzeitsfoto aus dem Jahre 1938, auch der Kopf sitzt wie eh und je mit wenig Hals auf den Schultern. Er sieht aus, als ob er sich zweimal am Tag rasieren müsste, sehr männlich. Der Gesamteindruck ist nicht der eines bodenständigen Handwerkers, er könnte als Doktor durchgehen. Kurz: Er sieht ausgezeichnet aus, ein Mann, den die Frauen lieben. Die Jahre 1939 bis 1945 haben ihm gutgetan.

Steffi, die jüngste Tochter der Ehrenreichs, hat ihn von Anfang an bewundert, den fremden Mann mit der noch fremderen Vergangenheit und den grossen Plänen für die Zukunft. Wer hat die denn schon in diesen Zeiten der Not? Die Hotelvisionen, am Küchentisch ausgemalt bis zu den Details der

Kanalisation und den hübschen Wanderwegen für die Kurgäste, müssen sie mitgerissen haben. Mit ihr, der kreuzbraven gelernten Krankenschwester, bündelt Scherwitz Ende 1945 an. Er schenkt ihr das Foto, einen schmalen silbernen Armreifen mit einem grünen Stein und eine Kette mit einem herzförmigen Anhänger aus Speckstein, in das ein Frauenbildnis eingätzt ist. Es habe seiner ermordeten Mutter gehört, sei das Wertvollste, was er besitze, sagt er, «ein Talisman». Er spielt ihr auf dem Schifferklavier melancholische Weisen vor und zerstreut allmählich alle ihre katholisch-moralischen Bedenken mit einem Heiratsversprechen.³⁸ Das Schwadronieren über den Reichtum, den er einmal hatte und wiederbekommen werde, wird ihn noch zusätzlich interessant gemacht haben. «Warum soll ein Bauernmädchen nicht mal einen reichen Mann heiraten?» fragt Mutter Ehrenreich einmal eine Nachbarin, die sich über die Liebschaft mit einem Juden irritiert zeigt.

Das Verhältnis zwischen der gläubigen Katholikin Steffi Ehrenreich und dem ungläubigen «Juden» Elias Scherwitz scheint die Familie akzeptiert zu haben, vielleicht auch deshalb, weil es kaum mehr Männer im Dorf gibt, schon gar nicht junge und gesunde Männer mit heilen Armen und Beinen. Der von Vater Ehrenreich ursprünglich als Wunschschwiegersonn ausgeguckte Nachbarsjunge ist in russischer Kriegsgefangenschaft, andere Verehrer sind nicht in Sicht, und 22 Jahre sind für ein Mädchen auf dem Dorf ein Alter, in dem es höchste Zeit wird. Und Steffi ist verliebt. Da ist es besser, die heimliche Schande wird legalisiert, bevor sie öffentlich wird. Woher sollen die Ehrenreichs wissen, dass der designierte Schwiegersonn längst verheiratet ist.

Etwa achtzehn Monate später legt Scherwitz die Braut ab wie einen alten Socken. Er faselt etwas von «jüdischen Verpflichtungen», von seinem früheren Versprechen gegenüber seinem Vater in Litauen, nur eine jüdische Braut heimzuführen. Nun schlägt die wohlwollende Stimmung um. Vater Ehrenreich versucht es mit Gesprächen von Mann zu Mann, will ihm den Acker für das Kurhotel als Mitgift schenken, aber Scherwitz stellt sich taub, das Ganze sei ein Irrtum gewesen, Steffi habe alles falsch verstanden, nie habe er sie heiraten wollen. Mutter Ehrenreich sitzt weinend in der Küche, schämt sich fast zu Tode, und nach einem Gespräch mit dem Pfarrer auf dem Berg

versteh sie: Die Familie ist keinem Menschen, sondern dem Satan auf den Leim gekrochen. Die Katholikin begreift ihn jetzt als eine Marionette des Teufels, als einen Handlanger höllischer Mächte, schildert ihn gegenüber Richard Zenetti als einen Dämonen, ausgestattet mit Zaubermitteln, die ihm übermenschliche Verführungskräfte verliehen hätten. Mutter Ehrenreich redet 1948 über Scherwitz ganz so, wie die Menschen im Mittelalter über die Juden geredet haben:

«Ich weiss es genau, dieser Mensch hat es mit dem Teufel gehabt oder er ist selbst ein Teufel gewesen! Tagelang sperrte er sich in sein Zimmer ein, legte sich Karten und ging mit spiritistischem Spuk um. Ich sage es noch einmal: Dieser Mensch ist mit dem Teufel im Bunde gestanden. Er sagte, er habe ein kleines Etwas, das ihm Macht über die Menschen verleihe, von denen er sich wünsche, dass sie ihm gefügig seien.’ Meine [Zenettis] Zwischenrede, ob wohl dieses kleine Etwas Schuld daran trüge, dass sich ihre Tochter Steffi dem innerlich und äusserlich gleich schmierigen Juden in die Arme warf, brachte Barbara Ehrenreich sichtlich in Verlegenheit. Dann erwiderte sie: ‚Meine Tochter ist ein braves und anständiges Mädchen. Scherwitz hat sie mit seinem Heiratsversprechen ganz in seine Gewalt bekommen‘.»³⁹

Himmlischen Beistand gegen den Dämonen Scherwitz sucht bald auch die Nachbarin von Mutter Ehrenreich. Das ist Frau Baumann, die Mutter des jungen Mannes, dem Steffi versprochen gewesen ist. Auch sie ist davon überzeugt, dass Scherwitz ein Teufel ist. Sie will sich vor seinem Einfluss schützen, will wissen, wie sie den Dämon bändigen kann, wenn sie ihn schon nicht dorthin schicken kann, wo er hingehört, auf den Scheiterhaufen.

Dazu braucht sie den Rat des Fachmanns. Sie entwendet Steffi das Amulett, das sie von Scherwitz bekommen hatte, und fährt damit nach Augsburg zum Graphologen und Naturheilkundigen Paul W. Der sieht sich den Stein an, befühlt ihn, untersucht ihn mit der Lupe. Dann verkündet er: Scherwitz sei kein «reiner Judenstämmeling, sondern ein Judenbastard». Das sei schlimmer als ein reiner Jude, Rassenvermischung sei immer von Übel. Er warnt Frau Baumann mit ernsten Worten: «Dieser Mensch ist ein satanischer Mensch. Nehmen Sie sich vor ihm in Acht. Er ist stärker als Sie.»

Doch Frau Baumann will klarere Prognosen, will wissen, wie sie ihn «lähmen» kann. Deshalb besorgt sie sich jetzt heimlich das Porträtfoto, über dem Steffi immer noch bittere Tränen vergießt. Sie legt es der «wissenschaftlichen Graphologin» Helene G. in Augsburg vor. Die Graphologin wird blass, legt das Foto, als ob es glühe, schnell aus der Hand und orakelt: «Dieser Mensch arbeitet mit dunklen Mächten. Er hat satanische Kräfte und wird Ihnen noch schwer zu schaffen machen. Fassen Sie indessen Mut, er nimmt ein schlimmes Ende.»

Frau Baumann nimmt die Warnungen ernst. Sie hofft auf das schlimme Ende, konsultiert aber, um sich bis dahin zu schützen, fortan ständig den Pfarrer in Emersacker. Der wird nicht sehr erstaunt über ihre Besuche gewesen sein, Mutter Ehrenreich ist auch schon dagewesen. Auf dem Lande glauben viele seit Generationen, dass der Jude Quell allen Übels und der lebendige Antichrist sei.

Auf den Rat des Pfarrers hängt Frau Baumann im ganzen Haus Kruzifixe auf, um die satanischen Einflüsse des «Judenbastards» fernzuhalten. Mit unchristlicher Neugier beobachtet sie durch das Gardinenfenster aber gleichzeitig den Teufel im Nachbarhaus.

Richard Zenetti schreibt Frau Baumanns furchteinflössende Beobachtungen auf: «Oftmals ging er in den Garten und schrie dort so, dass man es weithin hören konnte. Am anderen Morgen sah er aschfahl im Gesicht aus, mit zerzaustem Haar. Er sah aus, als ob er gesagt hätte: ‚Heute nacht haben mir die Geister fürchterlich zugesetzt, oder heute nacht kommen die Geister wieder.‘»

Es ist die uralte christliche Judenangst, die da von den Bauersfrauen weitergetragen wird, und Scherwitz aktiviert sie. Selbst wenn es in Emersacker gegen alle Wahrscheinlichkeit niemals antisemitische Regungen gegeben hätte, Elias-Elke Scherwitz tut einiges dafür, dass sie sich entwickeln können. Denn als die verzweifelte Steffi nach seinem Auszug aus dem Bauernhaus etwa im Spätherbst 1946 immer noch auf Einlösung des Eheversprechens hofft, lässt Scherwitz Vater Ehrenreich einen gefälschten Brief des «Jüdischen Komitees» aus München übermitteln. Darin soll gestanden haben, das «Jüdische Komitee» habe ihm – Scherwitz – streng verboten, eine «Nazitochter» zu heiraten sowie das «Nazihaus Ehrenreich» jemals wieder zu betreten.⁴⁰

Scherwitz' Liebesleben interessiert 1950 sogar den Staatsanwalt in München. Bei der Hauptverhandlung fragt dieser: «Angeklagter, warum haben Sie Ihre Frau verleugnet und sind ein neues Verlöbnis mit der Tochter Ehrenreich eingegangen?» Abwehrend schüttelt Scherwitz den Kopf und ruft laut: «Nein, nein, stimmt nicht, ich habe kein Eheversprechen gegeben.»⁴¹

Der wahre Grund für Scherwitz' abweisendes Verhalten wird ein anderer gewesen sein, ein Grund, der, hätte Steffi ihn gekannt, sie vielleicht ins Wasser getrieben hätte. Im Frühjahr 1946, zu dem Zeitpunkt, als die Bauerntochter seinem Werben nachgibt, lernt er in Wertingen eine neue Frau kennen. Eine gebildete Frau, die bei der amerikanischen Militärregierung als Dolmetscherin arbeitet, gut aussieht und ehrgeizig ist. Sie wird eine Zeitlang in seinem Leben eine grössere Rolle spielen. Aber auch sie wird er verlassen, als er eine litauische Jüdin kennenlernt, eine Überlebende von Ghetto und KZ, seine spätere «Braut» Salomea L.

Keine der von Scherwitz' zurückgelassenen Frauen wird ihn jemals vor Gericht belasten, obwohl sie allen Grund dazu hatten. Haben sie es nicht getan, weil sie nicht zugeben wollten, seinem Charme gerne erlegen zu sein? Oder weil sie sich schämten, so getäuscht worden zu sein? Die von Scherwitz beleidigten Männer haben geredet, geflucht und ihn in die Hölle gewünscht, die von Scherwitz beleidigten Frauen haben geschwiegen und gebetet. Steffi hat nie geheiratet.

Vater Ehrenreich ist der erste frühere Parteigenosse, den Scherwitz mit seiner Vergangenheit unter Druck setzt. Aber er wird nicht der letzte sein. Fritz Scherwitz wird sein vorgebliches Verfolgenschicksal noch oft benutzen, um sich als Obermoralist aufzuspielen, sich aus der eigenen Verantwortung zu stehlen und Vorteile herauszuschinden.

Der Entnazifizierungsgewinnler

Schon zwei Monate nach seiner Ankunft in Emersacker sucht Scherwitz den Kontakt zum Landratsamt von Wertingen. Am 3. Oktober 1945 schreibt Dr. ing. Elias Scherwitz an den sehr geehrten Landrat Dr. Buschlinger, «im gan-

zen Dorf werde davon gesprochen, dass Sie als Landrat bei einem politisch unzuverlässigen Mann sehr oft Besuche abstatten. Die Empörung der Leute kann ich verstehen.» Damit Dr. Buschlinger den Dr. Scherwitz als politisch sauberen und furchtlosen Kopf gleich erkennt, fügt er hinzu: «Bangemachen gilt bei mir nicht, denn wir haben im Lager das Ängstlichsein verlernt, so dass mir die Ausdrücke Landrat, Kreisrat oder Minister absolut nichts ausmachen.»⁴²

Die Botschaft mit den dunklen Andeutungen und ohne Namensnennungen kommt an. Schon zwei Wochen später erscheint der Landrat im Hause der Familie Ehrenreich zum Antrittsbesuch und wird fortan noch sehr oft kommen. Wie alle Gesprächspartner ist auch er von Scherwitz' KZ-Geschichten beeindruckt, glaubt ihm jedes Wort. Und am wichtigsten: Dr. Buschlinger ist überzeugt, endlich einen Verbündeten im Kampf gegen den Nazismus im Landkreis Wertingen gefunden zu haben, einen echten Antifaschisten, Juden, Sozialisten. Solche Leute sind in der Gegend rar. Bis jetzt hat er sich sehr allein gefühlt, die Einheimischen können ihn nicht leiden, weil er ein «Reingeschmeckter» ist, noch schlimmer: ein «Preusse» aus Berlin. Die Militärregierung hat ihn, den es als Ausgebombten zufällig nach Wertingen verschlagen hat, zum Landrat bestimmt, für sie ist er ein «erwie-sener Antinazi».⁴³

Man beginnt sich zu befreunden, so eng, dass bald vom «Buschlinger-Scherwitz-Gespann» die Rede ist. Es ist ein ungleiches Paar. Noch ist Scherwitz ein Niemand, und Buschlinger, da mögen die Schwaben ihn hassen, soviel sie wollen, ist der einflussreichste Deutsche in der ganzen Umgebung. Er ist der Chef von 53 Landgemeinden, in denen rund 37.000 Menschen leben, etwa zehntausend von ihnen sind Evakuierte, die nicht mehr in ihre Heimatstädte fahren können, weil dort ihr Haus nicht mehr steht, und Flüchtlinge aus den Ostgebieten. Natürlich kann er nicht regieren, wie er will, bis zu viermal täglich wird er zur Militärverwaltung zitiert, um irgendwelche Anordnungen entgegenzunehmen. Die Besatzungskommandanten sind die grossen Herren, das sind die «Kreiskönige», wie man sie nennt. Aber mit ihnen kann sich die Bevölkerung nicht anlegen, also lässt sie ihre Wut über die Anordnungen an ihren Landvögten, an den Landräten aus. Da musste man schon das Fell eines Franz Josef Strauss – seinerzeit Landrat in Schongau – haben, um an dem verliehenen Amt nicht zu verzweifeln.

Als Buschlinger und Scherwitz sich schätzen lernen, ist die erste wilde Phase der Entnazifizierung vorbei. Die berühmte Direktive JCS 1067, worin «die Ausschaltung des Nazismus und Militarismus und die sofortige Verhaftung der Kriegsverbrecher zum Zwecke der Bestrafung» als vorrangiges Besatzungsziel festgelegt worden ist, hatte jeder Besatzungskommandant in seinem Bezirk nach Gusto ausgelegt. Wurde ein Beamter von einem «Kreis-könig» als unbelastet eingestuft und in seinem Amt belassen, kam am nächsten Tag der CIC und enttarnte denselben Beamten als grossen Nazi.⁴⁴ Jetzt soU die Willkür durch Ordnung ersetzt, das Entnazifizierungswerk systematisiert werden. Es ist die Zeit des grossen «Fragebogens», den niemand eindringlicher und pointierter dargestellt hat als der frühere Freikorpskämpfer im Baltikum, Ernst von Salomon.⁴⁵

Jeder Mensch, der noch eine Stellung im öffentlichen Dienst besitzt, gleich ob als Strassenkehrer oder als Landgerichtsdirektor, muss in 131 Einzelfragen Auskunft über die eigene politische Vergangenheit geben. Und jeder verliert sofort seinen Posten, wenn sich bei der Auswertung der Fragebögen durch die Offiziere der «Special Branch» auch nur der leiseste Hinweis ergibt, dass er mehr als nur ein nomineller Parteigenosse gewesen ist. Die Folgen liegen auf der Hand. Die Ämter leeren und die Internierungslager füllen sich, in ganzen Landstrichen bricht die Verwaltung zusammen. In Würzburg werden 92 Prozent aller Lehrer entlassen, in Ingolstadt und Landau sämtliche Polizisten, in Fürstenfeldbruck alle Feuerwehrleute. Im Kreis Wertingen gibt es keine Schulklasse mehr mit weniger als 104 Schülern.⁴⁶

Den Höhepunkt erreicht die Entnazifizierung unter amerikanischer Regie mit dem Gesetz Nr. 8 vom 26. September 1945, der sogenannten Augsburger Metzger-Direktive.⁴⁷ Sie dehnt die Entnazifizierung auf alle Bereiche der Wirtschaft aus. Jetzt geht es nicht mehr nur der Nazi-Funktionseleite und den Beamten an den Kragen, sondern dem Geflügelhändler und Kioskbesitzer von nebenan, sofern er ein Parteibuch besessen hat oder auch nur in NS-Organisationen wie dem «Nationalsozialistischen Kraftfahrerkorps» Mitglied war. Die Einweisungen in die Lager erhöhen sich von 200 auf 700 Menschen pro Tag, im Dezember 1945 zählt man in der US-Zone 117.512 Internierte.

Diese berühmt-berüchtigte «Augsburger Metzger-Direktive» wird Scherwitz bald nach oben bringen. Dann wird er den Text der Direktive auswendig kennen: «Die Beschäftigung eines Mitglieds der NSDAP oder einer der ihr angeschlossenen Organisationen in geschäftlichen Unternehmen aller Art in einer beaufsichtigenden oder in irgendeiner anderen Stellung als der eines gewöhnlichen Arbeiters ist gesetzeswidrig.» Besonders die Ausführungsbestimmungen klingen interessant. Denn die Betriebe und das Vermögen aller einschlägig Belasteten sollen unter die Kontrolle der Militärregierung gestellt und, bis neue Direktiven ergehen, von einem Treuhänder verwaltet werden. Bei den Militärregierungen werden «Property Control Branches» eingerichtet, es sind die arbeitsintensivsten Abteilungen bei den Besatzungsbehörden überhaupt.⁴⁸ Es sind Verordnungen, die die Geschäftsleute bis ins Mark erschüttern. Jetzt geht es ihnen nicht mehr nur an die Gesinnung, sondern an das Portemonnaie.

Bei den Wertingern geht die Angst um. Im Zuge der Reorganisation der Militärregierung erhalten sie einen neuen Entnazifizierungsschef, der heute noch «als ganz scharfer Hund», als ein «gewaltiger Nazifresser» im Bewusstsein der Bevölkerung lebt. Der sogenannte «Public Safety & Special Branch Officer» im Wertinger «Detachment I-372» wird im Spätherbst 1945 der Leutnant Saul Moskowitz, ein junger Amerikaner polnisch-jüdischer Herkunft. Zusammen mit dem Bezirkskommandeur Captain Robert E. Hale, 1946 abgelöst durch John S. Woodward, vertritt er die Besatzungsmacht, hält den Landrat Dr. Buschlinger an der kurzen Leine und greift durch. Sämtliche in der Phase der «wilden» Entnazifizierung noch im Amt belassenen Gemeinde-Bürgermeister werden nach Studium ihrer ausgefüllten Fragebögen suspendiert, der Stadtrat von Wertingen in neuer Zusammensetzung bestimmt und Buschlingers Verwaltungsapparat kritisch unter die Lupe genommen. Moskowitz bemerkt dazu in seinem Arbeitsbericht über den Monat Januar 1946: «The Landratsoffice was found to be lousy with former party members», also «verlaust» von früheren Parteimitgliedern.

Im Landratsamt verweisen die Schreibtische, aber dies ist dem «Nazifresser» gleichgültig. Aus seiner Abneigung gegen die «Krauts» macht er keinen Hehl, er gehört zu der Sorte von amerikanischen Offizieren, die schon ge-

meinsames Zigarettenrauchen mit Deutschen als Kollaboration begreifen. In seinem Safe liegt eine Liste mit 1.266 Parteimitgliedern, durch Auswertung der Fragebögen, durch Denunziationen und durch seine eigenen Recherchen wächst die Liste bis 1947 auf 3.700 Namen an.⁴⁹ Auf ihr stehen die Namen von Scherwitz' Gastgeber, Bernhard Ehrenreich senior, von dessen Freund und Nachbar Johannes Baumann – er ist der Ehemann der Teufelsaustreiberin Baumann – und auch der Name des späteren Scherwitz-Chronisten, Richard Zenetti. Baumann besitzt eine Möbeltischlerei in Emersacker und Zenetti einen Textilkaufladen in Wertingen. Ausserdem ist er früher Bürgermeister gewesen und gerät deshalb besonders ins Visier des eifrigen Leutnants Moskowitz.

Je enger sich ab Herbst 1945 das «Gespann Buschlinger-Scherwitz» zusammen tut und die neue Politik bespricht, desto prekärer wird auch das Verhältnis der verängstigten Gastgeberfamilie Ehrenreich zu ihrem Logiergast. Misstrauen macht sich breit und droht das Zusammenleben vollends zu vergiften. Die Familie beginnt, nicht mehr alles zu glauben, was Scherwitz so erzählt. Es ist ihre Art des Widerstands. Plötzlich fällt ihr auf, dass der Doktor der Ingenieursoder Wirtschaftswissenschaften die deutsche Rechtschreibung «nur sehr mangelhaft beherrscht». Das führt zur ersten grossen Auseinandersetzung mit dem Lagerkameraden Bernhard Ehrenreich, der sich mit Scherwitz' Ausrede, «alle Papiere verloren zu haben», nicht abfinden will. Er wagt es sogar, Scherwitz vorzuschlagen, sich eine Abschrift seiner Promotionsurkunde zu besorgen. Zum ersten Mal traut sich auch die Familie, Widersprüche in Scherwitz' Erzählungen über das Schicksal seiner Angehörigen festzustellen. Mal würde er behaupten, dass seine Frau und seine Tochter in Auschwitz vergast, mal, dass sie «vor seinen Augen erschossen» worden seien, was denn nun eigentlich stimme, fragen sie.⁵⁰

Ungeheuerliche Fragen sind das gewesen, wenige Monate nach dem Krieg, als niemand sich traut, KZ-Opfern offen zu widersprechen. Entsprechend hart ist auch Scherwitz' Reaktion. Er spricht Vater Ehrenreich schlichtweg das Recht ab, ihm, dem «rassisch Verfolgten», Vorhaltungen zu machen. Als «Nazi» hätte er den Mund zu halten, er könne «froh sein, wenn

man ihn nicht bei der Militärregierung als PG anschwärze». Das ist ein maultötender Verteidigungsangriff. Scherwitz wird ihn im Laufe seines Aufenthalts in Emersacker perfektionieren.

Den Hinweis auf Vater Ehrenreichs Parteimitgliedschaft wird Scherwitz immer wieder für kleine Erpressungen nutzen, und sei es nur, wenn er wochentags Appetit auf seinen geliebten Frankfurter Kranz verspürt.

«Um des Friedens willen, und weil mein Vater als ehemaliger PG in ständiger Angst lebte, von dem Juden wirtschaftlich ruiniert zu werden, versuchten wir ihm das Geforderte zu geben, so gut dies uns möglich war. Seine Forderungen bezogen sich sogar auf Schweine, die er mit Wissen der Militärregierung und mit Genehmigung des Landrats Buschlinger für sich beanspruchen und halten durfte. Seit Buschlinger mit Scherwitz verkehrte, wurde für uns das Zusammenleben zur seelischen Folter», schaudert Bernhard Ehrenreich im Nachhinein.⁵¹ Es ist vielleicht Dr. Buschlinger, der den Herrn Doktor und «rassisch Verfolgten» dazu drängt, sich bei der Militärregierung um eine Stellung zu bewerben. Möglich ist aber auch, dass Scherwitz angesichts der beeindruckenden Wirkung, die sein jüdisches KZ-Schicksal erzielt, irgendwann beschliesst, das auch beruflich zu nutzen. Sicher ist, der Landrat hat dem Leutnant Moskowitz von Scherwitz berichtet, und beide begreifen dessen Anwesenheit im Kreis als Geschenk des Himmels.

Denn kein einziger Jude lebt mehr in Wertingen und Umgebung. Es gibt auch keine jüdischen Displaced Persons im Kreis, die Wertingen nächstgelegenen Lager befinden sich in München und Regensburg. Mit Sicherheit hat der junge Public Safety Officer Moskowitz auch von den Überlegungen der Militärregierung zu einem «Sonderfondsgesetz» gehört, der ersten Wiedergutmachungs-Initiative in Bayern. Verfolgte sollen bei der Zuweisung von Kleidung, Hausrat, Wohnraum und Beschäftigung bevorzugt behandelt werden.⁵²

Stellvertretend für das Leid, das allen Juden angetan worden ist, kann im Kreis Wertingen nur einer ein wenig entschädigt werden, weil es nur einen gibt. Nur an Scherwitz kann man versuchen wiedergutzumachen, was die Nazis verbochen haben. Es ist verbürgt, dass der Deutschenhasser Saul Moskowitz und der Antifaschist Elias Scherwitz sich ausgezeichnet verstan-

den und mehr als eine Flasche Whisky miteinander geleert haben. Als der Leutnant Ende 1946 zurück in die USA beordert wird, hilft ihm Scherwitz beim Packen. Als Abschiedsgeschenk bekommt er eine vergoldete Damenarmbanduhr und obendrein noch die besten Stücke seiner Wohnungseinrichtung. Die hat der Offizier ein paar Monate zuvor bei Wertinger «Nazifamilien» beschlagnahmt.⁵³ Das Wohnen in beschlagnahmten Möbeln ist für Scherwitz nichts Neues.

Bereits am 10. Dezember 1945 bewirbt sich Fritz Scherwitz bei Leutnant Page, dem Vermögensverwalter der Militärregierung in Wertingen, um die treuhänderische Übernahme eines ehemaligen Nazi-Geschäftes. Keine Frage, der Zeitpunkt ist gut gewählt. Fünf Betriebe stehen schon unter Kontrolle, fünf weiteren Betrieben droht dieses Schicksal. Die Bewerbung ist das früheste, heute noch vorhandene Dokument, in dem Scherwitz sich selbst als KZ-Häftling bezeichnet: «Ich bin der Volljude Fritz Elke Scherwitz, wohnhaft Emersacker 12, und möchte jetzt nach der Befreiung aus dem Konzentrationslager mir wieder eine Existenz schaffen. Aus diesem Grund möchte ich den Antrag stellen auf eventuelle Übernahme eines entnazifizierten Geschäfts in Wertingen als Pächter oder als Treuhänder. Ich bitte die Militärregierung, mich für ein solches [Amt] vormerken zu wollen. Anbei Fragebogen.»⁵⁴

Die Bewerbung ist, wie sämtliche späteren Schreiben, mit Maschine geschrieben. Vermutlich hat der schreibschwache Dr. Scherwitz immer jemanden gefunden, dem er diktieren konnte.

«Anbei Fragebogen», schreibt Scherwitz, aber der ist nirgends zu finden.⁵⁵ Ausgefüllt hat er die 131 Fragen anscheinend, denn bei seiner Vernehmung am 27. April 1948, einen Tag nach seiner Verhaftung, gibt er Folgendes an: «Ich habe in Wertingen einmal einen grossen politischen Fragebogen ausgefüllt. Ich habe aber wissentlich meine Einkleidung als SS-Sonderführer nicht angegeben, da ich nicht Angehöriger der SS war und nur getarnt lebte. Der Fragebogen war für die Militärregierung bestimmt. Ich falle auch nicht unter die Personengruppe, die dem Säuberungsgesetz untersteht. Meine Papiere und Unterlagen über meine Vergangenheit wurden mir bei der Gestapo im Jahre 1938 abgenommen.»⁵⁶

Erhalten hat sich ein annähernd gleich aufschlussreiches Dokument, nämlich Scherwitz' «Meldebogen» vom 1. Mai 1946. Er ist viel kürzer als der

grosse Fragebogen, aber die Angaben, die er hier gemacht hat, werden sich mit denen im verschwundenen Fragebogen decken. Nachdem die Amerikaner am 5. März 1946, nach der Verabschiedung des «Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus» – Scherwitz nennt es «Säuberungsgesetz» –, die Entnazifizierung in Bayern deutschen Spruchkammern überantwortet haben, muss jeder erwachsene Deutsche in der US-Zone solch einen Bogen bei der Polizeibehörde abgeben. Neben den Auskünften zur Person hat jedermann auch anzugeben, in welche Belastungskategorie er sich selbst einordnen würde: in Gruppe I, «Hauptbelasteter», in Gruppe II, «Belasteter», in Gruppe III, «Minderbelasteter» oder in Gruppe IV, «Mitläufer». Laienrichter überprüfen die Auskünfte und entscheiden dann, ob es zu einem «Entnazifizierungsverfahren» kommen soll oder nicht. Damit Missverständnisse erst gar nicht aufkommen, erklärt ein Beiblatt zum Meldebogen die im «Befreiungsgesetz» festgelegten Kategorien schwarz auf weiss: «Hauptschuldiger ist, wer in der Gestapo, dem SD, der SS, Geheimen Feld- oder Grenzpolizei für die nationalsozialistische Gewaltherrschaft aktiv tätig war.» Auf falsche Angaben stehen empfindliche Strafen.

Scherwitz' Meldebogen enthält, maschinengeschrieben, folgende Selbstauskünfte: F. Eleke Scherwitz, Emersacker 12, geboren am 21. August 1909 in Buscherunia, von 1933 bis 1939 Cottbus, Frankfurt/Oder, Ponarth, von 1939 bis 1940 Gestapo-Gefängnis Berlin, von 1940 bis 1945 Ghetto und KZ Riga. Vierzehnmals «nein» zur Mitgliedschaft bei NS-Organisationen. «Nein» auch bei den Fragen nach einer Zugehörigkeit zum SD oder SS oder einer «nebenamtlichen Tätigkeit» dort. Die Frage Nummer 8 nach der Beschäftigung beantwortet er so: «1932 bis 1934 angestellter Ingenieur bei Siemens und Halske, 1938 Arbeiter für die Strassenbaufirma Baumann, ab 1940 KZ Riga». Bei der wichtigen Frage Nummer 13, der Selbstbelastungsfrage, schreibt er «rassisch verfolgt», und unter «Bemerkungen» steht: «bin mosaischen Glaubens, war von Juli 1940 bis Februar 1945 im Ghetto und KZ und kann daher keine anderen Angaben machen».⁵⁷

Als Scherwitz am 1. Mai 1946 über seinem Meldebogen brütet, da hat er seine Ernennungsurkunde von der Militärregierung schon in der Tasche, muss ihm übel zumute gewesen sein. Die Angaben zur Beschäftigung wider-

sprechen seinen Erzählungen über die sagenhafte Position, die er als Direktor einer Werkzeugmaschinenfabrik in Berlin gehabt haben will, und vom Doktor ist auch nicht die Rede. Gibt er diesen Meldebogen ab, weiss das ganze Dorf und sein Fürsprecher Dr. Buschlinger als erster, dass er gelogen hat. Die Entnazifizierung auf lokaler Ebene funktioniert nur, weil es keinen Datenschutz gibt, weil jeder jeden kennt und jeder jeden belasten, aber auch entlasten kann. Dass die Angaben über die Dauer von Ghetto und KZ-Haft in Riga nicht stimmen können, hätte allerdings nur eine qualifiziert besetzte Spruchkammer erkennen können. Wie sollen Laienrichter, die im Hauptberuf Tapezierer oder Mechaniker sind, wissen, dass Riga erst am 1. Juli 1941 von den Deutschen besetzt wurde?

Vielleicht hat E Eleke Scherwitz zu dieser Zeit noch Skrupel, amtliche Urkunden zu fälschen, denn er gibt seinen ausgefüllten Meldebogen nicht ab und spielt auf Zeit. Die Verordnung, dass nur diejenigen, die eine polizeiliche Quittung für den höchstpersönlich abgegebenen Fragebogen besitzen, auch Lebensmittelkarten bekommen, stört ihn nicht. Er lebt ja bei den Bauern, hat gar eigene Schweine.

Als der Bürgermeister von Emersacker im Juli 1946 den «sehr geehrten Herrn Dr. Scherwitz» drängelt, antwortet er nach zwei Monaten Schweigens, er werde seinen Verpflichtungen in den «nächsten Tagen nachkommen, ich erwarte noch eine schriftliche Bestätigung, die meine Angaben beweist».⁵⁸

Er wird diesen kleinen Fragebogen nie abgeben; der schlummert bis zu seiner Verhaftung im April 1948 in seinem Schreibtisch. Dort findet Richard Zenetti das schöne Papier und schickt es der Polizei in München, und die schickt es weiter an das Bayerische Justizministerium. Die Mühlen mahlen langsam, aber sie mahlen. Ende 1951, zwei Jahre nach der offiziellen Beendigung des deutschen Entnazifizierungswerks, wird Scherwitz nach dem im März 1946 erlassenen «Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus» verurteilt. Als einer der letzten Angeklagten in der gesamten US-Zone. Doch dazu später.

Die Suche nach den jüdischen Wurzeln

Die drängenden Fragen seiner Gastgeber im Rücken, der Beginn des «Internationalen Militärtribunals» gegen die Hauptkriegsverbrecher in Nürnberg, die in der amerikanischen Zone beispiellose «Menschenjagd»⁵⁹ nach SS-Tätern, der grosse Fragebogen und dann auch noch die Bewerbung bei der Militärverwaltung: Ende 1945 bewegt sich Scherwitz auf dünnem Eis. Er kann sich denken, dass er bald auch in seinem Emersackerer Winkel zusätzliche Belege beibringen muss für seine Behauptung, er sei Opfer der Rassenpolitik gewesen. Der angebliche KZ-Häftling braucht dringend Nachweise über seine jüdische Herkunft, und er bemüht sich darum.

Die Briefe, die seine Suche belegen, lesen sich widersprüchlich. Hält man ihn für einen Hochstapler, der eine jüdische Herkunft erfunden hat, um Nutzen daraus zu ziehen, dann sind sie ein weiterer Beweis für seine kriminelle Energie beim Vertuschen und Erfinden. Nimmt man aber an, der frühere SS-Mann sei tatsächlich Jude gewesen und habe sich in der Höhle des Löwen nur versteckt gehabt, dann lassen sich diese Briefe als Beweisstücke dafür lesen, dass er zum Jahreswechsel 1945/1946 ernsthaft versucht hat, Ordnung in seine Biographie zu bringen.

Denn zum erstenmal, und dann erst wieder im Juni 1948, als er während der polizeilichen Ermittlungen in die Enge getrieben wird, benutzt er den Namen, unter dem er später auch verurteilt werden wird. Seinen litauischen Geburtsnamen, den sein Mentor beim Freikorps, Friedrich Erler, angeblich Anfang der zwanziger Jahre eindeutschen liess. Den Namen, unter dem er 1962 auch begraben werden wird: Eleke Sirewitz, mit der Schreibvariante Elke Sirewitsch.

Am 3. Dezember 1945, eine Woche vor seiner Bewerbung als Pächter oder Treuhänder eines von den Amerikanern konfiszierten Unternehmens, schreibt «Elke Sirewitsch, Emersacker Nummer 12», an das «Jüdische Komitee in München, Abteilung für litauische Juden, München, Strasse unbekannt», einen Brief. Er will wissen, ob «jemand der Familie Jankel Sirewitsch aus Schaulen noch am Leben ist und wo sie sich eventuell befinden könnten. Es handelt sich um meine Eltern und Geschwister, Jankel und Sore

Sirewitsch [sowie] um Leke und Chanke Sirewitsch. Es ist möglich, dass die beiden durch Heirat einen anderen Namen haben, der mir nicht bekannt ist, habe sie doch alle 1938 [Datum wurde handschriftlich verbessert, könnte ursprünglich auch 1928 oder 1936 gelautet haben] zum letzten Mal in Schaulen gesehen. Es müssen ausserdem noch zwei Nachkömmlinge, Mädchen, da sein, deren Vornamen ich überhaupt nicht kenne. Vielleicht ist es Ihnen möglich, alle Obengenannten zu ermitteln.»⁶⁰

Wenige Tage später schickt er einen zweiten Brief los. Diesmal sucht er nach Verwandten seiner angeblichen oder tatsächlichen Mutter, Sore Sirewitsch, geborene Segel. Wo müsse er nachfragen, um Josche, Chawe, Eleke und Sieme Segel zu finden, frühere Adresse Wilna, Wilkomirskastrasse?

Die Antwort kommt bald vom Zentralkomitee der befreiten Juden in der US-Zone, «München, Siebertstrasse 3». Das Komitee weiss von Juden aus Schaulen, sie sollen sich in den Lagern für Displaced Persons in Feldafing, Starnberger See, und in Föhrenwald bei Wolfratshausen, 25 Kilometer südlich von München, befinden. Sie hätten sich in einer eigenen Gruppe organisiert, an die solle er sich wenden.⁶¹

Scherwitz fährt nach Föhrenwald und trifft dort Chakelewitsch L. Wie er ihn gefunden hat und warum gerade ihn, bleibt rätselhaft. Chakelewitsch L. ist ein Kaufmann aus dem Memelland, ist in den dreissiger Jahren nach Schaulen gezogen und kann sich an eine «Familie Scherwitz» – von einer Familie Sirewitsch/Sirewitz ist nicht die Rede – erinnern. Chekelewitsch L., 1941 ins Ghetto von Schaulen gesperrt, 1944 ins KZ Stutthof überführt und 1945 nach Dachau, Überlebender des Todesmarsches von Dachau nach Waakirchen und am 2. Mai von den Amerikanern befreit, wird 1947 einer der fünf Bürgen, die Scherwitz' Verfolgungsschicksal beim Bayerischen Hilfswerk bezeugen. Es ist auch sein Verdienst, dass Scherwitz 1947 den KZ-Ausweis erhält und fortan von allen unangenehmen Fragen verschont bleibt. Später, während der Ermittlungen, wird er dem Kriminalbeamten sagen: «Die Familie Scherwitz aus Schaulen waren Marktleute und sind mir als anständige, religiöse Menschen bekannt.»⁶²

Auch im Lager für Displaced Persons in Feldafing, Block 1, Zimmer 5, wird Scherwitz fündig. Hier trifft er auf Bella R., die Kronzeugin für seine

jüdische Herkunft, die junge Frau, die im Ghetto Schaulen von Scherwitz' angeblicher Mutter an Kindes Statt aufgenommen worden sein will und die er später seine «Halbschwester» nennen wird. Sie ist es, die ihm berichtet, seine Mutter sei in Stutthof umgekommen und seine Schwester Rivka in Dachau. Diese Schwester Rivka war in Scherwitz' Brief an das Litauische Komitee noch nicht genannt. Gut möglich, dass Bella R. Scherwitz eine andere Familie mit dem ähnlichen Namen Silevic als Familie angeboten hat, ob aus Überzeugung oder Freundschaft, muss offenbleiben, das Durcheinander um Scherwitz' mögliche Herkunft ist bereits geschildert worden. Im Jahr 1946, als sie sich kennenlernen, Bella R., die keine Familie mehr hat, und Elke Sirewitsch, der eine Familie sucht, da muss sie überzeugt gewesen sein, er sei Jude. Denn wer ausser einem Juden sucht in DP-Lagern nach Eltern und Geschwistern, und wer ausser einem Juden spricht ein gutes «Mameloschen» (Jiddisch)?

Die beiden sind sich offenbar auf Anhieb sympathisch. Bella wird ihn öfters in Wertingen besuchen und er sie in Feldafing, und als sie im Dezember 1947 heiratet, lädt sie Scherwitz zur Trauung ein und erhält von ihm eine komplette Aussteuer geschenkt: Bettwäsche, Handtücher, Baumwollstoff, zu dieser Zeit alles extreme Mangelware. Es gibt ein Hochzeitsfoto. Scherwitz steht neben dem Ehepaar, die Braut jung und in Weiss, er lächelt sehr entspannt. Er fühlt sich wohl auf der jüdischen Hochzeit im Lager für Displaced Persons, man sieht es deutlich. Er könnte der Brautvater sein oder der Trauzeuge, jedenfalls ein jüdischer Mann, dessen Ruf und religiöse Lebensführung so unbescholten ist, wie es die Zeremonie vorschreibt. Auch Bella R. und ihr ebenfalls aus Litauen stammender Ehemann Jankl F. werden Scherwitz bald zum koscher machenden KZ-Ausweis verhelfen.⁶³

Bei einer seiner Touren in das DP-Lager Föhrenwald trifft er zufällig einen litauischen Juden aus Kowno, der seine Eltern nicht kennt, dafür aber den früheren Polizeiwachmeister und SS-Untersturmführer Fritz Scherwitz aus Riga. Es ist Josche Wysokotworsky. Scherwitz ist viele Male in den jüdischen Flüchtlingslagern gewesen, es ist kaum vorstellbar, dass er mit solchen Begegnungen nicht gerechnet hat. Er ist ja auch nach Frankfurt-Zeilsheim gefahren, um «seine» Juden zu suchen, unangefochten von irgendwel-

chen Bedenken, sie könnten ihm Böses antun. Als der frühere Lagerleiter den früheren Häftling trifft, wird er ihn beiseite genommen haben, ihm seine spezielle Wahrheit über die jüdische Herkunft und den Drahtseilakt bei der SS erzählt haben, und Josche Wysokotworsky hat ihm augenscheinlich geglaubt. Weil Scherwitz ihm im Ghetto das Leben gerettet, ihn zum Washington Platz mitgenommen und immer seine Hand über ihn gehalten hat.

Ein Restzweifel wird dennoch beide beschlichen haben. Denn Scherwitz bittet ihn, die unverhoffte Begegnung zu verschweigen, und Josche Wysokotworsky erfüllt ihm den Wunsch. Bei den Ermittlungen gibt er an, er habe Scherwitz geraten, einer jüdischen Stelle «reinen Wein einzuschenken. Dann würde ich gerne alles berichten, was er getan hat, und für ihn einstehen. Ich weiss nicht, warum er es nicht gemacht hat.» Seinen Namen gibt Scherwitz als Bürgen an, als er 1947 den KZ-Ausweis beantragt. Vor Gericht dazu befragt, sagt Josche Wysokotworsky: «Daran kann ich mich nicht erinnern. Wir haben aber besprochen, dass Scherwitz alles über Riga zusammenstellt und mir dann [nach Föhrenwald] ausschickt. Das hat er gemacht, aber ich habe es dann nicht unterschrieben, weil er sich nicht mehr darum kümmerte.»⁶⁴

Elke Sirewitschs oder Fritz Scherwitz' Suche nach Belegen für seine jüdische Herkunft hätten 1946 erfolgreicher nicht sein können. Mit einer religiösen und aus rassischen Gründen ermordeten Familie im Hintergrund lässt sich jeder Meldebogen und jede kritische Nachfrage erledigen. Seit er Bella R. und Chakelewitsch L. kennt, fühlt sich Scherwitz unangreifbar, und auf Josche Wysokotworsky kann er sich verlassen. Als dieser heiratet und Ende 1947 Vater wird, schenkt Scherwitz ihm eine Babyausstattung und besorgt ihm eine Beschäftigung als «Bühnenausstatter» in München.⁶⁵

Die Begeisterung über die wunderbar gefundene jüdische «Verwandtschaft» reisst alle Hemmschwellen nieder. Irgendwann, es muss 1946 gewesen sein, schreibt er wieder einen Brief, diesmal an das «Jüdische Litauische Komitee in New York, Abteilung Stadt Schaulen». Wieder berichtet er den «lieben Freunden», dass er ein «Schaulener Kind» sei und ihm der Nazismus all seine Angehörigen bis auf eine Schwester genommen habe. Er habe denselben Weg und dieselben Leiden wie all seine Freunde und Verwandte mit-

machen müssen, seine KZ-Nummer laute 27.697, «aber Gott sei Dank bin ich, trotz Gestapo-Terror und KZ-Inhaftierung, gut durchgekommen». Er erklärt sich zu einem orthodoxen Juden, der als Angehöriger «einer winzigen Minderheit» einen ganz besonders schweren Kampf in Deutschland zu bestehen habe: «Meine Schwester Bella R., KZ-Nr. 84.032, und ich befinden uns in einer kleinen Kreisstadt in Schwaben, wo tatsächlich die Verfolgung der Juden wieder eine grosse ist. Das ist ohne zu übertreiben. Wir trauen uns bald nicht mehr auf die Strasse, ohne von der Bevölkerung angepöbelt zu werden. Ich versuche alles, aus Deutschland herauszukommen, aber leider bin ich nicht so gestellt, dass ich auf illegalem Wege, ohne dafür eine grössere Summe geben zu können, wegkann.»

Scherwitz bittet das «Jüdische Komitee» weder um eine Bürgerschaft noch um Hilfe bei der zu dieser Zeit sehr schwierigen Visabeschaffung, auch nicht um einen Reisekostenzuschuss. Aber er möchte doch irgendwie hilfsbedürftig erscheinen und macht sich am Ende des Briefes zum kleinen Bittsteller, vielleicht auch mit der strategischen Absicht, mit einem Päckchen von einer jüdischen Organisation Zweifler in Wertingen beeindrucken zu können: «Ich habe eine Bitte, aber nur wenn es möglich ist. Da die Ernährungslage ziemlich schlecht ist, wollte ich Euch bitten, ob Sie uns, liebe Freunde, nicht mit einem kleinen Lebensmittelpäckchen bedenken könnten.»⁶⁶

Es ist nicht bekannt, ob die KZ-Nummer 27.697 mit einem Carepaket bedacht worden ist, aber die Botschaft, dass die Schwaben orthodoxe Juden auf der Strasse anpöbeln, wird in New York sicher gewirkt haben.

Doktor Scherwitz wird Treuhänder

Am 10. Dezember 1945 hat sich Scherwitz bei der Militärregierung als Pächter oder Treuhänder eines vorläufig beschlagnahmten Betriebes beworben, und sechs Wochen später erhält er die begehrte Beschäftigung. Der US-Leutnant Saul Moskowitz und der Landrat Dr. Buschlinger sind seine Bürgen, bessere kann er im Landkreis nicht bekommen. Am 29. Januar 1946 ernennt

der 2nd Leutnant William A. Graham, Property Control Officer, den «rassisch verfolgten Doktor» zum Treuhänder für das Textilkaufhaus I. B. Zenetti, Wertingen, Am Markt 6. Fortan hat Scherwitz dafür zu sorgen, dass dessen «Vermögen verwahrt, erhalten, beschützt» wird. Auch ist er verpflichtet, «to produce the largest income therefrom», alles zu tun, damit sich das Zenetti-Vermögen vermehrt und er sein Einkommen daraus erwirtschaften kann. Neben dem Textilkaufhaus ist auch Richard Zenettis Privateigentum konfisziert, sein zweistöckiges Wohnhaus und die Bankguthaben der Familie. Scherwitz muss, so steht es im Arbeitsvertrag, ein neues Konto errichten, eine umfassende Vermögensbilanz erstellen und alles gegen Feuer versichern. Als Gegenleistung erhält er vierhundert Reichsmark im Monat, ein ausgezeichnetes Gehalt, hundert Mark mehr hat er als der Landrat Dr. Buschlinger und dreihundert Reichsmark mehr als ein Lehrer.⁶⁷

Seinen ersten Nachkriegs-Arbeitsvertrag unterschreibt er mit Fritz Scherwitz, den Dokortitel und den «Elias» oder «Eleke» lässt er weg, noch vermeidet er die Urkundenfälschung. Seine Unterschrift ist wacklig. In Scherwitz' Schreibtisch wird Richard Zenetti später viele Seiten mit vollgekritzelten Unterschriftenproben finden. Zwei Blätter hat er aufbewahrt. Man sieht auf diesen beiden Seiten, welche Kraft Scherwitz aufbringen muss, um Buchstaben für Buchstaben zu malen, und wie schwierig es für ihn ist, die Buchstaben in eine ganze Unterschrift zu verwandeln. Es ist eine Kinderschrift, die sich durch stetes Probieren allmählich glättet. Die ersten Namenszüge sind wacklig, die nächsten schon flüssiger, dafür riesengross, die letzten sehen aus wie von einem hingeworfen, der stolz auf seinen Doktor Ing. ist. Sein Weg zum Unterschriftenkünstler ist auch im Staatsarchiv Augsburg dokumentiert. Hier befinden sich eine ganze Reihe Dokumente, die Scherwitz' mühsam zu Hause geübte Buchstaben tragen. Mal ist es nur das Kürzel «E. S.», mal wild aneinandergereihte Striche, mal eine protzige Unterschrift mit hochgezogenem «t» und tiefgezogenem «z», aber schwungvoll sieht es immer aus. Die Unterschriftsvariationen müssen sich unterschieden haben von der bei der Einstellung niedergelegten. «Zu bemerken ist, dass der Treuhänder niemals schreibt, wie signiert ist», heisst es in einem Bericht eines Betriebsführers 1947.⁶⁸

Es ist schwer in einer auf Schriftlichkeit fixierten Gesellschaft, eine eklatante Lese- und Schreibschwäche zu verbergen. Es braucht viel Phantasie und Improvisationstalent, um die ständig neu auftauchenden Klippen zu umgehen. Scherwitz schafft es. Weil er immer noch in Emersacker wohnt und jetzt ein wichtiger Mann ist, stellt ihm der Landrat einen viersitzigen Auto-Union (Audi) zur Verfügung, einen der siebzehn Privatwagen, die die Amerikaner bei ihrem Einzug in Wertingen beschlagnahmt haben.⁶⁹

Scherwitz ist wieder wer, und bald ist er noch mehr. Am 9. Mai 1946 überträgt ihm der oberste amerikanische Treuhänder für den Landkreis, Charles Herzog, die Verwaltung der Möbeltischlerei Johannes Baumann in Emersacker, einen Tag später die der Autoreparaturwerkstätte Gebrüder Strommer in Wertingen, und am 1. Juli 1946 kommt noch das Manufaktur- und Haushaltswarengeschäft Jakob Fischer dazu, das nur hundert Meter von Zenettis Laden entfernt liegt.⁷⁰

Scherwitz' Gehalt erhöht sich um weitere 1.200 Reichsmark, die von den verwalteten Unternehmen erwirtschaftet werden müssen, sowie um Benzinalgutscheine, soviel er abrechnen kann. Er bekommt jetzt ein astronomisches Gehalt, so viel wie sechzehn Gymnasiallehrer zusammen, freilich lässt sich mit Geld 1946 nicht viel kaufen.

Rechenschaftspflichtig ist er dem neugegründeten «Bayerischen Landesamt für Vermögensverwaltung und Wiedergutmachung», Zweigstelle Schwaben, in Augsburg, beziehungsweise deren kleiner Aussenstelle in Dillingen-Wertingen. Sein wichtigster Ansprechpartner ist aber Charles Herzog, ohne dessen Segen dürfen auch die allerdemokratischst eingerichteten Landratsämter nichts beschliessen. Die Vermögenskontrolle bleibt bis zur offiziellen Beendigung der Entnazifizierung im Juli 1949 streng unter der Beobachtung der Amerikaner.⁷¹

Es ist eine nahezu ungläubliche Karriere, die Scherwitz in Wertingen beginnt. Unter den etwa 15.000 Treuhändern in der amerikanischen Zone hat es viele schwarze Schafe gegeben, wie sich später herausgestellt hat: Treuhänder, die die ihnen anvertrauten Unternehmen ausplünderten, Treuhänder, die mit den Nazibesitzern unter einer Decke steckten und als Strohmänner

fungierten. Aber es ist sonst kein einziger Fall bekannt geworden, dass ein ehemaliger SS-Mann, ohne seinen Namen zu ändern, ausgerechnet in einer Behörde arbeitet, die bevorzugt den Verfolgten offensteht.⁷²

Für Fritz Scherwitz selbst mag sich aus dem Seitenwechsel gar nichts so umstürzend Neues ergeben haben. Sein Tätigkeitsprofil ist ja auch unter den beiden verschiedenen Arbeitgebern, genau besehen, ziemlich ähnlich. Als KZ-Aussenlagerleiter hat er mit Textilien, mit Schuhen, mit Tischlerarbeiten gewirtschaftet, und jetzt tut er es, als Treuhänder, auch wieder. In beiden Systemen war sein Auftrag, möglichst viel herauszu wirtschaften.

Im Landkreis Wertingen gibt es etwa eintausend Betriebe, nur zehn davon hat die Militärverwaltung unter die Vermögenskontrolle gestellt, vier davon verwaltet Scherwitz, das ist ein ausgezeichneter Schnitt. Zu Beginn seiner Arbeit scheint er die neue Tätigkeit ernst genommen, sich mit Leidenschaft und Freude in die Arbeit gestürzt zu haben. Später, als ihm auch noch die Verwaltung des gesamten jüdischen Eigentums im Landkreis übertragen wird und er sich obendrein auch noch heftig in die Lokalpolitik einmischt, lässt er manches schleifen.

Am intensivsten kümmert er sich um das Textilkaufhaus I. B. Zenetti und das Manufakturgeschäft Fischer. Den im Staatsarchiv Augsburg verwahrten Betriebsprüferberichten ist zu entnehmen, dass der Treuhänder Scherwitz eine Fusion der beiden Betriebe plant. Das übersteigt zwar seinen Auftrag, hat aber eine Logik in der Sache. Das Warenangebot der beiden Firmen ist ähnlich, beide verkaufen Strümpfe und Knöpfe, warum sollen sie sich Konkurrenz machen? Besonders engagiert ist Scherwitz in Sachen Textil. Damit kennt er sich aus, da kann er seine in Riga gesammelten Erfahrungen nutzen.

Es sieht so aus, als habe Scherwitz hier einen längerfristig angelegten Plan verfolgt. Ein altrenommiertes Geschäft, dessen Eigentümer Bürgermeister in der NS-Zeit gewesen ist, und ein jüdischer Treuhänder, der über Sachkenntnisse verfügt, das ist eine gute Konstellation. Vielleicht, wenn sich die Dinge richtig entwickeln, werden die Alteigentümer Zenetti und Fischer enteignet und ihre Firmen zugunsten des Wiedergutmachungsfonds zur Versteigerung freigegeben. Vielleicht erhält der Treuhänder Scherwitz, durch eine erfolgreiche Betriebsführung prädestiniert, dann die Gelegenheit, die fusionierten

Firmen zu kaufen. Ein solches Ziel könnte auch den Eifer erklären, den Scherwitz in den Folgemonaten an den Tag legt. Es erklärt zweifellos das Misstrauen und den nachhaltigen Hass, mit dem Zenetti das Treiben des Treuhänders beobachtet und bis ins Detail recherchiert. Der Kaufmann Zenetti sieht in dem dahergelaufenen Fremden eine tödliche Bedrohung seiner bürgerlichen Existenz. Ein dubioser Aussenseiter, ein Jude zudem, greift in die gewachsene Ordnung eines Schwabenstädtchens ein und reisst sich einen traditionsreichen Familienbetrieb unter den Nagel. Scherwitz contra Zenetti, das ist ein paradigmatischer Fall. Es lohnt deshalb, den Kontrahenten Zenetti genauer in den Blick zu nehmen.

Richard Zenetti und das Textilkauflhaus

Richard Zenetti, Jahrgang 1890, ist der Vertreter des Wertinger Bürgertums schlechthin. Seine italienischen Vorfahren hatten 1739 das mit Wein, Gewürzen, Tuchwaren handelnde Unternehmen eröffnet und es über viele Generationen als Schnittwaren- und Konfektionsgeschäft weitergeführt. In fünf Geschlechterfolgen stellte die Familie Bürgermeister und Ratsherren. Was ein Zenetti vorhat und was ein Zenetti tut, so dachten die Bewohner Wertingens wohl immer schon, das kann nicht schlecht sein. Auch 1933 dachten die Leute so.

Im April 1933 wurde Richard Zenetti einstimmig zum Bürgermeister der Stadt gewählt, zugleich zum Aufsichtsratsvorsitzenden der Spar- und Darlehenskasse von Wertingen. Von da an gab es kein Ehrenamt mehr, das ihm nicht zufiel, keine nationalsozialistische Organisation, der er nicht beitrug. Nur ein SA- oder gar SS-Mitglied wie sein Feind Scherwitz wurde er nie.

Als Bürgermeister lenkte er Wertingens Geschicke höchst erfolgreich. Das Städtchen erhielt unter seiner Ägide von der bayerischen Landesregierung den offiziellen und geschützten Beinamen «schmuckes Schwabenstädtchen», einen Ehrentitel, den die Stadt heute noch führt. Zenetti wachte über Moral und Anstand. Sein cholerisches Temperament führte zu mehreren Konflikten mit der Partei, aber nicht zu einer Distanzierung vom Nationalsozialismus.

1942 erregte er sich öffentlich über die «unhaltbaren Zustände» im «Mädel-Landdienstlager» und überwarf sich deshalb mit dem Bannführer der Hitlerjugend. Diesen Streit interpretierte die Partei als oppositionellen Akt. Am 1. September 1943 wurde Richard Zenetti «wegen Krankheit bis auf Weiteres von seinem Amt beurlaubt». Ende Januar 1944 erhielt der 54jährige einen Einberufungsbefehl zur Wehrmacht. In Ingolstadt und Lenggries drillte man ihn für den Krieg im Osten, aber zum Fronteinsatz kam es nicht mehr. Am 30. April 1945 übernahmen die Amerikaner das Kommando in Wertingen.

Während all dieser Jahre im «Tausendjährigen Reich» führte Richard Zenettis geschäftstüchtige Ehefrau, Theresia, das Textilkaufhaus. Es war das erste Haus am Platz und der Umsatz beträchtlich. 1944 meldete die Firma einen Verkaufserlös von 67.017 Reichsmark. Das war viel, wenn man bedenkt, dass die damals sehr begehrten Biberbettücher 3,20 Reichsmark das Stück kosteten, Mädchensocken 20 Pfennige und dass Textilien und Haushaltsgegenstände generell nur mit Bezugsscheinen zu kaufen waren.

Als Richard Zenetti, wie er in seinem Lebensbericht für die Spruchkammer schrieb, «körperlich und seelisch gebrochen» im Mai 1945 nach Wertingen zurückkehrte, war das Textilkaufhaus, wie alle anderen Handelsgeschäfte auch, von der Militärregierung geschlossen worden. Aber auf ihn wartete noch eine besondere Unbill. Sein Name stand auf der Liste der 1.266 exponierten Nationalsozialisten im Kreis. Weil er über zehn Jahre lang Bürgermeister gewesen war, fiel er unter die Bestimmungen des «automatischen Arrests» und gehörte zum Personenkreis, den die Militärregierung als «führende» Nazis bis zum Beweis des Gegenteils erst einmal festnahm. Er wurde verhaftet, wieder entlassen, unter Hausarrest gestellt, es ging hin und her. Nach Erlass der «Metzger-Direktive» im September 1945 hatte er zusätzlichen Grund, um sein Unternehmen zu bangen.⁷³

Die unsichere Lage schildert Zenettis Schwester Hermine in ihrem Tagebuch. Sie hat es für ihre Kinder bei Kriegsende begonnen und über die ersten Nachkriegsjahre geführt. Am 2. Januar 1946 schreibt sie: «Wir werden noch allerhand erleben, denn auf Betreiben der Kommunisten wurde der sehr humane Direktor der Militärregierung seines Amtes enthoben, und sein Nach-

folger, der polnische Jude Saul Moskowitz (...) ist ein Nazifresser ersten Ranges. Zugleich mit ihm erhielten wir einen neuen Polizeichef, der sich zusammen mit dem neuen Kommandanten alle Mühe gibt, die Nazis einzusperren und ihre Familien nach allen Regeln der Kunst zu schikanieren. Richard grämt und sorgt sich entsetzlich; er sieht ganz zerfallen aus. Seiner Meinung nach wird das Geschäft enteignet werden.»⁷⁴

Drei Wochen später wird Zenetti tatsächlich erneut verhaftet und kommt in das Internierungslager Altenstadt bei Schongau. Einige Tage danach, am 29. Januar 1946, wird Fritz Scherwitz Treuhänder des Familienbesitzes. «Es ist ein jüdischer Treuhänder», notiert Hermine Zenetti in ihrem Tagebuch. Dennoch ist die Freude erst mal gross, denn am 18. Februar darf das Kaufhaus, nach monatelanger Pause, wieder seine Türen öffnen. Theresia Zenetti, Mutter von fünf Kindern, politisch unbelastet, erhält von der Militärregierung die Erlaubnis, als Verkäuferin hinter dem Ladentisch zu stehen. Über der Eingangstür klebt unübersehbar das Zeichen «MG/PC» (Military Government/Property Control). Die Kunden rennen trotzdem hin, die ersten warten schon seit früh um fünf Uhr auf den Einlass.

Bis zur Währungsreform 1948 wird die Ware in der Regel nicht mit Geld, sondern mit Bezugspunkten bezahlt. Die Militärregierung hat das Bewirtschaftungssystem der letzten Kriegsjahre einfach übernommen, weil es gut funktioniert hat. Aber mit Bezugspunkten kann nur einkaufen, wer auch einen Bezugsberechtigungsschein besitzt. Und den bekommt nicht jeder. Nur wer seinen Meldebogen abgegeben hat, einen festen Wohnort und eine feste Stellung nachweisen kann, erhält vom Wirtschaftsamt Lebensmittelkarten und Kaufberechtigungsscheine. Deshalb sind in dieser Zeit Kompensationsgeschäfte üblich. Käse gegen Essig, Essig gegen Presssack, Presssack gegen Zement. Die Tauschzentralen boomen, der Schwarzmarkt blüht, und die Zigarettenwährung überbietet alle anderen Zahlungsmittel. Weil das Wirtschaftsamt den Schwarzmarkt austrocknen will, droht es allen Händlern, die Ware ohne Bezugsscheine verkaufen, strenge Strafen an.

Schon am 20. Februar, zwei Tage nach Wiedereröffnung des Kaufhauses Zenetti, kommt es zum ersten Konflikt mit Theresia Zenetti. Sie habe Waren

ohne gültige Bezugsscheine abgegeben und bei Verkäufen die Flüchtlinge benachteiligt, beklagt sich Scherwitz bei der Militärregierung. Diese reagiert sofort, noch am selben Tag wird die Mutter von fünf Kindern entlassen.

Es ist der Auftakt zum grossen Ärger. Bei der Inventur zur Eröffnungsbilanz stellt der Betriebsprüfer des «Landesamtes für Vermögenskontrolle und Wiedergutmachung» fest, dass die Kassenbücher der Kriegszeit fehlen und der Warenbestand auffällig niedrig ist. In einer eidesstattlichen Versicherung erklärt Frau Zenetti, amerikanische Soldaten hätten bei der Eroberung von Wertingen die Unterlagen beschlagnahmt und «plündernde Fremdarbeiter» die Waren abgeschleppt. Auch für das bei Kriegsende auf verschiedene Konten verteilte Vermögen findet sie eine Erklärung. Das Geld sei kein Firmeneigentum, sondern das «Brautgeld» für ihre Tochter. Scherwitz will das nicht glauben. Er zeigt sie wegen «Unterschlagung» bei der Militärregierung an, den Schaden beziffert er auf etwa 20.000 Reichsmark.⁷⁵

Die Militärregierung ordnet unverzüglich eine Untersuchung an. Hermine Zenetti notiert am 2. März 1946 aus Sicht der Familie die Ereignisse: «Meine Schwägerin wird von ihrem jüdischen Treuhänder Dr. Scherwitz nach allen Regeln der Kunst gepiesackt, sie solle doch das Geschäft an ihn verkaufen. Da sie energisch ablehnt, macht sie sich bei ihm verhasst. Von einer unstimigen Lagerbestandsaufnahme ausgehend, (...) übt er nun Druck aus. (...) Die Schwägerin bekommt Stubenarrest, während die Polizei eine Hausdurchsuchung vornimmt und auch wirklich zum Triumph des Juden etwas Ware zutage fördert.»

Die Ware, die die Polizei bei Theresia Zenetti findet, reicht nicht aus, um den Fehlbestand im Kaufhaus zu erklären, also werden auch Hausdurchsuchungen bei der ganzen weitläufigen Zenetti-Verwandschaft angeordnet. Bei der Tagebuch-Chronistin taucht am 27. März der «Nazifresser» Saul Moskowitz persönlich auf, in Begleitung seiner Dolmetscherin Magda A. Es ist die Frau, mit der Scherwitz, nach Beendigung seiner Liebschaft mit Steffi Ehrenreich, bald Zusammenleben und die seinen Schreibkram für ihn erledigen wird. Moskowitz packt alle Textilien, die er bei Hermine Zenetti findet, in einen grossen Karton, Privatbesitz will er nicht gelten lassen. «Viel Schuld an diesem Vorgehen trug seine Dolmetscherin», schreibt sie, «der möchte ich noch mal begegnen.»

Im März 1946 wird Theresia Zenetti wegen Meineids und Betrugs zu einem Jahr Zuchthausstrafe ohne Bewährung verurteilt. Ihre beiden ältesten Töchter, 17 und 13 Jahre alt, müssen in Stellung gehen, und ihre drei Kleinen, neun, sieben und weniger als ein Jahr alt, kommen in die Obhut des Roten Kreuzes. Richard Zenetti im Internierungslager erfährt von diesen Vorgängen nichts. «Wer könnte es fertigbringen, diesem schwer sich sorgenden Mann die Wahrheit mitzuteilen? Wer möchte ihm sagen, dass der jüdische Treuhänder seiner Frau ein Bein gestellt hatte (...), um sie aus Geschäft und Haus zu entfernen?» trägt die Schwägerin am 10. März in ihr Tagebuch ein.

Bei den verschiedenen Hausdurchsuchungen finden sich Waren im Wert von rund 9.000 Reichsmark, die dem Kaufhaus wieder zugeführt werden. Ihre von Moskowitz im Übereifer beschlagnahmte Aussteuer darf Hermine Zenetti bei der Kommandantur wieder abholen. Aber es fehlen, wie sie am 1. Juli notiert, die besten Stücke. «Als ich deswegen bei dem Zenettischen Juden Dr. Scherwitz vorstellig wurde, lachte der nur und sagte: ‚Ach, Ihre Sachen. Da machen Sie am besten kein Aufhebens! Die müssen Sie sich ans Bein schmieren!«

Die Zuchthausstrafe für seine Frau lastet Richard Zenetti dem Treuhänder persönlich an. In einem seiner 1948 nachträglich notierten Leidensberichte hält er fest, wie Bernhard Ehrenreich «des öfteren in Strumpfsocken» hinter Scherwitz' Tür in Emersacker schlich und heimlich den Gesprächen lauschte, die dieser mit dem Landrat Dr. Buschlinger führte. So will der junge Ehrenreich gehört haben, wie die beiden «Mittel und Wege besprachen, mich [Richard Zenetti] um Besitz und Eigentum zu bringen», und wörtlich den Satz: «Die Frau Zenetti muss mir aus dem Weg.»

Für Richard Zenetti beweisen die Repressionen gegen seine Familie und Verwandtschaft nichts anderes, als dass Scherwitz das Kaufhaus als Ersatz für seine angeblich in Berlin verlorene Werkzeugmaschinenfabrik von der Militärregierung übereignet bekommen will.

Zenetti könnte richtig vermutet haben. Wie auch immer, Fritz Scherwitz stürzt sich mit Elan in seine Arbeit. Er stellt einen Geschäftsführer und eine Verkäuferin ein, beschäftigt auch ein Lehmädchen. Es sind Flüchtlinge aus den deutschen Ostgebieten.

Er selbst kümmert sich um die Aussenkontakte, renommiert mit Titel und Charme. Er lässt Briefpapier drucken, darauf steht riesengross und mit roten Buchstaben «Treuhand Dr. Scherwitz», und darunter in schwarzen, etwas kleineren Lettern «Kaufhaus I. B. Zenetti». Innerhalb von Wochen gelingt es ihm, Geschäftsverbindungen wiederherzustellen, die monatelang abgerissen waren. Er findet neue Zulieferer, die ihm selbst streng rationierte Waren wie Spinnstoffe versprechen. Mit seinem Auto-Union fährt er in der Gegend herum, feilscht und handelt und tauscht sogar Gemüse, das er den Ehrenreichs gegen Garn abschwatzt, wiederum gegen Wolle ein.

Er ist wieder in seinem Element, er ist ein tüchtiger Betriebsleiter, die Buchhaltung stimmt, und der Laden erlebt einen Aufschwung. «Vom betrieblichen Standpunkt aus macht die Firma einen besonders günstigen Eindruck», berichtet das Regierungswirtschaftsamt Schwaben am 8. Mai 1946 an die Militärregierung. «Sie weist einen für die heutige Zeit erstaunlich guten und reich sortierten Warenbestand auf. (...) Es muss anerkannt werden, dass es dem Treuhänder (...) gelungen ist, laufend neue Ware durch entsprechenden Einkauf der Firma zuzuführen. Die Flüssigkeit der Firma ist ausgezeichnet. Irgendwelche Beanstandungen gegen den Treuhänder liegen in keiner Weise vor.»⁷⁶

Am Ende des ersten Treuhandjahres weist die Firma Warenverkäufe im Wert von 176.400 Bezugspunkten aus, dreimal mehr als im letzten Kriegsjahr 1944. «Ich habe 80 Prozent aller Kundenwünsche erfüllen können», schreibt Scherwitz stolz an die Landesstelle für Vermögensverwaltung, «mein Ziel sind 100 Prozent.» Auch die nächste und übernächste Inspektion fallen glänzend aus. «Der Kassenstand stimmt mit den Belegen überein, die Stichproben bei den Bankbüchern verliefen ohne Beanstandung, Gebäude und Einrichtungen sind in gutem Zustand und lassen in Bezug auf Sauberkeit nichts zu wünschen übrig», heisst es im April 1947, und ein halbes Jahr später: «Dem Treuhänder ist es gelungen, durch Hereinnahme branchenähnlicher und branchenfremder Waren den Verkauf flottzuhalten.»⁷⁷

An dieser rundherum positiven Einschätzung über Scherwitz' Schalten und Walten wird sich bis Anfang 1948 nichts ändern. Im Februar 1948 stellt ein Betriebsprüfer zwar fest, dass es im Jahre 1947 im Vergleich zum Vor-

jahr zu einem Umsatzrückgang von 60 Prozent gekommen ist, aber erfindet dafür eine gute Erklärung. Er schiebt es auf die «eklatanten Schwierigkeiten beim Wareneinkauf», auf den «allgemeinen Niedergang der Wirtschaft» und auf die «stärkere Inanspruchnahme des Treuhänders durch ausserbetriebliche Aufgaben».⁷⁸ Damit meint er Scherwitz' Tätigkeiten in anderen Treuhandbetrieben und sein Engagement für Flüchtlinge.

Der Nazifresser

Bis in den Früherbst 1946 hinein wohnt Scherwitz immer noch in seinen beiden Zimmerchen auf dem Bauernhof der Familie Ehrenreich. Das Zusammenleben ist unerträglich geworden, seit der Doktor Treuhänder bei Zenetti ist. Es wird grausig, als Scherwitz im Mai 1946 auch noch die Verwaltung über die Möbeltischlerei Baumann erhält. Die Baumanns sind nicht nur Nachbarn, sondern auch Patentante und -onkel von zwei Kindern der Ehrenreichs.

Eine offene Feindschaft zwischen Johannes Baumann und Fritz Scherwitz besteht bereits seit Oktober 1945. Da war von einer Treuhandenschaft noch nichts zu ahnen, aber Scherwitz hatte den Tischlermeister bei der Militärregierung als Antisemiten denunziert. In einem Brief empörte er sich über eine «politische Unterhaltung», die er mit Baumann geführt haben wollte, und forderte von der Bezirkskommandantur mit dem moralischen Recht des KZ-Häftlings dessen Bestrafung: «Er begann auf die Juden zu schimpfen, die nur alleine schuld sind an der Verfolgung der Nazis (...) Daraufhin stellte ich ihm die Frage, ob er das richtig findet, dass man Tausende von Juden in die K.Z. geworfen hat, um sie dort zu vernichten. Dass man wehrlose Frauen und Kinder erschossen, nein nicht nur erschossen, sondern vergast und bei lebendigem Leib verbrannt hat. (...) Darauf gab mir B. die Antwort: ‚Die Schuld am Ganzen haben die Demokraten und die Juden selbst, weil sie das Kapital an sich gerissen haben und wir einfach nicht hochkommen konnten.‘»⁷⁹

Eine echte Strafe ist nun für Baumann die Vermögenskontrolle durch Scherwitz. Sein Betrieb ist schon 1945 konfisziert worden, weil er seit 1933 Mitglied in vielen nationalsozialistischen Vereinigungen gewesen ist, aber

der bisherige Treuhänder hat nicht gross eingegriffen. Als Scherwitz die Sache übernimmt, darf Baumann die Tischlerei nicht mehr betreten, auch der Sohn erhält Hausverbot, die Gesellen werden entlassen, dafür Flüchtlinge eingestellt. Der alte Schreinermeister und seine Familie sind überzeugt, der Jude wolle sie ruinieren und sich dann die Tischlerei unter den Nagel reißen. Sie erzählen im Dorf herum, Scherwitz habe sie angebrüllt, die Nazis hätten all sein Vermögen geraubt, er sei nur mit 25 Kilo Gepäck ins Konzentrationslager gekommen, und diese 25 Kilo seien ihm auch noch gestohlen worden, jetzt wolle er sich bei «Nazi- und Kriegsgewinnlern» entschädigen.⁸⁰ Mutter Baumann betet jeden Tag um göttlichen Beistand. Vater Baumann ist mehr von dieser Welt, er bietet dem Treuhänder die Stirn mit Klagen und Beschwerden.

Die Streitigkeiten zwischen den beiden beschäftigen bald die Militärregierung. Weil Baumann nicht müde wird herumzuerzählen, der «Jude regiere mit Gestapo-Methoden», veranstalten der Direktor der Militärregierung, Captain John Woodwart, und der oberste Property Controller, Charles Herzog, am 17. September 1946 eine Anhörung mit allen Beteiligten in der Kommandantur. Sie endet mit dem vollen Sieg für Scherwitz, denn Baumann wird verdonnert, endlich Ruhe zu geben und den Vorwurf «Gestapo-Methoden» nicht zu wiederholen.⁸¹ Aber er hält keine Ruhe, sondern beklagt sich jetzt bei der Handwerkskammer in Augsburg, gewinnt sogar deren Unterstützung. Am 30. Oktober 1946 reicht es der amerikanischen Besatzungsbehörde.

Charles Herzog schreibt dem Bayerischen Landesamt für Vermögensverwaltung und Wiedergutmachung in Augsburg: «Der schwerstbelastete PG Baumann muss seine Stänkereien gegen den Treuhänder sofort einstellen, andernfalls ist eine Verhaftung kaum mehr zu vermeiden. Johannes Baumann gehört zu den Elementen, welche sich nicht den Anordnungen der Militärregierung fügen wollen. Sie laufen von einer Behörde zur anderen, und jedes Mittel ist ihnen heilig, um wieder in den Betrieb zu gelangen.» Ausdrücklich nimmt der oberste Property Controller seinen Treuhänder in Schutz: «Gegen die Geschäftsführung des Dr. Scherwitz kann ich keine Klage erheben, und ich fühle mich verpflichtet, besonders diesen Juden in meinen Schutz zu nehmen, da es sich um einen Juden handelt, welcher nicht

nur von Baumann, sondern von einem grossen Teil der Bevölkerung heute noch verfolgt wird.»⁸²

Das sehen die Ehrenreichs, ganz auf Seiten der Nachbarn und Freunde, völlig anders. Nicht die Bevölkerung verfolge den Juden Scherwitz, sondern der Jude Scherwitz verfolge sie. Überall sehe er Nazis, auch dort, wo keine seien, und versuche ständig Erpressungen. Einem Bauern aus dem Nachbardorf habe er gegen einige Liter Schnaps und ein Paar Stiefel für seinen jungen Schützling Bernd Hoffmann versprochen, sich bei der Militärregierung für die Freilassung seines verhafteten Sohnes einzusetzen. Schnaps und Stiefel seien prompt geliefert worden, aber der Sohn im Interniertenlager geblieben.

Bei der Kommandantur habe er Volker K. als SS-Angehörigen denunziert, obwohl dieser nur in einer SS-Division gewesen sei, und dies auch noch «zwangsverpflichtet». Es sei Scherwitz' Schuld, dass Volker K. seit Anfang 1946 im Militärgefängnis Dachau sitze. Ein ohne Zuzugsgenehmigung im Dorf lebendes Mädchen habe er beim Landrat denunziert, als sie sich ihm verweigert habe. Flüchtlinge, die er als Angestellte in seinen Treuhandbetrieben beschäftige, habe er aus «purer Bosheit» in die Wohnungen der früheren Besitzer einquartiert und sie mit Möbeln aus deren Besitz versorgt.⁸³

«Seitdem Scherwitz mit Baumann anfing», berichtet Bernhard Ehrenreich dem Chronisten Zenetti 1948, «verwandelte sich meine Abneigung in einen Hass gegen den Juden. Mein Vater war mit Baumann von jeher eng befreundet, der zudem auch mein Pate war. Aus diesem Grunde versuchte ich auf Scherwitz einzuwirken, von Baumann abzulassen. Scherwitz fing mit mir Streit an, worauf ich ihm das Herausschmeissen androhte. Scherwitz drohte seinerseits, er werde meinen Vater als ehemaligen PG um seinen Hof bringen. Händel waren von da an an der Tagesordnung, das ganze Haus schien in Aufruhr. Meine Mutter hatte vor Kummer und Sorgen schlaflose Nächte, meine Schwester Steffi ging offensichtlich einem seelischen Verfall entgegen. Der Mann, der durch meine Gutherzigkeit hierherkam, hat über unser elterliches Haus Unglück über Unglück gebracht.»

Kurz bevor Scherwitz wirklich seine Sachen packt, denunziert er Vater Ehrenreich, weil dieser immer noch nicht seinen Meldebogen abgegeben ha-

be. «Wie soll man den Landkreis von Nazis säubern, wenn alte PGs ihrer Abgabeverpflichtung nicht genügen?» schreibt er frech.⁸⁴ Die Familie hat keine Ahnung, dass sie da jemand mit Steinen bewirft, der selbst im Glashaushaus sitzt. Schon wenig später muss Bernhard Ehrenreich senior sich vor der Spruchkammer in Wertingen verantworten. Er wird, weil er ausser in der Partei in keiner anderen NS-Organisation und aktiv nur in der Kirche gewesen ist, als «Mitläufer» eingestuft und muss 800 Reichsmark, in heutige Kaufkraft übersetzt 8.000 Euro, an den Wiedergutmachungsfonds überweisen, Stichwort «Sühnebescheid». Es ist ein strenges Urteil, weil die Spruchkammern zu dieser Zeit noch von den Militärregierungen genau beobachtet werden und die Richter Angst haben, als Nazi-Sympathisanten dazustehen. Mutter Ehrenreich, die nie in der Partei gewesen ist, immer an den Herrgott geglaubt hat und nicht an Hitler, wird auch als Mitläuferin eingestuft und muss 380 Reichsmark zahlen.⁸⁵

Im September oder Oktober 1946 endet die Notgemeinschaft mit den Ehrenreichs. Mit einem klapprigen Fahrrad und einer Pappschachtel ist Scherwitz gekommen, in einem eigenen Auto und mit vier grossen Kisten verlässt er den Hof.

Sein neues Heim in der Johann-Drissle-Strasse 2 ist wunderschön, eine der repräsentativsten Villen von Wertingen, auch heute noch. Das Haus liegt hinter alten Bäumen versteckt, am Hang hinter dem Stadtschloss. Wer ihm diese herrliche Villa zugeschanzt hat, ist den Akten nicht zu entnehmen, 1945 haben hier noch Offiziere der Besatzungsmacht gewohnt. Im Wiedergutmachungsgesetz vom 1. August 1946 ist zwar festgehalten, Verfolgte sollten bevorzugt mit Wohnraum versorgt werden, aber diese luxuriöse Art der Bevorzugung war sicher nicht gemeint.

Während die Flüchtlinge aus den Ostgebieten in zugigen Baracken und ausrangierten Güterwaggons hausen müssen, bewohnt Scherwitz einen bürgerlichen Palast mit Walmdach und stellt eine Haushälterin ein. Sieben Zimmer mit Zentralheizung, Küche, Badezimmer, Fenster nach Südwesten, ein sonniger Garten mit Zierbüschen, ein Nutzgarten hinter dem Haus und grosszügig geschnittene Keller sind sauberzuhalten. Während im extrem kalten Winter 1946/1947 Tausende in Notunterkünften erfrieren, hat Scherwitz

Kohlen genug, um das ganze Haus zu heizen. Während 72 jüdische Displaced Persons im Lager Föhrenwalde sich ein einziges Klo teilen müssen, kann Scherwitz gleich über zwei verfügen. Während die allermeisten Menschen lange Wege zu Fuss gehen müssen, steht vor seiner Haustür das Auto, und wenn er keine Lust hat, selbst zu steuern, telefoniert er den Fahrer des Landratsamts herbei. Telefone im Privatbesitz sind eine Seltenheit, Scherwitz' Nummer lautet 2541.

Aber er ist grosszügig. Für seine Freunde vom Wohnungs- und Flüchtlingsamt, von der Polizei, von der Spruchkammer, für die Mitarbeiter in seinen Treuhandbetrieben sowie die Bediensteten der Militärregierung und nicht zuletzt für die «Halbschwester» Bella R. mitsamt ihren Freunden aus dem DP-Lager Feldafing gibt er Feste, die alsbald stadtbekannt werden. Viele Übernachtungsgäste kommen und gehen, in der Johann-Drissle-Strasse 2 ist ein «Betrieb wie in einem Taubenschlag», hält Zenetti fest.

In Zenettis Unterlagen über Scherwitz' Untaten finden sich Rechnungen für angeliefertes Weizenbier und der Beleg, dass der «Jude» in seinem Nutzgarten ganz unkoscher Schweine gehalten hat. Von der Gutsverwaltung Schwaighof hat er demnach per Fuhrwerk «2 Läufer Schweine» erhalten. Auf der Rechnung über 180 Reichsmark steht: «Das männliche Tier müssen Sie aber noch kastrieren lassen. Für die Rücklieferung der Kiste bitten wir bemüht zu sein.»⁸⁶

Drei Nachkriegssommer erlebt Scherwitz in Freiheit, der Sommer 1947 wird sein schönster gewesen sein. Er platzt vor Tatendrang, mischt sich in die Lokalpolitik ein und in die Spruchkammerverfahren gegen einheimische Prominente. Er profiliert sich als Nazijäger, auf seine Anzeige hin verschwinden mehrere ehemalige SS-Angehörige in Arbeitslager.

Gut dokumentiert ist der Fall Walter E., 1943 ist er Nachrichtenschreiber bei der Sicherheitspolizei in Riga gewesen. Ein guter Bekannter also, der ihm, dem Treuhänder und vermeintlichen KZ-Häftling, hätte gefährlich werden können. Anfang 1947 sieht Scherwitz ihn zufällig in Augsburg auf der Strasse, zeigt ihn sofort an, anonym, um sich nicht selbst zu gefährden, so wird es Walter E. später behaupten. Die Anzeige, detailliert und nicht zu widerlegen, spielt bei Walter E.s Entnazifizierungsverhandlung vor der Spruchkammer in Augsburg eine entscheidende Rolle. Walter E. wird als

«Belasteter» in Gruppe 2 eingestuft, zu einem Jahr Arbeitslager in Göggingen verurteilt, sein Vermögen zugunsten des Wiedergutmachungsfonds eingezogen.⁸⁷

Ins Gefängnis bringt Scherwitz auch einen Werner S., den Sohn eines Wertinger Lokaljournalisten. Der Vater wird sich später, nach Scherwitz' Verhaftung, rächen mit giftigen Artikeln über den «KZ-Kommandanten», der sich in Wertingen als «Nazifresser» geriert habe.

1947 fühlt sich Scherwitz unanfechtbar. Seine Feinde wie Zenetti und Baumann haben Dreck am Stecken, er ist der grosse Saubermann. Solange die deutschen Spruchkammern in ihren Entnazifizierungsurteilen die von den Amerikanern verfügten Eigentumskontrollen nicht aufheben, solange geht es ihm gut. Scherwitz tanzt 1947 auf allen Hochzeiten gleichzeitig, die Militärregierung hält die Hand über ihn. Mit solchen Leuten wie ihm lässt sich gut ein demokratisches Deutschland aufbauen, werden seine Förderer gemeint haben.

Auch privat läuft alles bestens. Steffi Ehrenreich hat er entsorgt, und Magda A., die schöne 24jährige Dolmetscherin des Leutnants Moskowitz, ist seine Privatsekretärin und Geliebte geworden. In München ausgebombt, hat es sie zufällig nach Wertingen verschlagen. Ihr Mann ist an der Ostfront gefallen; ein Jahr nach Kriegsende bekommt sie einen Sohn, ein «Amikind». Das Wertinger Bürgertum zerreisst sich den Mund über die «Hergelaufene», mokiert sich über ihre bemalten Lippen, neidet ihr die «Nylonstrümpfe mit Naht», schimpft über die «arrogante Person». Als Scherwitz sie dann in Überschreitung seiner Kompetenzen zur «Bevollmächtigten für alle Treuhandangelegenheiten» ernannt, ihr die Buchführung überlässt und ihr aus dem erwirtschafteten Vermögen sogar ein gutes Gehalt zahlt, ist sie für Richard Zenetti nur noch das «Judenliebchen» oder die «Judenmätresse».

Im Frühling 1947 zieht Magda A. mit Baby in Scherwitz' Villa ein, eine Flüchtlingsfrau wird als Kindermädchen engagiert. Seit diesem Zeitpunkt nennt Scherwitz seine Begleiterin «Braut», wohl um sie zu schützen, denn verloben wird er sich wenig später mit einer anderen Frau, mit Salomea L., der Jüdin aus Schaulen.

Scherwitz hat Erfolg bei den Frauen, seine vier Treuhandbetriebe laufen hervorragend, und die Flüchtlinge, von denen es im Landkreis rund 15.000

gibt, sind ihm für seine Hilfe dankbar. Das Schönste aber kommt erst jetzt: der KZ-Ausweis, auf ihn wartet er schon lange.

Der KZ-Ausweis

Schon am 3. Mai 1946 ist Scherwitz von Wertingen nach Augsburg gefahren, in die Fuggerstrasse 4. Dort, im ersten Stock, befinden sich die Geschäftsräume des «Bayerischen Hilfswerks für die von den Nürnberger Gesetzen Betroffenen», das sich um die rassisch, politisch und religiös Verfolgten in Oberschwaben kümmert, weil das Wiedergutmachungswerk noch nicht angelaufen ist und es dafür noch keine speziellen Organisationen gibt. Leiter des Büros ist Hugo Schwarz, ein schwäbischer Jude, der die Nazizeit nur überstehen konnte, weil er mit einer nichtjüdischen Frau verheiratet war.

Scherwitz stellt sich vor, erklärt, wer er ist, und Hugo Schwarz schiebt ihm einen kleinen Fragebogen über den Tisch, er solle sich erst einmal als Verfolgter registrieren lassen, mehr könne er im Moment nicht für ihn tun.

Die Angaben in dem ausgefüllten Formular decken sich mit denen, die er in Emersacker in seinen – nicht abgegebenen – kleinen Meldebogen von Mai 1946 hineingeschrieben hat. Eleke F. Scherwitz, Gestapohaft, KZ in Riga, verfolgt aus rassischen Gründen, neu ist nur die Fachrichtung «Dr. ing. Maschinenbau».⁸⁸

Zeugen für seine Behauptungen braucht er zu dieser Zeit nicht beizubringen, das Bayerische Hilfswerk arbeitet Anfang 1946 noch sehr unbürokratisch, das Papier ist nur etwas für die Statistik.

Scherwitz war ein ungewöhnlicher Kunde, denn im Unterschied zu allen anderen, die in Hugo Schwarz' Büro kamen, wollte er weder Lebensmittelkarten noch eine Unterkunft noch Kleidung, er besass ja schon alles, war schliesslich schon Treuhänder, ernannt von einer denkbar unangreifbaren Stelle, der Militärregierung. Das wird den Leiter des Hilfswerks beeindruckt haben, er war also kein Schnorrer, wie so viele andere, die ihm das Büro einrannten. Hugo Schwarz stempelte das Anmeldeformular mit dem Zeichen «A 1/1», Nummer 10223, ab, ein Anmeldeformular erster Klasse, denn

das Kürzel A 1/1 bedeutete «Volljude». A 1/2 hätte «Halbjude» bedeutet, noch war man selbst bei den Betreuungsstellen in der neuen Zeit nicht ganz angekommen, die Klassifizierung der Nazis wirkte fort.

Im Laufe des Jahres 1946, als immer mehr nichtdeutsche Juden aus Osteuropa nach Bayern flüchten, bürokratisiert das Bayerische Hilfswerk die anfänglich sehr formlose Unterstützungsarbeit. Am 1. August 1946 wird das «Bayerische Gesetz Nr. 35 über die Bildung eines Sonderfonds zum Zwecke der Wiedergutmachung» erlassen. Erst jetzt gibt es genaue Kriterien und Zuständigkeiten für die Verfolgtenbetreuung. Nur wer sein Schicksal glaubhaft machen kann, Zeugen findet, einen offiziellen KZ-Ausweis beantragt und sich in grosser Not befindet, kann Hilfe aus dem Sonderfonds erwarten.

Für jede Verfolgtengruppe sind andere Institutionen zuständig. Das Bayerische Hilfswerk kümmert sich um die «Volljuden», die «Mischlinge», die in «Mischehe lebenden Juden» und die «Zigeuner». Die «politisch Verfolgten» werden von den «KZ-Betreuungsstellen» registriert, während das «Zentralkomitee der befreiten Juden in der US-Zone» den osteuropäischen Displaced Persons hilft, die nicht in einem von der internationalen Flüchtlingshilfe betreuten DP-Lager leben, sondern ausserhalb, irgendwo zwischen den Deutschen. Die Dienstaufsicht über diese drei Organisationen, die die Sonderfondsmittel verteilen, wird Anfang 1947 Dr. Philipp Auerbach übernehmen, der Staatskommissar für die rassistisch, religiös und politisch Verfolgten. Das ist die Wiedergutmachungsbürokratie, sie wird bald die Welt des Dr. Eleke Scherwitz sein.

Der Treuhänder Scherwitz mit seinem guten Gehalt und dem Dienstwagen will auch nach Erlass des Sonderfondsgesetzes keine materiellen Zuwendungen. Aber er will einen richtigen KZ-Ausweis, so einen, wie ihn das neue Gesetz vorschreibt, einen staatlich anerkannten Ausweis. Damit lassen sich die Anfeindungen in Wertingen besser überstehen, auch das Problem mit dem «kleinen Meldebogen», der immer noch in seinem Schreibtisch schlummert. Wenn es überhaupt ein Papier gibt, das seine Geschichte hieb- und stichfest macht, dann ist es dieser Ausweis. Einen besseren Persilschein gibt es nicht. Um ihn zu bekommen, überschreitet Scherwitz den Rubikon.

Knapp ein Jahr später, am 17. März 1947, stellt er beim Bayerischen Hilfswerk den offiziellen «Antrag auf Ausstellung eines Ausweises für ehemalige KZ-Insassen». Er liefert eine eidesstattliche Erklärung ab, nicht nur ein rassistisch, sondern auch ein politisch Verfolgter gewesen zu sein, seine KZ-Nummer habe 27.697 gelautet. Als Zeugen für seine jüdische Herkunft und zugleich für seine Leidensgeschichte nennt Scherwitz seine in den DP-Lagern Föhrenwalde und Feldafing gefundenen litauischen Freunde, darunter die zur Halbschwester gekürte Bella R. und den früheren Schneider am Washington Platz und auf der Lenta, Josche Wysokotworsky.

Bis zu diesem Tag, dem 17. März 1947, haben sich alle seine Hochstapeleien nur am Rande der Legalität bewegt. Er hat gelogen und getäuscht, sich eine Position verschafft, die er mit seiner Vergangenheit in Riga von Rechts wegen niemals hätte innehaben dürfen, aber im Wesentlichen hat er nur das perfektioniert, was die Mehrheit der Deutschen auch versucht hat, sich nämlich von jeglicher Schuld reinzuwaschen. In einer Gesellschaft, die alle Verbrechen auf das «tyrannische System» geschoben hat, unter deren «Fusstritten» das «deutsche Volk litt», wie es 1949 der Ex-Reichspräsident der Weimarer Republik Paul Löbe als Sprachregelung für die Vergangenheitsbewältigung in der ersten Sitzung des Bundestags festlegt, ist Scherwitz nur erfolgreicher als die meisten gewesen.

Während der Ermittlungen wird Scherwitz gefragt, warum er sich als KZ-Häftling ausgegeben habe. Die Antwort ist nicht präzise, aber sie klingt, als ob er mit sich im reinen sei: «Ich habe nicht die Absicht gehabt, einen Betrug zu begehen, da ich der Auffassung bin, dass dies alles KZ-Zeit war und ich mehr riskiert habe wie jeder andere. Ich war nie Angehöriger der SS und habe daher keine Veranlassung gehabt, dies in einem Fragebogen oder bei einer Dienststelle anzugeben. Ich habe dort nicht angegeben, dass ich in führender Stellung in Lenta tätig war. Ich hielt es nicht für notwendig. Ich bin betreut worden und habe die Zeit in Lenta als KZ angegeben. Ich halte dies nicht für Betrug.»⁸⁹

Doch tatsächlich betrug er ab dem 17. März 1947 nicht nur seine gutwilligen Beschützer, sondern in strafrechtlich relevantem Sinne auch die Öffentlichkeit. Seine «eidesstattliche Erklärung», diesen offiziellen Antrag für das gesetzlich geschützte Dokument KZ-Ausweis, ist das einzig auffindbare

Formular, das er bewusst gefälscht und mit krimineller Vorsätzlichkeit eingereicht hat.⁹⁰ «Falsche oder unvollständige Angaben stellen Vergehen gegen die Verordnungen der Militärregierung dar und sind gesetzlich strafbar», steht fett unterstrichen und als «wichtig» gekennzeichnet auf dem Antrag. Am Ende, zwei Zentimeter über der platzgreifenden und schwungvollen Unterschrift «Eleke Scherwitz», liest man im Vordruck: «Ich erkläre hiermit an Eides Statt, dass sämtliche vorstehende Angaben der vollen Wahrheit entsprechen, dass ich nichts ausgelassen oder verschwiegen habe, noch dass ich Angaben gemacht habe, welche in irgendeiner Weise zweideutige Auslegung zulassen.»

Auf Scherwitz eidesstattlicher Erklärung wimmelt es auf den sechs Seiten nur so von falschen Angaben und zweideutigen Aussagen. Das beginnt schon mit dem Dokortitel und mit dem Familienstand «verwitwet». Die biographischen Basisdaten entsprechen denen des kleinen Meldebogens, den er nicht abgegeben hat, und des internen Fragebogens des Bayerischen Hilfswerks von Mai 1946. Neu erfunden ist auch, dass er nicht nur wegen der «jüd. Rassezugehörigkeit» von 1938 bis 1941 im Gestapo-Gefängnis in Berlin gesessen habe, sondern auch wegen «kom. Betätigung». Ab dann kommt viel Zweideutiges, Details, die er noch niemals hat angeben müssen.

Gegen den Strich gelesen, sind die Eintragungen höchst aufschlussreich. Denn Scherwitz hat konsequent seine Täter- in eine Opferbiographie umcodiert. Dabei braucht er nichts aus der Luft zu greifen. Kein einziger Name, keine einzige Angabe zu Riga, ausser der Behauptung, er sei «Sternträger» gewesen, ist fundamental falsch. Nur der Zugangscode hat gewechselt. Nun ist er nicht mehr durch die Aufseher-, sondern durch die Häftlingstür ins KZ gekommen.

Vor seiner Verschickung nach Riga will er im «Ghetto Litzmannstadt» gewesen sein, aber vermutlich hat er als Wachmann davorgestanden. Der Washington Platz kommt nicht vor, auch nicht der Name Lenta, er subsumiert die Orte grosszügig unter «KZ Riga». Als seinen «Aufseher oder Kapo» nennt er Hauptscharführer Nikkei. Dieser habe sich schlecht ihm gegenüber benommen. Als Leiter des «KZ Riga» gibt er «Sauer» an, was auch

nicht ganz falsch ist, denn Sauer war Kommandant des KZ Kaiserwald, der offiziellen Oberbehörde des Aussenlagers Lenta.

«Wer war besonders gemein zu den Inhaftierten?» lautet eine Frage. Scherwitz antwortet: «U-Sturmführer Roschmann und der deutsch-jüd. Polizist Levi.» Sie hätten «Häftlinge durch Schläge und Strafarbeiten misshandelt». Roschmann war in der Tat sehr gemein zu den Häftlingen, und Levi ist sein Schützling und Spion gewesen. Aber «lmal über den Bock gespannt» hat Roschmann Scherwitz sicher nicht, dafür andere. Und wer «war besonders anständig zu den Häftlingen?». «Hauptscharführerjenner», trägt Scherwitz ein. Er habe unerlaubte Post transportiert «und versorgte uns mit Lebensmitteln». Hier hat er seine eigenen Wohltaten seinem zeitweiligen Stellvertreter Jenner zugeschrieben.

In der Spalte «Lagerkameraden» stehen vier Häftlinge der Lenta, die schon am Washington Platz dabei gewesen sind. Als erster und wichtigster Name wird in dem durchweg maschinenschriftlich ausgefüllten Formular «Borris Rudol» aufgeführt, es kann nur Boris Rudow gemeint sein. Die weiteren Namen sind Isaak Hahn, der 1943 bei dem schrecklichen Partisanenunternehmen dabei gewesen (und 1947 nach Kanada ausgewandert) ist, eine Ida Grafzinski, mit der nur die (1945 von lettischen Wachsoldaten erschossene) Tante von Abraham Schapiro, Ida Krawtschinsky, gemeint sein kann, und Josche Wysokotworsky, dem Scherwitz einmal das Leben gerettet hat.

Seine Angehörigen lässt Scherwitz jetzt im «KZ-Dachau, Auschwitz und Stutthof» sterben, so wie er es im DP-Lager von Bella R. gelernt hat. Auf die Frage, unter welchen Umständen er aus der Haft entlassen worden ist, antwortet er zweideutig: «Im Februar 1945 mit zwölf Mann während eines Fliegerangriffs geflüchtet.»

Nur eine einzige Frage in der «eidesstattlichen Erklärung» ist unzweideutig und korrekt beantwortet, die Frage nach seinen Papieren. Da schreibt Scherwitz, was er immer schon vorgebracht hat, wenn jemand Papiere von ihm wollte, ganz gleich ob die SS, die Amerikaner, die Meldebehörde, das Bayerische Hilfswerk oder 1945 das Führerscheinamt in Wertingen: «keine Papiere». Immer sind sie verbrannt oder auf der Flucht verlorengegangen. Für die SS im Ersten Weltkrieg, für den Staatskommissar Auerbach im Zweiten.

Der Staatskommissar Philipp Auerbach wird dafür Verständnis gehabt haben, denn «keine Papiere» zu haben, dies ist eine zutiefst jüdische Situation. Niemand hat sie besser beschrieben als Joseph Roth in seinem Büchlein über die Ostjuden, die in den Westen kommen: «Papiere! Papiere!, alle Papiere sind verloren. Gewöhnlich sind die Papiere verbrannt. In kleinen galizischen, litauischen, ukrainischen Orten hat es in den Standesämtern immer gebrannt.»⁹¹ Auch Auerbachs Papiere entsprechen nicht den üblichen Anforderungen.

Wer keine Papiere hat, keine Lagerbescheinigung, keine Hafturteile, so steht es in den Richtlinien zur Erlangung eines KZ-Ausweises, kann sein Verfolgungsschicksal mit «eidesstattlichen Versicherungen glaubwürdiger Zeugen belegen». Scherwitz nennt gleich fünf glaubwürdige Zeugen, einen mehr, als er braucht, darunter wieder seine treue Bella R. und Josche Wysokotworsky. Alle fünf sind litauische Juden, die alles Mögliche bestätigen können, bloss eines nicht, nämlich dass sie Dr. Eleke Scherwitz als Häftling in Riga gesehen haben.

Später, im Ermittlungsverfahren, treten zwei Kenner des Bayerischen Hilfswerks auf und geben zu Protokoll, sie hätten sich immer schon gewundert, wie grosszügig man sich Scherwitz gegenüberverhalten habe. Die Sekretärin des Hilfswerks sagt: «Während meiner Tätigkeit hatte ich seit Langem Gelegenheit, die Affäre Scherwitz zu beobachten. Wenn Herr Schwarz bei der Registrierung anderer Juden genau und kleinlich war, traf dies bei Scherwitz nicht zu. Denn er konnte keinerlei Nachweis über Herkunft und Rasse erbringen.»⁹²

Noch deutlicher formuliert der Friseurmeister Josef S. sein Unverständnis. Er ist 1947 Vorsitzender der Gruppe «A 1/2», der Verfolgtengruppe «jüdische Mischlinge». Er sagt gegenüber der Kriminalpolizei in Augsburg aus:

«Als Hugo Schwarz noch Leiter des Bayerischen Hilfswerks war, erklärte ich ihm, dass Scherwitz (...) nach meinem Dafürhalten kein politisch Verfolgter sei. Ich stützte meine seinerzeitigen Vermutungen auf Informationen von Personen aus Wertingen, die mir glaubwürdig erschienen.

Die Art und Dreistigkeit, die Scherwitz eigen war, musste unweigerlich

auffallen und jeden Verantwortungsbewussten zur Untersuchung verpflichten. Demgegenüber versicherte mir Schwarz, dass schon oft gegen Scherwitz geschossen worden sei, aber er habe im DP-Lager Feldafing Erkundigungen über ihn eingeholt. Immerhin diktierte Schwarz in meiner Anwesenheit einen Brief an Scherwitz, in dem er ihn aufforderte, sich einer ärztlichen Untersuchung zu unterziehen.»⁹³

Die Akten enthalten keinen Hinweis, ob Scherwitz der Aufforderung gefolgt ist, aber es ist anzunehmen. Denn inzwischen hat sich herausgestellt, dass sich unter den Antragstellern viele schwarze Schafe befinden. Im Februar 1947 fliegt eine professionell aufgezogene Fälscherwerkstatt für KZ-Ausweise in einem Internierungslager bei Regensburg auf, und Philipp Auerbach verlangt vom Justizminister Wilhelm Hoegner «dringendes Eingreifen», notfalls mit «brutaler Gewalt». Zu Recht fürchtet Auerbach, falsche KZ-Ausweise würden das gesamte Wiedergutmachungswerk in Gefahr und die wirklichen Opfer in Misskredit bringen.⁹⁴

Vor diesem Hintergrund wird man jeden Hinweis auf eine Erschleichung eines KZ-Ausweises geprüft und Scherwitz wirklich um einen Nachweis einer Beschneidung gebeten haben.

Die ärztliche Untersuchung wird zufriedenstellend verlaufen sein, denn am 12. April 1948, ein Jahr nach Antragstellung und zwei Wochen vor seiner Verhaftung, erhält Scherwitz im Austausch für den vorläufigen den amtlichen Verfolgtenpass, geprüft und als wahr bestätigt von fünf Beamten aus dem Staatskommissariat. Keinem von ihnen ist aufgefallen, dass Scherwitz seine Haftzeit im KZ Riga bis Februar 1945 datiert hat, obwohl da schon längst die Sowjets die Stadt übernommen hatten.

Treuhänder für das jüdische Eigentum

Laute oder leise Zweifel, wie sie jener Augsburger Friseurmeister geäußert hat, kann Scherwitz mit grosser Geste vom Tisch wischen. Bereits am 14. Januar 1947 hat ihn der Property-Control-Chef Charles Herzog zum «Treuhänder aller jüdischen Eigentümer» im Landkreis Wertingen ernannt und auf

der Ernennungsurkunde eigenhändig vermerkt: «Dr. Scherwitz is a jew himself», Dr. Scherwitz ist selbst Jude.⁹⁵

Seit diesem Tag hat Scherwitz neben seinen vier Firmen-Treuhandschaften auch noch die Zuständigkeit für 27 Anwesen in Buttenwiesen und 13 in Binswangen. Nur in diesen beiden kleinen Gemeinden des Landkreises Wertingen haben Juden gelebt, im 19. Jahrhundert über tausend, 1939 in Binswangen nur noch 20 und in Buttenwiesen 53. Einigen wenigen ist die Auswanderung im letzten Moment geglückt, aber die meisten sind mit dem Münchner Transport vom 3. April 1942 nach Piaski bei Lublin gekommen und wahrscheinlich im Vernichtungslager Belzek ermordet worden. Die letzten Juden aus dem Landkreis, drei alte Frauen, wurden am 27. Juli 1942 auf einem Pferdewagen aus Binswangen nach Dachau gebracht und von dort nach Theresienstadt deportiert. Danach hat sich der Landkreis Wertingen «judenfrei» nennen können.⁹⁶

Pro Anwesen bekommt Scherwitz durchschnittlich fünf Mark Verwalterlohn im Monat, bei insgesamt vierzig Liegenschaften also etwa zweihundert Mark, das muss für ihn ein Trinkgeld gewesen sein. Vergütet wird ihm die zusätzliche Treuhänderschaft vom «Landesamt für Vermögenskontrolle und Wiedergutmachung» in Augsburg. Zu den Objekten gehören auch zwei für israelitische Landgemeinden repräsentative Synagogen, die am Vormittag des 10. November 1938 von SA-Männern aus Augsburg verwüstet und geplündert worden waren. Für die Binswanger Synagoge erhält er keinen Pfennig Entgelt, für die Buttenwiesener 4,08 Reichsmark im Quartal.⁹⁷

Die zusätzliche Aufgabe kostet viel Zeit und bringt wenig ein, weder Geld noch Ansehen. Wer sich 1947 mit der Verwaltung und gar Rückgabe von jüdischem Eigentum beschäftigt, kann sicher sein, im Landkreis nicht zur guten Gesellschaft gezählt zu werden. Scherwitz weiss das genau. Drei Vorgänger hat er in diesem Amt gehabt, zwei von ihnen haben schon nach wenigen Wochen um ihre Ablösung gebeten, der dritte ist soeben wegen «Überforderung» vom Amt suspendiert worden. Die Arbeit ist undankbar, die Stimmung in der US-Zone nicht eben judenfreundlich. Vor allem auf dem Lande gibt es einen «kollektiven Hass gegen die Juden», wie es 1947 eine Studie der Militärregierung zum politischen Bewusstsein der Deutschen festhält. «Gentlemen, wenn die amerikanische Armee morgen abziehen

müsste, würden einen Tag später Pogrome stattfinden», kommentiert der Berater für jüdische Angelegenheiten bei General Lucius Clay, der Rabbiner Philipp S. Bernstein, die Lage.⁹⁸

Warum bürdet sich der frühere KZ-Lagerleiter diese Aufgabe auf? Die Hoffnung auf Geld- und Statusgewinn scheiden als Gründe aus. Denkbar ist, dass Scherwitz mit der neuen Aufgabe seine Legende als «rassisch Verfolgter» verfestigen will. Dann hätte er aber, sobald er den vorläufigen KZ-Ausweis in der Tasche hatte, die Arbeit wegen «Überlastung» niederlegen können, bei der Militärregierung wäre dies sogar auf Verständnis gestossen. Hinter allen Nebenabsichten aber zeichnet sich eine eigene ernsthafte Grundüberzeugung ab. Da er nun glaubte oder wusste oder zu wissen meinte, er sei jüdischer Herkunft, hat er sich offenbar die Dinge so zurechtgelegt, dass die Tätigkeit für die Wiedergutmachungsbehörde geradezu folgerichtig an seine Arbeit in Riga anschliesst. Schliesslich hat er nach eigener Überzeugung immer auf der Seite der Juden gestanden. Jetzt, in der prädemokratischen Nachkriegszeit, hat er es schriftlich: «Dr. Scherwitz is a jew himself.»

Die rechtliche Lage ist Anfang 1947 schwierig, die Militärregierung agiert mit dem Militärgesetz Nummer 52. Im Paragraph 2 steht: «Vermögensgegenstände, die unter Verfolgungsdruck weggegeben oder weggenommen wurden», müssen rückerstattet werden. Das klingt einfach, ist aber schwierig, weil unklar ist, ob nur das von der öffentlichen Hand weggenommene Vermögen restituiert werden soll oder auch jenes, das sich private Arierisierungsgewinnler unter den Nagel gerissen haben. Und was ist mit den zahllosen Zwangsverkäufen, den ordnungsgemäss notariell beglaubigten und von den neuen Besitzern ordentlich versteuerten? Und was ist mit den Möbeln, Bildern, dem Geschirr, das emigrierten oder deportierten Juden gehörte und das Kommunen zum Wohl ihrer Finanzkasse haben versteigern lassen? In Wertingen ist zwischen dem 1. und 15. Juli 1942 fast täglich jüdisches Hab und Gut unter den Hammer gekommen, jeweils von 15 bis 17 Uhr. Die Auktionen waren so populär, dass man sie nicht einmal in der Lokalzeitung anzukündigen brauchte. «Nicht nur Einheimische, sondern auch Bombenweiber», wie die Einheimischen die evakuierten Frauen aus dem Ruhrgebiet nannten, konnten sich preisgünstig mit Kommoden, Sofas, Nudelbrettern

und Kaffeelöffeln versorgen und damit etwas von ihrem verlorenen Hab und Gut ersetzen, das in Köln oder Duisburg unter den Trümmern begraben war.»

Vieles ist also ungeklärt, und so besitzen die Abteilungen der «Property Control» einen grossen Ermessensspielraum. Es liegt an den Bezirkskommandanten, ob durchgegriffen werden soll, und an den Treuhändern, ob sie zwei Augen zudrücken oder beide Augen auf scharf stellen. Offiziell ist ihre Aufgabe begrenzt. Sie sollen darauf achten, dass der vormals jüdische Besitz nicht verkommt und Mietzahlungen auf ein Sperrkonto überwiesen werden, so lange, bis die deutschen Länder selbst ein richtiges Restitutionsgesetz verabschieden. Aber die Diskussion mit dem Länderrat zieht sich endlos hin, bis den Amerikanern der Kragen platzt. Am 10. November 1947 wird in der US-Zone das Gesetz Nummer 59, das «Rückerstattungsgesetz», erlassen, ohne Berücksichtigung der deutschen Einwände und mit dem damals hoch umstrittenen Passus, dass entzogenes Eigentum auch dann zurückgegeben werden müsse, wenn es in «gutem Glauben» und «ohne Kenntnis» des begangenen Unrechts erworben worden sei. Jetzt sind auch die «Bombenweiber» dran.¹⁰⁰

Scherwitz hat seinen Treuhänderauftrag sehr ernst genommen, das zeigen die Unterlagen des Bayerischen Landesamts für Vermögensverwaltung in Augsburg. Mehr noch: Er hat seinen Ermessensspielraum extensiv ausgelegt. Ein Insider hat da jetzt die Sache in die Hand genommen, einer, der alle Spielarten der nationalsozialistischen «Entjudungsgeschäfte» kennengelernt hat, damals, auf der Seite der Arisierungsgewinnler. Auch er selbst wird in Riga in einem geraubten Bett geschlafen und seine Tamara Scherman wird auf einem geraubten Klavier geklimpert haben. Scherwitz muss die Regeln, die Tricks, die Schliche gekannt haben, mit denen jüdisches Eigentum in arische Hände gebracht und auf arische Haushalte verteilt worden ist. Er hat die Villen gesehen, die die SS-Führer beschlagnahmten und dann von «seinen» Juden auf neu reich modernisieren liessen. Der neue Treuhänder für das jüdische Vermögen hat einen geübten Blick und stellt beide Augen auf scharf.

Manchmal hat er Erfolg, und die ausgeraubten Juden haben Glück. Zum Beispiel Herr R., der früher in Buttenwiesen gelebt hat und seit 1947 in Palästina. Über den Staatskommissar Auerbach hat er erfahren, Scherwitz sei

für die Sicherung des jüdischen Besitzes zuständig, also schickt er ihm am 12. Juli 1947 eine Vollmacht, «alle meine Interessen in Rückerstattungsangelegenheiten wahrzunehmen». Er möge den Besitz beschlagnehmen und nach Haifa verschiffen lassen. Scherwitz folgt den Anweisungen gründlich. Er erfährt, Herrn R.s frühere Haushälterin habe Einrichtungsgegenstände, die sie angeblich nur «verwahrt» habe, in grossen Mengen zu ihrer Schwägerin nach Frankfurt expedieren lassen. Also bittet er die dortige Civilian Agency um Amtshilfe. Bis September 1947 gelingt es ihm, Herrn R.s beweglichen Besitz fast vollständig zusammenzubringen. Die Inventarlisten des gefundenen Hausrats umfassen viele Seiten, jede Kleinigkeit ist aufgeführt, von «acht Bettüchern» über «26 Handtücher» bis zu «einem Aschenbecher» und «16 Haushaltskerzen». Herr R. wird seinen Besitz zurückbekommen haben, auch wenn sich ein Verschiffsbeleg nicht in den Akten findet.¹⁰¹

Die Sicherstellung des Hausrats von Herrn R. ist in mehrfacher Hinsicht eine Ausnahme. In den meisten Fällen hat Scherwitz viel Arbeit und wenig Erfolg. Um geraubte, «ausgelagerte» oder «verwahrte» Einrichtungsgegenstände zu finden, braucht es Eigentümer oder Erben der Eigentümer, die den Besitz im Detail benennen können. In der Regel bekommt Scherwitz aber nur Briefe von Kindern oder Verwandten, zumeist aus Amerika, die ihm schreiben, der ermordete Vater oder Onkel habe Schmuckstücke, Silbersachen, Münzen, Möbel, Konten, Aussenstände besessen, leider wüssten sie aber nicht wo, wieviel, was genau oder bei welcher Bank. «Wenn Sie bei den Banken anfragen oder bei den zuständigen Amtsgerichten, dann können Sie genau herausfinden, wo unsere Guthaben sind», belehrt die Tochter eines Pferdehändlers in einem Brief aus Ohio den Beauftragten Scherwitz.¹⁰²

Nur wenn Scherwitz eine solche Anfrage in der Hand hat, kann er tätig werden. Manchmal helfen auch Zufälle oder missgünstige Nachbarn. Nach einem Hinweis eines Buttenwiesener Bürgers, der alte Rechnungen begleichen will, registriert er in der Wohnung von Frau K.: «Jüdisches Eigentum: 1 Damendecke, grün, 2 Bilder mit Goldrahmen, 2 Sessel, 1 Couch mit Schoner» und diverse andere Gegenstände des Hausgebrauchs. Er lässt die Dinge beschlagnehmen, in ein Depot nach Wertingen bringen und besucht an-

schliessend gleich noch eine ganze Reihe von anderen Häusern und Wohnungen, um auch dort möglichen jüdischen Besitz sicherzustellen.

In der Werkstatt von Frau B. findet er eine komplette Schlafzimmereinrichtung, in einem anderen Haus Kisten «voller Bücher», in einem dritten Anwesen fast hundert verschiedene Gegenstände, darunter «i Bosch-Kühlschrank mit zwei Kopfkissen». Das Staatsarchiv Augsburg verwahrt einige dieser Inventarlisten des von Scherwitz sichergestellten jüdischen Besitzes. Darauf sind überwiegend Alltagsdinge wie Teegläser mit Einsätzen, Rauchverzehrer, Regenschirme, Herrenunterhosen verzeichnet. Im Landkreis sind die Juden nicht reich gewesen, sie waren Drogisten oder Viehhändler, Hausierer oder Handwerker. Ganz selten finden sich Dinge mit Sammlerwert wie: «i Schlangentänzerin (Rosenthal), i Porzellanfigur Vogelhändlerin».¹⁰³

Im grossen Stil hat Anton Bunk, der frühere Bürgermeister und NSDAP-Ortsgruppenführer von Binswangen, von der Arisierung profitiert. Er hat sich nicht nur Möbel, sondern auch Grundbesitz angeeignet, 1940 zu einem besonders günstigen Preis das Wohnhaus und die Streu wiesen des später deportierten Leo B. Über Bunk hat man schon damals im Dorf gesagt: «Sein Haus sei [mit jüdischem Eigentum] so vollgestopft, dass es nicht einfallen könne.»¹⁰⁴

Noch vor Kriegsende sind in das Wohnhaus von Leo B. Evakuierte aus dem Rheingebiet eingezogen, die an den Ortsgruppenführer Miete zahlten und nach Kriegsende weiter zahlen. Diese Mieteinnahmen sind nach dem Militärgesetz verboten, ein vom Preiskommissar festgesetzter Mietzins ist jetzt auf ein Treuhandkonto zu überweisen. Aber Bunk und die Mieter machen Ärger, der neue Bürgermeister von der CSU ergreift Partei und stellt sich gegen Scherwitz und die Militärregierung. Die neuen Mieter seien für die Situation nicht verantwortlich zu machen, Scherwitz müsse mit jedem Einzelnen erst einen eigenen Mietvertrag abschliessen, schreibt er an Charles Herzog. Es dauert Monate, bis aU dies geregelt ist und die sechs Mietparteien ihren Obolus zwischen 3,60 Reichsmark und 11,80 Reichsmark pro Monat endlich überweisen.¹⁰⁵

Herr K., der 1940 in Buttenwiesen das Haus Nr. 68 «korrekt» von einem Juden erworben haben wüü, weigert sich ebenfalls, eine Miete für das «eige-

ne» Haus auf ein Sperrkonto zu überweisen. Er beschimpft Scherwitz als «Wucherer», dieser beschwert sich umgehend bei der Militärregierung über den «Alt-Nazi». Erst als der Chief Controller Charles Herzog Herrn K. mit Räumung droht, wenn er «dem Treuhänder Dr. Scherwitz weiter die Arbeit erschwert», lenkt K. ein.¹⁰⁶ Die Auseinandersetzung mit Herrn K. ist kein Einzelfall, die Archivbestände bieten eine Reihe ähnlicher Fälle. Die Arbeit des Treuhänders für jüdisches Vermögen ist höchst unerfreulich.

Auch Misserfolge sind hinzunehmen. So im Falle der Thekla L., der einzigen Jüdin aus dem Landkreis, die die Deportation nach Theresienstadt überlebt hat. Nach der Befreiung kommt sie in ein Krankenhaus in München und bleibt dort sehr lange. Am 1. September 1947 bedankt sie sich bei Scherwitz für seinen «freundlichen Besuch». Ihr sei «in der Aufregung Verschiedenes entfallen», unter anderem die Frage nach dem Mobiliar, «das nicht so unbedeutend war». Sie bittet Scherwitz, ihr bei der «Wiederbeschaffung meiner Couch, die seinerzeit zwangsversteigert wurde und deren jetziger Aufenthalt mir unbekannt ist, behilflich zu sein. Nach dem Austritt aus dem Krankenhaus bin ich nämlich ohne jegliches Mobiliar und benötige mindestens meine Couch.»¹⁰⁷ Diese herzerreissend bescheidene Bitte kann ihr nicht erfüllt werden. Ein Jahr später, da muss sich Scherwitz im Gefängnis schon längst um seine eigenen Angelegenheiten kümmern, erhält Thekla L. von Charles Herzog den Bescheid, dass die Couch sich nicht gefunden habe. Sie solle ihre Ansprüche an das Zentralanmeldeamt in Bad Nauheim senden.¹⁰⁸

Der König von Wertingen

Die Position, die Scherwitz ab 1947 in Wertingen einnimmt, trägt ihm einen neuen Titel ein. Bisher nannte man die amerikanischen Kommandanten die «Kreiskönige», in diesem Sommer geht der Königstitel auch auf ihn über, er heisst jetzt der «König von Wertingen». In jedem Artikel, der später, nach seiner Verhaftung, über ihn in der Lokalzeitung stehen wird, ist das nachzulesen. Auch in Riga war er Vorjahren zuweilen schon «König» genannt wor-

den, einen «Judenkönig» hatten ihn Neider beim SD genannt, weil er mit den Juden so eng zusammensteckte.

Mit dem KZ-Ausweis in der Tasche, einer jüdischen «Halbschwester» im DP-Lager und der Militärregierung im Rücken fühlt Scherwitz sich unangreifbar. Er mischt sich überall ein, und wer ihm den Respekt verweigert, wird abgestraft. Er schafft sich 1947 viele neue Feinde und wird zum mächtigsten ausserparlamentarischen Gegner der CSU im Landkreis. Aber er gewinnt auch viele neue Freunde: Es sind die Habenichtse, die Menschen auf der Schattenseite, die Flüchtlinge. Um sie kümmert er sich engagiert, dies bezeugen viele Dokumente. Seine Gegner behaupten, er tue es nur, um sich eine Hausmacht zu schaffen, beabsichtige gar, sich mit ihren Stimmen zum Landrat wählen zu lassen. Möglicherweise hat er solche Ambitionen, aber bis 1947 dürfen Flüchtlinge genausowenig wie frühere Parteimitglieder in der Gemeinde, im Kreis oder im Land zur Urne gehen. Humanitäre Beweggründe wird man Scherwitz nicht absprechen können, denn den Flüchtlingen geht es schlecht, besonders schlecht, als 1947 die Sammeltransporte aus dem Sudetenland den Anteil der Heimatvertriebenen im Landkreis auf über 40 Prozent hochtreiben. Es gibt keine Wohnungen, kein Baumaterial, keine Möbel, weder genügend Kleidung noch Nahrung, und wenn die ausgehungerten Menschen versuchen, auf den Feldern die Ähren nachzulesen, werden sie mit Mistforken vertrieben. Es gibt auch keine Arbeit in dem landwirtschaftlich geprägten Gebiet, und wenn ausnahmsweise doch, dann wollen die Bauern keine Flüchtlinge anstellen, weil diese nicht nur einen Teller Kartoffeln, sondern auch noch ein wenig Lohn verlangen. «Der Bauer hält den Flüchtling deshalb für faul», heisst es in einem Bericht der Militärregierung.¹⁰⁹

So ergreift Dr. Scherwitz die Initiative. Er versucht im gesamten Landkreis Nähmaschinen zu ergattern und schreibt Flüchtlinge an, ob sie in Heimarbeit für ihn nähen und schustern würden. Er plane eine «Wäschefabrik», lässt er sie wissen, «damit die Versorgung in Ordnung kommt und die Flüchtlinge in Lohn und Brot». Die Nähmaschinen will er teils pachten, teils durch Beschlagnahmungen zusammenbekommen. «Von Bekannten wurden wir gewarnt, dass bei PGs die Nähmaschinen weggenommen würden, weil

der Zenettische Jude Scherwitz eine Wäschefabrik in Gang setzen wolle», schreibt Hermine Zenetti am 16. Februar 1947 in ihr Tagebuch.

Die Parallele zu seinen Aktivitäten in Riga ist frappant. Auch damals, vor sechs Jahren, hat er im Ghetto und in der Stadt Nähmaschinen zusammengesucht, auch damals mit dem Ziel, gross in die Textilfabrikation einzusteigen. Er ist ein guter und anerkannter Betriebsleiter gewesen, die Werkstätten am Washington Platz und auf der Lenta haben vielen Kasernierten eine gewisse Sicherheit gebracht. Jetzt haben sich die Vorzeichen verändert, jetzt gibt es keine Juden mehr, die seinen Schutz brauchen. Aber stattdessen gibt es Flüchtlinge, die von den Einheimischen diskriminiert werden. Ihnen will er beistehen, ihnen Arbeit verschaffen, ihnen eine Perspektive geben, zu ihrem Vorteil und sicher auch zu seinem. Die Treuhandschaften können nicht ewig dauern, Scherwitz weiss das, auch er muss für die Zukunft planen. Eine Wäschefabrik, das wäre ein guter Anfang, mag er gedacht haben. Vielleicht läuft es ja diesmal besser als mit dem Wäscherei- und Plättbetrieb damals, 1932 in Lichterfelde.

Doch der Plan bleibt, wieder einmal, in den Anfängen stecken. Zwar finden sich genügend Heimatvertriebene, die gerne nähen und schustern würden, aber er kann nur eine einzige Nähmaschine auftreiben.

Er bekommt Zuschriften wie diese: «Sehr geehrter Herr Doktor! In Beantwortung Ihres Schreibens betreffs Ihrer Errichtung einer Wäschefabrik haben Sie meine Zusage. Ich stelle Ihnen meine Nähmaschine und Arbeitskräfte zur Verfügung, aber ich fordere Bedingungen, die Sie perfekt machen müssen. Erstens, die Wohnung muss unbedingt in Wertingen sein, ich fordere zeinhalb Zimmer für sieben Personen und gleichzeitig die Zuzugsgenehmigung, auch für meinen alten Onkel aus Friedberg (Hessen). Zweitens möchte ich einen Hausmeisterposten bekleiden, und im Betrieb möchte ich meine 16jährige Tochter anstellen. Die Nähmaschine braucht aber Reparaturen.»¹¹⁰

Solche Bedingungen kann Dr. Scherwitz nicht erfüllen, und Nähmaschinen einfach requirieren wie damals in Riga, das ist in der neuen Zeit unmöglich. Später versucht er es mit einem Fuhrunternehmen, dann mit einer Sägerei, aber alles scheitert an der grossen Not und daran, dass die Alteinge-

sessenen keine Konkurrenz wollen. Auch seine alten Pläne, die Errichtung eines Kurhotels in Emersacker, sind in diesen Zusammenhang gestellt nicht nur phantastische Visionen, sondern zeigen Unternehmergeist und bezeugen, dieser Mann will sich nicht einfach nur tarnen und durchschummeln, er will in der neuen Zeit eine neue, anerkannte Rolle spielen.

Am interessantesten ist sein Projekt, das Familienunternehmen Zenetti in ein «Kaufhaus der Flüchtlinge» umzuwandeln. Es sind sehr konkrete Pläne gewesen, freilich ohne rechtliche Grundlage, denn dafür hätte Zenetti erst einmal enteignet und sein Besitz zur Versteigerung freigegeben werden müssen. Im voraus hat Scherwitz sich viele Gedanken gemacht und sie von seiner Sekretärin und Gefährtin Magda A. aufschreiben lassen. In diesem Kaufhaus sollten nur Heimatvertriebene arbeiten und die Flüchtlinge bevorzugt bedient werden. Und mehr noch: «Das ‚Kaufhaus der Flüchtlinge‘ soll durch Angliederung von Werkstätten, zum Beispiel Schusterei, Konfektions- und Änderungsschneiderei, Dienstleistungen erbringen, auf die man sonst Monate warten muss.»

Auch über die Finanzierung denkt Scherwitz nach und kommt auf Ideen, die an die Arbeiterkooperativen in der Weimarer Republik erinnern oder an die Selbsthilfe-Initiativen der demobilisierten Freikorpsoldaten in Ostpreussen 1920. In Scherwitz' Projektskizze heisst es: «Darüber hinaus soll die Bevölkerung an dem Gewinn des Unternehmens mit einem noch festzusetzenden Prozentsatz beteiligt werden, der besonders Bedürftigen zugeteilt wird. Mit diesem Grundsatz dürfte gerade den Flüchtlingen, die oft heute schon mit ihren durch schwere Arbeit verdienten Löhnen nicht die notwendigsten Dinge kaufen können, sehr geholfen sein.»¹¹¹

Es ist ein Projekt, das ihn sehr fasziniert. Um es zu realisieren, hat er anscheinend sogar mit der Idee gespielt, «seine Juden» aus Riga zu suchen und sie als Experten anzuheuern. In den Gerichtsunterlagen gegen Scherwitz findet sich eine von ihm angelegte Liste mit Namen von 32 lettisch-jüdischen Männern und Frauen, die ihm am Washington Platz und auf der Lenta besonders nahegestanden haben. Sie alle sind mit ihrer Profession aufgeführt, Schneider, Kürschner, Schuster, Mechaniker, Sattler, einige von ihnen sind im KZ-Aussenlager die Meister der entsprechenden Abteilungen gewesen. Auch Boris Rudow ist vermerkt, den Scherwitz im sicheren Schweden ver-

mutet, und für Tamara Scherman hat er sich den Posten «Anziehjournal» ausgedacht.¹¹² Richard Zenetti hat diese Liste in Scherwitz' Schreibtisch gefunden, in einer Mappe zusammen mit den Unterlagen über das «Kaufhaus der Flüchtlinge». Die Namensliste ist das einzige von Scherwitz mit eigener Hand geschriebene Schriftstück, das sich in den gesamten Akten hat finden lassen. Das Schreiben muss ihm grosse Mühe gemacht haben, die Buchstaben gehorchen ihm schlecht.

Hat Scherwitz allen Ernstes zusammen mit «seinen» Juden aus Riga ein neues Projekt aufbauen wollen? Hat er wirklich geglaubt, er könne unter anderen Umständen in Wertingen weiterführen, was in Riga mit der Evakuierung nach Stutthof und den Abstellungen zum Stützpunkt grausig endete? Hat er vergessen, dass er der Lagerleiter und sie die Häftlinge gewesen sind?

Im grossen Stil hat Scherwitz nichts zuwege gebracht, aber im Kleinen hat er viel getan. Zahlreiche Flüchtlinge haben 1947 in ihm ihren Vertrauten gesehen. «Dadurch, dass Dr. Scherwitz selbst der einzig russisch Verfolgte hier war im Landkreis, kamen sehr viele Menschen zu ihm, die bei ihm in irgendwelcher Form Hilfe suchten», heisst es im Protokoll einer Kreistags-sitzung.¹¹³ Scherwitz beteiligt sich an den Flüchtlingsversammlungen im «Gasthaus zur Sonne», er stellt in seinen Treuhandbetrieben nur Flüchtlinge ein, er versucht für sie Wohnungen zu finden, und er verteilt Geschenke. «Sie haben uns mit den schönen Hausschuhen eine Riesenfreude gemacht», heisst es in einem Dankesbrief, und in einem anderen: «Die Berufskleidung (Arbeitschse) half mir enorm, möge Gott es Ihnen danken.»¹¹⁴

Scherwitz' Engagement führt zwangsläufig zu einem heftigen Konflikt mit dem tiefschwarzen Wertinger Establishment. 87,3 Prozent aller Wahlberechtigten haben bei der ersten Kreistagswahl nach dem Krieg im April 1946 für die Bayerische Christlich-Soziale Union gestimmt. Scherwitz' Freund und Förderer Dr. Buschlinger ist aus dem Amt gejagt, neuer Landrat ist Dr. Karl Kocher, ein Elektrogrosshändler aus Augsburg, ein Einheimischer. Er kann Scherwitz nicht ausstehen, hält ihn für einen windigen Emporkömmling, den die neue Zeit nach oben gespült hat. Noch kann er nicht laut sagen, was er über ihn denkt, die Militärregierung hätte dies nicht gern gehört. Aber als Scherwitz ein Jahr später verhaftet und dann verurteilt wird,

da macht er sich Luft. In der Lokalzeitung wird er mit den Sätzen zitiert, dass der «Herr Doktor kaum seinen Namen schreiben konnte» und eine «Schande für seine Rassegenossen» sei. Er titulierte ihn als «menschliches Schwein», der immer schon seine «Mitmenschen quälen, misshandeln, verraten, skrupellos aussaugen» konnte.¹¹⁵

Der Konflikt, der 1947 zu einem Machtkampf zwischen Scherwitz und dem neuen Landrat führt, entzündet sich, als die Bayerische Landesregierung dem Landkreis Wertingen einen neuen, mit vielen Kompetenzen ausgestatteten Flüchtlingskommissar verordnen will. Mehrere Kandidaten stehen zur Auswahl, und Scherwitz ergreift Partei gegen den vom Landrat favorisierten Kandidaten. Am 15. Juli 1947 schreibt er einen langen Brief an den Staatskommissar für das Flüchtlingswesen in München und empfiehlt, «wenn Sie nicht einen ungeheuren Zusammenbruch im Flüchtlingswesen im Landkreis heraufbeschwören wollen», seinen guten Bekannten Arthur Michna.»⁶

Die Alteingesessenen schäumen vor Wut, sie kennen den von Scherwitz protegierten Kandidaten gut. Er verkörpert alles, was sie nicht leiden können. Michna ist ein Heimatvertriebener, also ein Aussenseiter. Er gehört zur winzigen linken Opposition. Die Militärregierung hat ihn 1946 zum Wohnungskommissar bestimmt, und seitdem setzt er den Einheimischen mehr Flüchtlinge in die Höfe, als sie meinen vertragen zu können. Und am schlimmsten: Seit Anfang 1947 ist er der stellvertretende öffentliche Ankläger bei der Spruchkammer Wertingen, ein Amt, was ihm nichts als offene Feindschaft im Kreis einbringt.

Der Landrat Dr. Kocher ist empört über die Kandidatur und über Scherwitz' Brief nach München. Er bezichtigt Michna öffentlich, er drücke den Bauern mit «Gestapo-Methoden» die Flüchtlinge in die Stube und zerze ständig «harmlose», weil nur «nominelle PGs» vor die Spruchkammern. Und der «Doktor Scherwitz spiele sich auf wie ein König, glaube wohl, er könne, bloss weil er Jude sei, machen, was er wolle».¹¹⁷

Mit solchen Reden bringt Kocher alle Einheimischen auf seine Seite, die mit den Heimatvertriebenen ihre Küche teilen müssen oder im Verlauf der Entnazifizierung Nachteile erlitten haben oder Scherwitz und alle «Reingeschmeckten» noch nie haben leiden können. Es gibt unzählige Versammlun-

gen, und auf jeder wird behauptet, dass der «Jude Dr. Scherwitz» der grosse Strippenzieher gegen den Landrat sei, er führe sogar eine «Untergrundbewegung» gegen ihn und alle anständigen Bürger der Stadt an.

Scherwitz schlägt auf seine Weise zurück. Er schreibt dem Flüchtlingskommissar in München, Landrat Kocher sei «korrupt» und nehme alte Nazis ständig in Schutz. Natürlich habe Michna, der von Scherwitz favorisierte Kandidat, «mit gutem Recht Wohnungen bei den Nazis im Landkreis beschlagnahmt (...), das kann ich als rassistisch Verfolgter nur gutheissen».¹¹⁸ Jetzt ist die Auseinandersetzung über den Flüchtlingskommissar des Landkreises endgültig zu einer Abrechnung über die Entnazifizierung geworden, und die Fronten zwischen Einheimischen und Reingeschmeckten sind hart wie Beton. Hermine Zenetti hält am 25. Mai 1947 in ihrem Tagebuch fest:

«Am heutigen Pfingstmontag fand in der Turnhalle eine überparteiliche Kundgebung statt mit dem Ziel, das Vertrauen des Landkreises zum jetzigen Landrat [Dr. Kocher] kundzutun und andererseits der in den Ämtern vorherrschenden Clique zu demonstrieren, wie unbeliebt sie sind. Diese durch die Kriegs- und Nachkriegszeit angeschwemmten Norddeutschen, von denen selbstredend keiner ein PG war, führen im Städtle das grosse Wort und schikanieren die Bevölkerung auf eine Sündenart. Sie sitzen im Wohnungsamt, in der CIC, in der Militärregierung, in der Spruchkammer, im Wirtschaftsamt. (...) Diese Typen spielen die Herren, fahren mit Autos, in denen bemalte Frauenzimmer sitzen, spazieren, halten Saufgelage ab, schieben, was das Zeug hält, und sind für jede Bestechung zugänglich.»

Über diese Pfingstversammlung gibt es auch noch den Bericht eines Flüchtlings. Darin steht, Kocher habe in demagogischer Absicht angedroht, von seinem Posten als Landrat zurückzutreten, wenn Michna Flüchtlingskommissar werde, und als seinen Nachfolger «den ungekrönten König von Wertingen», also Scherwitz, vorgeschlagen. Dann werde man schon sehen, wie der den Karren in den Dreck fahre. Daraufhin sei ein Tumult ausgebrochen, und laute Rufe «Raus mit dem Juden» seien erschollen.¹¹⁹

Damit ist die Auseinandersetzung aber noch lange nicht beendet, sie wird sich über ein halbes Jahr hinziehen. Besonders böse wird Scherwitz, als er

erfährt, der lokale Sekretär der KPD mache sich gegen ihn, den «Juden und Antifaschisten», und für Kocher, den «Nazi», stark. Er diktiert Magda A. einen Brief an den Landesvorsitzenden der KPD in München, an den «werten Genossen Fickert». Er verlangt mit der Selbstsicherheit eines im KZ gequälten Kommunisten, er möge in seiner Partei in Wertingen unverzüglich Ordnung schaffen:

«Der Sekretär der KPD in Wertingen (...) ist ein williges Werkzeug des nazistischen und arroganten Landrats Kocher. Ich sehe es nicht ein, dass man durch solche Funktionäre der KPD die gesamte grosse Sache von unten her unterhöhlt. (...) Ich habe seinerzeit schon berichtet, wer ich bin und was ich in der KPD und Kommunistischen Jugend Berlin Brandenburg für eine Rolle spielte, und möchte nochmals darauf aufmerksam machen, dass ich acht Jahre wegen meiner politischen und rassischen Zugehörigkeit im KZ war, und heute wird man von derartigen Elementen, nach meinen Begriffen pol. Konjunkturrittern, ehemaligen Nazis wieder getreten. (...) Mit Bitterkeit muss ich als alter KPD-Funktionär zusehen, wie meine kommunistische Ideenwelt durch Neo-Faschisten in den Kot gezogen wird.»¹²⁰

Der «ungekrönte König von Wertingen» gewinnt im Oktober 1947 den Kampf auf ganzer Linie. Der von ihm protegierte Kandidat wird Flüchtlingskommissar, der KPD-Sekretär erhält vom Genossen Fickert einen groben Rüffel, und der Landrat Kocher wird entlassen, nachdem bei der Landesregierung gegen ihn eine anonyme Anzeige wegen Korruption eingegangen ist. Erst Anfang 1948 wird er in allen Punkten rehabilitiert.

Scherwitz ist zumindest vorläufig der Sieger, und seinen Wertinger Feind bleibt nur ein Racheakt aus ohnmächtiger Wut. Gegen sein liebstes Eigentum, gegen sein Auto, wird ein Brandanschlag verübt. Das trifft ihn empfindlich, und in geübter Manier interpretiert er den Anschlag als antisemitischen Akt gegen sich und alle Juden auf der Welt. Seinen Geschäftsführer im Zenetti-Betrieb, Otto Preuss, lässt er am 17. Oktober 1947 dem Staatskommissar Philipp Auerbach in München einen langen Brief schreiben. Der Text hat die Qualität eines Flugblatts.

«ANTISEMITISMUS!!! Ja oder nein?» lautet die rhetorische Eingangs-

frage. Auf zwei Seiten wird ausführlich referiert, dass der Treuhänder und zugleich politisch und rassistisch verfolgte Doktor Scherwitz «völlig gebrochen und zerrüttet» habe erleben müssen, wie in der Nacht zum 12. Oktober sein Kraftwagen hinter seinem Haus angezündet worden und vollkommen ausgebrannt sei. Der Herr Doktor habe durch beherzte Löscharbeiten nur noch die Reifen des Wagens retten können. Die Untersuchung durch die Polizei habe einwandfrei Brandstiftung ergeben, aber einen Täter bisher nicht ermitteln können. Als Urheber der schändlichen Tat nennt Otto Preuss die Kreise um den CSU-Landrat, die den Herrn Doktor als «Saujuden» beschimpfen und ihm «an den Kragen wollen». Dies seien Antisemiten, denn «es ist eine altbekannte Tatsache, dass dort, wo ein Jude in das Geschäftsleben tritt, eine Auflebung desselben eintritt. So kann man ruhig sagen, dass die Widersacher die hiesigen alteingesessenen Geschäftsleute sind, vor allem diejenigen, die unter der augenblicklichen Treuhand von Herrn Doktor E. E. Scherwitz stehen.»

Das Schreiben endet mit der Klage, dass die anonymen Drohungen gegen den Herrn Doktor nicht abreißen würden: «Durch diese Umstände hat sich bis zum heutigen Tag der gesundheitliche Zustand des Herrn Doktor, der während seiner sechsjährigen KZ-Haft schwer angegriffen wurde, noch nicht gebessert. All diese Tatsachen sprechen deutlich für den immer mehr wachsenden Nazismus und Antisemitismus im hiesigen Landkreis.»¹²¹

Der von Scherwitz als antisemitische Aktion entlarvte Brandanschlag hat ein Nachspiel. Der Doktor will ein neues Auto, kann sich aber nicht entscheiden, ob er es fordern oder erbetteln soll. Am Nikolaustag 1947 schickt er seinem Widersacher Dr. Kocher einen Brief, und weil Scherwitz die ganze Sache als einen Testfall für die Demokratie begreift, Durchschriften an die politische Prominenz der US-Zone. Post aus Wertingen bekommt der Militärgouverneur General Lucius D. Clay, sein Statthalter in Bayern, Murray van Wagoner, und der Staatskommissar Auerbach. Sie alle können jetzt lesen, dass Dr. Scherwitz von Dr. Kocher eine «Weihnachtsfreude» bereitet haben möchte, «indem Sie [Kocher] von Ihrer Seite aus Sorge tragen, dass ich zum Neuen Jahr wieder ein Auto besitze und 100%ig meine Arbeit als Treuhänder wiederaufnehmen kann. Ich nehme an, dass Sie als früherer Landrat grossen Wert darauflegen, dass in meiner Angelegenheit eine Wie-

dergutmachung erfolgt, um zu beweisen, dass im Landkreis keine antisemitischen Tendenzen bestehen und Sie als demokratischer Landrat auch jüdischen Bürgern Schutz und Hilfe gewähren.»¹²²

Die grosse Säuberung

In diesem Sommer 1947 zeigt sich Scherwitz als selbstbewusster Mann, obwohl nicht alles so läuft, wie er es will. Den Streit um den Flüchtlingskommissar hat er gewonnen, aber sein Auto ist verbrannt, und die politischen Verhältnisse beginnen sich zu wenden. Denn seit die Entnazifizierung den Deutschen überlassen worden ist, ist Scherwitz' unternehmerische Zukunft höchst ungewiss. Er hat ein sehr persönliches Interesse daran, dass die Eigentümer der seiner Treuhandschaft unterstellten Betriebe als «Hauptbelastete» in Gruppe 1 oder wenigstens als «Belastete» in Gruppe 2 eingestuft werden. Nur diese beiden Gruppen sollen nach dem Befreiungsgesetz vom März 1946 mit einem vollständigen oder partiellen Vermögenseinzug sühnen, nur ihre Betriebe sollen zugunsten des Wiedergutmachungsfonds «liquidiert» beziehungsweise versteigert werden. Auf keinen Fall dürfen Zenetti und die anderen in die Gruppe 3, «Minderbelastete», oder als «Mitläufer» in die Gruppe 4 geraten, denn dann wäre Scherwitz seinen Treuhandposten innerhalb von 24 Stunden los.¹²³ Die Mitläufer kommen mit einer Sühnezahlung davon. Bei der Gruppe der Belasteten wird der Besitz nicht eingezogen, sondern nur für eine «Bewährungsfrist» fremdverwaltet, wobei die zurückliegende Zeit der Vermögenskontrolle auf die Bewährungsfrist angerechnet wird.

Deshalb: Eine Zukunft als Unternehmer in Wertingen kann sich Scherwitz nur sichern, wenn Zenetti und die anderen als Hauptoder Belastete eingestuft werden und damit ihre Unternehmen in seinen Händen bleiben. 1946, zu Beginn der Entnazifizierung, hätte Scherwitz gute Chancen besessen, da haben die Amerikaner genau hingeschaut, aber jetzt, im Sommer 1947, hat sich die Grosswetterlage geändert. Verschiedene Amnestien sind bereits erlassen worden, «nominelle» oder erst spät eingetretene PGs brauchen sich nicht mehr zu verantworten. Der kalte Krieg beginnt, die Amerikaner verlie-

ren das Interesse an der Entnazifizierung, und es setzt sich eine Spruchkammerpraxis durch, die nicht nur Kleine, sondern auch Grosse laufen lässt.¹²⁴

Auch in Wertingen droht den Treuhändern, im Gefolge der mildereren Spruchkammerpraxis, von einem Tag auf den anderen die Abberufung. Bis zum Frühjahr 1947 hat die Kammer die von den der Militärregierung insgesamt verfügten zehn Eigentumskontrollen nicht angetastet, aber die Revisionsinstanzen beginnen ab Mai 1947 die Urteile der ersten Instanz aufzuheben, alleine im Juni vier. «Es scheint, dass all diese weissgewaschenen Nazis bald wieder ihre Geschäfte unter eigener Leitung haben werden und als Ergebnis in ihre Stellung als führende Bürger in den kleinen Gemeinden zurückkehren», heisst es in einem Bericht der Militärverwaltung.¹²⁵

Am 31. Juli 1947 verliert Scherwitz seine erste Treuhandschaft. Das Autohaus Strommer wird aus der Vermögenskontrolle entlassen, ab sofort verdient er jeden Monat 400 Reichsmark weniger. «Es ist himmelschreiend, wenn die Nazis wieder in ihren Besitz kommen und wir Opfer des Nazismus vor der Tür stehen», empört sich der Emporkömmling.¹²⁶ In Wertingen gibt es nur noch fünf fremdverwaltete Unternehmen, drei von ihnen leitet Scherwitz.

Damit dies so bleibt, greift Scherwitz in die Verfahren ein, wo es nur geht. Schon das erste Urteil gegen den Schreinermeister Johannes Baumann wird in erster Linie auf Grund seiner Angaben gefällt. Während in der Verhandlung ein Zeuge nach dem anderen auftritt und ein gutes Wort für Baumann einlegt, schiebt Scherwitz mitten in der Beweisaufnahme dem Ankläger die Beschwerdebriefe über den Tisch, die er Ende 1945 an die Militärregierung geschrieben hat, sowie eine Zusammenfassung der Vorwürfe. Auf einem Zettel steht fett und rot: «Übler Mann, Nutzniesser des Dritten Reiches, Spezialist im Betrügen». Auch den Vorsitzenden Richter füttert er mit belastenden Informationen, so mit der Notiz: «Betrieb sehr verschuldet. Angaben über Kapital verschwiegen».¹²⁷ Am 28. Januar 1947 wird Baumann von der Spruchkammer in Wertingen in die Gruppe 2 der Belasteten eingestuft.

Der Fall Johannes Baumann ist für Scherwitz erst einmal gut, für den Schreinermeister schlecht ausgegangen. 20 Prozent seines Vermögens, besonders Sachwerte, sollten zugunsten der Wiedergutmachung eingezogen

werden, den Restbetrieb dürfe er fünf Jahre lang nicht führen, sondern müsse ihn einem Treuhänder überlassen, lautet der Spruch. Noch am selben Tag legt Baumann Berufung ein, hat aber fortan keine Chancen mehr, das Wirken des Treuhänders in seinem Betrieb zu beobachten. Denn er wird ein paar Tage nach dem Urteil verhaftet und in das Arbeitslager Göggingen bei Augsburg gebracht. Dort muss er sein Nazi-Engagement sühnen und Ziegelsteine für den Wiederaufbau klopfen.

Die Berufungskammer Donauwörth bestätigt im Oktober 1947 das Urteil der ersten Instanz. Wieder wird der strenge Spruch, der Tischlermeister gehöre zu den «Belasteten», zur Hälfte mit den Informationen Scherwitz' über Baumann begründet. «Der Angeklagte ist erwiesenermassen judenfeindlich eingestellt», urteilt der Richter, mildert aber die Sühnemassnahme auf zehn Prozent Vermögenseinzug ab. Scherwitz bleibt Baumann vorerst erhalten, dieser, der früher immer schon gesagt haben soll, «der Jude nimmt sich, was er braucht», wird geflücht haben.¹²⁸

Den weiteren Verlauf des Falles Baumann kann Scherwitz nicht mehr verfolgen. Im Mai 1948, da ist Scherwitz schon in Untersuchungshaft, die Amerikaner drängen wegen des kalten Krieges auf einen schnellen Abschluss der grossen Säuberung, wird das Urteil kassiert. Das Wiederaufnahmeverfahren endet mit dem Spruch «Mitläufer», Gruppe 4, die Vermögenskontrolle wird aufgehoben. Baumann kann erhobenen Hauptes den Gerichtssaal verlassen und seinen Betrieb wieder übernehmen. Als erstes entlässt er die Flüchtlinge und stellt seine früheren Gesellen wieder ein, die sich bei Gericht für ihn eingesetzt haben.

Die Spruchkammerverhandlungen gegen Johannes Baumann interessieren die Nachbarn, und natürlich Scherwitz selbst, aber politische Ereignisse im engen Sinne sind sie nicht. Ganz anders der Fall Zenetti. Die Verhandlungen gegen ihn wühlen die Bevölkerung auf, so wie kein Fall vor ihm und kein Fall nach ihm. Fast ein Jahr lang haben die Ermittlungen gedauert, immer wieder ist der Termin verschoben worden, und als er am 16. April 1947 endlich stattfindet, ist der Verhandlungsraum im Amtsgericht Wertingen brechend voll. Jetzt steht für Scherwitz wirklich viel auf dem Spiel. Kommt Zenetti mit der Einordnung in die Gruppe 3 oder gar 4 ungerupft davon, droht ihm, dem Juden, Reingeschmeckten, Antifaschisten, ein Bedeutungsverlust,

der mit Geld nicht zu berechnen ist. Dann hat das Bürgertum gesiegt, das weiss der ganze Landkreis.

Auf die Verhandlung hat sich der prominenteste Einwohner der Stadt ausgezeichnet vorbereitet. 36 von Zenetti genannte Entlastungszeugen marschieren auf, und 200 von ihm gesammelte Leumundszeugnisse liegen auf dem Tisch. Niemals habe man von ihm Nazipropaganda gehört, immer habe er das Gemeinwohl im Auge gehabt, immer sei er freundlich zu den Juden oder wenigstens zu den «Mischjuden» gewesen, mit der Partei habe er immer gehadert, er sei ein «Ehrenmann», seine guten Taten würden ganze Bücher füllen, er sei «gewissenhaft», «fleissig», «tüchtig», korrekt», «verantwortungsbewusst», «sozial», ein «Mann mit gereifter Erfahrung auf dem Boden der Wirklichkeit». So sagen es die Zeugen, so steht es in den Briefen. Kurz: Er ist ein Traumbürgermeister gewesen.

Die Richter sind beeindruckt, alles steht gut für Zenetti, aber dann kommt es am Ende des Verhandlungstages zu einem Eklat. Ein von der Anklage geladener Belastungszeuge beschuldigt den früheren Bürgermeister, sich 1936/37 hartnäckig um die Zwangssterilisation eines angeblich «liderlichen Mädchens» bemüht zu haben. Nur weil ein Polizeiwachtmeister sich zwischen Zenetti und den Zeugen wirft, kommt es nicht zu einer Schlägerei im Gerichtssaal.

Am nächsten Tag geht die Verhandlung weiter, und die Stimmung ist wie verwandelt. Hermine Zenetti schreibt in ihr Tagebuch: «Gestern fand Richards fortgesetzte Spruchkammerverhandlung statt. Kein Wort fiel mehr in der Sache, die letztes Mal so viel Staub aufgewirbelt hatte. Der jüdische Treuhänder muss in der Zwischenzeit für seine Sache gearbeitet haben, denn der Ankläger war wie umgewandelt und plädierte auf Einstufung in die Gruppe 2 der Belasteten, was dann in dem Urteilsspruch zu unserem grössten Entsetzen auch geschah.»

Der Ernstfall ist für Zenetti eingetreten, trotz 36 Entlastungszeugen und trotz der Aktenmappen mit den guten Leumundszeugnissen. Er wird zu anderthalb Jahren «Sonderarbeiten für die Allgemeinheit» und zu fünfjährigem Berufsverbot verurteilt. Und am schlimmsten: Die Richter verfügen eine Teilliquidation des Traditionskaufhauses, 40 Prozent seines gesamten Vermögens müsse zugunsten des Wiedergutmachungsfonds eingezogen werden.

Als der Spruch verkündet wird, kommt es zu einem Tumult im Saal. Nur die Anwesenheit von Vertretern der Militärregierung und der Polizei verhindern neue Handgreiflichkeiten. Scherwitz, der zusammen mit seiner «Mätresse» die Verhandlung verfolgt hat, soll, wie Hermine Zenetti schreibt, mit einem «diabolischen Grinsen» den Gerichtssaal verlassen haben.

Nach dem Spruchkammerurteil wird Zenetti, inzwischen 54 Jahre alt, als Tagelöhner zu einem Maurermeister verpflichtet. Zusammen mit einem Lehrbuben muss er in einer Nachbargemeinde täglich elf Stunden Zementplatten herstellen, sein Lohn fließt an die Amtskasse Wertingen. Scherwitz triumphiert, möchte aber seinen Sieg komplett machen und Zenetti aus der Stadt jagen. Schwester Hermine notiert am 2. Juni 1947: «Richard erzählt, wie sehr er von seinem Treuhänder-Juden gepeinigt wird. Dieser arbeitet mit Macht darauf hin, dass Richard sein Haus räumen muss und mit seiner Familie nach Pfaffenhofen umzieht.»

Auch Zenetti geht in die Berufung. Er ist überzeugt, dass der Urteilspruch gegen ihn schon vor der Verhandlung festgestanden hat, dass die Kammer «in meinem Fall den Befehl meines Treuhänders Dr. Scherwitz ausführte, der nach mir bekanntgewordenen zuverlässigen Informationen in den Besitz meines Hauses und meines Geschäftes zu kommen trachtet. Scherwitz hat meine Anklage in der Gruppe der Hauptschuldigen veranlasst und mir schon Monate vor der Verhandlung meine Einstufung in die Gruppe 2 richtig vorausgesagt.»

Um dies zu beweisen, rennt Zenetti von Pontius zu Pilatus, verlästert die Spruchkammer als «Bruch- oder Sprüchekammer», die von Scherwitz an der «kurzen Leine» gehalten werde und nur sein «Diktat» ausgeführt habe. Überall erzählt er herum, «der Jude» habe seine Familie erpressen wollen, er habe mit seinem «blindwütigen Hass auch vor meinen schuldlosen Kindern nicht haltgemacht. Dies alles vermutlich, weil meine Frau und meine älteste Tochter sich nicht dazu bereit fanden, die goldenen Brücken zu betreten, die er für sie gebaut hätte, im Falle sie dem geilen Juden gefügig gewesen wären.»¹²⁹

Kurz vor der Berufsverhandlung stellt sich heraus: Scherwitz hat tatsächlich Einfluss auf das Urteil genommen. Zwei Besitzer der ersten Instanz brechen ihre Schweigepflicht und berichten Zenetti, Scherwitz habe sich am

Vorabend des Urteilsspruches mit dem Ankläger bei «Bier und Schnaps in seiner Villa» besprochen und sei auch bei der Militärregierung erschienen, um «für seine Sache zu wirken». Am 14. Juli 1948 geht Zenetti als «Belasteter» der Gruppe 2 in die Verhandlung des Berufungsgerichts in Donauwörth und kommt als «Mitläufer» der Gruppe 4 wieder heraus. Die neuen Richter watschen ihre Kollegen der ersten Instanz ab, diese «seien ihren Zwangsvorstellungen erlegen». Die Anordnung zur Zwangssterilisation habe der frühere Bürgermeister nicht als Anhänger der Rassengesetze angeordnet, sondern um der Stadt «Fürsorgekosten» zu ersparen.¹³⁰ Am 27. Juli 1948 wird die Vermögenskontrolle aufgehoben, zum erstenmal seit Jahren betritt die Familie ihr Kaufhaus wieder als Eigentümer. Auch das Manufakturgeschäft Fischer ist von Scherwitz' Fremdverwaltung befreit worden, ihren Besitzer hat die Berufungsinstanz einige Wochen zuvor, am 4. Juni 1948, ebenfalls als «Mitläufer» entnazifiziert.

Diese Schmach wird Scherwitz nicht mehr in Wertingen erleben. Inzwischen sitzt der frühere Treuhänder seit Wochen im Untersuchungsgefängnis der Amerikaner in Nürnberg und langweilt sich beinahe zu Tode.

Liebe und andere Verirrungen

Doch 1947 hat die Spruchkammer Wertingen noch strenge Urteile gefällt, Scherwitz ist immer noch Treuhänder in drei Unternehmen, sein Lebensstandard auf hohem Niveau ist vorerst gesichert. Allerdings wird das Leben in der Villa auf dem Berg in persönlicher Hinsicht schwierig. Er lebt mit der schönen Magda A. und ihrer kleinen Tochter zusammen, aber verliebt sich im Spätsommer 1947 in eine andere Frau, die er nach einem Arrangement durch Josche Wysokotworsky in Augsburg kennengelernt hat. Es ist Salomea L., die Holocaust-Überlebende aus Litauen.

Über sie ist wenig zu erfahren, aber das wenige reicht, um ahnen zu lassen, dass er von dieser Frau fasziniert gewesen sein muss. Mit Salomea L. kann er auf der «richtigen Seite» an seine Vergangenheit anknüpfen und in die Zukunft träumen. Sie mag ihn an seine grosse Liebe Tamara Scherman in Riga erinnert haben. Diese hat er im Oktober 1945 über das Internationale

Rote Kreuz, den Bayerischen Suchdienst für Vermisste und über das Suchradio Wien suchen lassen, aber nicht gefunden.¹³¹ Da wirkt es wie eine Fügung, dass er in Salomea L. wiederum einer Jüdin begegnet, die aus dem Osten kommt, und noch dazu ausgerechnet aus der Stadt, die er seit 1945 als Ort seiner Kindheit nennt, aus Schaulen.

Bald nennt er Salomea seine «Braut», und Magda A. zieht Ende 1947 aus Wertingen nach Augsburg um. Fünfzig Jahre später erhalte ich ihre Adresse, sie lebt in einem Seniorenheim bei München. Aber sie beantwortet meine Briefe nicht, und so belasse ich es dabei. Auch sie ist eine Frau, die nicht über Scherwitz berichten mag, wie alle, mit denen er verhandelt gewesen ist.

Mit Salomea L. verlobt Scherwitz sich mit Feier und goldenem Ring, die Beziehung befestigt in Augsburg seinen Ruf als «guter Jude». In ihr hat er eine perfekte Partnerin für seine Lebensinszenierung gefunden, jemanden, der ihn noch jüdischer macht. Denn für den «Rest der Geretteten», wie sich die Überlebenden nach einem Bibelwort aus dem Buch Esra nennen, ist es 1947 eine geradezu obszöne Vorstellung, dass sich Juden und nichtjüdische Deutsche ernsthaft zusammentun können. Der Leiter des Bayerischen Hilfswerks lädt die beiden zu sich nach Hause ein, und gemeinsam fahren sie manchmal in die Synagoge nach München. Scherwitz gibt während der Ermittlungen gegen ihn an, er sei auch Mitglied der Israelitischen Kultusgemeinde in München gewesen, aber dafür lassen sich keine Belege finden. Die Geschäftsstelle der heutigen Gemeinde besitzt viele Unterlagen aus der frühen Nachkriegszeit, aber der Name Scherwitz steht auf keiner Karteikarte.¹³²

Salomea L. ist eine Frau, die die Jahre der Verfolgung gierig gemacht haben. Auch sie trägt in ihren Kreisen einen Königstitel, man nennt sie die «Königin des Schwarzmarkts». Offiziell wohnt sie in Nördlingen, aber nachdem sie dort einmal erwischt worden ist, lässt sie sich in der Stadt kaum mehr blicken, sondern pendelt zwischen Augsburg und München hin und her. Sie hat viele Adressen und keine stimmige. Den Königinnentitel mag sie schon vor ihrer Begegnung mit Scherwitz getragen haben, aber behaupten kann sie ihn erst, als sie den Treuhänder in ihren Bann geschlagen hat. Die Beziehung ist von ihrer Seite nicht nur eine romantische, denn Scherwitz

beginnt die ihm anvertrauten Betriebe zu bestehlen und seine Braut mit Waren für den Schwarzmarkt zu versorgen.

In welchem Ausmass der Treuhänder veruntreut hat, stellt sich erst nach seiner Verhaftung bei einer von der Militärregierung angeordneten Hausdurchsuchung heraus. Da findet die Polizei ein ganzes Warenhaus in seiner Villa, lässt alles auf einen Lastwagen packen und in einem Depot des Stadtmuseums verschliessen. Die Liste der beschlagnahmten und von Zenetti und Fischer später als ihr Eigentum identifizierten Güter liest sich eindrucksvoll. Darauf finden sich Posten wie: «170 Stück Wolle, 4 Stück Unterhosen, 8 Gamaschenhosen, 1 Kinderweste, 1 Kinderbadeanzug, 4 Kindersöckchen, 10 Knabepullover, 1,20 Meter Kleiderseide, 14,50 Meter Matratzenstoff, 2,70 Meter Möbelstoff, 22,50 Meter Zwischenfutter, 4,60 Meter Gardinestoff, 12 Meter Gummiband, 4 Dtz. Perlmutterknöpfe, 12 Rollen Garn, 36 Meter Spitzen, 10 Krawatten, 5 Geschirrtücher, 15 Paar Herrensocken, 4 Biberbetttücher, 3 Luftpumpen, 11 Spaten, 12 Spiegel, 5 Gurgelbecher, 1 Karton Vaseline» und so weiter und so fort, fünfeinhalb engetippte Seiten Geschäftseigentum und eine Seite zusätzlich mit Zenettis Privateigentum. Darunter: «1 Reisedecke, 1 Ablagekorb, 5 Einkaufstaschen, 3 Paar Handschuhe, 30 Konservengläser und 54 Fliesen aus Steinplatten».¹³³

Im Keller findet sich sperriges Diebesgut, Scherwitz hat es aus der Tischlerei Baumann abschleppen lassen oder von Firmen auf Rechnung Baumann direkt in seine Villa umgeleitet. Darunter: «2 Rauhbanke, 2 Schichthobel und zwei Packungen mit ca. 70-80 Pfund besonders schwer zu beschaffendem Tafelleim».¹³⁴

Alle diese Güter besitzen auf dem berühmtesten Schwarzmarkt jener Zeit, in der Möhlstrasse in München, einen enormen Wert. Wie viele Hemdchen und Höschen und Packungen Tafelleim Scherwitz schon früher weggeschafft hat, ist schwer zu sagen. Die Sekretärin beim Bayerischen Hilfswerk, Johanna H., gibt an, sie habe für Scherwitz «oft und regelmässig Pakete» in ihrer Privatwohnung verwahrt, die dann von «seiner Braut» abgeholt worden seien: «Ungefähr 14 Tage vor seiner Verhaftung brachte Scherwitz erneut Pakete zu mir in die Wohnung. Sinn und Zweck waren mir nicht bekannt. Nach seiner Verhaftung war ich völlig im Unklaren, was ich mit den Paketen machen sollte. Ich hatte Angst vor einer eventuellen Hausdurchsuchung, weil

ja die Besuche Scherwitz' nicht unbekannt geblieben sind. Gleichzeitig hörte ich in der Dienststelle, dass Frau [Salomea] L. wegen Textilpaketen in München festgenommen worden war.»¹³⁵

Es ist Scherwitz, der seiner Braut eine Anzeige wegen Hehlerei ersparen wird. Bei seiner Vernehmung bestreitet er vehement, Textilien gestohlen und sie über seine Verlobte dem Schwarzmarkt zugeführt zu haben: «Es handelt sich nicht um veruntreute Waren, sondern um Waren, die ich bei meinen Einkäufen für meine Firmen gegen Bezahlung abgezweigt habe. Ich habe auch nie Frau L. damit beauftragt, Sachen wegzubringen. Alles, was ich besitze, ergibt sich aus meiner Arbeit als Treuhänder. Den ordnungsgemässen Erwerb der Waren kann ich nachweisen.»¹³⁶

Aber Scherwitz kann nichts nachweisen. Fast nichts. Von all den Dingen, die im Depot des Stadtmuseums liegen, wird zweifelsfrei festgestellt, dass ihm nur fünf Mäntel, vier Anzüge, zwei Gabardine-Hosen, ein wenig Wäsche, ein Schlafzimmer mit Matratze und das Schifferklavier Marke Höhner Verdi III gehören. Unter dem Gejohle der Wertinger wird alles versteigert werden. Nur eine Sentimentalität wird ihm bleiben. Als ein Juwelier aus der Nähe von Wertingen bestätigt, dass Scherwitz tatsächlich den goldenen Ehering, den er bei seiner Verhaftung getragen hat, bei ihm gekauft habe, bekommt er ihn zurück. Nicht sofort, sondern nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis, 1954. Für wen hätte er ihn auch in der Zwischenzeit tragen sollen?

Denn zu diesem Zeitpunkt ist Salomea L. aus seinem Leben längst verschwunden. Als sie erfahren hat, ihr Verlobter sei schon verheiratet und ein Betrüger, ist sie aus München weggegangen. Alexander Lewin meint, sie habe sich später in Tel Aviv niedergelassen, aber es sei auch möglich, dass sie in die USA ausgewandert sei. Genau wie von Tamara Scherman findet sich von ihr nicht die geringste Spur.

Amerika – auch Scherwitz hat wohl eine Weile mit dem Gedanken gespielt, dorthin auszuwandern, damals noch mit Magda A. und ihrer kleinen Tochter. Es lässt sich nicht feststellen, wie konkret die Pläne gewesen sind, vielleicht ist es auch nur ein Auswanderertheater gewesen, eins der vielen Projekte, mit denen der Plänemacher Scherwitz immer wieder seine Zuhörer

hat beeindrucken können. Die Realisierung dieses Plans, so vage er auch gewesen sein mag, hat jedenfalls ausgerechnet die spätere Auswanderin Salomea L. verhindert. Die Liebe zu ihr muss Scherwitz im Sommer 1947 wie ein Blitz getroffen haben.

Es gibt zwei Briefe von Scherwitz vom 11. August 1947, die, wenn sie vielleicht auch nicht ernst gemeint waren, sich zumindest sehr ernsthaft geben. Beide Schreiben, die im Durchschlag vorhanden sind, sehen sehr offiziell aus und enthalten, im Unterschied zu allen früheren Briefen, keinen einzigen Rechtschreib- oder Grammatikfehler. Magda A. muss ihm dabei geholfen haben.

Ein Brief ist an Hugo Schwarz, den Leiter des Bayerischen Hilfswerks in Augsburg, adressiert. Scherwitz teilt darin mit, er habe eine Möglichkeit gefunden, über Frankreich in die Vereinigten Staaten zu kommen. «Hoffentlich macht mir das französische Konsulat in München keine Schwierigkeiten, falls ja, werde ich versuchen, illegal nach Frankreich zu kommen.» Er bittet Hugo Schwarz, «ihm nicht böse zu sein, wenn ich jetzt schon früher abfahren will, als schon einmal besprochen. Vielleicht besteht später die Möglichkeit, dass meine Braut [Magda A.] und das Kind nachkommen.» Das Schreiben endet mit der guten Nachricht: «Ich überweise ausserdem an das Bayer. Hilfskomitee ca. 20.000 Reichsmark, die zu Wohltätigkeitszwecken verwandt werden können.»

Den zweiten Brief richtet Scherwitz an die Kreissparkasse Wertingen: «Wegen Auswanderung nach den Vereinigten Staaten bin ich gezwungen, mein Konto sofort aufzulösen. Ich bitte, die Gesamtsumme an das Bayerische Hilfswerk zu überweisen.»¹³⁷

Es sind merkwürdige Briefe, die er da geschrieben hat, möglicherweise wirklich nur eine Luftnummer, um Magda A. zu beeindrucken, also Briefe, die nie abgeschickt werden sollten. Denn hätte er wirklich im August 1947 kurz vor der Abreise ins gelobte Land Amerika gestanden, dann hätte er seinem Arbeitgeber, dem Landesamt für Vermögensverwaltung und Wiedergutmachung, kündigen müssen. Aber in den Treuhandakten der Behörde, wo das Kündigungsschreiben abgelegt sein müsste, findet sich davon keine Spur.

Zudem hat Scherwitz ein neues Eisen im Feuer.

Scherwitz wird Verfolgtenbetreuer

Es ist kaum anzunehmen, dass sich Scherwitz bei Philipp Auerbach um eine Stelle als Verfolgtenbeauftragter beworben hat, um solche Posten kann man sich nicht bewerben, die bekommt man nur angeboten. Als Planstellen beim Bayerischen Innenministerium angesiedelt, gibt es sie erst seit dem 1. August 1947, als nach einem längeren Streit mit dem Finanzministerium beschlossen worden ist, dass das «Staatskommissariat für rassistisch, religiös und politisch Verfolgte» die allein zuständige Behörde für die Verteilung der Sonderfondsmittel nach dem vorläufigen Wiedergutmachungsgesetz von 1946 zu sein hat.

Etwa 18.000 Menschen haben in Bayern Anspruch auf Unterstützung durch den Sonderfonds, können Medikamente, Lebensmittelkarten, einen Platz in einem Erholungsheim, Hilfe bei der Arbeitssuche oder wenigstens Hemd und Hose beantragen. Betreut werden die Hilfesuchenden von einer der insgesamt fünf Zweigstellen des Staatskommissariats. Für den Regierungsbezirk Schwaben ist das Büro in der Halderstrasse 8 in Augsburg zuständig.

Vielleicht hat Hugo Schwarz, der Leiter des Bayerischen Hilfswerks, seinem grossen Chef einen Tip gegeben, vielleicht aber auch kennen sich Auerbach und Scherwitz schon lange persönlich, so wie es in einem anonymen Brief an die Generalstaatsanwaltschaft Augsburg behauptet wird. Die beiden seien «intimste Freunde» gewesen, heisst es in dem Schreiben.¹³⁸

Intime Freunde waren Auerbach und Scherwitz gewiss nicht, aber sie sind sich mit Sicherheit sympathisch gewesen. Der kleine Scherwitz und der grosse Auerbach sind sich im Wesen, der Art der Amtsführung und der politischen Überzeugung ähnlicher, als dem Staatskommissar später lieb sein kann. Auerbach ist alles, was Scherwitz sein möchte und im Kleinformat auch ist: improvisationsfreudig und autoritär zugleich, entscheidungsstark, ein Organisationstalent und Aktivist mit einer charismatischen Ausstrahlung und masslosem Selbstbewusstsein, eine Feudalnatur, leidenschaftlich und aufbrausend, «narzistisch, selbstherrlich, aber auch gutmütig und selbstlos» – so beschreibt ein Wegbegleiter Auerbach.¹³⁹

Vorschriften und eine geregelte Aktenführung sind seine Sache nicht. Mal greift er zum Telefon, wirft sein ganzes Gewicht als Staatskommissar und Präsident der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern in die Waagschale, um einem einzigen Menschen einen winzigen Vorteil zu sichern, mal wirft er Bittsteller unter Aufbietung all seiner Kräfte höchstpersönlich aus dem Büro. Wie Scherwitz instrumentalisiert er seine jüdische Herkunft zum eigenen Vorteil, aber auch für andere. Seine Drohungen, «das lasse ich mir als Auschwitz-Überlebender nicht bieten», sind Legende. Er kann sie in acht Sprachen kundtun, bloss nicht in Jiddisch.

Und ebenfalls wie Scherwitz verschleiert Auerbach seine Vergangenheit. Das wenige, was man bis heute über sein Verfolgenschicksal weiss, fusst auf seinen eigenen Angaben. Dokumente über seine Zwangsarbeit als Chemiker in Auschwitz, über seine Teilnahme am Todesmarsch vom KZ Gross-Rosen nach Buchenwald gibt es nicht. Genau wie Scherwitz ist er am n. April 1945 in Thüringen von den Amerikanern befreit worden, genau wie Scherwitz nennt er sich seitdem Doktor und ist keiner, genau wie Scherwitz ist er ein unerbittlicher Nazijäger, wittert überall Antisemitismus, und wer ihn angreift, greift alle Juden der Welt an.

Scherwitz ist der «König von Wertingen», Auerbach aber der von ganz Bayern. «Ich will nicht von einem jüdischen König regiert werden, der sich wie ein Gauleiter aufführt», soll der spätere bayerische Justizminister Josef Müller, genannt der «Ochsensepp», geschimpft haben.

Und wie Scherwitz, aber unter ganz anderen Umständen, wird Auerbach verhaftet und am 14. August 1952 wegen Erpressung, passiver Bestechung, Untreue, Amtsunterschlagung, falscher eidesstattlicher Versicherungen und unbefugter Führung eines akademischen Titels zu zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Das Urteil fällt dieselbe Münchener Kammer, die auch Scherwitz ins Gefängnis geschickt hat. Noch in der Nacht nach der Urteilsverkündung bringt Auerbach sich um. «Ich habe mich niemals bereichert und kann dieses entehrende Urteil nicht ertragen», heisst es in seinem Abschiedsbrief. Vier Jahre nach seinem Tod wird er in einem vom Bayerischen Landtag eingesetzten Untersuchungsausschuss in allen Punkten rehabilitiert, auch der Vorwurf des Titelmisbrauchs, den er vor Gericht bedauert hatte, wird fallengelassen.¹⁴⁰

Auerbachs Verwaltungsstil habe sich jeder Kontrolle entzogen, «hatte einen Zug ins Chaotische», sagt Karl Hessdörfer, der spätere Präsident des Landesentschädigungsamtes in Bayern. «Und er war ein schlechter Menschenkenner (...). Er war ein äusserst impulsiver Mensch, der sich nie jemandem rechenschaftspflichtig fühlte. Wenn ihm Scherwitz sympathisch war, dann hat er ihn ohne Formalitäten, so wie auf dem Pferdemarkt, per Handschlag emgestellt.»¹⁴¹

So muss es gewesen sein, irgendwann im August 1947 verspricht Auerbach dem Noch-Treuhänder die neue Stellung in die Hand. Sympathie und Scherwitz' Verfolgtenstatus werden kaum ausgereicht haben, eine entscheidende Rolle wird seine Tätigkeit als Treuhänder des jüdischen Vermögens gespielt haben.

Ein paar Formalitäten sind dennoch zu erledigen, als zukünftiger Angestellter im Öffentlichen Dienst muss er ein polizeiliches Führungszeugnis beibringen. Weil er seinen Geburtsort stets mit Buscheruni in Litauen angegeben und vor dem Krieg in Berlin gelebt hat, ist für ihn die Auslandsauskunftsstelle der Staatsanwaltschaft Berlin zuständig. Dorthin schickt Scherwitz seine biographischen Daten: Eleke Scherwitz, geboren am 21. August 1909, verwitwet, frühere Ehefrau Jenni Goldberg, Maschinenbau-Ingenieur, «letzter Aufenthaltsort: KZ Auschwitz und Stutthof».¹⁴²

Auschwitz, das ist glatt gelogen, aber wie sonst das «KZ Riga» als Verfolgungsort zu nennen, ist Scherwitz offenbar zu gefährlich. Hat er Auschwitz genannt, um seine Spuren zu verwischen? Weil Auschwitz zum Synonym für Massenmord geworden ist, aber Riga nicht? Die Auskünfte widersprechen seiner eidesstattlichen Erklärung, die er zur Erlangung eines KZ-Ausweises angegeben hat, aber dieses Risiko geht er ein. Er pokert hoch, und die Rechnung geht auf.

Noch hat der Name Scherwitz einen guten Klang. Am 27. August 1947 schickt die Generalstaatsanwaltschaft Berlin an Scherwitz' neuen Arbeitgeber, das Landesamt für Vermögensverwaltung und Wiedergutmachung in Augsburg, die Auskunft: «Im Strafregister sind keine Verurteilungen vermerkt.» Eine Abschrift davon erhält Auerbachs Staatskommissariat in München. Dort bemerkt niemand die Unstimmigkeiten gegenüber früheren Erklärungen, auch ein Alarmzeichen aus Augsburg wird übersehen. Der Fri-

seurmeister Josef S., dortiger Vorsitzender des Verbandes «Jüdische Mischlinge A1/2», schreibt an Auerbachs persönlichen Referenten Ludwig Joelsen, seine Gruppe könne nur der Ernennung eines Mannes zustimmen, von dem man wisse, «woher er kommt». Später wird er der Kriminalpolizei sagen, Scherwitz' Berufung sei ein «Ding der Unmöglichkeit» gewesen und nur durch eine «Missachtung aller demokratischen Prinzipien» zustande gekommen.¹⁴³

Am 19. Dezember 1947 wird Dr. Fritz-Eleke Scherwitz, ehemals SS-Mitglied Nummer 241.935, ehemals SS-Untersturmführer F Nummer 51.651, ehemals KZ-Häftling Nummer 27.697, ehemals Opfer des Faschismus Nummer 10.223, zum stellvertretenden Verfolgtenbeauftragten der bayerisch-schwäbischen Dependence des Staatskommissariats für rassistisch, religiös und politisch Verfolgte ernannt. Am 1. Januar 1948 wird er «Erster Beauftragter» für den gesamten Regierungsbezirk Schwaben. Die von Auerbach gewünschte Eingruppierung in die Besoldungsgruppe «I TO.A.» lehnt das bayerische Innenministerium «vorerst» ab, «weil der Stellenplan nur eine Planstelle nach Verg. Gr. II TO.A. vorsieht».

Am 7. Januar 1948 bittet Scherwitz die Landesvermögensverwaltung, ihn «ab sofort» von seinen drei Treuhandschaften Zenetti, Fischer und Baumann zu entbinden, aber die Bitte wird abgelehnt, man müsse erst eine neue «geeignete» Persönlichkeit finden.¹⁴⁴ Bis zum 30. März 1948 bleibt Scherwitz «kommissarischer» Vermögensverwalter in den drei Unternehmen.

Am 15. März kündigt er auch seine Treuhänderschaft für das jüdische Vermögen im Landkreis Wertingen, diesmal nicht mit dem Hinweis auf «Überlastung», sondern wegen «mangelnder Unterstützung» durch das Amt.¹⁴⁵ Diesmal wird seiner Bitte sofort entsprochen. Nicht weil er schlecht gearbeitet hat, sondern weil es zwischen der Vermögensverwaltung des Finanzministeriums und der Verfolgtenbetreuung beim Innenministerium einen heftigen Streit über die Frage gibt, wer die Kosten der gesamten Wiedergutmachung zu tragen habe.¹⁴⁶

Am 1. Januar 1948 betritt Scherwitz zum erstenmal als Chef sein neues Büro in der Halderstrasse 8 in Augsburg, vor dem Krieg haben sich hier die Gemeinde-Einrichtungen der Synagoge befunden. Schriftwechsel irgendei-

ner Art, die seine konkrete Arbeit dokumentieren, sind nicht vorhanden. Vielleicht hat es keine gegeben. Vielleicht sind sie im Zuge der vielen Umzüge des Staatskommissariats verlorengegangen. Vielleicht sind sie später aus Auerbachs Akten herausortiert worden, weil man in der Behörde das Kapitel Scherwitz vergessen wollte.

Denn am 26. April 1948 wird der Verfolgtenbetreuer für den gesamten Regierungsbezirk Schwaben, Dr. Eleke Scherwitz, unter dem Verdacht verhaftet, er sei ein SS-Mann, Kriegsverbrecher und Judenmörder gewesen. Seine Karriere als Opfer des Faschismus ist zu Ende. Hermine Zenetti schreibt zwei Tage später jubelnd in ihr Tagebuch:

«Kaum glaublich – aber wahr: in aller Munde ist die Verhaftung des Juden Scherwitz. Wo sich jemand aus unserer Familie blicken lässt, wird ihm freudestrahlend das Neueste über die Verhaftung und deren Hintergründe zugerufen. Im ganzen Landkreis wird es wohl kaum einen einzigen Menschen geben, der nicht mit Genugtuung davon Kenntnis nimmt, dass der Fuchs endlich in die Falle ging. Es wurde zwar schon vorher gemunkelt, aber es getraute sich im ganzen Landkreis niemand etwas gegen den ‚ungekrönten König von Wertingen‘ zu unternehmen.»

Teil 8 Der Prozess

Die Zeugen

Im Sommer 1948 sitzt Scherwitz in seiner Zelle im amerikanischen Untersuchungsgefängnis in Nürnberg, und draussen verändert sich Deutschland. Die Währungsreform hat die Reichsmark weggefegt, Berlin wird blockiert, der kalte Krieg droht heiss zu werden, und Richard Zenetti hat sein Kaufhaus wieder. Scherwitz liest keine Zeitungen, bekommt keinen Besuch, keine Briefe, hat wohl auch keinen Kontakt zu seinen prominenten Mitgefangenen vom Oberkommando der Wehrmacht. Worüber hätte er sich mit ihnen auch auf dem Hofgang unterhalten können?

Während Scherwitz in Nürnberg zum Nichtstun verurteilt ist, ermittelt der Kriminalbeamte Clemens Hüffel von der Abteilung K 7 B in München unter Hochdruck. Auf seinen Bericht warten die Generalstaatsanwaltschaft, das Bayerische Justizministerium, der Staatskommissar Auerbach und vor allem die amerikanische Militärregierung. Sie möchte erst nach Abschluss seiner Ermittlungen entscheiden, ob sie Scherwitz selbst anklagen oder ihn der deutschen Justiz zur Aburteilung überlassen will. Sie drängt, schon zweimal hat Hüffel um Aufschub gebeten.

Er arbeitet rund um die Uhr, schreibt Briefe an die britische War Crimes Group in Bad Oeynhausen, an das American Jewish Joint Distribution Committee («Joint») in Paris und Brüssel, an seine Kollegen in Berlin und an alle Überlebenden, deren Namen und ungefähre Aufenthaltsorte ihm im Laufe der Ermittlungen genannt worden sind. Aber die meisten dieser Briefe kommen mit dem Vermerk «Adressat unbekannt» zurück.

Der Rest der Geretteten wartet in Auffanglagern in Süditalien darauf, dass der arabisch-jüdische Krieg endlich zu Ende geht und sie in den neuen Staat Israel einreisen können, oder hofft in Frankreich, Belgien, England auf Schiffspassagen nach New York oder Sydney, Rio de Janeiro oder Caracas. Nur weg aus Deutschland, aus diesem Mörderland, weg von den Deutschen, die Auschwitz möglich gemacht haben, aber über die Bombardierung von Dresden weinen; weg aus den Lagern für Displaced Persons, in denen die

Menschen nachts schreien, weil sie sich an die vergangenen Jahre erinnern; wo jetzt nur noch die Apathischsten, die Kränksten, die Ältesten, die Traurigsten, die Demoralisiertesten, die Devisenschmuggler und die Schwarzmarkthändler sind: nur weg aus Deutschland. Viele Briefe, die Hüffel ungeöffnet zurückbekommt, weil der Empfänger nicht mehr zu finden ist oder inzwischen einen anderen Namen trägt oder nie dort gewohnt hat, sind wochenlang unterwegs gewesen, sind immer wieder umadressiert und weitergeleitet worden, die Umschläge tragen Stempel aus vielen Städten.

Doch trotz aller Schwierigkeiten: Am 18. August 1948 sind Hüffels Ermittlungen so weit gediehen, dass er einen Schlussbericht schreiben kann. 38 Zeugen sind bis zu diesem Tag gehört worden, 27 Zeugen hat er selbst vernommen, einige sogar mehrmals, die anderen Aussagen hat er in Amtshilfe von Kollegen zugeschickt bekommen. Zehn dieser 38 Zeugen berichten über Scherwitz' Vergangenheit in Berlin oder über seine Tätigkeit in Emersacker und Wertingen, alle anderen über Scherwitz, den SS-Untersturmführer in Riga. Nur fünf dieser Zeugen sind deutsche Juden, die übrigen 23 kommen aus Lettland oder Litauen.

Es gibt bloss zwei Aussagen, in denen der frühere Lagerleiter rundum als positive Figur geschildert wird. Sie stammen von Josche Wysokotworsky und von einem deutschen Juden aus Nürnberg, der angibt, Scherwitz habe immer versucht, alle Gefahren abzuwenden, ihm falle nichts ein, was gegen ihn spräche.

Vier weitere Zeugen bemühen sich abzuwägen. Sie sagen, er habe viel Gutes getan, Schwerstarbeiterrationen durchgesetzt, Verschärfungen abgewehrt, Familien zusammengeführt und sogar Leben gerettet, sich aber auch im grossen Stil persönlich bereichert, vielleicht sogar geschossen, aber darüber wüssten sie nichts Genaues. Zwei dieser Zeugen, Abe Karelitz und Antonie L., leben nicht mehr in Deutschland, sie haben ihre Aussage vor dem «Joint» in Paris gemacht. Ihr Fazit lautet beinahe wortgleich: «Er war einer dieser Deutschen, der ohne Hemd und Hose anfing und als Multi-Multi-Millionär endete.»¹ Der dritte abwägende Zeuge Eugen B. berichtet, man habe Scherwitz «Chaze» genannt, also Freund, Kamerad, Beschützer, doch beschützt habe er sie später nicht mehr.²

Ähnlich differenziert äussert sich zunächst der vierte Zeuge, Abraham Schapiro. Ein paar Tage nach seiner Erstaussage erscheint er dann unangemeldet im Polizeipräsidium und gibt zu Protokoll, er verwehre sich gegen den Vorwurf, Scherwitz «entlasten» zu wollen, er habe seine Aussage «objektiv» gemacht. Bei diesem unangemeldeten Besuch belastet er Scherwitz plötzlich schwer. Er erklärt, Scherwitz habe immer sichtbar seinen Revolver getragen und den Gerber Psawka erschossen.³

Alle weiteren Zeugen variieren das Lied von den Brillanten, den Zarenrubeln, den Schmuckstücken, den Grausamkeiten, den Selektionen. Er habe geplündert, geraubt, Kontributionen verlangt, sei der alleinige Herr über Leben und Tod gewesen, und er habe zwei, drei oder vier Juden im Gemüsegarten oder im Hof der Lenta erschossen. Die Beschuldigungen werden mit grosser Sicherheit vorgetragen, die Sätze beginnen mit Formeln wie: «Ich weiss mit Bestimmtheit, dass ...». Oder: «Mir ist bekannt, dass ...». Oder: «Aus zuverlässigen Quellen weiss ich, dass ...».

Sie enden durchweg mit vernichtenden Bilanzen: «Der Angeklagte hat ein unheimliches Vermögen während des Krieges erworben, das er vom Tod und Sklavenarbeit der anderen gezogen hat.» Oder: «Scherwitz ist ein Mensch, der einzig und alleine auf Verbesserung seiner materiellen Lage bedacht war. Hierbei war ihm jede Methode recht.» Oder: «Durch seine Gewalttaten und Verbrechen gegen die Menschlichkeit war es ihm möglich, grosse Werte zu erlangen und massloses Elend über jüdische Familien zu bringen.»⁴

Acht der 22 Zeugen, die Scherwitz schwer belasten, geben auf Hüffels Nachfragen zu, in Lenta sei es besser als in jedem anderen Lager in Lettland gewesen. Dieses Zugeständnis schränken sie aber gleich wieder ein: «Was er Gutes tat, tat er nur für Geld.» Zwei Aussagen enden mit dem wortgleichen Fazit: «Nach aussen war er ein Mensch, aber nach innen verfolgte er die gleichen Methoden wie andere Lagerkommandanten auch.» Die dies sagen, sind Brüder und leben 1948 im DP-Lager Frankfurt-Zeilsheim im selben Zimmer.⁵

Insgesamt 14 Zeugen fällt kein einziges Wort zu seiner Entlastung ein. Sechs dieser rundum negativen Aussagen klingen darüber hinaus gehässig. Nahezu schrill trägt Max Kaufmann seine Beschuldigungen vor, obwohl er

Scherwitz in seinem einige Monate zuvor fertiggestellten Buch «Churbn Lettland» nicht ungünstig geschildert hat. Auch Werner Sauer gehört zu diesen Zeugen, die Scherwitz rabenschwarz zeichnen. Er lastet ihm in seiner Aussage auch Vorkommnisse an, die er in seinem Buch, an dem er zur selben Zeit arbeitet, deutlich anders schildert. Er stellt ihn wider besseres Wissen als brutalen Schläger hin. Er behauptet mit Sicherheit zu wissen, dass Scherwitz den Gerber Psawka sowie vier Flüchtlinge erschossen hat, obwohl er selbst, Sauer, nicht dagegewesen ist.

Während der Ermittlungen treten zwei Zeugen auf, die die Erschiessung von Scheinker, Heit und zwei anderen Häftlingen mit eigenen Augen gesehen haben wollen. Das ist erstens Robert Matjukow, der später vor Gericht seine Beobachtungen immer mehr relativieren wird und am Ende, 1950, nur noch Töne gehört haben will, die vielleicht Schüsse gewesen sein könnten. Zum Zeitpunkt der Erstaussage lebt er im DP-Lager Weilheim in Oberbayern. Der zweite Zeuge Movscha K. ist im Sommer 1948 noch nicht ganz 19 Jahre alt und lebt ebenfalls im DP-Lager Weilheim.

Zwei Belastungszeugen, die während der Ermittlungen über Scherwitz' Habgier, über die Selektion für den Stützpunkt und die Tötung der Flüchtlinge berichten, haben auf der Lenta nicht unter seiner Leitung gestanden, sondern als Kraftfahrzeugmechaniker unter der des SS-Offiziers Wiedemann. Sie erwähnen diesen Umstand nicht.

Acht der 14 Zeugen, die über Scherwitz nur Schlechtes zu erzählen wissen, haben auf der Lenta nur wenige Wochen, maximal vier Monate gearbeitet, darunter die meiste Zeit unter Eduard Roschmann. Sie erwähnen dessen Namen aber an keiner Stelle.

Vier Zeugen, nämlich Max Kaufmann, Chaim Smitzkowicz, John S. und Abraham B., sind, wie sie selbst angeben, keinen einzigen Tag am Washington Platz oder auf der Lenta gewesen. Sie positionieren sich aber als kompetente Kenner der Verhältnisse. John S. will genau wissen, dass Scherwitz seiner Ehefrau Pelzmäntel nach Berlin geschickt habe. Die Ehefrau wird das später bestreiten. Sie habe nie etwas von ihm bekommen, nicht einmal ein Lebenszeichen.

Kein einziger der insgesamt 28 Zeugen zum Komplex Riga hat als qualifizierter Handwerker auf der Lenta gearbeitet. Herausgehobene Positionen

haben lediglich Abraham Schapiro als zeitweiliger Ordnungspolizist und Werner Sauer als Führer der Maurerkolonie besessen. Bis auf Helen L., die schon vor Scherwitz' Verhaftung in einem anderen Zusammenhang im DP-Lager Bergen-Belsen über die Nacht vor Rumbula berichtet hat, ist keine Frau zu Scherwitz vernommen worden.

Acht der 23 Juden aus Lettland oder Litauen, die über ihn berichten, lebten oder leben während der Ermittlungen im DP-Lager Neu-Freimann in München. Unter ihnen: Max Kaufmann und Abraham Schapiro. Sechs Zeugen, darunter Robert Matjukow, sein Schützling Movscha K. sowie zwei der Zeugen, die nie auf der Lenta gewesen sind, nennen das DP-Lager Weilheim im Distrikt München als ihre Adresse, zwei das DP-Lager Frankfurt-Zeilsheim.

Mindestens sieben Zeugen sind Mitglieder in der Föderation der befreiten lettischen Juden in der US-Zone Deutschlands. Vier von ihnen haben unter Scherwitz gearbeitet, die anderen drei stellen sich als Mitarbeiter des «Kriegsverbrecherreferats» bei der Föderation vor. Der prominenteste unter diesen Zeugen ist Max Kaufmann, er gibt an, Leiter dieses Referates zu sein, das die Militärgerichte mit Informationen über die Verbrechen im Baltikum versorgt. Er empfiehlt dem Ermittlungsbeamten: «Um die Sache gegen Scherwitz ganz glattzumachen, muss man sich unbedingt mit Captain Lock [Leiter der War Crimes Group] in Verbindung setzen. (...) Dieser fordert auch seine Auslieferung.»⁶

Die meisten der gehörten Zeugen gehen auf Scherwitz' vorgebliche jüdische Herkunft nicht ein. Abraham Schapiro meint, er könne womöglich «Russe» sein. Ein Zeuge glaubt, Scherwitz habe sich erst nach dem Krieg beschneiden lassen, er sei ein grosser Lügner. Max Kaufmann hält sich bedeckt. Er sagt: «Es ist mir unglaublich, dass Scherwitz, wenn er Jude ist, zusehen konnte die grosse Tragödie und den Untergang seiner Glaubensgenossen. Nach meiner Meinung ist er ein Feigling, welcher suchte sein Leben zu retten. Wenn er Gewissen hätte, könnte er sich übergeben an unser Jüdisches Rehabilitationskomitee beim ‚Zentralkomitee‘ [der befreiten Juden in der US-Zone] in München. Er hat es nicht getan.»⁷

Das sind die Zeugen. Auf der Grundlage ihrer Berichte schreibt Clemens Hüffel am 18. August 1948 seine Zusammenfassung über den Stand der Er-

mittlungen. Nur mit zehn Aussagen ist Scherwitz konfrontiert worden, von den restlichen Belastungen weiss er nichts, er hat auch noch keinen Anwalt, der Akteneinsicht hätte beantragen können. «Eine Schlusseinvernahme [von Scherwitz] konnte nicht erfolgen, weil er im Juni 1948 als Zeuge in das Gerichtsgefängnis Nürnberg verbracht wurde, wo er sich bis zum heutigen Tage befindet», erklärt Hüffel dieses Versäumnis.

Die Aussagen der Zeugen zu Scherwitz' Vergangenheit fasst der Kriminalkommissar in seinem Bericht so zusammen: «Die Person des Beschuldigten konnte nicht eindeutig geklärt werden (...) seine Herkunft blieb im dunklen.» Die 28 Zeugnisse über seine Tätigkeit in Riga ordnet er in zehn einzelne Belastungspunkte:

- «a.) Eigenhändige Erschiessung des Jüdischen Häftlings PSWKA [sic!] im Jahre 1942 am Washingtonplatz.
- b.) Eigenhändige Erschiessung von vier Häftlingen im August 44 in Lenta.
- c.) Eigenhändige Erschiessung eines fliehenden Häftlings und Mordversuch an einem anderen. [Weil Punkt b so widersprüchlich geschildert wurde, ging Hüffel von getrennten Ereignissen aus.] d.) Weiter wird er beschuldigt, dass er sich an der Liquidierung des Ghettos im November 1941 in Riga beteiligt hätte, der 30.000 Juden zum Opfer fielen.
- e.) Als Hauptvorwurf wird er beschuldigt, dass er sich (...) Reichtümer erworben hat, sich an jüdischem Eigentum bereichert hat, Schmuckstücke (...) für den eigenen Gebrauch behalten hat (...).
- f.) Er wird auch beschuldigt, die Leute seines Lagers in die Todeslager Kaiserwald und den Stützpunkt verschickt zu haben. (...) Er habe die Leute nach Gutdünken ausgewählt und bestimmt.
- g.) Weiter wird er beschuldigt, an einer Partisanenaktion im russischen Raum teilgenommen zu haben, (...) bei der wie gewöhnlich geplündert und gemordet wurde.
- h.) Ausserdem hat er an einer Massenaktion in Minsk teilgenommen (...)
- i.) und sich an französischem Eigentum bereichert (...).
- j.) In zwei Fällen wurden Misshandlungen durch Scherwitz festgestellt.»

Hüffels Liste ist lang, die belastenden Punkte umfassen, begründet und ausgeführt, sechs engbeschriebene Seiten. Für die entlastenden Aussagen rei-

chen ihm 14 Zeilen: «Er soll vielen Juden das Leben gerettet haben. (...) Tatsache ist, dass er den Juden geholfen hat, was in seiner Lage mit Gefahren verbunden war (...). Die Juden waren in Angst und Schrecken, wenn Scherwitz auswärts war und seine Vertreter amtierten.» Aber im Anschluss wiederholt er die von den Zeugen gemachten Einschränkungen, indem er schreibt: «Dass er die Werkstätten so lange gehalten hat, war aber nicht nur zugunsten der Häftlinge, sondern auch zu seinen Gunsten, vor allem, weil er sich seine Position erhalten wollte.»⁸

Warum sagten die Zeugen so aus, wie sie ausgesagt haben?

Die Mehrzahl der Juden aus Lettland, die während der Ermittlungen zu Scherwitz gehört worden sind, sind Mitglieder in der besagten Föderation oder stehen mit ihr in Verbindung. Sie sind aktiver als die meisten ihrer Leidensgenossen, die oft viel zu demoralisiert sind, um noch die Kraft zu finden, sich irgendwo zu engagieren. Die Föderation ist eine Länderorganisation des «Zentralkomitees der befreiten Juden in der US-Zone», das schon im Sommer 1945 als Hilfe zur Selbsthilfe gegründet worden war.

Die Satzung des «Zentralkomitees» nennt die Mithilfe bei der Verfolgung von Verbrechen als einen wesentlichen Verbandszweck: «Wir fordern für das jüdische Volk, die Volksgruppe, welche die grössten Opfer zu beklagen hat (...), dass jüdische Zeugen zu den Gerichtsverhandlungen geladen werden, um der Welt zu beschreiben und klarzumachen, in welcher fürchterlicher Weise die Juden Europas von den Nazi-Mördern gequält wurden.»⁹

Und in der Satzung der Föderation heisst es: «Jeder, der sich seiner Pflicht entzieht, durch Zeugenaussagen an der Bestrafung der Kriegsverbrecher mitzuwirken, trägt die Verantwortung dafür, dass diese Mörder frei umhergehen können. Zchoir er ascher oso Icho Amolok.» (Erinnert euch, was die Amaleker [ein Eroberervolk] euch angetan haben.)¹⁰

Am 2. Mai 1948 wird diese Pflicht zur Aussage eingefordert. Das Polizeipräsidium der Stadt München hat das Zentralkomitee von Scherwitz' Verhaftung mit dem Vermerk «Scherwitz ist Jude» in Kenntnis gesetzt.¹¹

Das Zentralkomitee ist alarmiert und gibt die Sache Scherwitz am selben Tag weiter an die «Kriegsverbrecherabteilung» seines Unterverbandes. Die-

ser sucht schon seit Monaten, zusammen mit einer Schwesterorganisation, der Vereinigung der baltischen Juden in Grossbritannien, Zeugen für einen Militärgerichtsprozess, den die Briten unter dem Arbeitstitel «Riga Ghetto Case» planen.

Der Name Scherwitz ist beiden baltischen Verbänden schon seit dem 27. November 1947 bekannt. An diesem Tag hat Captain Lock von der War Crimes Group (Northwest Europe) den Büros in München und London erstmals mitgeteilt, man habe inzwischen sechs reichsdeutsche und lettische «Kriegsverbrecher» verhaftet, die sich an der Liquidierung des Rigaer Ghettos beteiligt hatten, und man suche weitere drei, darunter «den SS-Untersturmführer Fritz Scherwitz». In einem Antwortschreiben hat sich das Londoner Büro für die Informationen bedankt und berichtet, man habe die Namensliste der verhafteten und noch gesuchten Kriegsverbrecher auch noch an eine Reihe von Aktivisten in Paris, Stockholm, Los Angeles, New York, Toronto, Tel Aviv und München geschickt. Der Adressat in München ist Chaim Smitzkowitz, einer der Zeugen vom Hörensagen, der später gegen Scherwitz aussagen wird.

Schon Monate vor Scherwitz' Verhaftung war also die Schlinge gelegt worden, nur hat weder Scherwitz noch sein Chef Auerbach etwas davon geahnt. Am 15. April 1948, vierzehn Tage vor Scherwitz' Verhaftung, vermerkt die War Crimes Group, inzwischen habe man dank des Engagements der Vereinigung der baltischen Juden in Grossbritannien erste konkrete Beschuldigungen gegen Scherwitz vorliegen. Es gebe vier Zeugenaussagen, die ihn bezichtigten, «KZ-Kommandant» gewesen zu sein, und zwei, die ihn beschuldigten, zwei Flüchtlinge ermordet zu haben. Diese Briefe der Briten legt wenig später Max Kaufmann dem Staatskommissar Auerbach vor und besiegelt damit Scherwitz' Verhaftung.¹²

Den Archivalien der Föderation in München ist zu entnehmen, dass das Kriegsverbrecherreferat damals nicht von Max Kaufmann geleitet worden ist, sondern von dem 22jährigen Eduard Alperowitsch aus Libau, dem Sohn der Verbandssekretärin Erika Alperowitsch. Über fünfzig Jahre später treffe ich ihn in Berlin. Er heisst heute Edward Anders, ist emeritierter Professor für Chemie der Universität Chicago und hat kürzlich ein «Gedenkbuch zur Erinnerung an die Juden von Libau 1941 bis 1945» veröffentlicht.¹³

Ich frage ihn, welche Rolle Max Kaufmann damals in der Föderation gespielt habe und wieso dieser sich gegenüber dem Staatskommissar Auerbach und den Ermittlungsbehörden als «Leiter des Kriegsverbrecherreferats» der Föderation ausgegeben habe, wenn doch er selbst, Alperowitsch/Anders, als Leiter in den Akten verzeichnet sei. Warum er die Briefe der War Crimes Group nicht selbst in Auerbachs Büro getragen habe? Und vor allem möchte ich wissen, wie er sich Kaufmanns eklatanten Stimmungsumschwung erklärt. Kaufmann habe doch in seinem Buch Scherwitz durchaus freundlich behandelt, ihn einige Wochen später aber in seinem berühmten Zeitungsartikel als «blutrünstigen Mörder», gar als «Chef der Gestapo in Lettland» hingestellt.¹⁴ Auch hätte ich gerne gewusst, ob Edward Anders die damaligen Zeugen aus dem Kriegsverbrecherreferat gekannt habe.

Für den Chemieprofessor sind das Fragen aus der «Bronzezeit». Ihm gehe es wie in dem Witz über einen Kollegen von der Zoologie, der jedesmal, wenn er den Namen eines neuen Fisches lerne, den Namen eines Freundes vergesse. Aber dies wisse er wenigstens noch genau: Max Kaufmann sei zwar einer der sieben Vorstandsmitglieder gewesen, habe aber «seine Tätigkeit in Kriegsverbrecherfragen im Alleingang unternommen, völlig ausserhalb der Föderation und ohne mich zu informieren». Er, Anders, habe die Briefe der War Crimes Group nie gesehen, sie seien vor seinem Amtsantritt im Frühjahr 1948 geschrieben worden. Kaufmann sei ein sehr schwieriger Mensch gewesen, mehr wolle er über ihn nicht sagen.

Chaim Smitzkowitz habe sich im Verband sehr engagiert, aber nicht im Kriegsverbrecherreferat, denn «ausser mir, dem Leiter, arbeitete in der Abteilung leider niemand sonst». Die Föderation sei überhaupt nur eine winzige Organisation mit höchstens hundert Mitgliedern und einem minimalen Etat gewesen, man habe sich hauptsächlich mit dem eigenen Überleben im zerbombten München und mit den Problemen der Auswanderung beschäftigt. Er, Anders, habe damals gerade ein Chemie-Praktikum an der Universität München absolviert, so sei der Fall Scherwitz an ihm vorübergegangen, dies tue ihm heute leid. Von dessen Verurteilung habe er erst nach seiner Auswanderung in die USA erfahren. Nach allem, was er heute über seine Tätig-

keit in Riga wisse, müsse er «unbedingt rehabilitiert werden», sagt der frühere Leiter des Kriegsverbrecherreferates.

Das ist mein Stichwort. Ich zeige ihm zwei Briefe, die er im Mai und im Oktober 1948 von der Vereinigung der baltischen Juden in Grossbritannien bekommen hat. Er liest sie mit Verwunderung. In dem ersten Schreiben steht: «Im Fall Scherwitz möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, dass der War Crimes Group Zeugenaussagen vorliegen, die seine Tätigkeit unterschiedlich beurteilen.» Und im zweiten heisst es: «Es wäre wichtig, weiteres Material gegen Scherwitz zu erhalten. (...) Untersuchungen sind gegen ihn im Gange, aber weiteres Beweismaterial könnte nützlich sein.»¹⁵

Ich frage ihn, ob die Schreiber dieser Briefe sagen wollten, das Kriegsverbrecherreferat in London fürchte, die Anklage gegen Scherwitz stehe auf wackligen Beinen? Trotz aller schroffen Zeugenaussagen, die das Polizeipräsidium in München schon gegen Scherwitz gesammelt habe?

Genaueres könne er mir wirklich nicht mehr sagen, bedauert der Professor, und lädt mich zu einem Ausflug in die «Bronzezeit» ein. Um zu verstehen, in welchem politischen Klima gegen Scherwitz Material zusammengetragen worden sei, müsse ich mich mit den Feinheiten des alliierten und deutschen Strafrechts beschäftigen und mit der Mentalität der Überlebenden.

Die Ermittlungen gegen Scherwitz hätten begonnen, als man noch überzeugt gewesen sei, die Briten würden den Rigaer Ghettoprozess nach alliiertem Recht durchführen, das eine Anklage wegen «Verbrechen gegen die Menschlichkeit» ermögliche. Wahrscheinlich habe man gehofft, Scherwitz werde den Briten überstellt, denn er habe ja auf deren Kriegsverbrecherliste an prominenter Stelle gestanden. Vielleicht habe man deshalb Scherwitz' herausragende Position als KZ-Lagerleiter betont. Vor diesem Hintergrund müsse das Büro in London ihm geschrieben haben, es gebe Zeugenaussagen, die Scherwitz' Rolle in Riga «unterschiedlich» beurteilen. Vermutlich sei in den erwähnten Aussagen Scherwitz' «herausragende Position» bezweifelt worden.

Etwa ein halbes Jahr nach Scherwitz' Verhaftung habe sich aber die politische Lage geändert, erläutert Anders. Alle baltischen Juden, die sich mit der Materie auskannten, seien höchst beunruhigt gewesen. Es sei gemunkelt

worden, die Alliierten, voran die Briten, dächten daran, die Kriegsverbrecher den Deutschen selbst zur Aburteilung zu überlassen, um die deutsche Bindung an den Westen zu fördern. Alle fürchteten, der Rigaer Ghettoprozess würde dann auf Eis gelegt werden, zumal die Deutschen nach der Strafprozessordnung aus der Vorkriegszeit verhandeln würden und nicht nach dem neuen Völkerrecht mit dem Straftatbestand «Verbrechen gegen die Menschlichkeit».¹⁶ Obendrein hätten die deutschen Juristen sehr bald mit dem berühmten «Rückwirkungsverbot» argumentiert, wonach Taten, die in der Nazizeit im Einklang mit geltendem Recht begangen worden seien, nicht nachträglich als Unrecht abgestraft werden könnten.¹⁷

Anders erzählt, wie entsetzt die Überlebenden gewesen seien, als die Briten im Herbst 1948 tatsächlich anfangen, die Beschuldigten für den Rigaer Ghettoprozess nach und nach in deutsche Gefängnisse zu überführen. Ausnahmslos alle Männer, von denen man gehofft habe, sie würden wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit angeklagt werden, seien auf freien Fuss gesetzt worden.¹⁸ Victor Arajš, der Mörder von mindestens 20.000, wahrscheinlich 30.000 Juden aus Lettland, wurde am 1. Februar 1949 – irrtümlich, wie es hiess – aus einem deutschen Untersuchungsgefängnis entlassen, nahm den Mädchennamen seiner Frau an und konnte erst 1975 wieder festgenommen und 1980 vom Hamburger Landgericht zu lebenslanger Haft verurteilt werden.¹⁹

Aber was bedeute dieses Desaster für den Fall Scherwitz, frage ich Anders. Im Sommer 1948, als Zeugen gegen Scherwitz gesucht worden seien, habe doch noch niemand ahnen können, dass der Rigaer Ghettoprozess ein Jahr später der deutschen Justiz übergeben werde, noch weniger, dass die Kandidaten für den Prozess bald frei herumlaufen würden.²⁰

Selbstverständlich sei dies, was er hier gerade referiert habe, nur die intellektuelle Debatte in den Komitees gewesen, antwortet Anders. Die meisten Juden in den DP-Lagern seien einfache Leute gewesen, Arbeiter, Handwerker, viele sehr jung, die, statt lesen und schreiben in der Schule zu lernen, in Konzentrationslagern hätten schuftet müssen. Juristische Probleme, gleich ob alliierte oder deutsche, hätten sie nicht interessiert. Aber sie hätten gespürt, dass die Deutschen sich allmählich wieder selbstbewusster benahmen und die Alliierten anfangen, sie in ihrem kalten Krieg als Partner ernst

zu nehmen. Dies habe sie verbittert. Die Überlebenden, betont Anders, hassten die Deutschen, verfluchten das Mörderland jeden Tag und wollten nur eines: Rache.

Aber stattdessen hätten sie hören müssen, gegen die Kriegsverbrecher sollten «demokratische» Gerichtsverfahren angestrengt werden, mit gewiefen Anwälten und mit Richtern, die im «Zweifel für den Angeklagten» entscheiden würden. Das konnten sie nicht verstehen, zumal sie in ihren früheren Heimatländern nur Richter erlebt hatten, die jeden schuldig sprachen, der seine Unschuld nicht beweisen konnte. Dass ausgerechnet die Nazis, unter deren Willkür sie jahrelang leiden mussten, nun von dem Rechtsprinzip der Unschuldsvermutung profitieren sollten, habe die meisten Überlebenden richtig zynisch gemacht. Da hätten viele seiner Landsleute keine Hemmungen mehr gehabt, der «blinden Justitia», speziell der deutschen Blindheit, auf die Sprünge zu helfen und in Verfahren, in denen die Beweislage schlecht aussah, die Beschuldigungen aufzubauschen und anzuschärfen, im schlimmsten Fall sogar zu lügen. In Scherwitz' Fall seien wohl mehrere Umstände zusammengekommen. Das abgrundtiefe Misstrauen gegenüber der deutschen Justiz sowie das unbedingte Rachebedürfnis der meisten früheren KZ-Häftlinge. Scherwitz sei, so meint es Anders aus der Perspektive von heute, für die Überlebenden in den bayerischen DP-Lagern der ideale Sündenbock gewesen. Der Rigaer Ghettoprozess sei damals noch nicht bis zur Anklageerhebung gediehen, Arajs und das weitere SS-Ghettoperso-
nal in der britischen Zone in Haft gesessen, aber Scherwitz sei in München greifbar gewesen, ihn hätte man stellvertretend für das ganze Elend, das den baltischen Juden angetan worden ist, bezahlen lassen wollen.

Dass er ein vergleichsweise humaner Lagerleiter gewesen sei, habe da keine entscheidende Rolle spielen können. Scherwitz sei beim SD gewesen, er habe sich in Riga im Kreise der grossen Mörder bewegt, das habe ausgereicht, meint Anders, um auch in ihm einen Teufel zu sehen. Noch heute falle es vielen seiner Landsleute schwer, zwischen guten und bösen Angehörigen des Tätervolks zu unterscheiden, wie hätten sie damals unterscheiden können. Ein besonderes Pech von Scherwitz sei es wohl gewesen, dass er Max Kaufmann in die Hände gefallen ist. Ausgerechnet Kaufmann, dessen Frau in Rumbula ermordet worden ist, der in einem Arbeitslager habe

mit ansehen müssen, wie Eduard Roschmann ganz nebenbei seinen einzigen Sohn erschoss. Danach sei sein einziger Lebensinhalt gewesen, die Erinnerung an die ermordeten Juden aus Lettland wachzuhalten und mit alttestamentarischer Strenge Vergeltung zu fordern.

Das «Gedenkblatt an die ermordeten Juden», das Kaufmann seinem Buch «Churbn Lettland» vorangestellt hat, ist ganz in diesem Geist formuliert worden: «Ewig werden die Gemeinden unserer unschuldigen Brüder und Schwestern, Eltern und Kinder, die in den Höllenkammern und Krematorien des verfluchten Moloch-Hitler oder auf andere Todesarten umkamen, in Israels Gedächtnis bleiben. Diese Ströme vergossenen Blutes sollen so lange sieden und mit dem ewigen Kainszeichen die Welt überschwemmen, bis die Schlechtigkeit ausgemerzt ist, die solche Verwüstung hervorbrachte.»

Ausgerechnet Max Kaufmann, versetzt sich Anders in die Situation von 1948, dieser rigorose Mensch, der nur noch hassen konnte, dieser Max Kaufmann erfährt, der als Kriegsverbrecher gesuchte frühere SS-Untersturmführer Scherwitz lebe gesund und munter in der Nähe, gebe sich sogar als Jude aus und betreue im staatlichen Auftrag NS-Verfolgte! Man brauche nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, wie sehr Kaufmann dies als eine Verhöhnung der Opfer begreifen musste und dass er mit ganzer Energie Scherwitz als einen Verbrecher entlarven wollte. In so einer zugespitzten Konstellation, meint Anders, sei es undenkbar gewesen, dass die Zeugen, die Kaufmann möglicherweise persönlich mobilisiert habe, ihren früheren Lagerleiter Scherwitz verteidigt hätten. Und weil sie vermutlich wenig hieb- und stichfestes Beweismaterial liefern konnten, hätten sie wohl, um Kaufmann nicht hängenzulassen, ihre Beschuldigungen masslos übertrieben. So, meint Anders, könnte es gewesen sein.

Die Erinnerungen von Edward Anders über die Juristerei, den Zeitgeist und Max Kaufmann mögen aus der «Bronzezeit» kommen, aber sie sind präzise. Die Korrespondenz, die die baltischen Organisationen 1948 und 1949 über Scherwitz geführt haben²¹, zeigt die Wellen, die der Fall geschlagen hat. Der international geführte Briefwechsel belegt einerseits den unbedingten Verfolgungswillen von baltischen Juden, die Scherwitz gar nicht kennen,

andererseits die Zurückhaltung derjenigen, die unter seiner Herrschaft in Riga gearbeitet hatten. Die Korrespondenz zeigt darüber hinaus, dass der Fall Scherwitz auch ein Fall Kaufmann gewesen ist. Und nicht zuletzt spielt es eine Rolle, dass Scherwitz behauptete, Jude zu sein.

Am 27. Mai 1948 erscheint im Londoner Nachrichtenblatt «World Jewish Affairs» ein Kurzartikel mit der schreienden Überschrift: «Jewish Concentration Camp Commander Arrested», jüdischer KZ-Kommandant verhaftet. Der Text beginnt mit der Information über die Mordanklage. Danach heisst es: «Scherwitz hat, obwohl er Jude ist, zugegeben, SS-Untersturmführer gewesen zu sein. Er hat angegeben, seine Position in Riga ausgefüllt zu haben, um seinen Eltern im Ghetto von Schaulen das Leben zu retten.»²² Der Artikel endet mit der Aufforderung, Zeugenaussagen an die Vereinigung der baltischen Juden in Grossbritannien zu schicken, das Büro arbeite mit der War Crimes Group zusammen. Sprecher der Vereinigung ist der Rigaer Jude Hermann Michelson. Über ihn läuft ab sofort die ganze Korrespondenz, er übernimmt in der Angelegenheit Scherwitz die Initiative.

Die Reaktionen folgen prompt. Aus New York, aus Stockholm, aus einem Nest in Florida, aus Südfrankreich, sogar aus Melbourne, von überall hört Michelson: «Wir sind sprachlos, dass Scherwitz Jude ist», oder: «Es ist uns unfassbar, dass ein Jude solch eine Stellung erringen konnte.» Das Büro von Simon Wiesenthal in Wien schreibt am 3. Juni 1948: «Es ist uns von grösster Wichtigkeit, aufzuklären, ob Scherwitz ein Jude oder Schwindler ist.»²³ Auch das Büro des «Jüdischen Weltkongresses» in London bildet eine eigene Untersuchungskommission. Über deren Ergebnis berichtet Hermann Michelson dem Staatskommissar Auerbach, mit Kopie an das Polizeipräsidium in München: «Wir hören, dass Scherwitz sich als Jude ausgibt. Diese Frage ist in unserer Unterkommission behandelt worden. Es ist die Meinung vieler unserer Mitglieder, besonders derjenigen, die das Naziregime im Baltikum miterlebt haben, dass es recht zweifelhaft ist, dass Scherwitz als SS-Untersturmführer sein Judentum hatte verbergen können. Es wird die Ansicht vertreten, dass er sich jetzt vielleicht als Jude ausgibt, um Vorteile in seiner Behandlung während der Untersuchung zu erzielen. Wir und der ,Jü-

dische Weltkongress' hoffen und erwarten, dass Scherwitz' Angaben über sein Judentum auf das Allergenaueste überprüft werden, um den genauen Sachverhalt zu ergründen.»²⁴

Dies ist eine Stellungnahme für die Öffentlichkeit. Dem internen Briefwechsel nach scheint Michelson Scherwitz die jüdische Herkunft zu glauben. Er bittet seine Aktivisten weltweit um die Suche von Belastungszeugen. In einem seiner Schreiben heisst es zur Begründung: «Es ist dies ein sehr unangenehmer Fall, aber unsere Pflicht in solchen Sachen ist ganz klar: Wenn ein Deutscher oder Lette wegen Ausschreitungen gegen Juden verurteilt werden muss, so gilt das in zehnfacherweise in Bezug auf einen Juden.»²⁵

Aus Paris melden sich unverzüglich Abe Karlewitz und Antonie L., schon wenige Tage darauf machen sie detaillierte und abwägende Aussagen vor dem American Jewish Joint Distribution Committee. Die beiden bleiben Ausnahmen, denn trotz des grossen Aufwandes erfährt Michelson wenig Konkretes über die Verbrechen von Scherwitz. Er bekommt vor allem Post von Juden, die niemals am Washington Platz oder auf der Lenta gearbeitet haben, aber sich der «heiligen Sache», Kriegsverbrecher zu verfolgen, mit Haut und Haaren verschrieben haben. Rafael Schub, ein litauischer Jude aus Schaulen, der in Riga bei der Reichsbahn gearbeitet hat, schreibt ihm auf Jiddisch aus Toronto: «Ich muss Ihnen sagen, dass Sie mein Herzenssympathisant sind, da Sie genauso wie ich den Wunsch nach Blutrache haben.» Er schickt Michelson die Beschuldigtenliste, die er schon ein paar Monate zuvor der War Crimes Group hat zukommen lassen. Auf ihr finden sich die Namen von 33 Kriegsverbrechern, «von denen ich aus eigener Anschauung berichten kann, sie sind blutige Mörder unserer Brüder und Schwestern». Unter Position 12 findet sich: «Schurwiss, SS-Untersturmführer beim SD». Schub kommentiert: «Ich bin vom Donner gerührt (...), dass der Mörder Scherwitz Jude ist.»²⁶

Auch die Kriegsverbrecherliste mit 22 Namen einschliesslich Scherwitz, die Boris Kliot aus Paris schickt, ist im Moment wenig hilfreich, Michelson braucht dringend präzisere Informationen. Immer wieder hört er, Isaak Pristin könne detaillierte Angaben machen, der sei der richtige Mann, um gegen Scherwitz auszusagen. Mehrmals schreibt Michelson ihm nach New York, aber Pristin will nicht antworten. Der Kürschnermeister ist ein Freund von

Boris Rudow gewesen, hat ihm dessen Ehefrau Sinaida ausgespannt, hat zum inneren Kreis gehört, hat Scherwitz «Chaze» genannt. Offensichtlich will er über ihn nichts Schlechtes sagen, ihn aber auch nicht entlasten. Ohne Antwort bleibt ebenfalls Michelsons Brief an Boris Jankolowitsch nach Brüssel, der in der Tat Interessantes hätte erzählen können. Der Sprecher der baltischen Juden in London erfährt, der Rechtsanwalt Dr. Herbert Ungar sei Häftling auf der Lenta gewesen, er lebe derzeit in Prag. Aber Michelsons Brief an die Jüdische Gemeinde von Prag erreicht Ungar nicht, kann ihn nicht erreichen, denn der arbeitet inzwischen im Range eines amerikanischen Majors bei den Nürnberger Prozessen. Just in den Wochen, in denen Michelson seine Suchaktion gestartet hat, verhört Major Ungar seinen ehemaligen Lagerleiter im Nürnberger Untersuchungsgefängnis. Werner Sauer teilt Michelson mit, er habe schon in Berlin ausgesagt, und «auf sein Drängen» auch ein Lagerkamerad.²⁷

Ergiebiger erscheint ein Brief aus Stockholm. Karl Schneider, Leiter des Kriegsverbrecherreferates der «Gemeinschaft der aus dem Ghetto in Riga geretteten Juden in Schweden», kündigt Hermann Michelson am 24. Juni 1948 an, er werde bald «passendes» Material gegen Scherwitz nach London schicken. Schneider schreibt: «Der Fall Scherwitz ist einer der interessantesten Fälle, die wir überhaupt kennen. Nun sind wir hier in der Lage, lettische und deutsche Juden zu haben, die Jahre bei ihm in Riga/Lenta gearbeitet haben. Somit fällt es uns nicht schwer, genügend passendes Material gegen ihn zu beschaffen, und so habe ich für kommende Woche alle Kameraden, die über Scherwitz informiert sind, zu einer Besprechung eingeladen, wo wir das Material gegen ihn zusammenstellen können.»²⁸

Aber aus dem Vorhaben wird nichts. Statt «genügend passenden Materials» erhält die Vereinigung der baltischen Juden in Grossbritannien eine Absage. Karl Schneider bittet Hermann Michelson in seinem Brief vom 11. Juli 1948 um Rat:

«Keiner der Kameraden ist vorerst bereit, im Fall Scherwitz Aussage zu machen. Die Kameraden begründen dies wie folgt:

In der Nummer des ‚Aufbaus‘ vom 11. Juni 1948 stand ein Artikel von Max Kaufmann, der jetzt in Amerika ist, mit der Überschrift:

„Sich selbst ans Messer geliefert“, der nur von Scherwitz handelt. Alle Kameraden halten diesen Artikel für grösstenteils unberechtigt und glauben, dass, wenn sie ihre wahren Aussagen machen würden, nur Schwierigkeiten in der Verhandlung entstünden. Vor allem erklärt Kaufmann, dass Scherwitz der grösste Gestapomörder von Riga gewesen wäre, was nicht den Tatsachen entspricht. Scherwitz war lediglich der Leiter der SS-Werkstätten auf der Lenta und hat sich dort, bis auf die Geldsammlungen, auf die ich noch zurückkommen werde, nichts zuschulden kommen lassen. In seinem Artikel hat Kaufmann auch auf sein Buch hingewiesen, aber im Buch steht nichts, was mit seinen Äusserungen im Artikel in Einklang zu bringen ist.

Während der Zeit, in der Scherwitz Leiter der Werkstätten war, hat er den Juden nur Gutes erwiesen. Es gab kein Kasernierungslager in Riga, wo die Juden die Vorteile in Bezug auf Behandlung und Verpflegung hatten wie dortselbst. Scherwitz hat Arisierungen vorgenommen, was auch wieder von Vorteil war, und alle Eingriffe von Gestapo und Polizei hat er abgewandt. Falls eine Aktion von anderer Seite vorgesehen war, so gelang es Scherwitz, immer dieselbe zugunsten der Juden abzdrehen.

Auf Grund dessen verlangte er grosse Summen Geld oder Werte, die er angeblich zu Bestechungszwecken für die Polizei verbrauchte. Jede Arbeitsgruppe musste durch ihren Vorarbeiter einen bestimmten Betrag zahlen, der dann an Scherwitz abgegeben wurde. Als die Russen damals Mitau besetzten, schickte Scherwitz die ganze Belegschaft bis auf hundert Mann, die nicht gefährdet waren, nach Salaspils, um sie zu retten. Tatsächlich geschah nichts.

Von den verbliebenen hundert Mann versuchten aber drei von der Lenta zu fliehen. Zwei wurden auf der Strasse erschossen und der eine nach Lenta lebend zurückgebracht. Nach Angaben von E. Arnow soll Scherwitz Erich Hirschberg erschossen haben, aber dies hat er persönlich nicht gesehen, nur gehört.

Dies ist nur ein kleiner Umriss von dem, was mir die lettischen Kameraden gesagt haben. Sie werden nun denken, dass von uns aus Scherwitz entlastet werden soll, was aber nicht der Fall ist, sondern im Gegenteil, er muss seine verdiente Strafe erhalten. Aber wie gesagt, die Unterschiede zwischen dem Artikel und dem Buch von Max Kaufmann sind zu gross, und seine Aussagen stehen im Widerspruch zu den Ansichten der hiesigen Kameraden, die nicht drastisch ausfallen. All diese Widersprüche geben Bedenken, die

erst aus der Welt geschafft werden müssen, denn wir sind der Meinung, dass die Gerichtsbehörden sich über alles informieren werden.

Ich bitte Sie deshalb, mir einen Rat zu geben, was wir in dieser Sache unternehmen sollen und ob wir ohne Rücksicht auf den Artikel von Max Kaufmann unsere Berichte machen sollen.

Sollten Sie anderes Material über Scherwitz besitzen, so wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie uns in Kenntnis setzen, dann sind vielleicht die Kameraden in der Lage, sich vielleicht verschiedener Vorkommnisse zu erinnern, die ihnen im Laufe der Zeit vielleicht nicht mehr so im Gedächtnis waren.»²⁹

Michelson in London hat einen Rat. Er empfiehlt den Lagerkameraden in Schweden, sie sollten sich mit Max Kaufmann in New York in Verbindung setzen und ihm die Bedenken vortragen. Am 30. August 1948 bedankt sich Karl Schneider für die Mithilfe bei der «Lösung unseres Gewissenkonfliktes». Die Stockholmer hätten erneut beraten, «wollen sich immer noch nicht zu den Ausführungen von Max Kaufmann bekennen, schliessen sich aber dem Vorschlag aus London an». Sie erwarteten jetzt Max Kaufmanns Brief.³⁰

In den Akten findet sich kein Schreiben aus New York, vielleicht hat Max Kaufmann geantwortet, vielleicht auch nicht. Sicher ist nur: Weder bei der Vereinigung der baltischen Juden noch in Alperowitschs Kriegsverbrecherreferat noch bei der War Crimes Group geschweige bei dem Ermittlungsbeamten Hüffel ist jemals eine Zeugenaussage aus Schweden für oder gegen Scherwitz eingetroffen. Offensichtlich hat man sich zähneknirschend entschieden, Max Kaufmanns Reputation nicht anzukratzen und den deutschen Gerichtsbehörden Widersprüche zu ersparen. Vor die Entscheidung gestellt, dem Leidensgenossen Kaufmann Loyalität oder dem Lagerleiter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hat man sich zum Schweigen entschlossen. So werden in München, mit ganz wenigen Ausnahmen, nur die Leidenschaftlichen gehört, das Kollektiv der Rächer. Die, die Scherwitz unbedingt verurteilt sehen wollen, stellvertretend verurteilt für alle SS- und SD-Angehörigen, die im Baltikum gemordet und geraubt haben und die man nicht erwischt hat; stellvertretend für alle, die bereits aus Internierungslagern oder

deutschen Gefängnissen entlassen worden sind oder deren Entlassung bevorsteht; stellvertretend für alle Deutschen, die Hitler möglich gemacht haben.

Am 4. Oktober 1948 erteilt die Amerikanische Militärregierung dem Bayerischen Justizministerium die Erlaubnis, Scherwitz vor ein deutsches Gericht zu stellen. Zwei Monate später, am 17. Dezember 1948, erhebt das Landgericht München II Anklage. Hüffels Beschuldigungsliste ist zusammengestrichen worden, alle Vorwürfe, die nur unter Anwendung des alliierten Rechts hätten verhandelt werden können, werden fallengelassen. Von der Beteiligung an der Liquidierung des Rigaer Ghettos ist deshalb nicht mehr die Rede, auch die Beschuldigung «erpresserischer und ausbeuterischer Erwerb jüdischen Vermögens» gibt es nicht mehr. In der Begründung heisst es: «Keine der Zeugenaussagen ist präzise genug, um eine Überführung des leugnenden Beschuldigten zu ermöglichen. Die Zeugen sprechen nur allgemeine Vermutungen aus, ohne in der Lage zu sein, konkrete Einzelfälle zu bestätigen, die sich strafrechtlich fassen liessen.»³¹ Die Anklageschrift konzentriert sich auf Mord und Totschlag nach den Paragraphen 211 und 212 des deutschen Strafgesetzbuchs.

Der Termin für die Hauptverhandlung wird auf den 3. März 1949 festgelegt. Zu dieser Verhandlung werden nur zwölf der ursprünglich 28 Zeugen geladen. Nur sieben erscheinen zur Hauptverhandlung. Werner Sauer und Jehoschua W. sind auf dem Weg in die USA, Abraham B., Mitarbeiter im Kriegsverbrecherreferat, entschuldigt sich mit einer «schweren Grippe»; andere Zeugen sind nicht mehr auffindbar, die Post an sie ist mit dem Vermerk «Empfänger unbekannt verzogen» zurückgekommen.

Am 3. März 1949 ergeht das Urteil gegen Scherwitz: sechs Jahre Haft. Über die Verurteilung informiert Staatskommissar Auerbach unverzüglich die baltisch-jüdische Vereinigung in London sowie den Jüdischen Weltkongress. Er erspart sich jeglichen Kommentar und schickt einfach einen Zeitungsausschnitt, der die Überschrift trägt: «Jüdischer KZ-Kommandant verurteilt».³²

Hermann Michelson ist über den Spruch des Gerichts empört. «Unfassbar milde» sei er, schreibt er am 5. April 1949 an den Rechtsanwalt Dr. H.G. Van Dam, Leiter der juristischen Abteilung im Jewish Relief Unit, dem britischen Pendant zum American Jewish Joint Distribution Committee in Her-

ford. «Unser Komitee ist der Meinung», so Michelson weiter, «dass das Urteil gegen Scherwitz nicht vollständig seine Schuld an Totschlag und Grausamkeiten berücksichtigt hat.» Er bitte Van Dam dringend, bei der War Crimes Group darauf hinzuwirken, dass die Briten ein Auslieferungsgesuchen an die amerikanische Militärregierung stellen, damit Scherwitz im Rahmen des Rigaer Ghettoprozesses wegen «Verbrechen gegen die Menschlichkeit» verurteilt werden könne. Er selbst sei, um dies in die Wege zu leiten, schon beim britischen Aussenministerium vorstellig geworden.

Michelsons Initiative entspricht nicht mehr dem Zeitgeist, der Rigaer Ghettoprozess steht kurz vor dem Scheitern. Darüber hinaus will Van Dam die Bitte aus London auch nicht erfüllen. Er, der ab 1950 als Vorsitzender der Israelitischen Kultusgemeinde in München und als Generalsekretär des neugegründeten «Zentralrats der Juden in Deutschland» zu den bekanntesten jüdischen Politikern in der Bundesrepublik zählen wird, legt für Scherwitz ein gutes Wort ein. Am 14. April 1949 schreibt er an Michelson: «Ich kenne den Fall Scherwitz sehr gut. Ich möchte Sie informieren, dass Freunde von mir angeben, er habe vielen Juden das Leben gerettet. Diese Personen haben den ganzen Krieg hindurch in dem Konzentrationslager gearbeitet, das unter Scherwitz' Leitung stand, und sie sind völlig vertrauenswürdig. Sie sind heute Angestellte bei der Jüdischen Gemeinde von Bremen. Sie denken, dass Scherwitz einerseits ein Krimineller war, andererseits aber jemand, der Milde verdiene.»³³

Über das «unfassbar milde Urteil» informiert Michelson auch seine Aktivisten weltweit, und Rafael Schub in Toronto ist wieder einmal «vom Donner gerührt», wie es in seinem Antwortschreiben heisst:

«Was Ihren letzten Brief Scherwitz betreffend anbelangt, der nur sechs Jahre Gefängnis bekommen hat, war ich wie vom Donner gerührt. Solch ein mildes Urteil! Ich werde eine extra Zeugenaussage gegen S. schreiben und Ihnen zuschicken. Meine persönliche Meinung ist, dass es nicht gut wäre, wenn S. zu den anderen Ghettomördern in die britische Zone käme. Letztere würden, um sich selbst zu entlasten, alle Schuld auf ihn abwälzen.

Fürs erste haben wir S. in der Hand, und es ist nicht ausgeschlossen, dass während der sechs Jahre im Gefängnis sein Gewissen ihn für das, was er seinen Brüdern und Schwestern angetan hat, zum Selbstmord treiben wird. Gott gebe es. Das jüdische Prestige würde stark darunter leiden, wenn das jüdische Volk von dem Tribunal mit Schmutz beworfen würde. Das ist meine persönliche Meinung. Aber ich bin natürlich nur ein einfacher Mann. Vielleicht beraten Sie sich deshalb lieber mit Fachleuten und anderen guten Juden.»³⁴

Von Leidenschaft gepackt, setzt Schub, der Scherwitz von Angesicht zu Angesicht noch niemals gesehen hat, sich noch am selben Tag hin, verfasst seine «extra Zeugenaussage», die er an die Vereinigung nach London und in Kopie an die Redaktion der jiddischsprachigen Zeitung «Unser Welt» nach München schickt. In seinem Begleitschreiben an Michelson heisst es: «Anbei meine Zeugenaussage gegen Scherwitz, die Sie an die zuständigen Stellen weiterleiten müssen. Ich habe sie drastisch geschrieben, damit die Richter beeindruckt sind.»³⁵

Michelson übersetzt das drastische Elaborat aus dem Jiddischen ins Deutsche und ins Englische, schickt es seinen Vertrauten nach Schweden, Tel Aviv, Paris und an die War Crimes Group sowie an Chaim G. nach München. So findet dieses Dokument seinen Weg in die verschiedenen Archive. Es liegt heute als das einzige leicht zugängliche Dokument zu Scherwitz' Rigaer Aktivitäten in der Gedenkstätte Yad Vashem, beim Simon Wiesenthal Centrum in Los Angeles und in Jerusalem. Ende der neunziger Jahre verwendet es der junge amerikanische Militärgeschichtler Bryan Mark Rigg in seinem Buch über «Hitlers jüdische Soldaten». Rigg kommt auf der Grundlage von Rafael Schubs Phantastereien zum Ergebnis, Scherwitz sei ein kapitaler Verbrecher gewesen. Später übergibt er seine gesamten Materialien dem Bundesarchiv-Militärarchiv in Freiburg. Wer dort nach Dokumenten zu Scherwitz sucht, findet nur das Zeugnis von Rafael Schub vom 12. April 1949:

«Bevor Scherwitz das KZ Lenta bei Riga übernommen hat, war er bei der SS und in der Gestapo tätig (Weissruthenien). An beiden Stellen bekleidete er einen wichtigen Posten. Scherwitz war auch an der Aktion am 31. Oktober beteiligt, (...) bei welcher zweihundert Juden umgekommen sind. Scherwitz hat Hunderte von Kilogrammen Gold den Juden im Rigaer

Ghetto abgelotst. Er hat fünf Juden in Lenta sämtliche Wertsachen abgenommen und sie dann ins Rigaer Zentralgefängnis geschickt, wo sie einen Hungertod gestorben sind. In Riga hat er mehrere jüdische Frauen vergewaltigt. (...)

Scherwitz ist mehrere Male von Riga nach Deutschland gefahren und hat dabei jedesmal mehrere Koffer mit Gold und anderen von den ermordeten Juden geraubten Wertsachen weggebracht. (...)

Als die Deutschen Riga verlassen mussten, (...) bekam er Befehl, nach Libau zu fahren, um den ganzen kurländischen Kreis von Partisanen zu reinigen. In dem kurländischen Kessel hatten sich alle Juden angesammelt, die dem KZ Dondangen und anderen KZs entlaufen waren. Ausser dem Lettgaller Juden Zafke [Psawka?], den er persönlich erschoss, hat seine Wache auf seinen Befehl noch drei andere Juden erschossen. Unter ihnen war der deutsche Jude Saul Schenker [Harry Scheinker?] und der Rigaer Jude Glaser. (...)

Es ist wahr, dass Scherwitz etlichen Juden das Leben gerettet hat, z.B. das des Kapos Boris Rudow, den die Russen 1945 auf zehn Jahre nach Sibirien verschickt haben. Scherwitz pflegte seine bösen Absichten hinter guten Reden zu verbergen, Gnade und Mitleid vorzutäuschen und dann den Opfern alle Wertsachen zu nehmen und sie erschiessen zu lassen.

Ich bestätige, dass alles, was ich gesagt habe, der Wahrheit entspricht. Ich selbst habe mehrere Male erlebt, dass Scherwitz' böse Handlungen im Ghetto selbst die seiner arischen Kollegen übertroffen haben.»³⁶

Max Kaufmanns Reaktion auf das «unfassbar milde Urteil» gegen Scherwitz ist in seinen eigenen Worten nicht überliefert, es gibt nur einen Brief von Michelson an den nach Australien ausgewanderten früheren Lenta-Häftling Leo Shalit, in dem Kaufmanns Ärger über die deutschen Richter erwähnt wird. Darin informiert Michelson Shalit, seine Gruppe versuche, Scherwitz «in den Rigaer Ghettoprozess hineinzunehmen», und bitte deshalb um eine Zeugenaussage. Michelson schreibt: «Ich bin wie unser Lagerkamerad Kaufmann der Ansicht, dass das Urteil eine Augenwischerei ist. Ich bitte um Aussagen, die die Engländer aktivieren.»³⁷

Im September 1949, nachdem der Rigaer Ghettoprozess endgültig gescheitert ist und die Briten das Verfahren an das Landgericht Hamburg übergeben haben, stellt das Kriegsverbrecherreferat der Vereinigung der baltischen Juden in Grossbritannien seine Arbeit ein. Die Föderation der befrei-

ten lettischen Juden in der US-Zone existiert ebenfalls nicht mehr, sie hat ihre Arbeit schon am 31. Dezember 1948 wegen Geldmangels und Desinteresse seitens jüdischer Organisationen beendet.³⁸ Ab Spätsommer 1949 gibt es nur noch Privatinitiativen in Sachen Scherwitz, von keiner Organisation begleitet oder kommentiert.

So ist die Initiative, von der mir im Jahre 1999 Rita Blond, die frühere Handschuhmacherin vom Washington Platz, berichtet, durch keinerlei Dokumente oder weitere Erinnerungsberichte belegt. Sie habe sich im Sommer 1949 zusammen mit anderen Juden aus Lettland in einem Flüchtlingslager in Sizilien befunden, erzählt sie mir. «Dorthin kamen Juden, die eine Unterschriftensammlung für Scherwitz machten. Auch ich habe unterschrieben, dass Scherwitz immer gut zu mir gewesen ist und dass er kein Mörder sei. Diese Liste sollte an das Gericht gehen, und ich habe gesehen, dass schon viele Juden unterschrieben hatten. Das ist doch interessant.» Danach, sagt sie, sei ihr der Fall Scherwitz aus dem Gedächtnis gerutscht, sie hätte nahe-liegende Probleme zu bewältigen gehabt.

U-Haft

Etwa Anfang September 1948 endet Scherwitz' Zeit im amerikanischen Untersuchungsgefängnis Nürnberg. Er wird zurück in den Bunkerblock des US-Militärgefängnisses in Dachau gebracht. Einen Monat danach ergeht der Bescheid: Scherwitz darf vor ein deutsches Gericht gestellt werden. Die Generalstaatsanwaltschaft ordnet seine Überführung in das Untersuchungsgefängnis München-Stadelheim an, aber diese verzögert sich um einige Wochen, weil der für Dachau zuständige amerikanische Militärstaatsanwalt von seinen Vorgesetzten in München über die Genehmigung nicht informiert worden ist und sich daher weigert, den Gefangenen herauszurücken. Die Genehmigung scheint ihm ungewöhnlich vorzukommen, und sie ist es auch. Nach den immer noch gültigen Kontrollratsgesetzen Nr. 4 und Nr. 10 hätte Scherwitz vor ein Besatzungsgericht gestellt werden müssen, da sich seine mutmasslichen Taten im Ausland gegen Angehörige alliierter Nationen, in seinem Fall gegen Juden aus Lettland, gerichtet hatten. Die Weigerung des

Offiziers sorgt im «Office of the Military Government of Bavaria» für Unruhe. Dessen juristische Abteilung lässt sich im Oktober 1948 nicht nur Hüffels Abschlussbericht, sondern jetzt auch alle Ermittlungsergebnisse zu Scherwitz vorlegen und prüft die Dokumente sechs Wochen lang. Erst am 9. November wird die gesamte Akte Scherwitz an das deutsche Polizeipräsidium zurückgeschickt, es bleibe bei der gefällten Entscheidung, heisst es in dem Begleitschreiben. In den Akten findet sich keine Begründung, sondern lediglich die Anweisung, die Militärregierung sei «durch regelmässige Berichte in dreifacher Ausfertigung» über das Verfahren zu informieren. Für die Generalstaatsanwaltschaft bedeutet dies: Die gegen Scherwitz verhandelnde Kammer steht unter besonderer Beobachtung. Noch arbeitet die deutsche Justiz auf Bewährung.

Als endlich auch der renitente Militärstaatsanwalt des Internierungslagers Dachau grünes Licht gegeben hat, wird Scherwitz am Vormittag des 18. November 1948 in das Amtsgericht Dachau gebracht. Der deutsche Ermittlungsrichter verhört den Untersuchungshäftling zu seiner Person und seinen Aktivitäten in Riga. Es ist Scherwitz' erste Vernehmung seit der Befragung im Juli durch Herbert Ungar in Nürnberg, die erste Vernehmung durch einen Haftrichter und sein viertes Verhör insgesamt. Angesichts des bereits gesammelten Beweismaterials gibt er jetzt ohne weitere Umschweife zu, über seine politische Vergangenheit bislang gelogen und den KZ-Ausweis aufgrund falscher Angaben erhalten zu haben. Er bestreitet erneut, Juden in Riga misshandelt oder gar getötet zu haben, und erklärt wie gewohnt, er sei nie Mitglied in der SS gewesen, «ich habe auch keine Beiträge bezahlt». Er insistiert auf seiner jüdischen Herkunft. Die Frage des Ermittlungsrichters, ob demnach sein Lebenslauf für die SS erlogen gewesen sei, bejaht Scherwitz: «Ja, es ist richtig, dass ich in meinen Personalbögen 1934 und 1935 falsche Angaben über meine Personal- und Familienverhältnisse sowie über meine Vorbildung gemacht habe.»³⁹ Im Protokoll dieser «Beschuldigten-Vernehmung» wird Scherwitz konsequent nur Elke Sirewitz genannt, geboren am 8. August 1910 in Wilna, gelernter Beruf Werkzeugmacher und Feinmechaniker, ungeklärte Staatsbürgerschaft. Das Protokoll unterschreibt er zum ers-

tenmal mit Elke Sirewitz. Das «Elke» fließt ihm leicht von der Hand, «Sirewitz» muss er noch ein wenig üben.

Nach der anderthalbstündigen Vernehmung entscheidet der Haftrichter auf «Verdunkelungsgefahr» und gibt dem Antrag des Landgerichts München II statt, «Elke Sirewitz» in das Untersuchungsgefängnis des Zuchthaus München-Stadelheim bringen zu lassen. Dorthin wird er am Nachmittag des 18. November mit einem Einzeltransport gefahren und wird bis zum 12. Dezember 1950 dortbleiben. 23 Monate lang.

Alle Zuchthäuser sind in der Nazizeit schreckliche Orte gewesen, München-Stadelheim ist besonders berüchtigt. Scherwitz wird es nicht gewusst haben. Im Hof sind im Februar 1943 Hans und Sophie Scholl und weitere Angehörige des Widerstandskreises «Weisse Rose» mit dem Fallbeil hingegerichtet worden, nachher noch andere deutsche und österreichische Gegner des Regimes. Das Zuchthaus und Untersuchungsgefängnis ist um die Jahrhundertwende wie eine Festung gebaut worden, die Zellen werden heute noch genutzt und sind nie vergrößert worden. Zwei Meter breit, vier Meter lang, an die Wand geschraubte Metallbetten. Hoch oben, direkt unter der Decke, gibt es vergitterte Fenster, mit 20 mal 30 Zentimeter sind sie so klein, dass sich niemand hindurchquetschen und in den freiwilligen Tod stürzen kann. In dieses Gefängnis kommt Fritz Scherwitz alias Elke Sirewitz. Verglichen mit München-Stadelheim ist das Untersuchungsgefängnis der Amerikaner in Nürnberg ein Luxushotel gewesen.

Am 17. Dezember 1948 erhebt die 1. Strafkammer des Landgerichts München II Anklage. Der Termin für die Hauptverhandlung wird auf den 3. März 1949 festgelegt. Der zuständige Staatsanwalt ist Dr. Mackert. Über sein Vorleben und über seine Karriere ist nichts bekannt.

Das Landgericht München II bestellt jetzt, weil Scherwitz immer noch keinen Anwalt benannt hat, den Pflichtverteidiger Gustav Lindmar. Der Auftrag ist wenig lukrativ, von Scherwitz ist nichts zu holen. Der Mann, von dem die Zeugen gesagt hatten, er habe sich in Riga unermessliche Reichtümer zusammengeraubt, besitzt zum Zeitpunkt seiner Verhaftung ein Bankguthaben von 4.102 Reichsmark und 22 Pfennigen. Seit der Währungsreform sind dies 410 Deutsche Mark und 22 Pfennige. Für die Auflistung sei-

ner Wertsachen reicht der Polizei Ende Dezember 1948 eine halbe Seite aus: «Ein goldenes Herzchen mit einem fehlerhaften Smaragd, eine goldene Uhr mit Kette, zwei Damenarmbanduhren», dazu noch der Ehering und der goldene Siegelring (45 Gramm), die er am Tag seiner Verhaftung getragen hatte. Bis die «einwandfreie Herkunft der Pretiosen geklärt werden kann», kommt alles in die Effektenkammer des Gefängnisses München-Stadelheim.⁴⁰

Am 9. Januar wird der Pflichtanwalt zum erstenmal aktenkundig aktiv. Bei der Staatsanwalt beantragt er für seinen Mandanten eine ärztliche Untersuchung, «denn der Angeklagte leidet seit mehreren Monaten an schweren Magen- und Herzstörungen. Er kann kaum noch feste Nahrung zu sich nehmen und befindet sich daher in der Krankenabteilung des Gefängnisses Stadelheim.»⁴¹ Die Untersuchung nimmt der Landgerichtsarzt Dr. Karl A. vor. In seinem Gutachten an den Oberstaatsanwalt berichtet er, Scherwitz leide an Nieren- und Magenkoliken, was ihm auch durch den Gefängnisarzt bestätigt worden sei. Wie früher der Sachverständige bei der rasekundlichen Untersuchung im Kaiser-Wilhelm-Institut, vermerkt auch der jetzige Untersuchungsarzt Scherwitz' «auffallend breiten Brustkorb» und die «fette» Bauchdecke. Sein Gewicht liegt bei 77 Kilogramm, genausoviel hat er 1937 auf die Waage gebracht. Der Arzt konstatiert entzündetes Zahnfleisch, regelmässige Herztöne, einen nur leicht erhöhten Blutdruck, eine gesunde Schilddrüse, eine normale Körpertemperatur, alles nichts Auffälliges. Ungewöhnlich sei nur die Berührungsempfindlichkeit. Den Kopf und die Magenrube könne man nicht antasten, ohne dass der Untersuchte heftig zusammensucke. Am auffälligsten sei, stellt Dr. A. fest, Scherwitz' fehlende Standfestigkeit: «Beim Stehen mit geschlossenen Augen und Füßen tritt Fallen zuerst nach vorn, dann nach links, dann nach rechts und auch bei weiterem Versuch nach hinten ein, was darauf hindeutet, dass dabei auch die Psyche mitwirkt.»

Damit hat der Landgerichtsarzt Dr. A., ohne von Scherwitz' Vorgeschichte etwas zu wissen, einen neuralgischen Punkt getroffen. Krisen sind Scherwitz immer schon in die Beine gefahren, das ist schon seit 1920 so. Den Oberstaatsanwalt interessiert vor allem die Haftfähigkeit.

Dr. A. schreibt: Der Untersuchte «leidet zwar unter Magen-Darm-Störun-

gen, vielleicht auch an Nierenkoliken, doch ist sein Zustand nicht so, dass er haftunfähig wäre, zumindest kann er auf der Krankenabteilung in Stadelheim behandelt werden».⁴²

Drei Wochen später liegt Scherwitz immer noch dort. Der Termin für die Hauptverhandlung am 3. März rückt näher und näher, und Scherwitz wird nach Angaben des Pflichtanwaltes immer kränker und kränker. Er schreibt an das Landgericht, der sachverständige Arzt Dr. A. habe Scherwitz «unglücklicherweise auf die Schädeldecke geschlagen», worauf der «Angeklagte sofort bewusstlos wurde und tagelang in einen festen Schlaf verfiel. Er ist zur Zeit noch nicht wiederhergestellt, völlig teilnahmslos und stark geschwächt.» Zwar wolle der Angeklagte an der Hauptverhandlung teilnehmen, glaube aber nicht, dass sein Zustand es ihm erlaube, der Verhandlung folgen zu können. Er bitte, Elke Sirewitz zwecks nochmaliger Untersuchung in ein «jüdisches Krankenhaus» verlegen zu lassen, ausserdem um ein zweites Sachverständigengutachten «zwecks Feststellung, dass er tatsächlich Jude ist». Er schlage vor, diese spezielle Untersuchung solle durch den Oberrabbiner der Israelitischen Kultusgemeinde, Dr. Ohrenstein, vorgenommen werden.⁴³

Den Akten ist nicht zu entnehmen, ob der Oberrabbiner Ohrenstein um die peinliche Aufgabe gebeten wurde. Ohrenstein war der engste Vertraute des Staatskommissars Philipp Auerbach und hätte, wenn er persönlich Scherwitz' Männlichkeit nicht besichtigen wollte, einen Mohel, einen professionellen Beschneider, in die Krankenanstalt Stadelheim schicken können. Aber dies geschieht nicht, und so muss der Landgerichtsarzt Dr. A. erneut expertisen. Er ist 56 Jahre alt und mit Sicherheit früher Sanitätsarzt an der Front gewesen. Dort wird er vielleicht Phimosen, aber bestimmt keine Juden gesehen haben.

Als er Scherwitz zum zweitenmal begutachtet, wird dieser ihm im «Liegestuhl vorgeführt, da er angeblich nicht mehr auf den Beinen stehen kann». Der Gefängnisarzt bestätigt einen «Haftstupor», und Scherwitz gibt an, er sei «an den Beinen gelähmt». Dr. A., den der Vorwurf, er habe Scherwitz auf die Schädeldecke geschlagen, in seiner Berufsehre gekränkt hat, betont in seinem Gutachten, er habe nur ein «Gummihämmerchen» benutzt, «was dann folgte, war seine Reaktion darauf, dass er nicht für haftunfähig befunden

den wurde». Er untersucht Scherwitz' Beinsehen, prüft die Reflexe und meint, alles sei in Ordnung. Sein Fazit lautet: «Er (Scherwitz) kann brustabwärts keine Berührungsqualitäten angeben. Am stärksten ist diese angebliche Störung an den Beinen: Das ist aber eine anatomische und physiologische Unmöglichkeit – ein sicherer Beweis, dass es sich nur um eine hysterische Lähmung handelt, nicht um eine organische.»

Der Landgerichtsarzt Dr. A. schreibt in seinem Gutachten, Sirewitz sei sehr wohl verhandlungsfähig, nicht einmal ein längeres Verweilen in der Krankenanstalt sei notwendig. «Es könnte nur sein, dass er beim Transport Schwierigkeiten macht. Doch es ist zu hoffen, dass er bei entsprechender Behandlung (Nichtbeachtung seiner angeblichen Beschwerden) bis zum 3. März vernünftig geworden ist.»

Dann untersucht er Scherwitz' Glied und kommt zu dem Ergebnis, vielleicht sei er beschnitten, vielleicht auch nicht. Es ist eine Ironie, die nur das wahre Leben bereithält. Für Scherwitz' jüdische Herkunft gibt es ausser seinen eigenen Angaben nur ein paar Indizien, zum Beispiel, dass er auch die SS belogen hat. Scherwitz' ganzes Jüdischsein ist eine Glaubenssache und bleibt eine Glaubenssache. Vielleicht, möglicherweise, eventuell: Ja. Vielleicht, möglicherweise, eventuell: Nein. Auch die Wissenschaft, vertreten durch den Sachverständigen Dr. A., scheitert am Rätsel Scherwitz / Sirewitz. In seinem Gutachten heisst es: «Was nun die Behauptung des Sirewitz anbelangt, dass er Volljude und auch beschnitten sei, so ergibt die Besichtigung des Gliedes, dass die Vorhaut verkürzt ist, und namentlich auf der Dorsal-seite glaubt man auch noch eine narbige Stelle zu sehen, wenn auch etwas undeutlich.»⁴⁴

Das erste Urteil: 3. März 1949

Scherwitz gilt als verhandlungsfähig, also steht der öffentlichen Sitzung der 1. Strafkammer des Landgerichts München II am Donnerstag, 3. März 1949, nichts mehr im Wege. Dr. A. ist als Sachverständiger geladen. Bereit stehen sieben lettisch-jüdische Zeugen. Ausserdem gibt es noch eine beeedete schriftliche Aussage von Jehoschua W., der in die USA unterwegs ist. Dem

Landgerichtsdirektor Dr. Strasser ist der Landgerichtsrat Dr. Eilenstein beigeordnet, dessen Name auf eine jüdische Herkunft schliessen lässt; zudem drei Schöffen. Die Anklage wird von Staatsanwalt Dr. Mackert vertreten. Er verliest die Beschuldigungen gegen «Elke Sirewitz, geboren 8. August 1910 in Wilna». Dem Angeklagten werde vorgeworfen: «1. Ohne Mörder zu sein, vorsätzlich einen Menschen [Psawka] getötet zu haben. 2. In vier Fällen vorsätzlich und mit Überlegung aus niedrigen Beweggründen einen Menschen getötet zu haben [Scheinker, Heit und zwei namentlich nicht bekannte Flüchtlinge]. 3. Vorsätzlich einen anderen [Dwojakin] mittels eines gefährlichen Werkzeuges und mittels einer das Leben gefährdenden Behandlung misshandelt bzw. an der Gesundheit beschädigt zu haben.»

Mackert begründet jeden einzelnen Vorwurf mit den Ermittlungsergebnissen und kommt dann zu dem Schluss: Scherwitz habe dem Gerber Psawka den «Gnadenschuss» gegeben, den Häftling Dwojakin ohne Veranlassung so zusammengeschlagen, dass er blutüberströmt zusammengebrochen sei, sowie vier Häftlinge im Gemüsegarten der Lenta erschossen. Diese Taten seien vorsätzlich geschehen, denn: «Der Angeklagte tötete die Häftlinge nicht auf der Flucht, sondern erst nachdem er sie bereits zurückgebracht und in sicherem Gewahrsam hatte. Er handelte sohin planmässig und überlegt. Da er die Häftlinge nur deswegen tötete, weil diese nach langjähriger unverschuldeter Leidenszeit ihrem natürlichen, jedem Menschen innewohnenden Drang nach Freiheit nachgaben, handelte er aus niedrigen Beweggründen.»⁴⁵

Damit sind die Vorwürfe so formuliert, dass sie nach dem deutschen Strafgesetzbuch aus der Vorkriegszeit verhandelt werden können. Die zentrale Behauptung der Anklage ist, Scherwitz habe die Häftlinge nach ihrem Fluchtversuch lebend auf die Lenta zurückgebracht und sie anschliessend erschossen. Dies muss einwandfrei belegt werden, sonst bricht das Verfahren zusammen. Sollte die Beweisaufnahme ergeben, die Häftlinge seien schon tot gewesen, als sie auf die Lenta zurückgebracht wurden, müsste Scherwitz freigesprochen werden, selbst wenn er sie auf der Strasse erschossen hätte, denn das wäre nach damaligem Gesetz gedeckt gewesen. So wie in einem ähnlichen Fall 1950 in Frankfurt/Main. Dort wird der Angeklagte mit der Begründung, er habe nur den Schiessbefehl von Hitler, Himmler und Heydrich befolgt, freigesprochen.⁴⁶

Die Vernehmung beginnt mit Scherwitz/Sirewitz, er berichtet das Bekannte. Er sei Jude, staatenlos, niemals SS-Mitglied gewesen, das Rasse- und Siedlungsamt der SS habe, als er heiraten wollte, nur seine Schädelform untersucht. In Polen sei ihm eine Granate auf den Kopf gefallen, weshalb er immer noch unter Kopfschmerzen leide. In Riga sei er kein SS-Offizier gewesen, sondern nur in die SS-Uniform eingekleidet worden, nie habe er Juden misshandelt, sondern im Gegenteil sie immer beschützt. Wenn er Vorgesetzte «schmieren musste, um Vergünstigungen zu erlangen oder Gefahren abzuwenden», habe er nie Wertsachen von den Häftlingen verlangt, sondern aus der Lenta «Beschaffungsmaterial» genommen. Er habe die vier geflüchteten Häftlinge nicht erschossen, es sei ihm unbegreiflich, wie dies jemand habe sehen können. Wörtlich ist seine Aussage zum Vorwurf der Erschiessungen bereits zitiert worden. Für seine Unschuld spreche, dass er unter seinem bekannten Namen Scherwitz in Bayern geblieben sei. «Ich hätte leicht mit meinem richtigen Namen ins Ausland gehen können. Hätte ich mich schuldig gefühlt, hätte ich jederzeit Gelegenheit gehabt zu verschwinden.»

Der Landgerichtsarzt Dr. A. referiert kurz die Magenprobleme des Angeklagten, betont aber, er sei vernehmungsfähig. Auf die Frage des Staatsanwaltes, ob Sirewitz Jude sei, antwortet Dr. A.: «Ich kann nicht mit unfehlbarer Sicherheit sagen, ob der Angeklagte beschnitten ist, es ist aber anzunehmen.»

Die Zeugen sagen, was sie schon früher gesagt haben. Ihre Aussagen sind oben bereits ausführlich referiert, es genügt, sie hier summarisch zusammenzufassen. Der Gerber Chaim G. und der frühere Ordnungspolizist Abraham Schapiro bezichtigen Scherwitz des Mordes an Psawka. Eugen B., der vier Monate auf der Lenta gewesen ist, sagt, alle Juden hätten dort arbeiten wollen, denn die Lenta «war eine Lebensversicherung». Um bleiben zu können, habe man aber «Wertsachen» abgeben müssen; Scherwitz habe sie über den «Oberjuden» Rudow einsammeln lassen, «angeblich, um die Oberen zu bestechen». Der Zeuge Hirsch D., der ebenfalls nur kurz unter Scherwitz gearbeitet hatte, wiederholt die Geschichte von den Zarenrubeln und Brillanten und sagt, Scherwitz habe 104 Menschen, die ihm nichts zahlen konnten, in das Todeskommando «Stützpunkt» geschickt. Die schriftliche Zeugenaussa-

ge von Jehoschua W. wird verlesen, auch hier ist viel von Habgier, Geiselnahmen und Verschickungen in «Todeslager» die Rede. Bis auf Schapiro, der meint gehört zu haben, die lettische SS-Wache habe die Geflohenen erschossen, bekunden alle Zeugen, sie hätten erfahren, Scherwitz sei der Täter gewesen. Über die Anzahl der Toten sind sich die Zeugen vom Hörensagen nicht einig, mal sind es zwei, mal drei, mal vier. Josche Wysokotworsky ist der einzige Zeuge, der über den Angeklagten ohne Einschränkungen nur Gutes zu berichten weiss: Wenn Scherwitz ihn im Ghetto nicht geschützt hätte, wäre er vom damaligen Kommandanten Krause erschossen worden.

Die für das Gericht wichtigsten beiden Zeugen sind Robert Matjukow und Movscha K., weil sie als einzige angeben, Augenzeugen der Erschiessungen gewesen zu sein. Der 19jährige Movscha K., der keine Eltern mehr hat, sowie der 46jährige Robert Matjukow, dessen Frau und 14 Tage alter Säugling in Rumbula ermordet worden sind, leben jetzt beide im DP-Lager Weilheim, Matjukow engagiert sich dort im «Kriegsverbrecher-Verfolgungskomitee».⁴⁷

Movscha K. erzählt im Gerichtssaal eine Version, die nach dem deutschen Strafrecht zu einem Freispruch des Angeklagten hätte führen müssen. Er berichtet, er habe mit eigenen Augen gesehen, wie zwei Häftlinge über den Zaun gestiegen und beim Hinüberklettern von Scherwitz erschossen worden seien. Diese Darstellung, die bereits zitiert worden ist, widerspricht allen Ermittlungsergebnissen und auch seinen vorherigen eigenen Angaben. Schon während der Ermittlungen im Mai hatte er sich in Widersprüche verwickelt und schliesslich kleinlaut zugegeben: «Ich habe nichts gesehen. Es wird wohl so gewesen sein, wie Matjukow gesagt hat.» Es ist nicht nachzuvollziehen, wieso das Gericht Movscha K. überhaupt als «Augenzeugen» geladen hat. Er kann seine Augenzeugenschaft auch diesmal nicht bestätigen und wird im weiteren Verfahren keine Rolle mehr spielen.

So bleibt als Hauptbelastungszeuge für den Vorwurf der vierfachen Tötung nur Robert Matjukow übrig. Dieser wollte, laut seiner früheren Aussage, aus dem Fenster der Werkstatt im ersten Stock selbst beobachtet haben, wie Scherwitz die Flüchtlinge Scheinker, Heit, Glaser und einen ihm unbekanntem Häftling im Gemüsegarten erschoss. Vor Gericht aber sagt er jetzt:

«Ich kann nicht behaupten, dass Scherwitz geschossen hat, da ich vom Fenster wegging, bevor Schüsse fielen.»

Auf der Richterbank kommt Unruhe auf, dieses wichtige Detail, der Augenzeuge sei weggegangen, bevor die Schüsse fielen, kannte man bisher nicht. Der Staatsanwalt beantragt die Vereidigung des Zeugen. Das Gericht gibt nach einer Beratungspause bekannt, Robert Matjukow bleibe unvereidigt. Der Staatsanwalt hält sein Plädoyer und begründet seinen Antrag auf Verurteilung mit ausführlichen Zitaten aus den Zeugenaussagen, die während der Ermittlungen gemacht worden sind. Danach trägt der Verteidiger vor. Auch er zitiert aus den Akten, setzt gegen Matjukow Abe Karelitz' Aussage von Juni 1948, wonach Scheinker und Heit von der lettischen Wache erschossen worden seien, Glaser sich im Gestapohauptquartier aus dem Fenster gestürzt habe und der vierte Geflohene Gutkin 1947 in München bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen sei. Scherwitz erhält das Schlusswort, seine Ausführungen sind nicht protokolliert. Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück. Als die Verhandlung wieder aufgenommen wird, ergeht kein Urteil, wie man erwarten durfte, sondern der höchst ungewöhnliche Beschluss, die Zeugen noch einmal zu hören und Robert Matjukow nun doch zu vereidigen.

Die Zeugen treten erneut auf, und Robert Matjukow erklärt jetzt, er glaube, Scherwitz habe vier Menschen erschossen, «drei waren es bestimmt», erkannt habe er aber nur Scheinker, ob Glaser dabeigewesen sei, könne er nicht mit Bestimmtheit sagen. Er habe aber drei Häftlinge am Zaun knien sehen sowie Nickel und Scherwitz mit Pistolen in der Hand etwa zehn Meter entfernt. Er habe gleich gewusst, sagt Matjukow, dass die drei jetzt erschossen würden, und «wenige Minuten nach dem Zurücktreten» vom «Fenster seiner Unterkunft» habe er mehrere Schüsse gehört. Scherwitz protestiert, ruft in den Saal, erst wolle Matjukow in der Werkstatt gewesen sein, jetzt in der Unterkunft, aber aus den Fenstern der Schlafräume habe man den Gemüsegarten doch überhaupt nicht sehen können. Er überreicht dem Gericht eine flugs gezeichnete Lageskizze der Fabrik einschliesslich Garten. Der Verteidiger fordert, Matjukow solle auf der Skizze seinen damaligen Beobachtungsstandort einzeichnen. Aber der Augenzeuge Matjukow kann es nicht. Er, der nach eigenen Angaben anderthalb Jahre ununterbrochen auf

der Lenta gearbeitet haben will, stottert herum, bis ihn der Gerichtsvorsitzende mit der Bemerkung erlöst, «der Zeuge kenne sich mit dem vorgelegten Plan nicht aus und erkenne den Plan nicht an, da er ihn nicht selbst gefertigt habe». Anschliessend nimmt er ihm sofort den Eid ab, ohne Scherwitz ein neuerliches Schlusswort zu geben.⁴⁸

Jetzt gibt es, wie es sich für einen Mordprozess gehört, eine Zeugenaussage unter Eid. Auf dieser Grundlage wiederholt der Staatsanwalt seinen Antrag, Scherwitz wegen «drei Verbrechen des Mordes» zu verurteilen. Vom Vorwurf, den Gerber Psawka getötet zu haben, will er ihn freisprechen lassen, er plädiert auf «Notwehr». Auch die Beschuldigung, Scherwitz habe einen Häftling schwer misshandelt, möchte er fallenlassen, denn der einzige Zeuge für diesen Vorwurf, Werner Sauer, befindet sich auf einem Schiff nach Amerika. Nun ist die Verhandlung wirklich beendet, das Urteil kann gesprochen werden.

Es ergeht am selben Tag und lautet: «Elke Sirewitz (...) wird wegen dreier Verbrechen des Totschlags zur Gesamtstrafe von sechs Jahren Gefängnis verurteilt. Auf die Strafe werden drei Monate Untersuchungshaft angerechnet. Dem Angeklagten werden die bürgerlichen Ehrenrechte für die Dauer von vier Jahren aberkannt. Im Übrigen wird der Angeklagte freigesprochen. Die Kosten des Verfahrens, soweit er schuldig gesprochen wurde, hat der Angeklagte zu tragen.»

In der Urteilsbegründung ist von Zweifeln an seiner jüdischen Herkunft nichts mehr zu lesen. Dort steht: «Der Angeklagte ist in Wilna am 8. August 1910 als Sohn des Jankel und der Sore Sirewitz geboren. Er kam schon als Kind nach Deutschland, wuchs hier unter dem Namen Fritz Scherwitz auf und besuchte die Volksschule. Im Jahre 1934 trat er zur Tarnung unter Verheimlichung seiner jüdischen Abstammung der SS bei.»

Auch die weitere Darstellung seines Lebenslaufes, seine Karriere vom Ordnungspolizisten zum eingekleideten SS-Untersturmführer, basiert nur auf Scherwitz' eigenen Angaben. Bemerkenswert wohlwollend werden die Verhältnisse auf der Lenta beschrieben: «Das Lager bot dank des Verhaltens des Angeklagten im Gegensatz zum Ghetto in Riga und dem nahen Lager Kaiserwald den Juden einen verhältnismässig sicheren Aufenthaltsort, so

dass diese die Unterbringung in demselben anstrebten.» Die Sauberkeit des Lagers wird betont, die gute Verpflegung, «die der Angeklagte auch auf unerlaubte Weise heranschaffte». Eingeschränkt wird die Aufzählung des vergleichsweise guten Lebens auf der Lenta durch den Satz, der dem Tenor der Zeugenaussagen folgt: «Meistens musste dies aber mit Geld, Gold oder Schmuck erkaufte werden (...), die er zum Teil für sich behielt, zum Teil an höhere Stellen abführte (...), um die jüdischen Häftlinge zu schützen.» Abgesehen von den unter Anklage stehenden Fällen seien Grausamkeiten oder Misshandlungen, die der Angeklagte begangen haben sollte, nicht bekannt, vermerkt das Gericht.

Vier der insgesamt neun Blätter umfassenden Urteilsbegründung beschäftigen sich mit der Erschiessung von Scheinker, Heit und «eines weiteren Häftlings unbekanntem Namens». Die Darstellung der Ereignisse folgt der Aussage Matjukows, der, so das Gericht, «einen denkbar guten Eindruck machte. Seine Aussage war fest und bestimmt, von einer dem Angeklagten ungünstigen oder gar feindseligen Einstellung und aus dieser heraus objektiv unrichtigen Darstellung war nicht das mindeste zu merken. Das Gericht hält daher seine Aussage für vollkommen glaubwürdig.» Die drei Häftlinge seien demnach auf der Flucht lebend ergriffen worden, hätten sich im Gemüsegarten der Lenta mit dem Gesicht zum Zaun niederknien müssen und seien getötet worden. Nur über die Frage, wer die drei erschossen habe, konnte das Gericht keine Klarheit gewinnen, es formuliert: «Sie wurden von dem mit Pistolen bewaffneten Angeklagten und Nickel oder von einem der beiden im Beisein des anderen erschossen und am selben Orte begraben.»

Die von Scherwitz vorgebrachte Version, die Häftlinge seien auf der Strasse getötet worden, er selbst habe die «Hereinbringung der Leichen in das Lager angeordnet» und sie gleich beerdigen lassen, sieht das Gericht durch die vereidigte Aussage von Matjukow als «widerlegt» an. «Leichen in kniender Stellung seien eine Unmöglichkeit», heisst es in der Begründung. Gegen Scherwitz' Version, so das Gericht, spreche auch, «dass nach den Aussagen aller unterrichteter Zeugen im Lager allgemein bekannt war, dass der Angeklagte, bzw. dieser und Nickel, die Geflüchteten erschossen haben». So finden die vielen Zeugen, die aus zweiter, dritter, vierter Hand,

eventuell auch erst nach Scherwitz' Verhaftung, von diesem Ereignis erfahren haben, auf indirekte Weise doch noch Gehör. Scherwitz' Beteuerungen, er sei entsetzt über den Tod der drei gewesen, habe über Harry Scheinkers Tod sogar geweint, sind nach Ansicht des Gerichts unglaubwürdig, denn: «Bei Appellen in Lenta und in Salaspils drohte der Angeklagte den Internierten für den Fall einer Flucht das gleiche Schicksal an.»

In der Urteilsbegründung heisst es weiter: «Nach Ansicht des Gerichts kann auf Glaubwürdigkeit des Angeklagten auch aus seinem Vorleben nicht geschlossen werden. Mag der Eintritt in die SS wegen der Tarnungsabsicht noch entschuldbar sein, sein Verhalten nach dem Zusammenbruch zeugt nicht von Wahrheitsliebe (Beilegung falscher Titel, Bezeichnung als KZ'ler usw. usw.)»

Daran anschliessend begründet das Gericht, warum Scherwitz verurteilt werden müsse, auch wenn er nicht geschossen haben sollte, sondern der tatsächliche Schütze Hauptscharführer Nickel gewesen sei. Es schliesst sich der Meinung der Zeugen an, wonach Scherwitz der «alleinverantwortliche Kommandant» des Lagers gewesen sei: «Der Angeklagte muss als Kommandant der Tat, wenn schon nicht ausdrücklich, so doch zumindest stillschweigend zugestimmt haben, sein Wille und sein Vorsatz waren somit auf Tötung der Flüchtlinge durch Nickel gerichtet. Es ist zur Mittäterschaft nicht unbedingt körperliche Mitwirkung erforderlich, eine geistige Mitwirkung, wie sie hier der Angeklagte ausübte, genügt, (...) zumal er der Vorgesetzte von Nickel war.» Die Einschätzung des Staatsanwaltes, der auf dreifachen «Mord aus niedrigen Beweggründen» plädiert hatte, weist das Gericht ausdrücklich zurück. Die Richter billigen Scherwitz eine «Nervenüberreizung» zu.

«Die Neigung der Gefangenen und Internierten zu fliehen wurde durch das Näherrücken der Russen sehr gesteigert, die Befehle über Fluchtverhinderungen und Bestrafungen wurden gleichzeitig immer schärfer, der Angeklagte musste bei einem Umsichgreifen nichtvereitelter Fluchten mit Versetzung oder gar Bestrafung und damit mit einer Verschlechterung des Loses der zurückgebliebenen Internierten rechnen und trachtete nun, ebenfalls von der damaligen allgemeinen Nervenüberreizung miterfasst, dieser Gefahr von Anfang an entgegenzutreten. Aus dieser Erwägung

schritt er gleich nach Hereinbringung der Entflohenen zur Tat, somit aus keinen niedrigen Beweggründen, sondern nur aus der zeitbedingten Nervosität und Ratlosigkeit. (...)

Da somit der Angeklagte nicht als Mörder (...) angesehen werden kann, liegen drei Verbrechen des Totschlags in Tateinheit vor. Ihm sind auch mildernde Umstände zuzubilligen. (...) Die ständige Furcht vor der Aufdeckung seiner Tarnung, das Näherrücken der Russen, das Schicksal seiner Glaubensgenossen müssen die Nerven des Angeklagten sehr mitgenommen haben, so dass er die Fluchten in einer seiner sonstigen humanen Einstellung gegenüber den Internierten widersprechenden Weise ahndete. Nach seiner ganzen Persönlichkeit zeigt sich der Angeklagte gar nicht als gewalttätig oder brutal, viel eher als Schwächling, der es darauf abgesehen hatte, in Sicherheit Reichtümer zu sammeln.»

Von allen Urteilen, die in gleicher Sache noch gegen Scherwitz ergehen werden, ist dieser Spruch vom 3. März 1949 der am besten begründete. Die Taten sind in einen Kontext gestellt, nirgends ist von «Rassegenossen» zu lesen, wie es in späteren Urteilen der Fall sein wird. Ausdrücklich werden «niedrige Beweggründe» verneint, die Zwangslage, in der Scherwitz sich befunden habe, betont. Mit keinem Wort wird auf die Behauptungen der Zeugen eingegangen, er habe arme Juden in die «Todeslager» verschickt und reiche Juden ausgeplündert. Die Richter lassen diese Vorwürfe ebenso wie den Augenzeugenbericht des Jugendlichen Movscha K. als vermutlich «objektiv unrichtige Darstellung» unter den Tisch fallen. Auch Chaim G., der Scherwitz als «eiskalt» und «berechnend» hingestellt hatte, gilt dem Gericht als «bedenklich voreingenommener Zeuge» und deshalb als unglaubwürdig.⁴⁹

Der Prozess Scherwitz/Sirewitz ist in mehrfacher Hinsicht eine Premiere. Zum erstenmal bestraft ein deutsches Gericht in der amerikanischen Besatzungszone nach deutschem Strafgesetzbuch Taten, die bislang nur unter Anwendung des alliierten Kontrollratsgesetzes hatten geahndet werden können. Zum erstenmal überhaupt werden Verbrechen, die in Lettland begangen worden sind, vor einem deutschen Gericht verhandelt. Der Prozess ist im Übrigen das erste Kriegsverbrecherverfahren, das in München mit einem Strafurteil endet. Zuvor waren 1947 fünf, 1948 acht und 1949 sieben «Ver-

fahren wegen nationalsozialistischer Gewalttaten (NSG)», wie die Kriegsverbrecherprozesse offiziell heissen, in München ohne Urteil eingestellt worden.⁵⁰ Und als ob diese Besonderheiten noch nicht gereicht hätten: Der Verurteilte ist Jude, wie das Gericht festgestellt hat. Dies alles hätte Stoff für viele Zeitungsartikel liefern können. Doch das Medieninteresse ist gering, denn am selben Tag, am 3. März 1949, beginnt in Hamburg der Kriegsverbrecherprozess gegen den Filmregisseur Veit Harlan, zu dem Gerichtsreporter aus allen Besatzungszonen anreisen und lange Artikel verfassen.

Der ausführlichste Bericht über den Prozess gegen Scherwitz stammt von H.J. Huber und erscheint am 11. März im «Echo der Woche». Er trägt die Überschrift «Die Verwandlung des Dr. Fritz Scherwitz» und beginnt mit der Beschreibung seiner Person: «Auf zwei Krücken gestützt ist der schwarzhaarige, massive Mann in den Saal geführt worden. Klar gibt er Antwort auf Fragen. Ruhig sind seine Bewegungen, sein Benehmen ist sicher, seine Stimme fest, die Sprache gewandt. Um den sinnlichen Mund liegt ein schwerer brutaler Zug. Etwas Verschlagenes hält sich hinter den Lidern verborgen.»

Dann lässt der Autor einen Film ablaufen. Er erzählt die abenteuerliche Geschichte eines kleinen jüdischen Jungen, der von gutmütigen Freikorpsoldaten nach Deutschland geschmuggelt wird, eine solide Ausbildung erhält, sich mit seinem Freikorpsausweis in die SS einschleicht, Karriere macht, als Kraftfahrer nach Riga verschlagen wird, sich dort die Füsse erfriert, deshalb Leiter eines Zwangsarbeiterlagers wird. Huber artikuliert seine Empörung frei heraus: «Welch ungeahnte Möglichkeiten, seinen bedrängten Glaubensgenossen zu helfen, würden sich hier für den jüdischen Polizisten ergeben, denn durch seine enge Berührung mit den Kommandostellen der SS weiss er die geplanten Massnahmen im voraus. Er könnte der Agent der Bedrohten sein, zumindest seine eigene Familie retten, die nur wenige hundert Kilometer entfernt ihrem finsternen Schicksal entgegenzieht. Nichts dergleichen!»

Statt Agent der Bedrohten zu werden, schilt Huber, wird Scherwitz aber SS-Untersturmführer und Kommandant eines Konzentrationslagers, «niemand weiss, was in seinem Kopf vorgeht». Zwar behandelt er die Internierten «human», besticht gar Vorgesetzte, um Gefahren für die Juden abzuwen-

den, «dann aber verschliesst er sich wieder feig und roh allem Menschlichen» und erschiess selbst oder gibt den Befehl, «vier Häftlinge» erschiessen zu lassen. Was für ein «zwiespältiger Mensch», psychologisiert der Journalist: «Von den toten Eltern verflucht, von den Erynnyen gehetzt, von den Visionen seiner Schuld getrieben. Vielleicht aber auch nur ein kalter Rechner, der Gut und Böse in seinen Handlungen auf pari setzt, um eines durch das Alibi des anderen zu verwischen.» Am Ende dieser vielen Rätsel entschliesst sich Huber doch zu einem klaren Urteil. Scherwitz sei ein Mensch «ohne inneres Verhältnis zu Moral, Recht und Takt», einer, der nur seine eigene Haut retten wollte, was seine Tätigkeit für Auerbach beweise. «Seine Skrupellosigkeit hatte sich bisher immer erfolgreich durchgesetzt. War ihm die Verwandlung von 1933 gelungen, warum sollte sie 1945 nicht noch einmal glücken.»

Weitere Artikel über den Prozess erscheinen nur in Scherwitz' früherem Wirkungsbereich Oberschwaben. Sie tragen ins Auge stechende Überschriften wie «Jüdischer SS-Führer wegen Totschlags im KZ verurteilt», «Baltischer Jude als SS-Sturmführer: Die eigenen Rassegenossen verfolgt» oder, in der Wortwahl zeitgemässer, «Hochstapler Dr. Scherwitz in SS-Uniform».⁵¹ Besonders grosses Interesse findet der Prozess in Wertingen; in der dortigen Zeitung erscheint am 11. März ein vor Häme und Hass strotzender Beitrag «in memoriam ‚Dr. Scherwitz‘». Der Autor bleibt anonym, aber im Text ist in voller Länge die «Stellungnahme des Landrats Dr. Kocher zum Fall Scherwitz» wiedergegeben. Der CSU-Landrat, neben Richard Zenetti der leidenschaftlichste Feind des Dr. Scherwitz im ganzen Landkreis, meldet sich so zu Wort:

«Mit tiefer Empörung nur kann man das Urteil über den jüdischen SS-Offizier zur Kenntnis nehmen. Sechs Jahre Gefängnis für einen Verbrecher, der seine eigenen Rassegenossen misshandelt und umgebracht hat. Bei ihm heisst es ‚Gnadenschuss‘ und ‚geistige Mittäterschaft‘. (...) Lohnt es sich da noch, nach Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit zu streben, wenn Verbrechen so sanktioniert werden. Statt einer dem Volksempfinden gerecht erscheinenden Strafe bemüht sich das Gericht, dieses menschliche Schwein möglichst bald wieder auf die Menschheit loszulassen. Wie überhaupt konnte ein Jude SS-Sturmführer und Wirtschaftsleiter eines Lagers sein?

Und wie schändlich, als solcher zur Kontrolle der Juden eingesetzt, diese zu misshandeln und zu töten, anstatt ihnen zu helfen. Wirkliche SS-Männer hat man dafür mehrfach mit dem Tode bestraft und mit Recht, warum in diesem noch verwerflicheren Fall diese Milde?

Dieses Urteil ist ein Freibrief für alle Verbrecher und Lumpen, und ein anständiger Mensch kann davor nur sein Antlitz verhüllen. Insbesondere für die Juden muss dieses Urteil ein Faustschlag ins Gesicht gewesen sein.»⁵²

Das «Volksempfinden» des Wertinger Bürgertums ist bereits zur Sprache gekommen, auf die besondere Verwerflichkeit des Tötens jüdischer «Rassegenossen» wird später noch zurückzukommen zu sein. Hier sei zunächst, nur knapp, der Fortgang der Prozessgeschichte erzählt.

Der Pflichtanwalt Lindmar legt sofort nach Erhalt des Urteils Revision ein, die nachträgliche Vereidigung des Zeugen Matjukow und das fehlende Schlusswort von Scherwitz widersprächen allen prozessualen Gepflogenheiten, heisst es im Schriftsatz. Anschliessend legt Lindmar sein Mandat aus ungeklärten Gründen nieder, und zwei neue Anwälte betreten die Bühne. Es sind Adolf Miehr und Franz Moser, die gemeinsam eine Kanzlei in der Münchner Innenstadt betreiben. Die Akten verraten nicht, ob auch diese beiden als Pflichtverteidiger fungieren oder ob sie sich des Falles angenommen haben, weil er sie interessierte. Wie auch immer, sie werden Scherwitz über die nächsten Jahre engagiert begleiten und das Oberlandesgericht mit Schriftsätzen überfluten. Sie argumentieren, das Gericht dürfe «Zeugen vom Hörensagen» nicht akzeptieren, denn es sei bekannt, dass in allen DP-Lagern, in denen die Zeugen untergebracht waren, «immer ein Gerücht das andere jagen» würde. Der Tathergang sei völlig ungeklärt, da einige Zeugen von drei, andere von vier Geflohenen sprächen, auch Matjukow mal dieses, mal jenes behaupte. Zudem habe das Gericht die andere Tatversion, wonach lettische SS-Wachen die Geflüchteten auf der Strasse erschossen haben könnten, nicht genügend geprüft. Überdies sei Scherwitz nicht «Kommandant», sondern nur «kaufmännischer und technischer Leiter» der Lenta gewesen. Weil die Sicherheitsfragen ausserhalb seines Kompetenzbereiches gelegen hätten, könne er daher auch nicht wegen «geistiger Mittäterschaft» verurteilt werden.

Das zweite Urteil: 14. Dezember 1949

Der Generalstaatsanwalt gibt dem Revisionsbegehren statt. Am 13. Juli 1949 hebt das Oberlandesgericht das Urteil auf und verweist den Fall an das Schwurgericht des Landgerichts München I zurück. Es empfiehlt, weitere Zeugen zu laden und sie gegebenenfalls unter Eid zu stellen. Scherwitz, der nach dem Urteil der ersten Instanz von der Krankenanstalt München-Stadelheim in den «Normalverzug» der Strafanstalt Straubing «verschubt» worden war, kommt wieder zurück in das Untersuchungsgefängnis, kränker als je zuvor. Er kann immer noch nicht auf eigenen Beinen stehen, jetzt stellt sogar der Landgerichtsarzt Dr. A. erhebliche Gallen-, Magen- und Darmstörungen sowie «erheblichen Haarausfall» fest.

Sowohl die Verteidigung als auch die Anklage suchen im Sommer 1949 in ganz Deutschland nach neuen Zeugen. Scherwitz' Anwälte fühlen sich bald im Aufwind, sie finden in Hannover die frühere Sekretärin des Kommandeurs der Rigaer Sicherheitspolizei, Christel Paulsen. In einem langen Schreiben erklärt sie, ihr Chef Rudolf Lange habe, weil Scherwitz als «judenfreundlich» galt, ihm einen für die Lagersicherheit verantwortlichen «Exekutivbeamten» gleichberechtigt zur Seite gestellt: zuerst Eduard Roschmann, nach dessen Ablösung Robert Nickel. Aus ihrem Brief ist im Kapitel «Lex Lenta» bereits zitiert worden. Frohgemut empfehlen die Anwälte dem Generalstaatsanwalt, den Schwurgerichtstermin möglichst schnell anzuberaumen, da «dem Angeklagten in Erwartung eines Freispruchs keine unnötig lange Untersuchungshaft zugemutet werden soll».⁵³

Die Staatsanwaltschaft hingegen hat Pech. Die während der Ermittlungen befragten Zeugen sind in alle Winde zerstreut, die Post an die im ersten Prozess Geladenen kommt mit dem üblichen Vermerk «Empfänger unbekannt verzogen» zurück. Dann entschwindet ihr auch noch der Hauptbelastungszeuge Robert Matjukow aus Weilheim, ohne eine Adresse hinterlassen zu haben. Es dauert Wochen, bis man seinen neuen Wohnsitz in Stuttgart herausfindet. So tritt Dr. Mackert die Flucht nach vorne an. Er bittet das Landgericht, in Kürze einen neuen Hauptverhandlungstermin festzusetzen, «da die Erfahrung gelehrt hat, dass die Zeugen von heute auf morgen auswan-

dern». «Er regt an, ob nicht eine eidesstattliche kommissarische Vernehmung des Matjukow beschlossen werden kann, bevor er ebenfalls das Land verlässt». ⁵⁴

Dies wird beschlossen, und so fahren der Staatsanwalt Dr. Mackert und der Landgerichtsdirektor Strasser am 8. November 1949 nach Stuttgart und vernehmen dort Robert Matjukow. Dieser berichtet ausführlich über seine achtzehn Monate auf der Lenta. Aus eigener Anschauung könne er sagen, dass Scherwitz ein ganz raffinierter und gerissener Bursche gewesen sei. Davon, «dass er ein Jude war, hatten wir keine Ahnung. Wie raffiniert der Angeklagte war, beweist die Tatsache, dass er als Kommandant der Lenta über uns herrschte und über Leben und Tod von uns Juden entscheiden konnte und dass er es dann auf der anderen Seite fertigbrachte, nach Kriegsende als Vertreter unserer Interessen sich aufstellen zu lassen.» ⁵⁵

Seine weiteren Aussagen über den Tod der Geflohenen sind bereits zitiert worden: Er, Matjukow, sei, nachdem er die «drei oder vier» in das Lager zurückgebrachten Häftlinge am Lagerzaun knien gesehen habe, vom Fenster der «Werkstatt im ersten Stock» zurückgetreten und habe auf der Treppe «ein Geräusch vernommen, das ich für Schüsse hielt». ⁵⁶ Damit hat er noch einmal einen gewaltigen Rückzieher gemacht. Jetzt sind aus den gehörten Schüssen nur noch Geräusche geworden, die er für Schüsse hielt.

Am 14. Dezember 1949 findet das Wiederaufnahmeverfahren gegen Scherwitz statt. Diesmal wird er mit einem Rollstuhl in den Gerichtssaal gefahren. Die Anklage wird wieder von Dr. Mackert vertreten, den Vorsitz führt wieder der Landgerichtsdirektor Dr. Strasser. Sein Beisitzer aber hat gewechselt. Es ist nicht mehr Dr. Eilenstein, sondern es ist jetzt Dr. Josef Mulzer, der bis 1945 als Oberkriegsgerichtsrat fungierte. ⁵⁷ Juristen, die das Entnazifizierungsverfahren durchlaufen hatten, durften schon seit 1946 wieder Recht sprechen, auch Oberkriegsgerichtsräte.

Mulzer, kurz nach dem Scherwitz-Prozess zum Landgerichtsdirektor befördert, wird sich 1952 als Vorsitzender Richter im Prozess gegen Philipp Auerbach, Scherwitz' ehemaligen Vorgesetzten, mit einer scharfen Verhandlungsführung profilieren. Jener Prozess wird mit Auerbachs Verurteilung und Selbstmord enden. ⁵⁸ Inwieweit Mulzer die zweite Verhandlung gegen Scherwitz mitgeprägt hat, lässt sich den Akten nicht entnehmen. In Ur-

teil und Urteilsbegründung herrscht aber ein auffallend anderer Ton als beim ersten Prozess.

In Bayern sind seit Juli 1948 Schwurgerichte nach amerikanischem Vorbild zugelassen, und so werden zwölf Geschworene vereidigt, die allein und selbständig über die Schuldfrage entscheiden müssen und danach mit den Berufsrichtern gemeinsam über die Höhe des Strafmasses befinden. Es gibt kein Minderheitenvotum. Einer der Geschworenen ist der Regisseur Dr. Harald Braun, der gerade die «Nachtwache» abgedreht hat und in der Adenauerzeit mit Filmen über das orientierungslose Bürgertum berühmt werden wird.

Auf der Pressebank sitzen diesmal ein paar Journalisten mehr. Weil der juristische Vertreter des Zentralkomitees der befreiten Juden in der US-Zone getrommelt hat, ist ein Reporter der in München erscheinenden jiddischsprachigen Zeitung «Unser Welt» erschienen. Um sich vorzubereiten, hat er die «extra Zeugenaussage» des vom «Donner gerührten» Rafael Schub gelesen sowie den Artikel von Max Kaufmann über den «Gestapochef» und «Bluthund» Scherwitz. Seine Berichterstattung in «Unser Welt» wird die Artikel in der «Wertinger Zeitung» an Bösartigkeit weit übertreffen.

Von den sieben jüdischen Zeugen des ersten Verfahrens sind nur noch drei wiedergefunden und geladen worden, aber vor Gericht erscheint überraschenderweise kein einziger. Abraham Schapiro ist in die USA ausgewandert, lässt ein Freund von ihm dem Gericht telefonisch ausrichten. Eugen B. «befindet sich auf Reisen», wie ein ins Münchner Regina Palast Hotel geschickter Gerichtsdienstler nach zweistündiger Suche mitteilen muss. Robert Matjukow hat sich einen Tag vor der Verhandlung mit Herzproblemen entschuldigt.

So gibt es keine anwesenden Zeugen, aber wenigstens einen Sachverständigen, der Scherwitz' Verhandlungsfähigkeit feststellen kann. Nachdem der Landgerichtsarzt Dr. A. ausgeführt hat, «beim Angeklagten liegen keine Zeichen einer Geisteskrankheit vor», wendet er sich erneut dem Problem Beschneidung zu. Diesmal formuliert er vorsichtig: «Mit Sicherheit konnte ich eine Beschneidung beim Angeklagten nicht feststellen. Es ist möglich, dass sie stattfand. Es ist eine Veränderung des Glieds da, die auf eine Beschneidung hinweist, doch die typischen Merkmale wie bei anderen Juden konnte ich beim Angeklagten nicht feststellen.»⁵⁹

Anschliessend erzählt Scherwitz, aktenkundig zum fünften Mal, seine Lebensgeschichte. Er tut es für die Geschworenen, will Eindruck auf sie machen, aber dies misslingt ihm gründlich. Im Laufe der Zeit hat er den Überblick über seine verschiedenen Versionen verloren, diesmal sind seine Eltern nicht Markthändler gewesen, sondern sein Vater hat eine «Möbelfabrik» besessen. Auch seine Karriere in Berlin plustert er ein wenig auf. Nachdem er sich als «Abteilungsleiter» bei der berühmten Maschinenfabrik Fritz Werner bewährt habe, sei er anschliessend «Betriebsleiter» geworden. In die SS-Uniform sei er «eingekleidet» worden; «um die nötige Autorität zu haben», habe er sich in Riga als «Decknamen» den Dokortitel zugelegt. In früheren Aussagen hatte er sich erst 1945 zum Doktor gemacht. Jetzt sagt er, seine «Eltern», also nicht nur die Mutter und die Geschwister, seien im KZ umgekommen, und er gibt ein neues Geheimnis preis. «Sieben Mann im Lager wussten, dass ich Jude bin.» Nach ihren Namen fragt ihn niemand.

Dann erzählt er etwas sehr Interessantes, aber ausser Scherwitz findet dies offensichtlich niemand wichtig: «Die Beschuldigungen gegen mich sind erfunden. Im Gefängnis besuchten mich zwei Leute, die von mir Geld verlangten, damit die Verhandlung für mich günstig ausgehe. Von wem sie kamen, weiss ich nicht.»⁶⁰

Der Staatsanwalt fragt nach, und Scherwitz wiederholt: «Die Leute in Stadelheim wollten für zwei oder drei Belastungszeugen Geld haben. Ich nehme an, auch für Matjukow. Ich weiss, wer bei mir war, doch nicht, vom wem sie geschickt waren. Ich habe das in der ersten Verhandlung meinem Anwalt gesagt. Er meinte, das sei nicht wesentlich.»

Eine erstaunliche Angelegenheit. Der Pflichtanwalt Lindmar hat im vorigen Prozess, im März 1949, gehört, zwei oder drei der geladenen Belastungszeugen hätten über einen Mittelsmann seinen Mandanten aufgefordert, sich günstige Aussagen zu erkaufen, aber der Anwalt hielt dies nicht für wesentlich. Er hat in den Akten nachlesen können und hat in der Verhandlung gehört, Scherwitz sei ein korrupter, bestechlicher, habgieriger, berechnender Schieber gewesen, der sich in Riga zum Multimillionär gegaunert und «Gutes nur gegen Geld» getan habe, aber der Anwalt ist nicht auf die naheliegende Idee gekommen, einige Zeugen hätten vielleicht Gleiches mit Gle-

chem vergelten und Scherwitz erpressen wollen. So wie die Juden angeblich von Scherwitz früher erpresst worden waren. Der Gedanke, dass einige Zeugen versucht haben könnten, vom vermeintlichen Multimillionär ihren Anteil an den noch irgendwo versteckten Zarenrubeln und Brillanten einzufordern, will dem Anwalt nicht einfallen. Auch nicht die Variante, einige Zeugen könnten ihre Aussagen vielleicht deshalb angeschärft haben, weil sie kein Bestechungsgeld bekamen.

Gehörte Matjukow, wie Scherwitz es für denkbar hält, zu diesen «zwei oder drei» käuflichen Zeugen? Eher nicht. Die in den Kriegsverbrecher-Verfolgungs-Komitees engagierten Juden stimmten zwar ihre Aussagen untereinander ab, nahmen Einfluss auf unbedarfte Zeugen und organisierten «passende» Belastungen, aber dass sie Entlastungen verkauften, ist schwer vorstellbar. Ganz auszuschliessen ist freilich nichts, zumal Scherwitz ein Zweifelsfall war. Seine Wohltaten liessen sich gegen seine Missetaten ab wägen. Die Waagschalen konnten verschieden gewichtet, die Schale der Schuld konnte beschwert oder erleichtert werden. Hat Matjukow wider besseren Wissens, sei es um seine Rachelust zu befriedigen, sei es, weil Scherwitz sich nicht kaufen liess, zu Beginn des Verfahrens ein paar Gewichte zugelegt? Und später den Überblick über seine jeweiligen Aussagen verloren? Dies würde einiges erklären. Es gibt Gründe, die Glaubwürdigkeit des Hauptbelastungszeugen anzuzweifeln. Der Fabrikplan, auf dem er weder die Lage der Schuhmacherei noch seinen Beobachtungsstandort einzeichnen konnte; das Foto aus dem Wald von Rumbula, auf dem er Scherwitz mit einer Pistole in der Hand erkannt haben will; und nicht zuletzt seine Entschädigungsakte, die falsche Angaben über seine berufliche Qualifikation und seinen Besitz enthält.⁶¹

War er überhaupt im August 1944, als die Geflohenen erschossen wurden, auf der Lenta? Oder nicht doch mit der grossen Mehrheit der Internierten in Salaspils? Scherwitz hat vor Gericht angegeben, dass er alle im Prozess aufgetretenen Zeugen persönlich kenne, nur Robert Matjukow und sein jugendlicher Begleiter Movscha K. seien ihm nicht erinnerlich.⁶¹ Wahrheit oder Schutzbehauptung? Sowohl Bloch als auch Sauer nennen in ihren Berichten viele Namen von Lagerkameraden. Den Namen Matjukow erwähnen sie nie. Auch in anderen Berichten kommt er nicht vor, und kein einziger der ehema-

ligen Häftlinge, die ich fünfzig Jahre später nach Matjukows Namen frage, erinnert sich an ihn. Zufall?

In der Schwurgerichtsverhandlung am 14. Dezember 1949 werden die alten Zeugenaussagen nicht noch einmal geprüft und nicht neu bewertet. Die schriftlich festgehaltenen Aussagen aus dem vorigen Prozess werden einfach verlesen, dazu kommt, als Kernstück, das Protokoll über Matjukows kommissarische Vernehmung in Stuttgart. Die Verteidigung konzentriert sich darauf zu bestreiten, dass Scherwitz der alleinverantwortliche Kommandant auf der Lenta sowie ein regulärer SS-Offizier gewesen sei. «Er war Fach.» Doch alle diesbezüglichen Anträge auf eine Beweisführung werden abgelehnt.

Jetzt werden den zwölf Geschworenen zwei Fragen zur Gewichtung der Tötungsdelikte vorgelegt, die sie entweder mit «ja» oder «nein» beantworten müssen. Sie entscheiden gegen «Mord aus niedrigen Beweggründen» und für «vorsätzliche Tötung, ohne Mörder zu sein». Damit ist der «Wahrheitsspruch» gefällt. Über die Höhe des Strafmasses entscheiden sodann, in Anlehnung an das amerikanische Recht, die Juristen gemeinsam mit den Geschworenen. Das Strafmass vom 14. Dezember ist mit dem vom 3. März 1949 identisch: sechs Jahre Haft, vier Jahre Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte.

Weil ein Geschworenengericht in geheimer Beratung entschieden hat, gibt es keine ausführliche Begründung, nur eine Zusammenfassung zur Begründung des Strafmasses. Diese Zusammenfassung unterscheidet sich in der Wortwahl deutlich von der ausführlichen Urteilsbegründung von März 1949. Die Handschrift des früheren Oberkriegsgerichtsrats Mulzer, dem die Terminologie der Nürnberger Rassegesetze in Fleisch und Blut übergegangen zu sein scheint, ist zu erkennen.⁶³

Scherwitz werden mildernde Umstände zugebilligt, weil er als «Volljude» in die «schwierige Zwangslage» gekommen sei, einerseits nicht aufzufallen, andererseits die jüdischen Werkstätten nicht zu gefährden. Obwohl sein «moralisches Gesamtbild stark umstritten» sei, habe er «vielen anderen Juden das Leben gerettet und anderen das Fortexistieren wenigstens einigermaßen erträglich gemacht». Die mildernden Umstände treten dann aber hinter die strafverschärfenden Gesichtspunkte zurück. Es wird konstatiert,

«dass aufgrund der Beweisaufnahme kein Zweifel darüber bestehen kann, dass das Verhalten des Angeklagten gegenüber den Juden (...) für ihn nicht ohne Gewinn geblieben ist. Weiter konnte nicht übersehen werden, dass der Angeklagte trotz der Zwangslage, in der er sich infolge seiner Doppelrolle befand, bei geringerer Hemmungslosigkeit und Bedenkenlosigkeit noch Mittel und Wege gehabt hätte, um es zu vermeiden, sich mit eigener Hand an der Tötung der drei geflüchteten Rassegenossen zu beteiligen. (...) Da der Angeklagte bei der Tat eine hemmungslose Gesinnung bewiesen hat, werden ihm die bürgerlichen Ehrenrechte für vier Jahre aberkannt.»⁶⁴

In den grossen überregionalen Zeitungen erscheinen über den Prozess kurze Informationsartikel, bar jeden Kommentars. Zwei Zeitungen, die beide eine spezifische Leserschaft haben, fallen mit völlig gegensätzlichen Berichten aus dem Rahmen, die «Bayerische Gerichtszeitung» und «Unser Welt».

Der Korrespondent der «Bayerischen Gerichtszeitung», ein Dr. R. H., offensichtlich ein Jurist, hat sich Anklageschrift, Protokoll und Urteilsbegründung der vorherigen Verhandlung besorgt und ist jetzt über die neuerliche Prozessführung und den neuerlichen Schuldspruch entsetzt. Sein anderthalb Seiten langer Artikel übt bereits im Untertitel Fundamentalkritik: «Schuldspruch auf Grund der Bekundung eines Zeugen, der sich selbst der falschen Aussage überführte». Ausführlich zitiert der Autor Matjukows widersprüchliche Aussagen und kommt zu der Ansicht, dass dessen Schilderung des Erschiessungsablaufes nicht einmal für eine Anklageerhebung hätte ausreichen dürfen. Der Staatsanwalt habe «mühselig» ein Beweisgebilde «konstruieren» müssen und den Grundsatz «in dubio pro reo» (im Zweifel für den Angeklagten) missachtet. R. H. staunt über den Landgerichtsdirektor, der wenig «disponiert war und vergessen hatte, dass auch Plädoyers zu halten waren». Die zwölf Journalisten auf der Pressebank, alles «Männer und Frauen aus dem Volk», hätten sich, so R. H., genau wie die zwölf Geschworenen die Schuldfrage gestellt, und elf von ihnen hätten sowohl die Frage nach «Mord» als auch nach «Totschlag» nur mit «nein» beantworten können. Nach der Verhandlung habe er einen Geschworenen nach seinen Beweggründen für den Schuldspruch gefragt, und dieser habe geantwortet, der

Angeklagte könne nicht unschuldig sein, weil er doch schon einmal verurteilt worden sei. «Vielleicht hätte der Vorsitzende in seiner Rechtsbelehrung darauf hinweisen müssen, dass dieses Urteil aufgehoben worden ist», merkt der Prozessbeobachter spitz an. Der rechtskundige Journalist der «Bayerischen Gerichtszeitung» beendet seinen Artikel mit der Prognose, das Urteil biete genug Revisionsgründe, «vielleicht führt eine dritte erstinstanzliche Verhandlung zum Freispruch». ⁶⁵

Diametral entgegengesetzt schreibt die jiddische Zeitung «Unser Welt», die ihre Leserschaft vor allem in den DP-Lagern hat. Diese Zeitung schreit ihre Empörung heraus, aber nicht, weil Scherwitz/Sirewitz zu Unrecht, sondern weil er zu milde bestraft worden sei. Sie brandmarkt ihn als einen Abtrünnigen, der schon lange das Judentum verraten habe. «Die Rassentheorie Hitlers beeindruckte ihn stark, und er hörte auf, Jude zu sein.» Auf Nachfragen des Gerichts habe Scherwitz kurz und knapp gesagt: «Hitler war gegen die Juden. Was sollte ich als Jude tun? So ging ich in die SS und fertig!» In Polen, so der Artikel weiter, «kämpfte er für Führer und Vaterland, wurde verletzt und erhielt eine Auszeichnung». Später sei er Polizeinspektor in Łódź geworden, sei in Russland eingefallen, habe sich an Plünderungen beteiligt und «1943 das Konzentrationslager Lenta gegründet». Die Schilderung der Verhältnisse auf der Lenta schöpft ausgiebig aus Rafaels Schubs «extra Zeugenaussage». Zu lesen ist von Lastwagen mit geraubtem Gold, die Scherwitz nach Deutschland geschickt habe, von Eheringen, die die Häftlinge abgeben mussten, «damit Scherwitz sie nicht in das Vernichtungslager Kaiserwald abkommandierte».

Danach werden Max Kaufmanns Verdienste bei der Entlarvung von Scherwitz hervorgehoben und schliesslich, ohne dass einzelne Tatvorwürfe erwähnt werden, das milde Urteil des deutschen Gerichts gescholten und Scherwitz verdammt:

«Leider sind die ganzen Kriegsverbrecherprozesse so aufgebaut, dass es selten gelingt zu beweisen, dass SS-Angehörige wirklich geschossen und getötet haben. Dieser jüdische Auswurf, diese Missgeburt, der Mörder Elke Sirewitz, wird nur des ‚Totschlags‘ beschuldigt und kommt so, in Übereinstimmung mit dem Gesetz, mit einer Strafe von sechs Jahren Gefängnis davon. (...)

Nach dem Prozess erklärte der Staatskommissar Dr. Auerbach in einem Interview gegenüber unserem Korrespondenten: ‚Sirewitz ist ein ganz grosser Verbrecher, der seine verdiente Strafe nur von einem jüdischen Gericht in Israel bekommen könnte. Leider aber war er, als er seine Verbrechen beging, deutscher Staatsbürger gewesen und kann deshalb nicht in unser Land ausgeliefert werden. Dr. Auerbach teilte unsere Meinung, dass das relativ milde Urteil wegen Mangels an Beweisen zustande gekommen sei.›⁶⁶

Auch Scherwitz' Anwälte sprechen von fehlenden Beweisen, sie legen sofort nach der Urteilsverkündung Revision ein. Es sei aberwitzig, dass die Geschworenen einen «Wahrheitsspruch» gefällt hätten, ohne dass sie sich ein Bild vom Hauptbelastungszeugen Matjukow hätten machen können. Der Senat des Bayerischen Obersten Landesgerichts schliesst sich dieser Argumentation an und entscheidet am 3. Mai 1950, das Urteil sei aufgehoben, der Fall werde an das Schwurgericht zurückverwiesen. Die Revisionsentscheidung ist eine einzige Urteilsschelte. Verfahrensmängel und Rechtsverletzungen werden konstatiert, die Richter des Obersten Landesgerichts kanzeln ihre Kollegen der unteren Instanz wie Schulbuben ab.

Das dritte Urteil: 1. August 1950

Die nunmehr fünfte Verhandlung und der dritte Prozess in gleicher Sache ist für Dienstag, 1. August 1950, vormittags neun Uhr, festgesetzt. Scherwitz befindet sich schon seit zwei Jahren und drei Monaten in Haft und ist seit einigen Wochen von seiner Frau Bertha schuldig geschieden. Die gemeinsame Tochter R., inzwischen zehn Jahre alt, hat von Amts wegen einen Vormund bekommen.

Die Verteidigung hat neben Christel Paulsen eine weitere frühere Sekretärin des Kommandeurs der Sicherheitspolizei aufgetrieben und möchte beweisen, dass nicht Scherwitz, sondern Robert Nickel der für die Sicherheit verantwortliche Kommandant auf der Lenta gewesen ist. Sie hat auch einen Oberscharführer von der lettischen Division gefunden, der sich am Tag der Erschiessungen zufällig auf der Lenta befunden hat. Als Zeuge der Anklage

steht diesmal Robert Matjukow in Person zur Verfügung. Eugen B. ist geladen worden, aber am Tag der Verhandlung unentschuldig nach Wiesbaden entschwinden. Er hat zum zweitenmal gekniffen.

Der Vorsitzende Richter ist nach der Urteilsschelte ausgetauscht worden, Dr. Ackermann führt jetzt die Verhandlung. Das restliche Personal, Dr. Mulzer als sein Beisitzer, Dr. Mackert als Staatsanwalt und der Landgerichtsarzt als Sachverständiger, sind bekannt. Es gibt zwölf neue Geschworene, der Filmregisseur hat die Bühne verlassen. Wieder kommt es nur auf die Mehrheitsentscheidung der Männer und Frauen aus dem Volk an, sie allein entscheiden, ob der Angeklagte freizusprechen ist oder wegen Mordes oder Totschlags ins Gefängnis muss.

Die Verhandlung gegen Scherwitz ist die letzte Sitzung in Bayern nach der Schwurgerichtsprozessordnung aus dem Jahre 1948. Anschliessend übernimmt das Land das für Kapitalverbrechen schon längst in allen anderen Bundesländern wieder geltende Recht aus dem Jahre 1924, wonach sechs Geschworene und drei Berufsrichter gemeinsam über die Schuld und die Höhe des Strafmasses entscheiden. Scherwitz wird das nichts nützen. Das diesmal gegen ihn gefällte Urteil wird rechtskräftig werden.

Von dieser wichtigen Schwurgerichtsverhandlung im Grossen Sitzungssaal des Neuen Justizgebäudes in der Prielmayerstrasse gibt es kein Wort, sondern nur ein Beschlussprotokoll. Aber es gibt viele Berichte von der Zuschauerbank, so dass sich der Ablauf gut rekonstruieren lässt. Neben vielen Journalisten ist auch Scherwitz' Wertinger Intimfeind, der schreibfreudige Richard Zenetti, erschienen, flankiert von einer Reihe scherwitzgeschädigter Bürger aus dem schönen Schwabenstädtchen. Er hatte in der «Wertinger Tagespost» eine Annonce geschaltet: «Dem Vernehmen nach soll dem ‚ungekrönten König von Wertingen‘ ein Denkmal gesetzt werden. Wir bitten Sammler (...) nicht abzuweisen». Die Botschaft ist verstanden worden. Die «Sammler» sitzen im Gerichtssaal und haben Schreibblöcke mitgebracht. Aus ihren Notizen, aus seiner eigenen Mitschrift sowie aus allen erreichbaren Zeitungsartikeln stellt Richard Zenetti eine genaue Dokumentation zusammen. Sein Bericht «3 + 3 + 3 = 6» umfasst sechzehn enggetippte Seiten. Jede Verhandlungspause, jede Beweiserörterung, die Stimmung im Saal, al-

les ist ihm wichtig. Natürlich ist Zenettis Bericht parteilich, aber er ist konkret und anschaulich geschrieben und verdient es, ausführlich zitiert zu werden:

«Kurz bevor der Gerichtshof (...) den Saal betritt, wird der Angeklagte Sirewitz hereingeführt. Er nimmt auf der Anklagebank neben seinem Verteidiger Platz, mit dem er sofort eifrig zu diskutieren anfängt. Sirewitz ist sichtlich abgemagert, sowohl im Gesicht wie am ganzen Körper. Die Gefängnisluft bekommt ihm offensichtlich nicht gut. In seinen schlapp erscheinenden Zügen drückt sich nicht mehr jene Erfolgszuversicht aus, die er während der ganzen Verhandlung am 14. Dezember 1949 zur Schau trug. Sirewitz ist gut gekleidet; sein dunkler Anzug ist ihm sichtlich zu weit geworden. Nervös spielt er mit einer Hornbrille, deren er sich während der Verhandlung bedient. (...)

Nun wird der Angeklagte zur Feststellung seiner Personalien aufgerufen. Dies erweist sich, wie sich gleich herausstellt, als eine sehr komplizierte Angelegenheit. Zunächst wendet Sirewitz den in seinen früheren Verhandlungen praktizierten Trick an, sehr leise zu sprechen. Zurufe aus den Geschworenenbänken veranlassen den Gerichtsvorsitzenden, den Angeklagten zu ermahnen, lauter zu sprechen. Sodann: Geburtsdatum und Ort. Der Vorsitzende ironisiert zu Sirewitz gewandt: ‚Bald sind Sie am 8., bald am 21. August geboren, bald 1903, bald 1909 oder 1910, bald in Buscheruni, bald in Wilna. Wollen Sie uns nicht verraten, was eigentlich stimmt?‘ Endlich ist nach heissem Bemühen Datum und Ort ausgehandelt: 21. August 1910 in Wilna. ‚Dann sind Sie 40 Jahre alt‘, stellt der Vorsitzende befriedigt fest, was Sirewitz mit einem ‚Ja‘ und Kopfnicken bestätigt.

Der Gerichtsvorsitzende: ‚Über der Sache Sirewitz waltet ein Unstern. Zum fünftenmal steht heute der Angeklagte zur Aburteilung ein und derselben ihm zum Vorwurf gemachten Verbrechen vor Gericht. Diese bestehen der Anklageschrift zufolge darin, dass er als Kommandant des Lagers Lenta, eines Nebenlagers des Konzentrationslagers Kaiserwald, im Sommer drei jüdische Häftlinge, die geflüchtet, wieder ergriffen und in das Lager zurückgebracht worden waren, am Zaun des Gemüsegartens durch Genickschüsse tötete und beim Appell am nächsten Tage erklärte, dass jeder, der einen Fluchtversuch mache, auf gleiche Weise getötet werde.‘ [Es folgt der Bericht des Gerichtsvorsitzenden über alle ergangenen Urteile und Revisionsentscheidungen.]

Vorsitzender: ‚Angeklagter, Ihre Herkunft ist immer noch in Dunkel

gehüllt. Ihre Laufbahn mutet abenteuerlich an. Dem Gericht liegen eidesstattliche Erklärungen von Ihnen vor, die samt und sonders unwahr sind. So z.B. eine eidesstattliche Erklärung, die Sie am 17. März 1947 beim Staatskommissariat für rassistisch, religiös und politisch Verfolgte abgegeben haben. Name: Fritz Scherwitz – falsch! Geburtsdatum: falsch! Geburtsort: falsch! Angabe Dr. ing.: falsch! Zwei Jahre Gestapogefängnis: falsch! Ob bei einer SS-Gliederung gewesen: falsch! Verwitwet: falsch! Ghetto Litzmannstadt: falsch! (...) Was sagen Sie dazu, Angeklagter? Hier eine andere eidesstattliche Erklärung: Geburtsdatum: 21. August 1909: falsch! Geburtsort Buscheruni: falsch! Dr. ing: falsch! 1938-1941 Gestapogefängnis Berlin: falsch! KZ Riga: falsch! Über den Bock gespannt: falsch! Hier noch: Frau und Kinder in Auschwitz vergast: falsch! Bei Ehrenreichs in Emersacker angegeben, Frau und Kind seien vor seinen Augen erschossen worden. Auch unwahr! Alles eidesstattlich erklärt! Und hier noch eine, die vierte Erklärung, die falsch ist, die für das Bayerische Hilfswerk: in Berlin kommunistisch betätigt und deshalb verhaftet worden. Selbstverständlich eine Lüge! Was sagen Sie dazu?

Der Angeklagte sagt etwas mit unverständlicher Stimme, nur die Worte ‚KPD‘ und ‚KJ Berlin-Brandenburg‘ sind vernehmbar.

Vorsitzender: ‚Durch diese eidesstattlichen Erklärungen kamen Sie zu Erfolgen, wurden Treuhänder und schliesslich Verfolgtenbeauftragter. Wahrhaftig eine Karriere!‘ (...)

Vorsitzender: Jetzt kommen wir zum Dritten Reich. Warum sind Sie 1933 zur SS gegangen?’ Der Angeklagte antwortet auf diese Frage in langatmigen Ausführungen, die im Zuhörerraum nur teilweise verständlich sind. Unter drei Möglichkeiten hätte er damals die Wahl gehabt: Auswanderung, Tarnung oder Vernichtung. Er habe den zweiten Fall gewählt, um der Vernichtung zu entgehen. Die nun eigentlich fällige Frage, wieso es möglich gewesen sei, dass er als Jude in die SS eintreten konnte, beantwortet für ihn der Gerichtsvorsitzende mit der Bemerkung, das Reichsippenamt habe dem Angeklagten bescheinigt, dass bei ihm keine jüdischen Merkmale festgestellt worden seien. [Es folgt die Zusammenfassung von Scherwitz’ Biographie.] (...)

Vorsitzender: ‚Wie viele Juden haben Sie unter sich gehabt?’ Der Angeklagte erwidert, einige hundert, die Leute sollten nach Kaiserwald zur Vernichtung kommen. Im Weiteren schildert der Angeklagte das Vorkommnis im Lager, das ihm als Verbrechen zur Last gelegt werde. Er habe von den Flüchtlingen nur zwei gesehen, die aber bereits tot ins Lager ge-

fahren worden wären. Es waren dies Scheinker und Heit. 1941, 1942, 1943 habe er Leute gerettet, die heute in aller Welt seien, und 1944, wo er sah, dass alles bereits zu Ende wäre, solle er Juden erschossen haben. Das glaube doch wirklich niemand!

Der Vorsitzende ruft den Sachverständigen Landgerichtsarzt Dr. A. zur Abgabe seines ärztlichen Gutachtens auf. Er führt u.a. aus: Der Angeklagte sei mit Wahrscheinlichkeit beschnitten, was indessen nicht mit Sicherheit festgestellt werden könnte. Er sei ein Simulant von ausserordentlicher Gerissenheit, der stets darauf bedacht sei, einen ‚Dreh‘ zu inszenieren. (...) [Es folgt die Geschichte mit dem Gummihämmerchen.] Der Angeklagte springt in höchster Erregung auf: ‚Ich habe kein Manöver gemacht, sonst wäre ich nicht auf 51 Kilogramm heruntergekommen!‘ (...)

Mit dem nun folgenden Aufruf des Belastungszeugen Robert Matjukow beginnt die Zeugenvernehmung. Matjukow tritt vor den Richtertisch, ein kaum mittelgrosser, etwas schwächtiger Mann, bartlos, mit rötlichem, gesundem Aussehen, graumeliertem Haar, intelligent aussehend und körperlich ausserordentlich wendig, ein lettischer Jude, der indessen nicht die geringsten Merkmale seiner Rasse aufweist. Matjukow macht mit seinem selbstbewusst-sicheren Auftreten einen sehr guten Eindruck. (...)

Er sagt: Scherwitz hat über Leben und Tod entscheiden können. Im Lager wurde öfters Geld und Gold gesammelt, das in die Hände von Scherwitz gelangte. Bevor die Herren in Urlaub fuhren, mussten grosse Kisten angefertigt werden. Das Lager durfte nur mit 500 Mann belegt werden, die Überzähligen wurden nach Kaiserwald abgeschoben und dort vernichtet. Scherwitz hat die Leute ausgesucht. Als im Sommer 1944 die Russen näherkamen, wurden alle Inhaftierten abgeschoben bis auf fünfzig Mann, die zu Arbeitszwecken in Lenta blieben. Scherwitz und Nickel blieben auch zurück. Drei Häftlinge, ein gewisser Scheinker, der Gärtner Heit und dessen Gehilfe, den Namen weiss ich nicht mehr, flüchteten eines Tages. Scherwitz und Nickel machten sich mit dem Motorrad zur Verfolgung auf. Die Geflüchteten wurden zurückgebracht, am Zaun des Gemüsegartens erschossen und am selben Tag an Ort und Stelle begraben. Tags darauf beim Appell verkündete Scherwitz, dass jeder, der zu fliehen versuche, ebenso niedergeschossen würde wie diese. (...) [Es folgt die bereits zitierte Schilderung, wonach Matjukow vom Fenster der Unterkunft im ersten Stock zurückgetreten sei und auf dem unteren Treppenabsatz ‚Geräusche, wie von Pistolenschüssen herrührend‘, gehört habe.]

Ein Geschworener will von Matjukow wissen, ob der Angeklagte die Erschiessung der Flüchtlinge befohlen habe. Der Zeuge erwidert, dass er dies nicht wisse und auch nicht gesehen habe, wer geschossen habe, er könne indessen bezeugen, dass Scherwitz ‚dabei war‘. Ein Geschworener fragt den Zeugen, ob Tamara Scherman die Geliebte des Angeklagten gewesen sei. Der Zeuge antwortet: ‚Das glaube ich nicht.‘

Nun nimmt der Staatsanwalt den Zeugen in ein sehr scharfes Kreuzverhör, um einige offensichtliche Widersprüche zwischen früheren Vernehmungen und den heutigen Aussagen vor Gericht zu klären. (...) [Der Zeuge muss die kniende Haltung der Flüchtlinge im Sitzungssaal vorführen, muss erklären, wieviel Zeit zwischen dem Zurücktreten vom Fenster bis zu den Pistolenschüssen vergangen ist. Die Antworten sind nicht protokolliert.] Obwohl die Auseinandersetzung, in die zeitweilig auch der Vorsitzende, der Angeklagte und die Verteidigung eingriff, nicht die gewünschte Klärung bringt, hinterlässt doch die Festigkeit der Bekundungen des Zeugen Matjukow einen tiefen Eindruck. Das Kreuzverhör abschliessend, fragt der Vorsitzende den Zeugen, ob er einen Hass auf den Angeklagten habe. Der Zeuge antwortet: ‚Ich habe Scherwitz nicht näher gekannt und er mich nicht. Ich habe keinen Hass auf ihn.‘

Der erste Entlastungszeuge wird aufgerufen. (...) Wladislaw H., angeblich Rechtsanwalt, vom amerikanischen Mittleren Militärgericht zu zwei Jahren Gefängnis verknackt, die er eben absitzt. Der Zeuge bekundet, dass er im Lager, und zwar an dessen Eingang, die Leichen zweier Juden habe liegen sehen, die von lettischer Polizei erschossen worden wären. (...) Ganz unvermittelt fragt nun der Vorsitzende den Zeugen, ob er etwa in Stadelheim mit dem Angeklagten zusammengekommen sei und er, der Zeuge, sich als Entlastungszeuge angeboten habe. Der Zeuge verneint dies. Der Vorsitzende zum Angeklagten gewendet: ‚Aber es ist doch vorgekommen, dass einer an Sie herangetreten ist und sich Ihnen als Entlastungszeugen angeboten hat. Es ist ein Brief von Ihnen abgefangen worden, aus dem dies hervorgeht.‘ Der Angeklagte. ‚Jawohl! Es hat mich einmal tatsächlich jemand wissen lassen, dass, wenn ich ihm Geld gäbe, es mir soooo gehen würde (Sirewitz zeigt den Daumen nach oben), wenn nicht, dann soooo (Daumen nach unten)!‘

Der nächste von der Verteidigung geladene Zeuge ist eine Frauensperson namens Christel Paulsen, eine mittelgrosse untersetzte Person mit dunklem Haar, blasser Teint, Hängebacken, dem Aussehen nach könnte sie Jüdin sein. Die Zeugin spricht mit hoher Stimmlage sehr schnell und

leise, so dass man sie im Zuschauerraum nicht versteht. [Sie berichtet, Scherwitz sei nicht SS-Untersturmführer, sondern ‚Fach‘ gewesen, sowie: Die ‚Exekutive‘ auf der Lenta habe nicht Scherwitz, sondern erst Roschmann, dann Nickel ausgeübt.] Was sie auszusagen weiss, scheint wenig interessant zu sein, denn Richter und Geschworene lassen den Redeschwall sichtlich gelangweilt über sich ergehen. Die Zeugin war Sekretärin bei einer Dienststelle der SS. Über die Erschiessung der Flüchtlinge vermag sie nichts auszusagen, aber ansonsten ist sie mit Feuereifer bemüht, den Angeklagten – helfe was wolle – aus der Patsche zu ziehen. In ihrem Bemühen geht sie sogar so weit, dass ihre Aussagen des öfteren allgemeine Heiterkeit, ja sogar lebhaftere Protestrufe aus den Reihen der Zuhörer auslösen. Der Vorsitzende muss mehrmals ‚Ruhe‘ gebieten. Dem aufmerksamen Beobachter konnte indessen nicht entgehen, dass diese spontane vox populi auf Schuldspruch und Urteil doch einen gewissen Einfluss auszuüben vermochte. Insofern hat die Zeugin dem Angeklagten einen Bärendienst erwiesen. (...) Sie versteigerte sich so in für den Angeklagten gutschprechende Tiraden, dass die Zuhörer ihrem Erstaunen und ihrer Missbilligung ob der förmlich greifbaren Unwahrheiten durch Gelächter und Zurufe Ausdruck verliehen.

Rechtsanwalt Moser: ‚Ist der Zeugin bekannt, dass Roschmann als Kommandant auf der Lenta eingesetzt werden sollte, was eine Verschärfung bedeutet hätte, und dass der Angeklagte dagegen gewesen war?‘ Die Zeugin beantwortet auch diese Frage in einem für den Angeklagten günstigen Sinne und darf abtreten. (...)

Um 15 Uhr wird die Verhandlung wieder aufgenommen. Der Rechtsanwalt Moser stellt Beweisanspruch: Während der Mittagspause habe ihm ein Polizeiwachtmeister gesagt, dass es bei der SS Sonderführer ohne Disziplinalgewalt gegeben habe. 1943 seien für die gesamte Ordnungspolizei SS-Uniformen angeordnet worden. Diese Anordnung sei verhindert worden, weil kein Material vorhanden gewesen sei. Der Vorsitzende verkündet Gerichtsbeschluss: Antrag wird abgelehnt.

Die Zeugenvernehmung wird fortgeführt, es wird die Zeugin Hildegard R.⁶⁷, frühere Schreibkraft bei der Kommandantur, aufgerufen. (...) Auch diese Zeugin scheint von Scherwitz gedungen zu sein, (...) auch sie singt Lobeshymnen auf den Angeklagten. [Inhalt der Zeugenaussage unbekannt]

Dann wird noch einmal der Hauptzeuge Matjukow aufgerufen und gefragt, ob er bereit sei, seine Aussage zu beschwören. Der Zeuge bejaht

dieses mit fester Stimme. Bevor er seinen Eid leistet, wird er nochmals einem Kreuzverhör über das Zeitverhältnis zwischen seinem Weggehen vom Fenster und dem Fallen der Schüsse sowie seinem Aufenthaltsort unterzogen. Der Zeuge will wahrhaben, dass seine Aussagen bei der früheren kommissarischen Einvernahme im Protokoll nicht ganz richtig wiedergegeben worden seien. Ausserdem müsse die lange, inzwischen verstrichene Zeit berücksichtigt werden, während er gealtert sei und dadurch eine gewisse Einbusse an seiner Gedächtniskraft erlitten hätte. Es müssten aber auch die Verhältnisse berücksichtigt werden, unter denen er in Lenta gezwungen gewesen sei, wo er keinen Tag sicher gewesen wäre, ob er ihn auch überleben würde. Da habe er an derartige, ihm unwichtig erscheinende Gegebenheiten nicht gedacht. Aber das eine wisse er und bezeuge es, dass Scherwitz bei der Erschiessung der Flüchtlinge zugegen gewesen sei. Er habe vielmehr noch weitere 104 Juden ausgesucht, die zum Tode abgestellt wurden. (...) [Scherwitz protestiert, nicht er, sondern das Büro in Kaiserwald habe no Juden bestimmt.]

Matjukow soll nun den Eid ableisten. Der Vorsitzende macht darauf aufmerksam, dass seine Aussagen im krassen Widerspruch zu den Aussagen der anderen Zeugen stünden. Es folgt noch eine lange Auseinandersetzung zwischen dem Gerichtshof, dem Angeklagten, dessen Verteidiger und dem Zeugen Matjukow. Sirewitz und sein Verteidiger versuchen mit grossem Stimmaufwand, die Aussagen von Matjukow zu entkräftigen. Der Zeuge verliert indessen keinen Augenblick lang die Ruhe und bleibt in seinen Aussagen fest. (...) Dann hebt Matjukow die Rechte und spricht mit lauter Stimme: ‚So wahr mir Gott helfe.‘»

Der weitere Fortgang der turbulenten Verhandlung mitsamt den Plädoyers der Parteien, die Richard Zenetti alle fleissig mitgeschrieben hat, sei hier nur summarisch zusammengefasst. Der Staatsanwalt Dr. Mackert folgt Matjukows Aussagen und betont, Scherwitz sei «alleinverantwortlicher Kommandant» gewesen, «ein Halbgott, der absolute Gewalt gehabt hat über Leben und Tod. Wer Vergünstigungen wollte, musste den Angeklagten schmieren. Sirewitz war in seinem Lagerbereich der Höchste, er war Offizier», zitiert ihn Zenetti. Die beiden Zeuginnen, die behauptet hatten, Scherwitz sei nur fachlicher Leiter der Lenta gewesen, hätten «nichts zur Beweisführung beitragen können». Auf ihre Vereidigung sei verzichtet worden, so der Staatsan-

walt wörtlich, da «sie im vorliegenden Falle kein geeignetes Mittel zur Herbeiführung einer wahrheitsgemässen Aussage ist».⁶⁸ Der lettische Zeuge, der zwei Leichen auf der Strasse hat liegen sehen, sei aus verschiedenen Gründen als «bedenklich» anzusehen. Der Staatsanwalt beantragt eine Gefängnisstrafe von «3+3+3 Jahren», zusammengezogen in eine Gesamtstrafe von sechs Jahren. Da «der Angeklagte raffiniert, verschlagen und habgierig gewesen sei und als Jude an Juden ein Verbrechen beging, habe, er ehrlos und schimpflich gehandelt». Deshalb schlage er vor, Sirewitz für vier Jahre die bürgerlichen Ehrenrechte abzuerkennen.

Das Plädoyer der Verteidigung beginnt, laut Zenetti, mit folgender Erklärung des Anwalts: «Der Angeklagte ist keine sympathische Figur, ich will ihn auch nicht weiss waschen. Ich möchte aber auch nicht haben, dass er zu Unrecht verurteilt wird.» Rechtsanwalt Moser weist erneut auf die vielen unterschiedlichen Aussagen von Matjukow hin, meint, die Geschworenen dürften seine Angaben nicht zur Grundlage eines Urteils machen. Objektiv falsch und unrichtig seien die Aussagen des Staatsanwaltes, wonach Scherwitz Kommandant auf der Lenta gewesen sei. Der Anwalt betont Zenetti zufolge: «Er war kein Offizier und besass keine Befehlsgewalt.» Sein Plädoyer endet mit der Frage an die Geschworenen: «Warum soll ein Mann, der sich jahrelang für seine Rassegenossen einsetzte, im letzten Augenblick Häftlinge getötet haben? Überlegen Sie das und überlegen Sie sich das gut! Ein Justizirrtum wäre eine schlimme Sache. Ich bitte um Freispruch.»

Scherwitz hat das letzte Wort. Er steht vor dem Richtertisch, er sagt: «Die Anschuldigungen von Matjukow sind falsch. Ich bin unschuldig, vollkommen unschuldig.» Dann beginnt er zu weinen. Zenetti wörtlich: «Die letzten Worte des Angeklagten gehen in Schluchzen unter. Ich sehe von meinem Schreibblock auf, der Angeklagte wendet sich zurück und geht auf seinen Platz zu. Wahrhaftig! Ich habe mich nicht getäuscht: Sirewitz' Augen sind feucht, über seine verhärmten Wangen rinnen Tränen. Der Verbrecher Sirewitz weint.. .»⁶⁹

Am Ende entscheiden die zwölf Geschworenen über die Schuldfrage. Genau wie ihre Vorgänger im Dezember 1949 finden sie nach geheimer Bera-

tung mit «mehr als sieben Stimmen» zu dem Urteil, er habe «allein oder gemeinschaftlich» und «vorsätzlich, ohne Mörder zu sein», drei Menschen getötet.

Wieder kommentiert der rechtskundige Korrespondent, Dr. R. H. von der «Bayerischen Gerichtszeitung», die Verhandlung mit scharfen Worten. Der einzige Belastungszeuge Matjukow habe sich erneut in Widersprüche verwickelt, diesmal nicht einmal mehr gewusst, ob der Angeklagte überhaupt eine Pistole getragen habe. Der Vorsitzende habe keine Anstrengungen unternommen, um die «Hintergründe» der Geschehnisse aufklären zu lassen, Scherwitz' «persönliche Verhältnisse, die seiner Stellung im Lager, und alles was den Fluchtversuch angeht, blieb ziemlich unklar». Ihm, dem Autor, sei es ein Rätsel, wie die Geschworenen «in diesem Gespinnst von Vermutungen und Verdächtigungen» zu einem Schuldspruch kommen konnten.⁷⁰

Auch der Korrespondent der «Süddeutschen Zeitung» wundert sich über das «überraschende Urteil». Scherwitz sei «ganz Herr des Verfahrens» gewesen und ein Freispruch eigentlich «unausweichlich» erschienen. Matjukow habe sich «kaum an die Ereignisse erinnern können», es gebe keinen Beweis, dass Scherwitz die Flüchtlinge erschossen habe. Wie sein Kollege tippt er auf eine neuerliche Revision.⁷¹

Weil die Geschworenen geheim zu ihrem Schuldspruch gekommen sind, gibt es in den Akten keine ausführliche Urteilsbegründung, nur ein paar Zeilen des Gerichtshofes, die das Strafmaß erklären:

«1 Ks 26/49 im Namen des Gesetzes

Das Schwurgericht bei dem Landgericht München I erlässt in der Strafsache gegen Sirewitz, Elke, wegen Totschlags in der öffentlichen Sitzung vom 1. August 1950 folgendes Urteil:

Elke Sirewitz, geb. am 8. August 1910 in Wilna, Eltern Jankel und Sore Sirewitz, geb. Segal, geschiedener Feinmechaniker, zuletzt wohnhaft in Wertingen bei Augsburg, ist schuldig drei sachlich zusammentreffender Verbrechen des Totschlags und wird deswegen verurteilt zu einer Gesamtstrafe von sechs Jahren Gefängnis.

Gründe:

(...) Mildernde Umstände (...) werden ihm zugebilligt. Dabei wurde berücksichtigt, dass der Angeklagte, so umstritten sein moralisches Gesamtbild auch sein mag, manches zugunsten der ihm unterstellten Häftlinge

getan hat und dass er sich zum Zeitpunkt der Taten in einem Zustand härtester Nervenanspannung und tiefgehender Erregung befunden haben muss, der verursacht war von der Entdeckung und ihren Folgen und durch das Näherrücken der Front, das damals nur verschärfte Kontrolle, erhöhte Gefahr und härteste Massnahmen bei etwaigen Wiederholungen von Entweichungen bedeutete. Diese Umstände fielen auch strafmildernd in die Waagschale.

Strafverschärfend andererseits fiel ins Gewicht, dass die Tötung eigener Rassegenossen niedrige Gesinnung bedeutete und besonders verwerflich war.

(...) Die bürgerlichen Ehrenrechte waren dem Angeklagten auf die Dauer von vier Jahren wegen der Verwerflichkeiten der Taten und der bekundeten Gesinnung abzuerkennen.»⁷²

Über fünfzig Jahre später fahre ich mit vierhundert Seiten Prozessunterlagen im Gepäck nach Schaffhausen am Rheinfall. Dort wohnt heute Dr. Herbert Ungar, jener Mann, der mit Scherwitz in zwei sehr unterschiedlichen Situationen zusammengetroffen ist: 1943 als Häftling auf der Lenta, 1948 als amerikanischer Untersuchungsbeamter im Nürnberger Militärgefängnis. Nach Nürnberg hatte sich Ungar den kurz vorher in München verhafteten Scherwitz allein deswegen kommen lassen, weil er herausfinden wollte, warum sein früherer Lagerleiter auf der Lenta «so gut zu den Juden gewesen» sei. Nachher hatte er den Fall Scherwitz aus den Augen verloren, war in seine Heimat, nach Prag, zurückgekehrt, war dort Anwalt geworden, war 1968 in den Westen geflüchtet und hatte jahrzehntlang in der Schweiz und in Deutschland als Anwalt praktiziert. Er hat viele Rechtssysteme kennengelernt und Tausende von Urteilen gesehen. Ihm will ich die Prozessakten Scherwitz zeigen.

Eine Nacht lang liest er sich durch die vierhundert Seiten, und als er am nächsten Morgen bleich, aber hellwach am Frühstückstisch sitzt, kann er seine Empörung über die drei Urteile kaum zügeln. Er überreicht mir eine acht Seiten lange Gerichtsschelte, die er morgens um sechs Uhr, im Stenogrammstil, getippt hat. Ich dürfe daraus nach Belieben zitieren, sagt er und ergänzt: «Das Urteil muss kassiert, Scherwitz rehabilitiert werden.»

Auszüge aus Herbert Ungars «Bemerkungen zu Verfahren und Verurteilung von E Scherwitz, oder wie immer er auch geheissen haben mag»:

«Die Zeugen: Unzuverlässig! Geltungsbedürftig! Von Rachelust getrieben! Allen Gerichten, die damals Kriegsverbrecherprozesse verhandelten, war bekannt, dass es in den DP-Lagern genügend falsche Zeugen gab, die gegen Zeugengelderstattung durch das Gericht bereit waren, in jedem Prozess das Gewünschte auszusagen. Für diese Prozesse, die vor allem in Dachau üblich waren, schämten wir uns in Nürnberg. Ich selbst konnte – bei Einhaltung der Vorschriften der deutschen Strafprozessordnung – gegen keinen einzigen meiner früheren Peiniger aussagen, und das lag im System: Ich bin keinem von ihnen so nahe gekommen, dass ich ihn mit gutem Gewissen auf einer Fotografie oder Gegenüberstellung hätte erkennen können, und ich hätte über ihn auch nichts aussagen können, weil ich mit ihm persönlich gar nicht in Berührung kam.

Robert Matjukow: Beim Lesen seiner Aussagen drängt sich die Frage auf, ob er überhaupt auf der Lenta gearbeitet hat. Ich bin fassungslos, dass Scherwitz ausschliesslich aufgrund seiner widersprüchlichen Aussagen, die sich am Ende auf Vermutungen reduzierten, verurteilt worden ist.

Der Vorsitzende und der Staatsanwalt: Ihre Verhandlungen sind diktiert von Vorurteilen. Massive Beeinflussung der Geschworenen durch unbegründete Ablehnung von Beweisanträgen durch die Verteidigung. Der unbedingte Verfolgungswille springt aggressiv ins Auge. Höchst ungewöhnlich, die persönliche Vernehmung des Hauptbelastungszeugen an seinem Wohnort. Wozu gibt es Rechtshilfe und ersuchende Richter? An keiner Stelle wurde ausgelotet, ob die lettische SS-Wache die Flüchtlinge erschossen hat und wer der dritte Tote gewesen sein soll. Das ganze Verfahren, durch alle Instanzen, ist unprofessionell, eines ehrlichen und gesetzestreuen Richters unwürdig und schmeckt nach der Justiz des Dritten Reiches.

Die Geschworenen: Variante 1. Sie scheinen die Jahre der Nazidiktatur nicht in Deutschland, sondern in einem Kloster verbracht zu haben. Variante 2. Es sind frühere Nazis, die den Juden Scherwitz verurteilen wollten, als Rache für die angebliche Siegerjustiz in den Nürnberger Prozessen gegen Deutsche.

Die Urteilsbegründung von Dezember 1949: böswilliger Blödsinn. In den gesamten Akten findet sich kein Beleg, der es begründet, Scherwitz der Hemmungslosigkeit und Hinterhältigkeit zu bezichtigen. Scherwitz

vorzuwerfen, er hätte bei geringerer Hemmungslosigkeit und Bedenkenlosigkeit noch Mittel und Wege finden können, die Erschiessung der drei Geflohenen zu verhindern, stellt die Verhältnisse in Riga auf den Kopf. Normal war, dass jüdische Häftlinge nach missglückter Flucht vor aller Augen von Mithäftlingen aufgehängt werden mussten. Hätten die Mithäftlinge sich geweigert, wären sie totgeprügelt worden. Normal war auch, dass das gesamte Lager für Fluchtversuche büssen musste, zur Abschreckung wurden Landsleute getötet, stundenlange Appelle abgehalten, Strafarbeiten verhängt. Wer hat in Lenta gebüsst?? Die Toten sind schnell und heimlich beerdigt, der Fluchtversuch unter den Tisch gewischt worden!»

Was die schreckliche Normalität im KZ-System war, weiss Ungar nicht vom Hörensagen, er steht mit seiner Biographie dafür ein. Er hat Theresienstadt, Salaspils, das Ghetto von Riga, das KZ Kaiserwald und viele Aussenkommandos kennengelernt, endlich das KZ Stutthof, das KZ Buchenwald und den Todesmarsch 1945 überlebt. Die Monate auf der Lenta, 1943, seien für ihn «ein einziges Mal Luftholen» gewesen, hat er mir gesagt.

«Das Urteil 1950:1. Das Gericht hat willkürlich als erwiesen angesehen, was es nicht als erwiesen ansehen konnte, weil es nicht erwiesen war. 2. Ein leichtfertiges, unausgewogenes Urteil ohne jede schlüssige Begründung. 3. Scherwitz ‚strafverschärfend‘ vorzuwerfen, es zeuge von besonderer niedriger Gesinnung und sei besonders verwerflich, dass er als Jude Juden erschossen habe, bedeutet im Umkehrschluss: *es zeige keine niedrige Gesinnung und sei nicht besonders verwerflich, wenn Deutsche Juden erschossen.* [Hervorhebung im Original] Wäre Scherwitz kein Jude gewesen, wären die strafverschärfenden Gründe nicht in das Gewicht gefallen und ihm die bürgerlichen Ehrenrechte nicht aberkannt worden. Was für ein heller Wahnsinn! 4. Ein derart krasser Justizirrtum kann nicht durch Faulheit oder Fahrlässigkeit entstanden sein, sondern muss dem noch immer lebendigen, wachen Dritten-Reich-Geist entstanden sein.

Es ist ein antisemitisches Urteil. Es ist ein Naziurteil!»

Zuchthäusler

Am 11. Dezember 1950 wird Scherwitz von München-Stadelheim in die Strafanstalt Straubing nach Niederbayern «verschubt», er ist kein Untersuchungsgefangener mehr, sondern ein Zuchthäusler in Streifenkleidung und Holzpantinen. Schon am Tag seiner Ankunft fällt er auf, er bestehe auf koscherer Kost, meldet die Anstalt nach München. Ob er sie bekommen hat, steht nicht in den Akten.

In den nächsten Jahren wird die Adenauer-Regierung die längst begonnene Amnestiegesetzgebung fortführen, die Amerikaner werden die meisten der in Dachau gefällten Militärgerichtsurteile aufheben, und aus der Festung Landsberg am Lech wird sogar der wegen vielfachen Mordes verurteilte Waldemar von Radetzky, der unter Paul Blobel ein Führer im berüchtigten Sonderkommando 4a gewesen ist, wegen guter Führung vorzeitig entlassen. Der evangelische Anstaltspfarrer hatte seine baldige Entlassung mit der Begründung befürwortet, «Radetzky sei ein treues Gemeindemitglied, habe unter anderem zu Weihnachten ein Krippenspiel erarbeitet». In die Freiheit kommen auch sämtliche Angeklagten, die im IG-Farben- oder Krupp-Prozess in Nürnberg zu zwölf, zehn oder ähnlich vielen Haftjahren verurteilt worden waren. Ihre Bescheide zur Vermögenseinziehung werden aufgehoben.⁷³ In all diesen Jahren, in denen die grossen Stützen des NS-Systems wieder beginnen, in einem bürgerlichen Leben Tritt zu fassen, und das Wort «Schlussstrich» jedes Kleinkind buchstabieren kann, sitzt Scherwitz in Straubing ein und näht Filzhausschuhe zusammen. Das sei damals die übliche Arbeit gewesen, sagt mir ein Inspektor, der sich kundig gemacht hat. Zehn Stunden Akkord werktäglich und sechs Stunden am Samstag, der Durchschnittslohn liegt bei einer Mark pro Tag.

Bis zum 22. Juni 1954, dem Tag seiner um sechs Monate vorgezogenen Entlassung, wird Scherwitz Tausende von Filzhausschuhen zusammengenäht haben, und ein gewaltiges Gestrüpp von Revisionen, Gnadensuchen, Beschwerden gegen Beschlüsse, Wiederaufnahmeanträgen, Bescheiden hier und Bescheiden dort wird um ihn herumgewachsen sein. Er wird Juden finden, die seine Unschuld beteuern, er wird auf andere Juden treffen, die fin-

den, er sei zu milde bestraft worden, und die ihm deshalb neue Verfahren anhängen wollen.

Die Nachhutgefechte müssen ihn sehr mitgenommen haben, er bleibt ein kranker Mann. Ständig leidet er an Magenkoliken, das Zahnfleisch entzündet sich, ihm fallen viele Zähne aus. Aber seine Malaisen reichen nie aus für eine Haftverschonung aus gesundheitlichen Gründen, wie sie den ehemaligen Oberchefs im Baltikum, dem Ex-Reichskommissar Hinrich Lohse und dem Ex-Befehlshaber der Sicherheitspolizei, Heinz Jost, schon zugestanden worden ist.

Die erste Hiobsbotschaft erfährt er eine Woche nach seiner Ankunft in Straubing. Das Bayerische Oberlandesgericht hat am 18. Dezember 1950 sein «Revisionsbegehren als offensichtlich unbegründet» abgelehnt, damit wird das Urteil vom 1. August 1950 rechtskräftig. Zwei Monate später, im Februar 1951, richtet Scherwitz sein erstes Gnadengesuch an das Justizministerium in München. Den fünf Seiten langen Brief an den «sehr geehrten Ministerialrat Dr. Leopold» hat er nicht selbst erdacht und geschrieben, sondern das war wohl ein rechtskundiger Mithäftling mit einer SS-Vergangenheit. Im Gefängnis gibt es eben neue Allianzen. Der Brief schildert eine SS-Frontkämpferkarriere einschliesslich der Verwundungen und widerspricht allen Aussagen, die Scherwitz vor Gericht jemals gemacht hat. Scherwitz muss von allen guten Geistern verlassen gewesen sein, als er sich dies Gnadengesuch aufsetzen liess. In dem Schreiben geht es, nachdem die drei «Tatsachen-Verhandlungen» und die drei Revisionen rekapituliert sind, mit wenigen Punkten, aber ganz vielen Kommata, zur Sache:

«Dann zwingt mich auch ein inneres Gebot in meinem Kampf um mein Recht, den Weg dieses Gesuches zu nehmen zu einem Zeitpunkt, da immer wieder und aus vielen Kreisen in Westdeutschland der Ruf nach Gerechtigkeit und Gnade für die ehemaligen deutschen Soldaten, die wegen angeblicher Kriegsverbrechen verurteilt worden sind, laut wird, und ich bitte Sie darum, mir Ihr Verständnis und Ihre Unterstützung nicht zu versagen. (...)

Ich gehöre, obwohl ich Jude bin, zu den vielen deutschen Soldaten der früheren SS, die wegen angeblicher Kriegsverbrechen von deutschen Gerichten zur Rechenschaft gezogen wurden. (...) Nach wie vor vertrete ich die feste Überzeugung, dass diese Anschuldigungen gegen mich nur von

bezahlten Elementen erhoben wurden, die von einer interessierten Gruppe aus Rachsucht und, um mich als Allzuviel-Wissenden auszuschalten, gedungen waren.

Gewiss ist es auf den ersten Blick nicht ganz einfach, zu verstehen, wie ich als rassisch und religionsgemeinschaftsmässig reiner Jude und von rein jüdischen Eltern abstammend zu der SS und innerhalb der SS zu der von mir bekleideten Stellung und zu dem mir dort übertragenen Aufgabenkreis kam – dies jedoch erst nach mehrfacher Auszeichnung als Frontkämpfer und Verwundung –, und doch müsste es doch jedem, der sich einmal in die Lage hineindenken möchte, in der ich mich befand, verständlich sein, dass es damals, als die Anti-Judenaktionen begannen, für mich nur diesen einen Weg gab, der Vernichtung durch den Nationalsozialismus zu entgehen, indem ich die sich mir bietende Gelegenheit wahrnahm, in der SS Unterschlupf zu finden und mich so zu tarnen. (...) Nur wer die verhängnisvolle Maschinerie: Nationalsozialismus und Judentum, Krieg und Kriegsaufgaben, Zusammenbruch und Zur-Rechenschaft-Ziehen aller SS-Angehörigen, Nachkriegsjustiz und Zwischen-zwei-Lagern-Stehen, wer diese Maschinerie überschaut, kann die Tragik ermessen, die meine Lage ausmacht. Wenn man auch heute rückschauend weder mir noch allen Deutschen aus jener Zeit des Nationalsozialismus jene moralische Freiheit zu geben vermag, zu einem klaren Unterschied darüber zu kommen, was wirklich rechtens war und was heute rechtens ist an den Urteilen über so viele deutsche Soldaten, so kann ich in meinem Fall mit freiem Gewissen sagen, dass ich stets bemüht war, den Menschen, die mir unterstellt waren, ihr hartes Los zu erleichtern, und dass ich vielen meiner Rassegenossen – gerade durch meine Stellung in der SS – das Leben und die Gesundheit retten konnte. (...)

Genauso wie ich damals als Leiter eines SS-Betriebes den Standpunkt vertreten habe und mein Handeln danach ausgerichtet habe, dass jedes Leben der Hilfe und der Gnade bedarf, so erhoffe ich und erwarte ich auch heute für mich, da ich schuldlos vor Gericht gestellt und verurteilt wurde, Gnade zu finden, da jede Gemeinschaft und jeder Staat des Rechtes und der Gerechtigkeit bedarf.»⁷⁴

Nach der «vorzüglichen Hochachtung» malt Scherwitz ungelenkt sein «Elke Sirewitz» unter das gedrechselte Kunstwerk und wartet auf Gnade. Der Ministerialrat bittet um eine «Stellungnahme» der Strafanstalt, sie erfolgt prompt:

«Die Führung des Gefangenen Sirewitz war bisher hausordnungsgemäss. Arbeitsfleiss und Arbeitsleistungen entsprechen den durchschnittlichen Anforderungen. Der Persönlichkeit des Gefangenen ist nicht zu trauen. Während der bisherigen Verbüssung der Strafe hat sich Sirewitz als ein hinterhältiger und falscher Mensch gezeigt, der geschickt lügen und intrigieren kann. Er ist gewandt genug, um all seine Pläne mit grösster Überlegung vorzubereiten und sich stets mit dem Schein ausgesuchter Höflichkeit zu umgeben. Nach seiner ganzen Haltung, wie er sich hier gegeben hat, ist der Gefangene eines Gnadenerweises in Übereinstimmung mit der Beamtenbesprechung nicht würdig.»⁷⁵

Scherwitz muss weiter Hausschuhe nähen. Im August 1951 probiert er es noch einmal, diesmal steht ihm ein anderer Häftling zur Seite, der nicht die ideologische, sondern die gesundheitliche Karte spielt. Der kurze Brief konzentriert sich auf Scherwitz' «Magenkoliken», die «in der Haft lebensbedrohliche Ausmasse angenommen» hätten. Der Gefängnisdirektor meldet aber umgehend nach München, der Gefangene befinde sich bei «guter Gesundheit» und sei «uneingeschränkt straffähig». Er lobt Scherwitz' «bemerkenswerten Arbeitsfleiss», aber der Rest ist vernichtend: «Sirewitz hat ein sehr gewandtes Auftreten und bemüht sich einer grossen Höflichkeit. Er versteht es, dahinter seine wahre Art weitgehend zu verbergen. Ohne selbst eine feste Haltung zu haben, liegt es ihm, im Hintergrund zu bleiben und zu hetzen und sich bei jeder Gelegenheit Vorteile zu verschaffen. Die Gesamtpersönlichkeit kann nicht als vertrauenswürdig bezeichnet werden.»⁷⁶

Nach diesem Haftzeugnis wird das Gnadengesuch selbstverständlich abgelehnt. Scherwitz bekommt auch weiterhin keine Post, die ihn erfreuen kann, sondern nur amtliche Zustellungen, die ihm erneut auf den Magen schlagen.

Nachhutgefechte

Völlig unerwartet strengt 1951 der «Minister für politische Befreiung in Bayern» gegen Scherwitz ein Spruchkammerverfahren nach dem «Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946» an. Eigentlich will 1951 von Spruchkammerverfahren kein Mensch

mehr etwas wissen, am wenigsten die Amerikaner, die mit dem Koreakrieg beschäftigt sind. Aber noch ist die Entnazifizierung ein bayerisches Verfassungsgebot, und so wird in Ausnahmefällen das Gesetz gelegentlich aus der Schublade hervorgekramt.

Die Spruchkammer liest sich durch die über zwei Dutzend Zeugenaussagen von 1948 und 1949 und entscheidet nach Aktenlage. Am 21. September 1951 wird «Elke Sirewitz» in die Gruppe II, Belasteter, eingestuft.⁷⁷ Zwar hätte die Tatsache, dass er verantwortlicher KZ-Kommandant und SS-Untersturmführer gewesen sei und seine «Stellung gegenüber den Juden zu seinem Vorteil ausgenützt» habe, die Einstufung in Gruppe I nahegelegt, doch habe man mildernd berücksichtigt, dass er den Juden auch «uneigennützig» Vorteile verschafft habe.

Es sind nicht nur professionelle Juristen, die finden, Scherwitz hätte strenger bestraft werden müssen. Auch auf der Opferseite fühlen sich einige noch nicht genügend gerächt. Chaim G., dem Scherwitz 1941 mit Sicherheit das Leben gerettet hat, indem er ihn Tage vor dem Rumbula-Massaker am Washington Platz aufnahm, ausgerechnet Chaim G. versucht in Oberschwaben ein neues Verfahren in Gang zu setzen. Er meldet der Augsburger Staatsanwaltschaft, er wisse von einer Frau Szema G., Korsettnäherin in Paris, die bezeugen könne, dass Scherwitz viele hundert Konzentrationslagerhäftlinge ermordet habe. Die Staatsanwaltschaft wird tätig und lässt Szema G. in Paris vernehmen. Die Frau erhebt unglaubliche Anschuldigungen:

«Ich habe den genannten Scherwitz, der während meines Aufenthaltes auf der Lenta von 1941 bis 1944 die Funktion eines Lagerchefs ausübte, sehr genau gekannt. Dieser Mann war strenggenommen nicht brutal, sondern habgierig. Wenn es sich darum handelte, sich eines Juden durch Verbrennen im Ofen des Krematoriums zu entledigen, suchte er sich zunächst einen reichen Juden aus, feilschte mit ihm, und dann schickte er einen armen Juden als Opfer. Auf diese Weise hat sich Scherwitz rapide bereichert. (...) Wenn übrigens Gruppen ausländischer Juden wie Belgier, Holländer, Franzosen, Ungarn im Lager ankamen, hatte Scherwitz die grösste Eile, sie zu vernichten.»⁷⁸

Diese Behauptungen sind objektiv unhaltbar, nach Lettland sind niemals Deportationszüge aus Holland, Belgien oder Frankreich gerollt, auch Verbrennungsöfen gab es keine, geschweige auf der Lenta. Aber 1951 weiss man noch wenig über die Verhältnisse im Osten. Deshalb wird gegen Scherwitz Haftbefehl erlassen wegen des dringenden Verdachts, eine unbekannte Anzahl von Juden den Krematoriumsöfen zugeführt zu haben. Scherwitz wird in der Strafanstalt Straubing vernommen. Er erklärt die Anschuldigungen für absurd; eine Frau dieses Namens kenne er überhaupt nicht.

Nach über einem Jahr weiterer Ermittlungsarbeit ergeht am 11. Juni 1952 der Beschluss: «Der Beschuldigte wird ausser Verfolgung gesetzt. Nach unwiderlegbarem Vorbringen des Angeschuldigten befand sich im Lager Riga (Lenta) gar kein Krematorium.»⁷⁹

Lichtblick

Ende 1953, wer weiss, wie viele Hausschuhe Scherwitz schon genäht und Magenkoliken überstanden hat, glimmt endlich ein Fünkchen Hoffnung auf. Ein Jude aus Riga, der nicht auf der Lenta, sondern beim Gestapohauptquartier hat arbeiten müssen, nimmt sich seiner an. Es ist Josef Berman, 27 Jahre alt, von Beruf Schauspieler, der bisher in London gelebt hat und jetzt nach München umgesiedelt ist. Er ist der Überzeugung, Scherwitz sei zu Unrecht verurteilt worden, der Hauptbelastungszeuge Matjukow sei ein ausgekochter Lügner. Nicht Scherwitz, sondern die lettische Wache habe damals die flüchtenden Juden erschossen. Dies habe man sich damals in Riga auf seiner Dienststelle erzählt.

Josef Berman besucht Scherwitz mehrmals im Gefängnis, bringt ihm Zigaretten und aufmunternde Worte mit. Er bemühe sich, einen Wiederaufnahmeprozess in Gang zu setzen, berichtet er dem Gefangenen. Er suche auf eigene Faust «weltweit» Zeugen und werde Strafanzeige gegen Matjukow wegen Meineids erstatten. Tatsächlich erstattet er am 19. Februar 1954 diese Anzeige, aber sie versandet, weil er selbst kein Augenzeuge ist und auch keine weiteren Zeugen beibringen kann.⁸⁰

Mit dem Ziel, ein Wiederaufnahmeverfahren zu erreichen, erscheint Berman einige Tage später wieder bei der Staatsanwaltschaft. Diesmal hat er ei-

nen Zeugen im Schlepptau, Abe Karelitz, der über ein Jahr lang auf der Lenta gearbeitet hatte, erst als Schweinehüter, dann als Hilfgärtner, endlich als Elektriker. Ihn hat die Verteidigung von Scherwitz schon in seinem ersten Prozess 1949 als Entlastungszeugen laden wollen, ihn aber nicht finden können. Jetzt ist er leibhaftig da, besitzt eine feste Adresse in München und macht einen guten Eindruck. Seine Aussage wird von der Staatsanwaltschaft auf vier enggetippten Seiten wiedergegeben. Es ist die ausführlichste Schilderung, die sie jemals über die Lenta protokolliert hat.

Abe Karelitz argumentiert differenziert, schildert Scherwitz' Licht- und Schattenseiten. Er habe für seine Untergebenen gesorgt und sie verteidigt, sagt er, aber dabei die Häftlinge bevorzugt, die ihm Geld oder Schmuck geben konnten. Ihm selbst habe er allerdings zweimal ohne Gegenleistungen das Leben gerettet, er wisse nicht, wieso. Nur zu der Tötung der drei Geflohenenen kann er nichts Substantielles angeben, auch er kennt die Geschichte nur vom Hörensagen. Seine Version weicht allerdings von den Aussagen der im Prozess gehörten Zeugen erheblich ab. Karelitz ist sich sicher, damals erfahren zu haben, Harry Scheinker und Edgar Heit seien auf der Strasse von der lettischen Wache erschossen worden, der dritte wurde «von einem kurz darauf zusammengetretenen Standgericht zum Tode verurteilt und etwa drei oder vier Stunden nach dem Fluchtversuch von einem Gestapo-Angehörigen, der funktionsmässig Koch war, erschossen».⁸¹ Die Staatsanwaltschaft heftet die Aussage ab, mit diesem Zeugnis vom Hörensagen wird der Augenzeugenbericht von Matjukow nicht erschüttert.

Bermans Bemühungen haben keinen Erfolg, geben aber offenbar dem Gefangenen neuen Mut. Im Juni 1953, nachdem er dreiviertel seiner Strafe bereits abgesessen hat, versucht er zum drittenmal einen Gnadenerweis zu erwirken.⁸² Die obligatorische Stellungnahme der Gefängnisdirektion bleibt jedoch rundweg negativ: «Die seinerzeit geschilderte Haltung des Gefangenen hat sich auch in der Zwischenzeit nicht geändert. S. ist hinterhältig und gewandt, und ebenso höflich wie überheblich. Ich halte ihn nicht würdig für einen Gnadenerweis. In der Zwischenzeit musste S. wegen Hetzerei gegen einen anderen Gefangenen mit einer Hausstrafe belegt werden. Sein Arbeitsfleiss ist nicht zu beanstanden.»⁸³

Auch dieses dritte Gesuch wird daher abgelehnt, denn die bei der Begehung der Straftat «an den Tag gelegte niedrige Gesinnung liesse es zweckmässig erscheinen, dass der Verurteilte (...) die festgesetzte Strafe restlos verbüsst».⁸⁴

Es ist immer wieder die gerichtlich festgestellte «niedrige Gesinnung», die Scherwitz bisher von allen Amnestie- und Gnadenwegen ferngehalten hat. Sie war damit begründet, dass er als Jude Juden getötet habe. Hätte er als Christ Juden getötet, und wäre er etwas prominenter gewesen, hätte man ihm vielleicht die Reststrafe erlassen. Denn 1953 ist die Amnestiebewegung im vollen Gange. Sie wird vom früheren Stellvertreter Heydrichs bei der Gestapo, Werner Best, organisiert, der promovierte Jurist ist inzwischen ein einflussreicher Industrieller geworden. Genau in den Tagen, in denen die Kammer des Landgerichts München I Scherwitz' Gnadengesuch ablehnt, stellt sie, dieselbe Kammer, das Verfahren gegen Best wegen seiner Mitbeteiligung an den Morden während der «Röhm-Aktion» 1934 ein.⁸⁵ Best hat sich bei seiner Rehabilitierungskampagne nicht mit Gnadengesuchen aufgehalten, sondern meist und erfolgreich mit Befehlsnotstand argumentiert. Befehlsnotstand, das war das Argument der Täter. Scherwitz rechnete sich nicht zu den Tätern; was man ihm an Mordtaten vorwarf, hatte er nicht getan. Das Wort Befehlsnotstand kommt bei ihm nicht vor.

Gegen die Ablehnung des Gnadengesuchs legt Scherwitz wiederum Widerspruch ein. Erneut zeigt er sich nicht schuldeinsichtig: «Meine harte Strafe habe ich nur dem Meineid eines Rassegenossen zu verdanken. (...) Ausserdem möchte ich betonen, dass ich als Soldat sechs Jahre an der Ostfront für Deutschland gekämpft habe, was meine Auszeichnungen durch die mir verliehenen Tapferkeitsorden beweisen.»⁸⁶ Auch dieser Widerspruch wird nach einem halben Jahr Aktendurchlauf abgelehnt. Und so geht es weiter und so geht es fort. Bis zum Frühjahr 1954 hat er insgesamt acht Gnadengesuche oder Einsprüche gegen ablehnende Bescheide gestellt, und immer vergeblich.

Inzwischen haben die Amerikaner fast alle in Landsberg am Lech einsitzenden, rechtskräftig verurteilten Kriegsverbrecher vorzeitig entlassen, die Briten und Franzosen haben im Münsterland und am Rhein dasselbe getan. In Deutschland gibt es riesige Demonstrationen für eine Generalamnestie, in

den Kirchen wird darum gebetet, und die Zeitschrift «Stern» schreibt sie herbei. In Bonn stehen die ersten und zweiten Lesungen für ein erweitertes Amnestiegesetz auf der Tagesordnung, nach der dritten Lesung wird es im Juli 1954 erlassen und gilt für Taten, die während des «Zusammenbruchs» begangen worden sind. Von diesem Gesetz werden rund 400.000 Personen profitieren.⁸⁷

Während dieser Debatte stellt Scherwitz am 22. März 1954 sein neuntes Gnadengesuch. Diesmal argumentiert er mit der Gleichheit vor dem Gesetz. Überall würden «Gnadenausschüsse zur Bereinigung der Kriegsverbrecherfrage gebildet», fortwährend würden «Kriegsverbrecher aus der Haft entlassen (...), denen in zahlreichen Fällen sogar die Hälfte der Strafe erlassen wurde». Er könne sich nicht vorstellen, dass ihm, «weil er Jude sei, die feierlich proklamierte und garantierte Gleichheit vor dem Gesetz» nicht zugestanden werde.⁸⁸

Endlich findet er ein offenes Ohr. Das Schreiben wird ungewöhnlich schnell bearbeitet. Schon drei Wochen später fällt der Beschluss des Landgerichts I in München, «Gnade vor Recht» ergehen zu lassen und Scherwitz die Reststrafe von sechs Monaten Haft «bedingt» zu ersparen. Zwar habe «der Verurteilte bei der Art der Straftat – Tötung eigener Rassegenossen – eine niedrige Gesinnung an den Tag gelegt, aber er hat sich in der letzten Zeit in der Strafanstalt hausstrafenfrei geführt und fleissig gearbeitet. Der Senat hat deshalb die Überzeugung gewonnen (...), den Verurteilten Elke Sirowitz am 22. Juni 1954 bedingt aus der Haft entlassen, unter der Voraussetzung, dass er sich weiterhin in der Strafzeit und während der bis zum 1. Juli 1957 laufenden Bewährungsfrist ordentlich führt.»⁸⁹

In Freiheit

Am 22. Juni 1954 ist Scherwitz endlich ein freier Mann. Er ist jetzt beinahe 44 Jahre oder, glaubt man anderen Dokumenten, 51 oder 52 oder 53 Jahre alt.

Sechs Jahre und zwei Monate seines Lebens hat er in Untersuchungs- und Gefängnishaft verbracht, länger als der Krieg gedauert hat. Er weiss es nicht, aber Boris Rudow, sein engster Vertrauter von damals, befindet sich immer

noch im Gulag. Im Vergleich zu ihm ist Scherwitz glänzend weggekommen.

Der 22. Juni ist ein Dienstag. Josef Berman holt ihn am frühen Mittag vom Gefängnis ab, es ist ein Freundschaftsdienst, denn viel zu tragen hat Scherwitz nicht. Aus der Effektenkammer hat er seinen goldenen Ehering zurückbekommen, auch den Siegelring, die kann er jetzt verkaufen. Ein wenig Geld mag er in der Tasche haben, der Lohn für dreieinhalb Jahre Filzschuhe nähen. Die ersten Wochen in Freiheit darf er bei Josef Berman in der Jasmaningerstrasse wohnen, mitten in der Innenstadt von München, ganz nah bei den Isarwiesen. Berman wohnt selbst zur Untermiete, und als die Wirtin gegen den Dauergast protestiert, zieht er zu Frau Lehmann um die Ecke.

Für die schönen Isarwiesen wird Scherwitz wenig Zeit gehabt haben, er braucht dringend einen Broterwerb. Aber die im Spruchkammerurteil verhängten Sanktionen schränken seine Möglichkeiten stark ein. Er darf nur eine «untergeordnete» Beschäftigung annehmen, aber da ist die Konkurrenz gross. Die Heimatvertriebenen, die Flüchtlinge aus der DDR, die nach dem 17. Juni 1953 zu Hunderttausenden kommen, die Kriegsheimkehrer, sie alle suchen Arbeit, gleich welche, noch ist das Wirtschaftswunder nicht zu ahnen.

So wird Scherwitz «Hausvertreter». Was er vertreten hat, ist nicht bekannt. Das Spruchkammerurteil untersagt ihm einen Pkw-Besitz, sein Führerschein ist eingezogen, so ist sein Radius begrenzt. Er wird in München treppauf, treppab gelaufen sein, wird auf Provisionsbasis vielleicht Staubsauger angeboten haben, die mit einem besonderen Aufsatz umfunktioniert werden können zu Trockenhauben, damit die Hausfrauen das Geld für den Friseur sparen. Mehrfachfunktionsgeräte sind der letzte Schrei in den fünfziger Jahren. Scherwitz ist früher ein überzeugender Redner gewesen und ein ausnehmend höflicher Mann. Vielleicht haben ihm die Jahre hinter Gittern auch seinen Charme gelassen. Vielleicht wird er deshalb gerade so über die Runden gekommen sein.

Ob bei einem Hausbesuch oder weil er eine neue Unterkunft sucht, irgendwann im Jahre 1955 lernt er die Familie A. in der Langerstrasse kennen und zieht als Untermieter dort ein. Zur Familie A. gehört eine Tochter, sie

soll hier Klara genannt werden. Mit dieser Klara befreundet er sich, aus Freundschaft wird Liebe, und recht bald verloben sich die beiden. Am 12. Mai 1958 treten die bodenständige Klara und der Boden suchende Elias vor das Standesamt München Mitte. Es ist Scherwitz' zweite Ehe. Die Verlobungsjahre lebt er bei den künftigen Schwiegereltern, aber nach der Hochzeit reicht es für eine eigene Wohnung in einer Hauptverkehrsstrasse mitten in Schwabing. In diesen Jahren muss sich Scherwitz an seine Tochter R. erinnern haben, oder sie an ihn. R. ist im Jahr 1958 18 Jahre alt geworden. Sie trifft sich zweimal mit ihrem Vater und lernt auch seine neue Frau kennen.

Von Alexander Lewin, der mit der Tochter R. in den neunziger Jahren kurz korrespondiert hat, erhalte ich ihre Adresse. Ich schreibe ihr einen Brief mit der Bitte, sie besuchen und über ihren Vater reden zu dürfen. Aber sie ist misstrauisch, man solle die «Vergangenheit doch ruhen lassen», antwortet sie am Telefon, wem nütze es, wenn alles wieder aufgewühlt werde. Trotzdem möchte sie erfahren, was ich über ihn und ihre «Tante in Israel» (Bella R.) wisse, vielleicht dann, sagt sie. Ich schicke ihr einen Vortrag, den ich zu Beginn meiner Arbeit über ihren Vater gehalten habe, und der gefällt ihr nicht. Sie ruft mich an und sagt, sie habe sich entschieden, auf keinen Fall wolle sie mir Auskunft über ihren Vater geben. «Sie haben schlecht recherchiert, wenn Sie nicht einmal wissen, dass er freigesprochen worden ist.»⁹⁰ Was mag er seiner Tochter bloss erzählt haben? Mit welcher Lebenslüge hat sie sich eingerichtet?

Ich schicke ihr eine Kopie der Urteile von 1949 und 1950. Daraufhin ignoriert sie jeden weiteren Versuch einer Kontaktaufnahme und verständigt sich auch mit Klara Sirewitz. Sie, die zweite Ehefrau, die sieben Jahre ihres Lebens mit Scherwitz geteilt hat, lehnt ein Gespräch ebenfalls kategorisch ab. Keine Frau, die Scherwitz nahestand, will mir Auskunft geben, gleich ob «Schwester», Geliebte, Ehefrau oder Tochter. Sie alle haben ihn urnjahrzehnte überlebt und ihre Mauern um ihn errichtet. Ich muss akzeptieren, dass Scherwitz' privates Leben ab 1954 privat bleibt.

Es müssen schwere Jahre gewesen sein, die Klara Sirewitz mit ihrem Mann erlebt hat. Er wird nie wieder gesund werden und niemals so viel Geld verdienen, wie er braucht, um seine Anwälte, die er bis zu seinem Lebensende beschäftigen wird, aus eigener Tasche zu bezahlen. Denn es genügt ihm

nicht, wieder in Freiheit zu sein. Er will die Rehabilitierung, will die Wiederaufnahme des Prozesses, will den Freispruch. Den wird er nicht bekommen, er wird den Kampf verlieren. Schlimmer noch, neue Gerichte werden versuchen, ihm als einem gebürtigen und vorbestraften Litauer das Aufenthaltsrecht in Deutschland zu entziehen. Seine letzten Jahre sind eine einzige Achterbahn.

Kampf um Rehabilitierung

Ein Zufall kommt zu Hilfe. Scherwitz ist gerade aus Straubing entlassen, da erscheint ein Jude aus der Tschechoslowakei bei dem Anwalt Moser in München, um mit ihm Passprobleme zu besprechen. Er heisst David Katz, ist vierzig Jahre alt und von Beruf Bäcker; während des Krieges war er KZ-Häftling in Riga. Weil Moser nach wie vor Scherwitz' Anwalt ist, fragt er nach. Es stellt sich heraus, Katz ist an dem Tag im August 1944, an dem Scherwitz entweder zwei, drei oder vier Juden nach einem Fluchtversuch erschossen haben soll, zufällig auf der Lenta gewesen. Die Version, die er dem Anwalt erzählt, klingt erheblich anders als die verschiedenen Fassungen von Robert Matjukow. Die Aussage des Augenzeugen David Katz erhöht die Chancen eines Wiederaufnahmeverfahrens deutlich.

Wiederaufnahmeverfahren sind eine extrem schwierige Angelegenheit, der Gesetzgeber hat die Hürden sehr hoch gelegt. Noch schwieriger sind sie nach Schwurgerichtsprozessen, weil nicht nachzuvollziehen ist, wie die Geschworenen zu ihrem Schuldspruch gekommen sind. Sie sind nur möglich, wenn neue Tatsachen bekannt werden, die die alte Beweisführung aus den Angeln heben könnten. Der Augenzeugenbericht von David Katz reicht der Zulassungskammer aus, um die Ampel auf Grün zu stellen. Scherwitz' Wiederaufnahmeantrag wird im Februar 1955 stattgegeben, vorausgesetzt, sein Antrag ist auch «begründet». Darüber entscheidet die Kammer, die damals das Verfahren geführt hat, also das Landgericht München I.

Am 9. März 1955 erscheint der Bäckermeister Katz im Justizpalast, begleitet von Scherwitz' Anwalt Moser. Der vernehmende Richter nimmt ihn

gründlich in die Zange, will wissen, warum Katz sich nicht früher gemeldet habe. Es stellt sich heraus, dass er einer der vielen Displaced Persons gewesen ist, die sich in den ersten Nachkriegsjahren mit grenzüberschreitenden Schmuggel- und Devisengeschäften über Wasser gehalten haben. Genauen Nachfragen über seinen Aufenthaltsort bis 1950 weicht er aus, aber seine Erinnerungen an die KZ-Zeit klingen präzise. Sie seien hier auszugsweise zitiert:

«Ich war nicht auf der Lenta, bin nur dann in das Lager gekommen, wenn ich auf meiner Arbeitsstätte bei der Waffen-SS zum Wagenwäschen und Reparaturen oder zur Abholung von Kleidungsstücken und dergleichen dorthin geschickt wurde. Ich bin manchmal einmal, manchmal aber auch drei- bis viermal wöchentlich nach Lenta gekommen. Der mich begleitende Posten musste sich zunächst immer an Herrn Scherwitz wenden. Er pflegte zu mir zu sagen: ‚Ich muss jetzt erst zum Chef gehen.‘ (...) In das Haus, wo der Scherwitz sein Büro hatte, bin ich nicht hineingekommen. Ich habe ihn aber oft gesehen, bestimmt fünfzigmal. Scherwitz hatte unter den Juden den Namen ‚König der Juden‘, weil er dafür sorgte, dass aus seinem Arbeitskommando niemand wegkam zu den sogenannten Sonderaktionen.

In den ersten Tagen des August 1944, als ich zum letztenmal im Lager Lenta war, ereignete sich ein Zwischenfall. Ich wurde von meiner Arbeitsstelle bei der Waffen-SS auf einem Lastkraftwagen mit einem Posten in das Lager gefahren. (...) Mein Posten ging wie üblich in das Verwaltungsgebäude. Er kam aber wieder mit der Nachricht heraus, dass Scherwitz nicht da sei. Nachdem wir eine halbe bis drei Viertel Stunde gewartet hatten, läutete plötzlich die Alarmpflocke des Lagers. Ich sass noch auf dem Wagen, und mein Posten unterhielt sich mit jemandem. Ich stieg schnell aus und hörte, wie die Lettenposten sagten, es seien ein paar Juden entflohen. Einige der Letten liefen bereits mit Maschinenpistolen durch das Lager auf die alte Mitauer Strasse. Mein Posten und ich folgten den Letten, um zu schauen, was passiert war. Wir sind etwa 40 bis 50 Meter aus der Lagerausfahrt hinausgelaufen, und zwar nach links Richtung Bausker Strasse. In der Zwischenzeit hörten wir einige Schüsse und sahen in einiger Entfernung von vielleicht vierzig bis fünfzig Metern zwei Leichen auf der Ecke Bausker/Mitauer Strasse liegen, und zwar auf der der Lenta gegenüberliegenden Strassenseite.

Von den Letten sagte einer in lettischer Sprache: ‚Wir haben eben zwei Juden niedergeschossen‘, oder so ähnlich.

Wir gingen in das Lager zurück und warteten weiter. Nach ungefähr io bis 15 Minuten kam Scherwitz mit einem Personenwagen. Mein Posten sprach ihn an wegen des Auftrags, er erklärte: ‚Heute wird nichts mehr gemachte Vorher erkundigte sich Scherwitz, was vorgefallen sei, weil alle Lettenposten um das Verwaltungsgebäude rumstanden. Scherwitz gab die Anweisung, dass die Leichen geholt werden sollten. Daraufhin fuhr ein Pferde wagen hinaus und brachte die beiden Leichen, das habe ich selbst mit angesehen. Was mit den Leichen weiter geschah, weiss ich nicht, weil ich mit meinem Posten weggefahren bin. (...) Von den beiden Leichen, deren Namen ich nicht kenne, war eine mit einer schwarzen Kombination bekleidet, so wie sie die Insassen auf der Lenta trugen, der andere trug Zivilkleidung.›⁹¹

David Katz' Aussage wird ernst und unter Eid genommen, und wieder heisst es für Scherwitz hoffen und bangen. Derweil sucht die Staatsanwaltschaft vergeblich nach Robert Matjukow, denn jetzt steht Aussage gegen Aussage, und wem ist mehr zu glauben? Matjukow, der sich viele Male widersprochen und dennoch vor Gericht einen guten Eindruck gemacht hat, oder Katz, der eine ungeklärte Vergangenheit besitzt und dessen Erinnerungen sich mit denen von Scherwitz so glücklich decken?

Der Oberstaatsanwalt des Münchner Landgerichts I findet einen Ausweg, der dem Gericht einen Wiederaufnahmeprozess ersparen soll. Er empfiehlt, den Antrag als «unbegründet» abzulehnen, weil es sich bei den von Matjukow und Katz geschilderten Ereignissen um zwei verschiedene Vorfälle handele:

«Das Schwurgericht hat auf Grund der seinerzeit durchgeführten Beweis- aufnahme festgestellt, dass der Angeklagte alleine oder gemeinsam mit einem anderen drei Lenta-Häftlinge, nämlich die Juden Scheinker, Heit und einen Juden unbekanntens Namens, getötet hat. Der Zeuge Katz aber erinnert sich bestimmt, dass bei dem von ihm beobachteten Vorfall zwei Menschen getötet wurden, deren Namen er nicht weiss. Bei den inzwischen allgemein bekannten Verhältnissen in den Konzentrationslagern und ihren Nebenlagern ist anzunehmen, dass auch in Lenta, gerade auch im Sommer 1944, mehr als einmal Häftlinge zu fliehen versuchten und

bei diesem Versuch ihr Leben liessen. Es ist daher wahrscheinlich, dass es sich bei den von Katz geschilderten und dem den Gegenstand des Strafverfahrens bildenden Vorfall um zwei verschiedene handelt. Dass dem Zeugen nur der eine Vorfall bekannt ist, schliesst nicht aus, dass auch bei anderen Gelegenheiten Häftlinge aus dem Lager Lenta beim Versuch, zu entfliehen, erschossen wurden.»⁹²

Diese Expertise der Staatsanwaltschaft greift das Gericht dankbar auf. Im Juli 1955 wird Scherwitz' Antrag auf Wiederaufnahme des Prozesses kostenpflichtig abgewiesen. «Der Verurteilte habe bei seinen früheren Verteidigungsvorbringen Umstände dieser beiden verschiedenen Vorfälle durcheinandergemischt», erklären die Berufungsrichter der 5. Strafkammer. Ihre Schlussfolgerung: «Die Bekundungen der Zeugen Matjukow und Katz widersprechen einander nicht, sondern beziehen sich auf verschiedene Ereignisse.»⁹³

Dieses Urteil widerspricht allen Ermittlungsergebnissen aus den Jahren 1948 bis 1950. In keiner einzigen Zeugenaussage war von zwei verschiedenen Ereignissen die Rede, sondern immer nur von der einen gescheiterten Flucht Anfang August 1944. Nur die Anzahl der Flüchtigen schwankt zwischen zwei und fünf, die Anzahl der Fluchtversuche in diesen Tagen hingegen bleibt in sämtlichen Zeugenberichten konstant: Es ist stets nur der eine Fluchtversuch, von dem alle wissen.

Der Staatsanwalt und die Berufungsrichter sind durch die neue Aussage von Katz mit einem offenen Widerspruch konfrontiert worden, den sie nicht zur Kenntnis nehmen wollten: Entweder hatte Matjukow gelogen und die Erschiessungsszene im Garten erfunden, oder Katz hatte gelogen und die Erschiessungen auf der Strasse erfunden. Entweder – oder. Die Berufungsrichter haben auf eine Klärung des Widerspruchs verzichtet, indem sie aus dem Entweder-oder ein Sowohl-als-auch machten: Es gab erschossene Flüchtlinge im Lagergelände, es gab erschossene Flüchtlinge auf der Strasse. Also gab es zwei verschiedene Fluchtereignisse. Dass es sich bei zwei der Erschossenen um dieselben Flüchtigen, nämlich Scheinker und Heit, gehandelt haben muss, geriet dabei aus dem Blick.

Die Ablehnung des Wiederaufnahmeantrags beruht auf einem Fehlurteil. Das lässt sich heute objektiv feststellen. Scherwitz' Anwalt Moser hatte

recht, als er in seiner Beschwerde gegen den Ablehnungsbescheid falsche «Denkgesetze» monierte und das fundamentale Prinzip «in dubio pro reo» verletzt sah. «Der letzte Zweifel an der Identität der bekundeten Vorfälle wird nach den Gesetzen der Logik durch die Tatsache ausgeräumt, dass Scheinker und Heit *nicht sowohl* durch Genickschuss aus der Pistole des Angeklagten im Lagerbereich *als auch* durch die Maschinenpistole eines oder mehrerer Wachposten ausserhalb des Lagers auf der Mitauer Strasse getötet werden konnten.»⁹⁴

Seine Beschwerde hätte noch erheblich an Gewicht gewonnen, wären ihm damals Zeugen und Zeugnisse bekannt gewesen, die erst später aufgetaucht sind.

Die wichtigsten Zeugnisse liefern Werner Sauer und Abraham Bloch, deren Aufzeichnungen allen Beteiligten in den fünfziger Jahren unbekannt waren. Es ist schlicht undenkbar, dass diese beiden Chronisten, die unabhängig voneinander eine Geschichte nach der anderen über die Lenta erzählen, nichts von einem zweiten tödlich ausgehenden Fluchtversuch erfahren haben sollen. Sie haben jede Flucht von der Lenta notiert, haben minutiös festgehalten, wann und wer sich 1944 über das Dach abgeseilt habe oder von einem Arbeitskommando ausserhalb der Fabrik nicht mehr zurückgekommen sei. Von der Lenta sind 1944 mehr Häftlinge geflüchtet als aus jedem anderen Lager in Riga, und kein einziger von ihnen ist umgekommen. Ihre Namen sind heute alle bekannt, sogar die Namen derjenigen, die die Geretteten bis zur Befreiung versteckt hatten.⁹⁵ Und diesen beiden Chronisten, die ständig das Thema Flucht bewegte und die sich selbst oft die Frage stellten, ob sie fliehen sollten und könnten, sie hätten es mit Sicherheit registriert, wenn es nahezu gleichzeitig zwei voneinander unabhängige Fluchtversuche mit tödlichem Ausgang gegeben hätte.

Beide wissen nur von einer Flucht von vier Häftlingen am 1. oder 2. August 1944. Beide nennen die Namen der Beteiligten: Scheinker, Heit, Glaser und Erich Hirschfeld oder Hirschberg. Beide schreiben, Glaser sei davongekommen, die anderen drei erschossen worden. Ihre Nachrichten und Vermutungen über den Ablauf des Ereignisses sind bereits zitiert worden. Vor allem die sorgfältigen Aufzeichnungen von Abraham Bloch, der, wenn er etwas von dritter Seite erfahren hatte, stets die Informanten beim Namen nannte, widerlegt die Theorie zweier Parallelfluchten.

Es gibt drei weitere Zeugenaussagen, die der Version des Berufungsgerichts widersprechen. Sie stammen aus anderen Verfahren, in denen es nicht um Scherwitz ging und die Vorgänge auf der Lenta kein Hauptthema waren.

Günther Preger (1962): «Ich bin übrigens dabeigewesen, als nach einem missglückten Fluchtversuch auf der Lenta drei Häftlinge erschossen wurden. Ich habe aber den Erschiessungsvorgang nicht unmittelbar sehen können. Ich bin der Meinung, dass lettische SS die drei erschossen hat. Denn es war vor deren Wachlokal. Später hat man Scherwitz alles Mögliche angehängt, ich kann aber nur Gutes über ihn sagen.»⁹⁶

Ben Zwi Hahn (Ben-Zion Chaan, 1965): «Vor der Evakuierung wurden zwei Häftlinge im Lager erschossen. Wie man sagte, war der Täter Roschmann, aber nach dem Krieg wurde Scherwitz dafür verurteilt.»⁹⁷

Erwin M. (1965): «Nach der Rückkehr von Salaspils habe ich erfahren, dass zwei oder drei Häftlinge aus dem Tor gelaufen und erschossen worden sind. Einen kannte ich gut, er hiess Scheinker. Von wem sie erschossen wurde, weiss ich nicht.»⁹⁸

Nach vielen Schriftsätzen hin und her wird im September 1955 auch die Beschwerde gegen den ablehnenden Bescheid als unbegründet verworfen, auch diese Kosten hat Scherwitz abzustottern. Inzwischen müssen seine Anwalts- und Gerichtskosten gewaltig sein, aber das hindert ihn nicht daran, weiter für seine Freisprechung zu kämpfen. Seit seiner Entlassung aus dem Gefängnis lässt er nichts unversucht, um seine Unschuld zu beweisen, er kennt kein anderes Thema.

Im Dezember 1955 stellt Anwalt Moser einen neuen Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens. Es wird der letzte sein. Diesmal fordert er nicht die Freisprechung, sondern ein neues Hauptverfahren. Wieder hat er einen neuen Zeugen aufgetan, der Scherwitz entlasten und gleichzeitig die Theorie von zwei verschiedenen Vorfällen aus den Angeln heben kann.

Es ist der frühere SS-Obersturmführer Wilhelm Boss, hauptamtlicher Mitarbeiter der Abteilung VI, Abwehr, des Reichssicherheitshauptamtes in Berlin. In Riga hat er mit der Beschaffung von Zivilausrüstung für Agenten im gesamten nördlichen Raum zu tun gehabt und deshalb auch viel mit

Scherwitz und der Lenta. Im sogenannten Kurlandkessel geriet er im Oktober 1944 in sowjetische Kriegsgefangenschaft und wurde 1955 von der Adenauer-Regierung freigekauft. Im November 1955 erscheint er beim Anwalt Moser, um von ihm zu erfahren, ob der verurteilte Sirewitz mit dem ihm bekannten Scherwitz identisch sei. So steht es jedenfalls im Wiederaufnahmebegehren des Anwalts.

Von diesem Wilhelm Boss erfährt der Anwalt interessante Neuigkeiten, die er alle in seinem Schriftsatz unterbringt. Scherwitz sei während seiner gesamten Jahre in Riga von dem lettischen Agenten Sarintsch wegen seiner «Judenfreundlichkeit beschattet» worden. Die Lenta habe als Ausrüstungsbetrieb für alle militärischen Dienststellen des Ostlands eine grosse Bedeutung gehabt, und weil der SD Scherwitz für «politisch unzuverlässig» gehalten habe, seien ihm als Sicherheitsleiter erst Eduard Roschmann, dann Robert Nickel beigeordnet worden. Nickel sei im August 1944 der Befehlsoffizier für die lettischen Wachen gewesen, er sei dafür verantwortlich, dass sie geschossen hätten. Scherwitz sei höchst empört gewesen. Moser fasst den Bericht von Boss so zusammen:

«Sowohl aus eigener, persönlicher Beobachtung als auch durch seine V-Leute, in erster Linie durch Sarintsch, (...) wisse er [Boss], dass es den Juden auf der Lenta unvergleichlich besser ging als in allen anderen Lagern. Irgendwelche Vorkommnisse wie Misshandlungen, von Tötungen ganz zu schweigen, waren auf der Lenta grundsätzlich ausgeschlossen.

Der einzige Fall von der Erschiessung zweier lettischer Juden auf der Flucht Anfang August 1944 wurde dem Zeugen nach Rückkehr von einer Dienstreise unverzüglich durch seinen V-Mann Sarintsch gemeldet. Dieser berichtete dem Zeugen, dass während seiner Abwesenheit vier Juden versucht hätten, aus dem Lager Lenta zu entkommen. Hierbei seien zwei von den lettischen Wachposten auf der Rollbahn [militärischer Begriff für ausgebaute Hauptverkehrsstrassen] nach Mitau erschossen worden. Der V-Mann teilte dem Zeugen Boss auch die Namen der erschossenen beiden lettischen Juden mit. Der Zeuge Boss vermag sich jedoch aus eigener Erinnerung nur noch an den Hemdenschneider Scheinker zu besinnen, den er persönlich sehr gut kannte, weil er mit diesem öfters zu tun hatte. (...)

Etwa am 18. August 1944 traf der Zeuge nochmals mit dem Verurteilten (Scherwitz) zusammen, wobei sofort die Rede auf diesen Vorfall kam. Der Verurteilte beklagte sich sehr darüber, dass ihm ‚diese Idioten von Wachmannschaften diesen guten Schneider erschossen hätten‘. Diese Ausdrucksweise gibt fast wortwörtlich den seinerzeitigen Ausspruch des Verurteilten wieder.»⁹⁹

Wie schon der erste Wiederaufnahmeantrag wird auch der zweite gründlich geprüft. Im Hintergrund wird eifrig recherchiert. Die Staatsanwaltschaft erfährt, in Bochum werde gegen den früheren SS-Oberscharführer Robert Nickel ermittelt, und lässt sich die Unterlagen schicken. Aber es stellt sich heraus, dass eine Personenverwechslung vorliegt. In Riga gab es zwei SS-Oberscharführer mit dem Namen Robert Nickel, und der in Bochum Verhörte ist mit dem Nickel von der Lenta nicht identisch. Der richtige Nickel sei in den Wirren von 1945 untergetaucht und gelte als «vermisst», haben die Bochumer herausgefunden.¹⁰⁰

Monate gehen ins Land, Ende 1956 ist über die Zulassung einer neuen Hauptverhandlung immer noch nicht entschieden. Matjukow bleibt unauffindbar.¹⁰¹ Jetzt argumentiert der Anwalt, eine neue Hauptverhandlung könne auch ohne ihn stattfinden, denn mit den Aussagen von Abe Karelitz, David Katz und Wilhelm Boss sei der «Kreis der Unschuldsbeweise» gegen Scherwitz geschlossen. Obendrein sei es eine «historische Tatsache», dass die «professionellen» Belastungszeugen aus dem Kreis der Kriegsverbrecher-Verfolgungskomitees unzuverlässige Zeugen gewesen seien. «Die umfangreiche (...) Rechtsprechung der Wiederaufnahme von sogenannten Kriegsverbrecherverfahren hat dieses reale Faktum nur zu oft bestätigt.»¹⁰² Aber er könne dem Gericht einen zusätzlichen Zeugen anbieten, der über jeden Verdacht erhaben sei und genau wisse, dass Matjukow gelogen habe.

Dieser Zeuge, lässt der Anwalt wissen, sei Dr. Boris Jankolowitsch, Generaldirektor der Paramount Filmgesellschaft, wohnhaft in Brüssel.

Er sei 1944 Lagerschreiber auf der Lenta gewesen und habe die Liste mit den Namen derjenigen Facharbeiter aufgestellt, die für Aufräumarbeiten auf der Lenta bleiben sollten. Der Name Matjukow sei seines Wissens nicht da-

beigewesen. Es gebe allerdings ein Problem, schränkt der Anwalt ein. Der Zeuge sei wegen seiner herausgehobenen gesellschaftlichen Position «äusserst subtil». Er wolle, um einen «religiös bedingten Gewissenskonflikt» zu vermeiden, nicht zum «Gesamtkomplex» Lenta aussagen. Er befürchte «Sanktionen», wenn er der «objektiven Wahrheit», die sich mit der «offiziösen Nachkriegsliteratur» von Zeitzeugen nicht vereinbaren lasse, zum Siege ver helfe. Das Zaudern von Jankolowitsch, seinem Lebensretter Scherwitz zur Seite zu stehen, ist in einem früheren Kapitel schon Thema gewesen. Es gebe aber eine Möglichkeit, ihn dennoch zu hören, legt der Anwalt dem Landgericht nahe. Man könne ihn unter Ausschluss der Öffentlichkeit vernehmen, und zwar ausschliesslich zur Frage, ob Matjukow Anfang August 1944 auf der Lenta oder in Salaspils gewesen sei.¹⁰³

Alle Mühen sind umsonst. Das Gericht entscheidet nach Aktenlage. Im Februar 1957 beschliesst die 4. Strafkammer des Landgerichts München I, Scherwitz' Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens als «unzulässig» abzuweisen. Die Beweisgrundlage des Schwurgerichtsurteils vom 1. August 1950 sei durch die vom Anwalt angebotenen Beweismittel nicht erschüttert. Die ablehnende Begründung ist kompliziert und in endlos lange Sätze verpackt. Sie lässt sich in zwei Hauptpunkte zusammenfassen:

Der erste gilt Matjukow. Weil dieser unbekanntes Aufenthaltes sei und daher nicht erneut vernommen werden könne, würden sich die «allergrössten Schwierigkeiten bei der Nachprüfung der Frage ergeben, warum das Schwurgericht ihm geglaubt und die Aussagen anderer Zeugen beiseite geschoben habe». Nach Abwägung dieser objektiv misslichen Lage gelte es für das Gericht, einen Zeugen, der sich nicht wehren könne, vor «ungerechtfertigten Angriffen» zu schützen. Dies gebiete auch der Respekt vor den damaligen Geschworenen, die es sich mit ihrer allerdings nicht mehr nachprüfaren Entscheidung nicht leicht gemacht hätten. Deshalb habe sich das Gericht entschlossen, das «schützende Prinzip der Rechtskraft des Urteils» höher zu stellen als den Wiederaufnahmeantrag.

Der zweite Teil der Begründung beschäftigt sich mit Boss und Jankolowitsch. Beide seien nicht in der Lage, die vom Berufungsgericht gemachten Feststellungen zu entkräften. Boss habe über die Erschiessung von Schein-

ker nur erfahren, die angebliche Meldung seines V-Manns habe keine Beweiskraft. Selbst wenn es diese Meldung gegeben habe, sei «der Schluss nicht erlaubt, dass sich deshalb nicht mehrere Fälle von Tötungen ereignet hätten, weil einem Aussenstehenden nur von einem Fall Meldung gemacht worden ist und er auch sonst keine Kenntnis von weiteren derartigen Vorfällen erlangt hat».

Noch problematischer als Boss sei für das Gericht der Zeuge Jankolowitsch einzuschätzen. Denn selbst wenn er sich erinnern könne, Matjukow nicht auf der Liste des auf der Lenta verbliebenen Restkommandos erfasst zu haben, sei nicht auszuschliessen, dass er dennoch auf der Lenta geblieben sei. Die Hauptschwäche von Jankolowitsch sei aber, dass er, obwohl er die Vorfälle auf der Lenta miterlebt haben müsse, nicht bereit sei, darüber zu sprechen, sondern nur über Annahmen, «die von höchst zweifelhaftem Wert für die Frage der Schuld des Antragstellers ist».¹⁰⁴

Am 18. Mai 1957 ist der Kampf endgültig zu Ende. Das Oberlandesgericht verwirft alle Einwände des eifrigen Anwalts, es bleibt dabei: Matjukow hat einen Vorfall bekundet, Katz einen anderen, und Boss und Jankolowitsch können zur Wahrheitsfindung nichts beitragen. Eindreiviertel Jahre hat der Anwalt alles unternommen, um Scherwitz' Unschuld zu beweisen, jetzt sind alle Rechtsmittel erschöpft. Bis zum Schluss hat Scherwitz fest geglaubt, er werde doch noch freigesprochen. Als er im Januar 1957 als Zeuge in einem anderen Verfahren befragt wird und dafür Angaben zu seiner Person machen muss, sagt er ohne den leisesten Zweifel: «Ich bin zu Unrecht verurteilt worden. Das ist amtlich. (...) Hierüber hat auch Captain Lock in Nürnberg ausgesagt, der während des Krieges als amerikanischer Agent in Riga tätig gewesen ist und als Elektrikerin meiner Abteilung gearbeitet hat, ohne dass ich davon wusste.»¹⁰⁵

Da hat Scherwitz einiges durcheinandergemischt, hat den Leiter der britischen War Crimes Group mit dem Major Ungar vom Amerikanischen Gerichtshof in Nürnberg verwechselt, hat aus dem Rigaer Lagerhäftling Ungar rückwirkend einen amerikanischen Agenten gemacht. Und er ist grosszügig darüber hinweggegangen, dass weder Lock noch Ungar mit dem, was 1957 «amtlich» festzustellen war, auch nicht die leiseste Berührung hatten. *Amtlich* steht bis heute unverändert fest: «Schuldig wegen dreier sachlich zusammenfassender Verbrechen des Totschlags». Sechs Jahre Gefängnis,

vier Jahre Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, ein strafverschärfendes Urteil, weil «die Tötung eigener Rassegenossen niedrige Gesinnung bezeugte und besonders verwerflich war».

Im Dezember 1957 endet die Bewährungsfrist für die 1954 erlassenen sechs Monate Gefängnis. Kurz vor Ablauf dieser Zeit möchte das Landgericht wissen, ob er sich auch anständig aufgeführt habe. Ein Polizist von dem Polizeiamt München Ost besucht ihn und hört sich anschliessend in der Nachbarschaft um. Er meldet nach oben: «Der Verurteilte Sirewitz hat sich bis jetzt als Handelsvertreter seinen Unterhalt verdient, jetzt ist er mit der Auswertung einer eigenen Erfindung – zahnärztliches Instrument – befasst. Als Geldgeber treten seine Wohnungsgeber auf, mit deren Tochter er verlobt ist. Er ist nirgends unliebsam in Erscheinung getreten und wurde in Befragung von Vertrauenspersonen allgemein als ruhige und fleissige Person geschildert.»¹⁰⁶

«Unerwünschter Ausländer»

Im Mai 1958 heiraten Klara und Elke Sirewitz, die bald gefundene neue Wohnung in Schwabing ist seine letzte Adresse. In den nächsten Jahren wird er noch ab und an als Zeuge in verschiedenen Ermittlungsverfahren gefragt, aber ergiebig sind seine Aussagen für die Staatsanwälte nicht. Seine eigene Biographie bietet er mal in dieser, mal in jener Variante. Nur dass er Elke Sirewitz heisse und ein Sohn jüdischer Eltern aus Wilna in Litauen sei, dabei bleibt er immer, bis zum Ende seines Lebens rückt er davon nicht ab. Hätte er es getan, wären seine letzten Jahre friedlicher verlaufen.

Denn ein Drama hat er noch zu überstehen, sein ewiges Problem der ungeklärten Herkunft überschattet seine letzten Lebensjahre. Eingebrockt hat er sich die Schwierigkeiten an dem Tag im Juli 1948, an dem er auf dem Münchener Polizeipräsidium erklärte, er sei nicht Fritz Scherwitz, ein Jude aus Buscheruni, wie es in all seinen eidesstattlichen Erklärungen seit 1945 steht, sondern Elke Sirewitz aus Wilna, «staatenlos, früher litauisch». Wenn er sich diese staatenlose Variante zurechtgelegt haben sollte, weil er hoffte, damit sei ein deutsches Gericht für ihn nicht zuständig, dann hat er sich damals selbst eine Falle gestellt, in die er Jahre später stolpert.

Wenn die Kombination «staatenloser Jude aus Litauen» stimmt, dann hat er dafür doppelt büßen müssen: Im Strafprozess hat die jüdische Herkunft fatal strafverschärfend gewirkt. In den Jahren nach der Strafverbüßung hat ihn die litauische Herkunft an den Rand der Ausweisung gebracht.

Und das kam so: Kaum aus dem Zuchthaus Straubing entlassen und in München polizeilich angemeldet, erhält Scherwitz den ersten Einschreibebrief von der Ausländerpolizei. Nach der Ausländerverordnung werde er des Landes verwiesen, begründet wird diese Entscheidung mit der Verurteilung wegen Totschlags. Wohin er gehen soll, wird nicht gesagt, Hauptsache, weg aus Deutschland, und Hauptsache, schnell. Gleichzeitig wird ihm untersagt, eine Arbeit anzunehmen. Im September 1954 legt sein Anwalt Klage gegen den Amtsbescheid beim Bayerischen Verwaltungsgericht ein, erst müsse über das Wiederaufnahmeverfahren entschieden werden, argumentiert er nach einigem Hin und Her schliesslich mit Erfolg.

Drei Jahre ruht die Angelegenheit. Als am 18. Mai 1957 endlich feststeht, das Strafurteil gegen Scherwitz bleibt in Kraft, holt das Verwaltungsgericht seine Klage gegen den Ausweisungsbescheid sofort aus der Schublade und weist sie ab. Das 1954 ausgesprochene Aufenthaltsverbot gelte nach wie vor, die Schwere der Straftat rechtfertige eine sofortige Ausweisung. Als unerwünschter Ausländer droht ihm sogar die Abschiebehaft, auch wenn nicht klar ist, wohin er abgeschoben werden kann. Dieses Problem ist aus der heutigen Asylgesetzgebung bekannt. Jetzt sitzt Scherwitz tief in der Klemme.

In dieser beinahe aussichtslosen Situation muss ihm sein ehemaliger Freikorpsführer Friedrich Erler eingefallen sein, und das besondere und lebenslange «Treueverhältnis von Mann zu Mann». Schon einmal hatte Erler seinem Schützling aus der Patsche geholfen, damals, als Scherwitz ohne Herkunftsnachweise heiraten wollte. In der Nazizeit galt es, Scherwitz als guten Deutschen darzustellen, der im Freikorps für Volk und Vaterland seinen Kopf hingehalten habe. Jetzt gilt es zu bezeugen, dass Scherwitz für seine Verdienste um die deutsche Republik nach dem Ersten Weltkrieg eingebürgert worden ist. Die Vergangenheit vor 37 Jahren, sie ist 1957 Scherwitz' einzige Chance, nicht des Landes verwiesen zu werden, eine Arbeitsgeneh-

migung zu erhalten und sich nicht vor jedem Polizisten verstecken zu müssen. Nach all den Jahren als Umhertriebener in der Weimarer Republik, als Ordnungspolizist und SS-Untersturmführer ‚Fach‘ im Dritten Reich, als Treuhänder und Verfolgtenbetreuer im Besatzungsland, als Zuchthäusler in Straubing und Staatenloser in der Bundesrepublik, besitzt Scherwitz/Sirewitz nur dann eine Chance, mit seiner Klara in München alt zu werden, wenn er ganz auf die Anfänge seiner Lebensgeschichte als Kindersoldat in und um Schaulen zurückgreifen kann. Wenn Friedrich Erler gefunden wird und die richtigen Erinnerungen zu präsentieren vermag.

Erler wird gefunden, wo und wie, ist nicht bekannt. Denn nachdem der Anwalt Berufung gegen die Ausweisungsverfügung eingelegt hat, wird Scherwitz' Zivilklage Ende 1957 in zweiter Instanz vor dem Bayerischen Verwaltungsgericht verhandelt. Dort ist Friedrich Erler aufgetreten und hat seinen früheren Schützling herausgehauen. Über den genauen Hergang des Verfahrens können die Akten des Landesverwaltungsgerichts nicht befragt werden, sie sind vernichtet worden. Fest steht nur, dass Scherwitz recht erhalten hat und die Ausweisungsverfügung aufgehoben wurde. Fest steht auch, dass die Stadt München gegen diese Entscheidung sofort Berufung eingelegt hat. So landet der Rechtsstreit schliesslich in letzter Instanz vor dem Ersten Senat des Bundesverwaltungsgerichtes in Berlin.

In den Berliner Gerichtsakten werden die früheren Vorgänge referiert, und ihnen ist zu entnehmen, was Friedrich Erler in der vorigen Instanz zu Protokoll gegeben hat:

«Er [Erler] sei nach Auflösung des Freikorps im Januar 1920 auf sein elterliches Gut in Schlesien zurückgekehrt. Er habe den damals noch ganz jungen Kläger als seinen Pflegesohn betrachtet und habe ihn als Gemeindevorsteher ausländerrechtlich betreut. Beim Landratsamt habe er einen schriftlichen Antrag auf Einbürgerung des Klägers gestellt und darin hervorgehoben, dass der Kläger im Deutschen Heer und Freikorps gedient habe und in seinen Heimatstaat nicht zurückkehren könne, weil er sich bei der Aufdeckung und Bekämpfung von Banden Verdienste erworben habe. Der Kläger sei bei der Bearbeitung seines Antrags eingehend über seine Personalien vernommen worden. Die Einbürgerung deutscher Per-

sonen, die während des Ersten Weltkrieges dem Deutschen Heer und danach dem Freikorps angehört hätten, sei erleichtert durchgeführt worden. Er glaube sich aber daran zu erinnern, dass ihm schriftlich mitgeteilt worden sei, der Antrag sei genehmigt worden. Mit Bestimmtheit wisse er, dass der Kläger unmittelbar danach einen deutschen Personalausweis erhalten habe.»¹⁰⁷

Von einer möglichen, wahrscheinlichen oder tatsächlichen jüdischen Herkunft des jungen Fritz Scherwitz ist damals in der Freikorpszeit nie die Rede gewesen. Auch Erlers Leumundszeugnis für den Heiratskandidaten Scherwitz enthielt 1937 natürlich nicht die geringste Andeutung in diese Richtung. Beim Bayerischen Verwaltungsgericht 1957 hat Erler aber Scherwitz' jüdisches Elternhaus offenbar bestätigt oder zumindest nicht bestritten. Wenn er überhaupt danach gefragt worden ist. Denn hier stand nicht das Jüdischsein zur Debatte, sondern die Staatszugehörigkeit. Lind jenes besondere «Treueverhältnis von Mann zu Mann», das zwischen Erler und Scherwitz damals in den litauischen Wäldern beschworen worden sein mag, bewährt sich nun ein weiteres Mal unter den veränderten Bedingungen der Bundesrepublik. Hatte Erler 1937 dem jungen Scherwitz bescheinigt, er habe sich «als Soldat bei der Maschinengewehrkompanie sehr gut bewährt» und habe «eine anständige Gesinnung» bewiesen, so ist seine Aussage vor dem bundesrepublikanischen Verwaltungsgericht 1957 mit einem ganz anderen Vokabular bestückt: «Vormundschaft», «Jugendamt», «ausländerrechtliche Betreuung» – in den wirren Jahren nach 1920 hat dergleichen bei den niederschlesischen Freikorpsleuten niemanden interessiert. Aber Erlers Aussage ist dem Geist der neuen Zeit angepasst, und sie tut ihre Wirkung.

Höchstinstanzlich wird am 30. August 1962 entschieden, Scherwitz sei als deutscher Staatsbürger anzusehen, die Landesverweisung der Stadt München sei null und nichtig:

«Wenn wie hier viele Gesichtspunkte für den Kläger [Stadt München] sprechen und es am Ende des Verfahrens zweifelhaft ist, ob er [Sirewitz] Deutscher im Sinne des Grundgesetzes ist, muss das, was nicht aufklärbar ist, zu Lasten der Behörde gehen. (...) Nach der Aussage des Zeugen Erler steht fest, dass für den Kläger ein Einbürgerungsantrag gestellt worden ist und dass der Zeuge auch eine Nachricht erhalten hat, woraus er entneh-

men konnte, dass diesem Antrag stattgegeben ist. Richtig ist, dass ein wirksamer Antrag nur durch den gesetzlichen Vertreter gestellt werden konnte. Aber es ist denkbar, dass das Jugendamt, auch ohne, dass der Zeuge Erlers dies mit vollem Bewusstsein zur Kenntnis genommen hat, die Vormundschaft über den Kläger hatte und dass das Jugendamt des Landkreises, über den der Antrag des Klägers lief, diesem Antrag zugestimmt hat und die Urkunde beim Jugendamt geblieben ist, ist nach Lage des Falles nicht von der Hand zu weisen.»¹⁰⁸

Es ist ein bemerkenswertes Urteil. Der Juristenspruch, in dem sich die höchsten Verwaltungsrichter Erlers Erklärungen in die Kategorien der bundesrepublikanischen Gegenwart übersetzen, rückt die harte Realität der Jahre nach dem Ersten Weltkrieg in eine unwirkliche Ferne. Das Urteil liest sich, kennt man die Geschichte des Freikorps von Diebitsch und der Ostwehren in Schlesien, wie vom Mond. Nachprüfen liessen sich Erlers Angaben ebenfalls nicht, denn Lauban bei Breslau ist längst unter polnischer Verwaltung, und an eine Amtshilfe ist 1962 nicht zu denken.

Das Gericht hat sich an den Grundsatz «in dubio pro reo» gehalten. Zum ersten Mal ist dieser Grundsatz zu Scherwitz' Gunsten angewandt worden, zum ersten Mal hat er ein Verfahren gewonnen. Und zugleich zum letzten Mal. Lange freuen kann er sich darüber nicht, denn nach dem Verwaltungsgerichtsspruch hat er nur noch drei Monate zu leben.

Im Spätherbst 1962 wird er ins Franz-Josef-Krankenhaus in der Innenstadt von München eingeliefert, ein städtisches Hospital. Am 4. Dezember stirbt er, eine Todesursache ist auf dem Totenschein nicht angegeben. Er ist entweder 59,58, 57 oder 52 Jahre alt geworden, auf der Urkunde steht sein Geburtsdatum 1910, Religionszugehörigkeit mosaisch. Zwei Tage später, am 6. Dezember 1962, wird er auf dem Münchner Westfriedhof eingäschert, seine Urne im Familiengrab seiner Frau beigesetzt. Seinen Namen sucht man in der Grabanlage 129 vergebens, nur in den Karteikarten der Friedhofsverwaltung ist er notiert.

Epilog

Scherwitz und Schindler

Bis zu seinem Tod 1962 hat die deutsche Justiz den vermeintlichen Kriegsverbrecher Fritz Scherwitz oder Elke Sirewitz mit allen ihr verfügbaren Mitteln verfolgt. Heute, aus dem Abstand von Jahrzehnten, ist festzustellen: Diesem Menschen ist viel Unrecht geschehen.

In den Prozessen gegen ihn waren das Beweismaterial dürftig, die Beschuldigungen abgesprochen, der Hauptbelastungszeuge unseriös, die Prozessführung schlampig, die Richter voreingenommen. Ob er wirklich von jüdischen Eltern abstammte, bleibt bis heute ungewiss. Entscheidend ist, das Gericht hat ihm seine jüdische Herkunft nur zu gern geglaubt. Skandalös war die Urteilsbegründung der Richter, es sei ihm strafverschärfend anzurechnen, dass er als Jude eigene Rassegenossen umgebracht habe. Mit der Verurteilung eines Juden als Kriegsverbrecher liess sich den Schuldprüchen der Nürnberger Prozesse, der ‚Siegerjustiz‘ etwas entgegenzusetzen, liess sich die Kollektivschuldthese kontern. Der Fall Scherwitz demonstrierte: Nicht nur die Deutschen hatten ihre Naziverbrecher, sondern nun erwiesenermassen auch die Juden. Die aberwitzige Logik des Urteils führt zu dem Schluss, die schlimmsten Antisemiten seien die Juden selbst gewesen. Die Urteilsbegründung bezeugt ein rassistisches Denken. Wer die Tötung von Rassegenossen moralisch verwerflicher findet als die Tötung von Rassefeinden, sanktioniert damit die rassistische Nazijustiz. Und das Urteil war im Kern antisemitisch, bediente das Klischee des jüdischen Schiebers. Scherwitz' angebliche Wertesammlungen wurden aus dem Kontext des korrupten und kriminellen SS-Systems herausgelöst, ausschliesslich als Beweis für persönliche Habgier und Hemmungslosigkeit gewertet und mit dem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte bestraft.

Heute, fünf Jahrzehnte später, ist vieles bekannt, was damals nicht bekannt war. Würde Scherwitz jetzt vor Gericht stehen, man würde ihn mit ho-

her Wahrscheinlichkeit freisprechen. Vermutlich würde man nicht einmal Anklage erheben. Auch die heute noch lebenden Zeugen sehen das so, selbst Zeugen, die damals dafür gesorgt haben, dass er vor Gericht kam und verurteilt wurde.

Abraham Schapiro

Abraham Schapiro lebt heute in Las Vegas unter einem anderen Namen, er hat als Geiger in den USA eine Karriere gemacht. Ich bat ihn, mir zu schreiben, warum er 1949 gegen Scherwitz so belastend ausgesagt und in der Hauptverhandlung sogar behauptet hat, Scherwitz habe dem Gerber Psawka den Gnadenschuss gegeben. Als Antwort schickt er mir eine Tonbandkassette. Details wisse er nicht mehr, der Name Psawka sei ihm entfallen. Wenn er nicht seine eigene Unterschrift unter seiner Zeugenaussage erkannt hätte, würde er sagen, er hätte sie nicht gemacht. Nur dieses wisse er genau, die Beschuldigungen gegen Scherwitz seien ungerecht gewesen, auch seine eigenen:

«Wir glühten vor Hass, die Bitterkeit frass uns auf. Wir hassten jeden Deutschen, wir hielten sie alle für Nazis. Ich kann mich erinnern, einmal einen jungen Deutschen auf der Strasse in München zusammengeschlagen zu haben, nur weil er mich anlotzte. Das war die Stimmung. Für mich war Scherwitz natürlich ein Nazi, er trug die SS-Uniform und ich die Häftlingskleidung, er war der Boss, ich der Knecht. Darum ging es gleich nach dem Krieg, um nichts anderes. Dass er ein Herrenmensch und wir die Untermenschen waren. Es gab keine Unterscheidung zwischen guten und bösen Nazis, er war Nazi, ein SS-Untersturmführer, das reichte, um ihm alles anhängen zu wollen, was möglich war. Er hatte mir das Leben gerettet, sogar zweimal, das ist wohl wahr, aber das war mir damals egal. Meine Eltern waren tot, meine Tante und mein Onkel auch und fast alle meiner Verwandten. Ich war nicht froh, am Leben geblieben zu sein, ich fühlte mich schuldig, dass ich überlebt hatte, mir ging es saudreckig, irgendjemand musste dafür bezahlen, und das war eben Scherwitz.

Er hat die zwei [sic!] Flüchtlinge nicht erschossen, mit einem war er sogar gut bekannt, soweit ihm das in seiner Position möglich war. Trotzdem war es in Ordnung für mich, dass er verurteilt wurde. Es spielte keine

Rolle, ob die Vorwürfe stimmten oder für was er angeklagt wurde, es ging nicht um Gerechtigkeit, es ging um Rache. Scherwitz hat seine Strafe bekommen, für welche Taten, war völlig gleichgültig, ich hatte kein schlechtes Gewissen, dass er – im Sinne der Anklage – unschuldig ins Gefängnis wandern musste. Er war Nazi gewesen und damit basta.

Bei den Aussagen gegen ihn spielte auch eine grosse Rolle, dass er sich als Jude ausgab. Wir fühlten uns auf den Arm genommen, richtig verschaukelt. Wir hockten in den DP-Lagern, trauerten um unsere Familien, und unser früherer Kommandant war ein wichtiges Tier geworden, benahm sich ultrajüdisch, ass Matze und ging in die Synagoge. Das war zuviel, Nazi und Jude, ein jüdischer Nazi also. Das haben wir ihm heimgezahlt. Vielleicht wäre es ihm besser ergangen, wenn er kein Jude gewesen wäre, wenn er gekommen wäre und uns gesagt hätte, er fühle sich schuldig, was könne er tun? Aber das hat er nicht gemacht, er wollte schon wieder eine Art Chef für die Juden sein und war es als Beamter bei Auerbach auch schon wieder. Er schwamm immer oben. Uns drehte sich der Magen um, wenn er vor Gericht dauernd von ‚meinen Leuten‘ sprach, und mit ‚meinen Leuten‘ uns meinte. Wir waren nicht seine Leute, das wollten wir mal klarstellen.

Heute, wenn ich meine Kinder und Enkelkinder ansehe, denke ich nicht mehr so, und ob er Jude war oder nicht, ist unwichtig. Ich bin glücklich, überlebt zu haben, und bin Scherwitz dankbar dafür. Damals hatte ich keine Gefühle für ihn, heute habe ich stärkere. Heute weiss ich, dass es auch bei den Nazis Lebensretter gegeben hat, auf die Idee wäre ich früher nie gekommen. Heute würde ich Scherwitz in eine Reihe mit Schindler stellen wollen, der ja auch mit der SS kungeln musste und sie bestechen, damit die Juden seines Lagers am Leben bleiben konnten. Scherwitz hat für uns getan, was in seiner Position möglich gewesen war, er hätte nicht mehr machen können, heute weiss ich, er hat sich auf Messers Schneide bewegt und wir auch. Er hat vielen das Leben gerettet unter extrem schwierigen Bedingungen. Er hat auf unerlaubte Weise Lebensmittel besorgt und auch sonst alles Mögliche. Warum er das gemacht ist, ist für mich zweitrangig, er hat es gemacht. Ich würde immer noch sagen, dass er damals auf der Seite der Nazis stand, aber heute würde ich sagen, er stand nur offiziell auf ihrer Seite, eigentlich auf unserer. Viele Verantwortungsträger mussten in der Nazizeit Dinge tun, die sie eigentlich nicht wollten, aber doch getan haben, weil sie Angst hatten. Scherwitz hatte keine Angst, er tarnte unser ganzes Kommando. In diesem

Sinne ist Scherwitz vielleicht sogar ein Held gewesen. Aber das will mir heute noch schwer über die Lippen kommen, ich würde eher sagen, er war ein ‚guter‘ und kein böser Nazi, auf jeden Fall war er ein ‚guter‘ Nazi für uns.»¹⁰⁹

Werner Sauer

Werner Sauer hat einiges dazu beigetragen, dass die Geschichte des Lenta-Kommandanten Scherwitz erzählt werden konnte. Sein Buch aus dem Jahr 1948 ist, zusammen mit den Erinnerungen von Abraham Bloch aus den Jahren 1945 und 1946, die wichtigste Quelle zur Lenta und wirft auf Scherwitz ein überwiegend positives Licht. Nach dessen Verhaftung und Entlarvung 1948 aber tat er viel dafür, dass Scherwitz als Naziverbrecher und Judenmörder zur Rechenschaft gezogen wurde. Vermutlich hat ihn ein ähnliches Rachedenken dazu bewegt, wie Abraham Schapiro es geschildert hat.

Sauer ist 1948 in die USA ausgewandert und 1988 dort gestorben, er kann nicht mehr befragt werden. Doch es gibt eine Reihe von Zeugnissen dafür, dass er im Abstand der Jahre im Falle Scherwitz umgedacht hat.

1984 wird er während der Ermittlungen zum sogenannten Kaiserwaldprozess als Zeuge befragt. Er erklärt, Scherwitz habe nicht nur ihm und seinen Eltern das Leben gerettet, sondern vielen anderen auch. Überhaupt habe er auf der Lenta für viele «Annehmlichkeiten» gesorgt. «Unangenehm und wie in einem KZ» sei es nur gewesen, «wenn Scherwitz fort und Roschmann da war».¹¹⁰

Ähnliches schreibt er in den achtziger Jahren mehrmals verschiedenen Freunden in Europa und Israel. Er bittet sie, ihn bei den Recherchen für ein Buch zu unterstützen, das er über Scherwitz plane. Aus den Briefwechseln geht hervor, er kann über seine Tätigkeit als Lagerleiter nur Gutes berichten, denn «aus eigener Anschauung weiss ich, er war kein schlechter Mensch». Andererseits möchte er aber doch mit ihm abrechnen, denn sein Hauptinteresse gilt der Frage, ob Scherwitz «lediglich ein schlauer SS-Offizier gewesen ist oder ein Jude, der die Nazis an der Nase herumgeführt hat». Erst wenn er dieses Geheimnis gelöst habe, könne er entscheiden, ob er «ein grosser Sohn des jüdischen Volkes» gewesen sei oder «ob er die Juden durch seine

Lüge, er sei Jude, verhöhnt habe: Denn als Verhöhnung würde ich es auffassen», schreibt er einem Freund nach Israel. Mit anderen Worten: Sauer will Scherwitz' Taten in Riga durch die ethnische Brille betrachten und ihn erst dann loben, wenn sich herausstellte, dass sein früherer Kommandant wirklich ein getarnter Jude gewesen sei: «Stell dir vor, was für ein Held er sein könnte, wenn er sich nicht gleich nach dem Krieg als Rassenverfolgter Dr. Scherwitz hingestellt hätte, sondern gesagt, ich habe für viele Jahre die Rollen getauscht, ich war und bin ein Jude. (...) Aber ich kann es nicht glauben, er war immer ein grosser Lügner vor dem Herrn. (...) Es gibt keine Juden, die bei der SS gewesen sind. Es gibt keinen jüdischen SS-Offizier.»¹¹¹

Im Laufe der Zeit scheint Sauer seine Haltung mehrmals geändert zu haben, irgendwann freundet er sich sogar mit der Möglichkeit an, Scherwitz könnte nicht gelogen haben. Motiviert hat ihn wohl das «Jewish Studies Program» der Kent State University in Ohio, Cleveland. Es will die Biographie sponsern, wenn sich herausstellen sollte, Scherwitz habe als Jude der SS ein Schnippchen geschlagen. Das wird aus einem Brief deutlich, den der Leiter des Programms, Prof. Hochhäuser, an das Bayerische Justizministerium mit der Bitte um Akteneinsicht für Sauer geschickt hat: «Sollte es tatsächlich Herrn Sirewitz (Scherwitz) als Jude gelungen sein, in den SD des Reichssicherheitshauptamtes zu gelangen und es sogar zum SS-Untersturmführer zu bringen, so ist dies so aussergewöhnlich und alleinstehend, dass diesem Vorgang eine Ehrenstelle in unserem Ethnie Heritage Program zusteht.»¹¹²

Sauers Buchprojekt scheitert, weil er mit seinen Recherchen nicht vorankommt. Aber die Sache beschäftigt ihn weiter. Etwa ein Jahr vor seinem Tod bespricht er für Otto Scherwitz, den er für einen Verwandten hält, eine Tonbandkassette mit seinen Erinnerungen an Riga. Am Rande erwähnt er auch den Prozess, geht aber mit keinem Sterbenswörtchen auf seine eigene belastende Aussage von 1948 ein:

«Es ist eine Schande, dass dieser aussergewöhnliche Mensch überhaupt eine Gefängnisstrafe bekommen hat. In seinen ganzen Prozessen ist niemals bewiesen worden, dass er etwas Schlechtes getan hat. Er ist für etwas bestraft worden, was er nicht getan hat. Er war 99 Prozent Nazi, aber trotz-

dem kein schlechter Mensch. Er hat vielen Juden das Leben gerettet und anderen das Leben erleichtert. Es ist unbegreiflich, dass er verurteilt worden ist und dass bis heute seine Taten nicht an das Licht der Öffentlichkeit gelangt sind. Er hat eine sensationelle Biographie, das gibt's nicht noch mal auf der Welt. Meiner Meinung nach ist er kein Jude gewesen, sondern hat sich erst nach dem Krieg zu einem erklärt. Ich kenne ihn genau, besser als jeder andere, er war ein riesiger Münchhausen, der log, wenn er nur den Mund aufmachte. Er war ein Riesenangeber. Aber ob er Jude war oder nicht, das spielt heute keine Rolle mehr, oder fast nicht. Ich wollte eine Biographie schreiben, aber das Projekt scheiterte leider an den deutschen Behörden. Es ist, als ob man ihn totsichweigen möchte, oder besser, die Schande der Justiz totsichweigen. Es ist so unbelievable, aber the Scherwitz-Story bleibt jetzt für ever a true Mystery.»¹¹³

Max Kaufmann

Die Historikerin und Zeitzeugin Gertrude Schneider hat in ihrem 1976 veröffentlichten Buch «Journey into Terror» ein sehr positives Bild von der Lenta gezeichnet und sich dabei auf die Aussagen verschiedener Zeitzeugen, vor allem aber auf Max Kaufmanns Buch «Churbn Lettland» gestützt. Von ihr will ich deshalb wissen, warum Max Kaufmann, dem sie bis zu seinem Tod nahestand und mit dem sie im Vorstand der «Society of Jewish Survivors of Latvia» zusammengearbeitet hat, gegen Scherwitz einen Rachefeldzug geführt habe. In seinem Buch stehe über ihn doch viel Wohlwollendes, und er habe die Lenta ausdrücklich als die beste Kasernierung von ganz Lettland bezeichnet. Meine Frage kann sie nicht beantworten, aber sie antwortet, seine Beschuldigungen hätten ihm später leid getan, er habe Abbitte leisten wollen: «Max Kaufmann war in den sechziger Jahren von Gewissensbissen geplagt und machte Scherwitz' Familie hier [in New York] ausfindig, die aus Schaulen war, aber ihren Namen geändert hatte. Ich glaube, auf Siri oder Shirey oder Scherry, leider habe ich mir keine Notizen gemacht. Aber die Leute wollten von Kaufmann nichts wissen.»¹¹⁴

Helmut Fürst

Eine pointierte Meinung zur Lenta hat, im Abstand von fünfzig Jahren, der frühere Garagenarbeiter und heutige Rechtsanwalt Dr. Helmut Fürst in Hannover. Sein Sohn ist heute der Landesvorsitzende des Verbands der Jüdischen Gemeinden in Niedersachsen. Fürst ist im August 1944, als die Flüchtlinge erschossen wurden, auf der Lenta gewesen, hat aber damals überhaupt nichts davon erfahren. Auch von dem Appell, den Scherwitz anschliessend abgehalten und dabei Nachahmer gewarnt haben soll, hört er von mir zum erstenmal. Ich zitiere einige Aussagen aus dem Scherwitz-Prozess, der ebenfalls an ihm vorübergegangen ist. Er verdreht nur die Augen. «Geradezu klassisch», sagt er, «genau solche Aussagen machten die Naziprozesse zur Farce. Die meisten osteuropäischen Juden erzählten das Blaue vom Himmel herunter, für die war doch jeder Tag im Gericht ein bunter Jahrmarkt.» Fürst ist in den siebziger Jahren im Zusammenhang verschiedener Kriegsverbrecherprozesse viele Male zu den Ereignissen in Riga vor Gericht befragt und als zuverlässiger Zeuge vereidigt worden. Ihn frage ich, was er heute über die Lenta und Scherwitz denke. Er antwortet:

«Im Vergleich zu den Zuständen in Kaiserwald und Salaspils, wo ich ja mitreden kann, war Lenta ein Sanatorium. Ja, Sie hören richtig. Ein Sanatorium. Wenn ich davon meinem Sohn erzähle, der fasst sich an den Kopf, wie und von was rede ich eigentlich. Das klingt ja so, als ob ich das KZ-System relativieren möchte, ich hatte dann irgendwann gar keine Lust mehr, darüber zu erzählen. Aber es war so, wie ich es Ihnen sage. Das kann jeder bestätigen, wenn er ehrlich ist. Ich sage Ihnen, alles in allem war die Lenta das Beste, was uns passieren konnte, an irgendwelche Exzesse aussergewöhnlicher Art kann ich mich überhaupt nicht erinnern, die gab es auch nicht. Niemals. Erst recht nicht von Scherwitz, der immer höflich und freundlich zu uns war und es überhaupt nicht nötig hatte, seine Macht auszuspielen. Der war doch ein König mit seiner Galauniform. Dem frassen doch alle aus der Hand, und die Mädels machten Stielaugen. Man erzählte sich Wunderdinge über ihn, damals wäre man für ihn durch das Feuer gegangen, denn er war für alle die Hoffnung, die ganze Sache heil durchzustehen.

Das einzig Schlechte war, dass man sich seiner Sache nie sicher sein konnte. Also die tägliche Unsicherheit über den nächsten Tag.

Das machte Lenta zu einem KZ. Sonst nichts. Der entscheidende Unterschied zu allen anderen KZs war also objektiv der: Wäre uns am nächsten Tag etwas geschehen, wir wären nicht hungrig, müde und krank in den Tod gegangen.»¹¹⁵

Abe Karelitz

Karelitz ist einer der Überlebenden, die Scherwitz nie belastet, sondern immer verteidigt haben: Scherwitz sei kein Mörder, sondern Lebensretter, hat er stets beteuert. Zuletzt 1954, als er die Rehabilitierungsversuche unterstützte.

Aber auch Abe Karelitz vergisst den Fall im Lauf der Zeit, bis er Mitte der achtziger Jahre für seinen Sohn eine Tonbandkassette mit seinen Erinnerungen bespricht. Inzwischen ist er ein erfolgreicher Filmproduzent geworden, und jetzt erkennt er die Brisanz des Stoffs. Scherwitz sei ein tragischer Held, dem Unrecht geschehen sei. Das müsse sich ändern, er verdiene Wiedergutmachung, seine Geschichte gehöre ins Kino. Mit der Tonkassette, einem 4oseitigen Exposé zu einem Drehbuch und einer kleinen Kladde, in die er gleich nach dem Krieg in jiddischer Sprache und winzigen Buchstaben seine Erlebnisse hineingekritzelt hatte, fährt er nach Hollywood. Er interessiert einen «berühmten» Produzenten für den «sensationellen» Plot über den jüdischen SS-Offizier, der von einem bundesrepublikanischen Gericht ein «Racheurteil» einkassiert und sechs Jahre unschuldig im Zuchthaus gesessen habe. Man sei übereingekommen, Arnold Schwarzenegger für die Rolle des jüdischen SS-Lagerleiters und Justizopfers zu gewinnen, erzählt er mir, als ich ihn 1998 besuche. Zu einem Vertragsabschluss sei es aber nicht gekommen, denn um ein Drehbuch schreiben zu können, hätte man die Prozessunterlagen gebraucht, und die seien verschollen gewesen.

«Ein Jammer», bedauert er, «gegen Scherwitz ist Schindler doch ein Waisenknabe gewesen.»

Herbert Ungar

Herbert Ungar, der ehemalige Häftling in Lenta und nachmalige Untersuchungsbeamter in Nürnberg, hat im Abstand von 40 Jahren das Scherwitz-Urteil leidenschaftlich als Nazi-Urteil kritisiert. Seine Urteilsscheitel ist ausführlich zitiert worden. Den Gedanken, dass ein Rehabilitationsprozess angebracht sei, hat er damals noch nicht ausgesprochen. Ein Jahr später, vielleicht angeregt durch das öffentliche Interesse, das Steven Spielbergs Film «Schindlers Liste» ausgelöst hat, fasst er diesen Gedanken konkret. Wie der ehemalige Lenta-Häftling und jetzige Filmproduzent Karelitz den Lagerleiter Scherwitz durch einen Film rehabilitieren wollte, so will der ehemalige Lenta-Häftling und jetzige Jurist Ungar die Rehabilitierung durch einen Prozess ansteuern.

Als Ungar seine Erinnerungen für ein Oral-History-Projekt der Universität Konstanz ordnet und dabei über Scherwitz nachdenkt, schickt er mir eine E-Mail: «Neben Schindler kennen wir nur noch Scherwitz, der in dem ganzen Meer von Leid und Blut eine Schutzzone geschaffen hat. Um tun zu können, was diese beiden Männer gemacht haben, braucht man kriminelle Energie. Nur mit erheblicher krimineller Energie liess sich dieses kriminelle System täuschen und austricksen. Ein guter Mensch wie Bonhoeffer wäre schon nach drei Tagen gescheitert, und in den Tod gerissen hätte er im Scheitern viele. Das Urteil müsste kassiert werden. Es ist ein Nachkriegsurteil über ein Naziverbrechen, da gibt es keine Verjährung für das Recht auf Rehabilitation.»¹²¹

Alexander Lewin

Das letzte Wort gebührt Alexander Lewin, dem witzigen und klugen Rentner aus einem Vorort von Tel Aviv, da er doch, wie er sagt, Scherwitz als erster «exhumiert» hat. Ach, meint er heute, man müsse Fritz Scherwitz ja nicht gleich ins Goldene Buch der Gerechten aller Völker eintragen. Er vertraue vollkommen der allerhöchsten Instanz. Diese werde ihn geprüft und gewogen, werde seine Tricks und Kniffe bewundert, ihn aber auch gerüffelt haben. Jetzt spiele er sicher mit Felix Krull Schach.

Danksagung

An diesem Buch habe ich beinahe sechs Jahre lang gearbeitet, es ist ein Wunder, dass meine Freunde mich niemals im Stich liessen. Dafür bin ich dankbar, für ihr Vertrauen in mich, für ihre Geduld zuzuhören, für ihre Nachsicht, wenn ich wieder einmal alle Gespräche dominierte, für ihren Zuspruch, wenn ich glaubte, an diesem oder jenem Kapitel zu scheitern.

Es gibt einige Menschen, ohne die ich dieses Buch gar nicht hätte schreiben können. Der Historiker und Shoah-Überlebende Margers Vestermanis aus Riga ist nicht unschuldig daran, dass ich mich überhaupt an diese Biographie herangewagt habe. Er hat mir auf das Grosszügigste alle im «Museum und Dokumentationszentrum Juden in Lettland» liegende Archivalien zur Verfügung gestellt, mich auf viele weitere Bestände in anderen Archiven aufmerksam gemacht, mich obendrein mehrmals für viele Wochen in seiner Wohnung beherbergt. Er ist nie müde geworden, mir nächtelang die stolze Geschichte der baltischen Juden zu erzählen und die ihres schrecklichen Endes. Das Kapitel über den Widerstand im Ghetto ist ihm gewidmet. Ohne Margers Vestermanis hätte ich nicht den Musikprofessor Mendel Basch und den Schneider Israel Churin kennengelernt, die mich durch die Lenta führten und mir ihre Erinnerungen an Scherwitz auf Band sprachen. Ihm habe ich es ebenfalls zu verdanken, dass ich Sophie Weinberg traf, die Schwester des angeblich von Scherwitz erschossenen Häftlings Harry Scheinker. Er hat mir auch Lija German und Alexander Trubek vermittelt, die mir mit unendlicher Geduld und Vergrößerungsglas die in Jiddisch und mit der Hand geschriebenen Erinnerungen von Abraham Bloch sowie viele weitere auf jiddisch, Russisch oder Lettisch verfassten Dokumente übersetzten. Frau Tatjana begleitete mich durch die lettischen Archive, sie und Sarmite Pijola sichteten die dort liegenden Unterlagen zur Geschichte der Fabrik Lenta sowie die Meldungen der verschiedenen Polizeidienststellen in Riga.

Schwierigste Übersetzungsarbeiten übernahmen für mich auch die Slawistin Barbara Oertel von der «tageszeitung» sowie Professor Dr. Bernhard

Press †. Mit ihm habe ich in Berlin viele Gespräche geführt, er kannte nicht nur das Ghetto von Riga, sondern auch die Arbeitslager in Workuta.

Der zweite Mensch, dessen immerwährender Unterstützung und Freundschaft dieses Buch sein Zustandekommen verdankt, ist Alexander Lewin, früher Riga, heute Bat Yam bei Tel Aviv. Sein Aufsatz über den «jüdischen SS-Offizier» hat mich elektrisiert und provoziert, die Kontroversen, die wir in Israel und in unzähligen Briefen über Scherwitz' Herkunft sowie über die Kraft der Erinnerung miteinander führten, sind Bestandteile des Textes geworden. In dieser Hinsicht ist dieses Buch auch unser Buch.

Die Nachkriegsgeschichte von Scherwitz wäre mir ohne das Engagement von Jürgen Fiedler, dem Stadtarchivar von Wertingen, zum guten Teil verschlossen geblieben. Er hat mir den Kontakt zu Hermann Eberhart verschafft, ohne dessen Einverständnis ich niemals die privaten Unterlagen der Familie Zenetti über den im ganzen Landkreis verhassten Emporkömmling hätte benutzen können. Darüber hinaus informierte er mich mit unzähligen Details über die Besatzungszeit und Entnazifizierung in Wertingen, sein Sachverstand half mir, den Durchblick zu bewahren.

Danken will ich ebenfalls Professor Dr. Wolfgang Benz vom Institut für Antisemitismusforschung an der TU Berlin. In seinem Kolloquium testete ich den Fall Scherwitz, und in der Folge unterstützte er mich jedesmal, wenn ich ein Leumundszeugnis brauchte, um Zugang zu einem staatlichen oder Gerichtsarchiv zu finden. Die ausseruniversitäre Forschung hat es in Deutschland immer noch schwer, umso mehr freute es mich, dass ich nach einigen Anfangsschwierigkeiten grösste Hilfsbereitschaft in den Archiven erlebte. Herausheben möchte ich Dr. Reinhard Seitz vom Staatsarchiv Augsburg, Oberstaatsanwalt Jochen Kuhlmann vom Landgericht Hamburg, Oberstaatsanwalt Jacobi von der Staatsanwaltschaft Düsseldorf, Dr. Wilhelm Lenz vom Bundesarchiv Berlin, Herrn Fehlauer vom Bundesarchiv Berlin (Document Center), Günther Montfort vom Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg, Barbara Diestel von der Gedenkstätte Dachau, Peter Gohle vom Institut für Zeitgeschichte in München sowie sehr herzlich Ira Zaneriba vom Lettischen Staatsarchiv und Anita Krastina vom Lettischen Historischen Staatsarchiv, beide in Riga.

Eine fundamentale Quelle ist zweifellos die Akte des Strafverfahren gegen Scherwitz/Sirewitz in München. Als ich meine Recherchen begann, wurde mir von verschiedenen Seiten mitgeteilt, die Akte sei vernichtet worden. Es hat einige Mühe gekostet, sie dennoch zu finden, heute liegt sie mikroverfilmt im Staatsarchiv München. Dr. Bachmann hat mir die Einsicht in die Originale gestattet, ich danke ihm für seine Grosszügigkeit.

Das Leben von Scherwitz war kompliziert, seine Spuren zu verfolgen ebenfalls. Ich habe viele Menschen um Hilfe gebeten, der Briefwechsel, den ich mit verschiedenen Archiven und Privatpersonen im In- und Ausland über ihn führte, füllt mehrere Aktenordner. Sie alle aufzuführen würde den Rahmen springen, ich bitte um Nachsicht, dass ich hier nur ausdrücklich dem ehemaligen Präsidenten des Bayerischen Landesentschädigungsamtes, Karlo Hessdörfer, für seine Erinnerungen an Philipp Auerbachs Personalpolitik danke sowie der Ghettoüberlebenden und Buchautorin Professor Dr. Gertrude Schneider für die geduldige Beantwortung meiner Briefe. In ganz herausragender Weise und über viele Jahre hinweg half mir Leiba Lipsic †, der ehemalige Hüter des Ghettoarchivs Schaulen/Siauliu in Litauen. Er bemühte sich sehr, Unterlagen über Scherwitz' mögliche Familie in Litauen zu finden, seine Ergebnisse sind in diesem Buch nachzulesen.

Erwähnen möchte ich auch einige meiner Gesprächspartner, die mich davor bewahrten, in die falsche Richtung zu recherchieren. Dr. Hermann Simon von der «Stiftung Neue Synagoge – Centrum Judaicum» in Berlin und Otto Scherwitz aus Königfeld im Schwarzwald führten mich durch den dunklen Wald der Familienforschung. Letzterer überliess mir auch seinen Briefwechsel mit dem ehemaligen Häftling der Lenta, Walter Sauer, sowie eine Tonbandkassette, die Sauer für den vermeintlichen Verwandten mit seinen Erinnerungen an Scherwitz besprochen hatte. Dr. Peter Krupnikow in München und J. M. Zebhauser in Ulm versorgten mich mit Literaturtips zur Geschichte der baltischen Juden vor und im Ersten Weltkrieg sowie zu den Aktivitäten des Freikorps von Diebitsch in Suwalki und Schaulen. Ohne die profunde Sachkenntnis von Dr. Johannes Tuchel von der «Gedenkstätte Deutscher Widerstand» in Berlin hätte ich das Geheimnis von Scherwitz' SS-Personalkarte nicht entschlüsseln können, seine Bemerkungen sind in

den Text eingearbeitet. Sehr wertvolle Anregungen erhielt ich immer wieder von Professor Dr. Edward Anders, Kalifornien, dem Verfasser eines Gedankbuchs an die ermordeten Juden von Libau. Den Namen Scherwitz kennt er seit 1948, damals hiess Anders Eduard Alperowitsch und leitete das Kriegsverbrecherreferat der «Föderation der befreiten lettischen Juden in der US-Zone Deutschlands». Er hat mir viel über die Mentalität der baltischen Juden in den Lagern für Displaced Persons erzählt, ohne ihn wäre mein Kapitel über die Zeugen in Scherwitz' Prozessen anders ausgefallen.

Ganz besonders dankbar bin ich den ehemaligen Häftlingen der Lenta, die viel Zeit aufbrachten, mit mir über ihre Erlebnisse in Riga und über Scherwitz zu reden. Es war nicht einfach, sie zu finden, die meisten Anfragen, die ich stellte, kamen mit dem Hinweis «verstorben» zurück. Gefunden habe ich nach vielen Umwegen neben Mendel Basch und Israel Churin in Lettland die heute noch äusserst temperamentvolle Rita Blond in Israel, in Deutschland den Rechtsanwalt Dr. Helmut Fürst und den Filmproduzenten Abe Karelitz, in New York den «No Art»-Künstler Boris Lurie und in Las Vegas den Musiker Abraham Schapiro. Viele E-Mails gewechselt und tagelange Gespräche geführt habe ich mit dem Rechtsanwalt Dr. Herbert Ungar, der nach dem Krieg im Range eines Majors am Alliierten Gerichtshof in Nürnberg tätig gewesen war. Nachdem er Jahrzehnte später Scherwitz' Gerichtsakte kennengelernt hatte, wollte er Gerechtigkeit für seinen ehemaligen Lagerleiter und deshalb beim Landgericht München einen Rehabilitierungsprozess anstrengen. Sein Tod 2003 verhinderte diese Initiative.

Zum Schluss will ich Anne und Frank von Auer für ihre Gespräche und ständige Gastfreundschaft in Israel danken sowie das Lied meiner Freundinnen Ute Scheub und Dr. Carmen von Samson-Himmelstjerna singen. Sie beide haben, jede für sich, mein Manuskript von Anfang bis Ende durchgeackert, haben Sätze umformuliert, Fehler entdeckt, die Grammatik korrigiert; ohne ihre Vorarbeiten hätte mein aufmerksamer Lektor, Lutz Dursthoff, noch mehr Ungenauigkeiten gefunden. Alexander Lossow danke ich für die Sorgfalt bei der Erstellung des Personenregisters. Die allergrösste Tortur allerdings teilte ich mit meinem Mann Hartmut Kugler. Ohne ihn wäre mein Buch zweifellos früher erschienen, aber ganz bestimmt in anderer

und ganz bestimmt in schlechterer Form. Mit beinahe nie nachlassendem Engagement half er mir, Schneisen durch das Dickicht von Wahrheit und Legende zu schlagen, zwang mich genau zu formulieren, kürzte und verbesserte auf höchst anregende Weise meine verschiedenen Textentwürfe, obwohl er selbst genug zu tun hatte. Die Fehler, von denen sich hoffentlich nicht zu viele im Text finden, gehen natürlich auf mein Konto.

Dieses Buch habe ich bestimmt dreimal umgeschrieben, Kapitel wie das über Rumbula noch viel öfter. Widmen möchte ich es meiner Mutter Hedda aus Bauske, meinem Vater Nikolai f aus Libau und meiner Enkeltochter Tokyo aus Cortona.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Archivalien

Bundesarchiv Berlin (BA)

- NS 2 Rasse und Siedlungshauptamt
- NS 3 SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt
- NS 4 Konzentrationslager
- NS 19 Persönlicher Stab Reichsführer-SS
- NS 31 SS-Hauptamt
- NS 33 NS-Führungshauptamt
- NS 34 SS-Personalhauptamt
- NS 47 Allgemeine SS/Ortsabschnitte
- R 6 Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete
- R 19 Hauptamt Ordnungspolizei
- R 49 Reichskommissar für die Festigung Deutschen Volkstums
- R 58 Reichssicherheitshauptamt R 70 Sowjetunion

Bundesarchiv Berlin, Zwischenarchiv Dahlwitz-Hoppegarten

- R 90 Reichskommissar für die besetzten Ostgebiete
- R 91 Gebietskommissare im Geschäftsbereich des Reichskommissariats Ostland
- R 92 Generalkommissar in Riga
- Bestand ZA 1/7370 (Fritz Scherwitz) und ZM 1683 (Friedrich Jeckeln)

Bundesarchiv (ehemaliges Document Center BDC)

- SS-Offizierskarten: Paul Daiber, Dr. Karl Jaeger, Robert Nickel, Karl Pierre, Eduard Roschmann, Fritz Scherwitz, Heinz Trühe sowie RS Scherwitz

Bundesarchiv-Militärarchiv, Freiburg i. Br. (BMA)

- RW 30 Rüstungsdienststellen im Ostland, hier Riga

Staatsarchiv Augsburg (StaA)

- Staatsanwaltschaften Augsburg 4 Js 256/1950
- Bayerisches Landesamt für Vermögensverwaltung und Wiedergutmachung,
- Aussenstelle Wertingen, 1, 3, 4, 5, 7, 11, 14, 17, 18, 25, 30, 37, 99.
- Regierung 17603

Staatsarchiv München (StaMchn)

Staatsanwaltschaften München, NS G-Verfahren gegen Sirewitz 17 434
Band I bis IV
Generalstaatsanwaltschaft beim OLG München Nummer 207 (Sirewitz)

Staatsarchiv Nürnberg

KV-Anklage Interrogation S-230

Institut für Zeitgeschichte (IfZ)

Staatsanwaltschaften München, Verfahren gegen Philipp Auerbach 2 Kis
1/52 (I 479A1)
Archiv Walter Hammer und Wilhelm Hoegner
Urteil gegen Heinz Wisner, Gd 05.36 KZ IV Kaiserwald Akz. 393/87
Records of the Office of Military Government for Germany (Mikrofilm:
Record Group 260 OMGUS, Public Safety Branch Bavaria)

Leitende Oberstaatsanwaltschaft Düsseldorf

Verfahren gegen Heinz Wisner 214/213 VRs 3985/85 Staatsanwaltschaft
Düsseldorf

Staatsanwaltschaft bei dem Landgericht Hamburg (Sta Hamburg)

Strafverfahren gegen Maywald u.a. (hier auch gegen Victor Arajs, Karl Toll-
kühn, Jahnke u.a.) 141 Js 534/60
Gegen Rudolf Seck, Kurt Migge, Otto Teckemeier und Rudolf Reese 14 Js
210/49
Gegen Heinz Trühe und Arno Besekow 147 Js 27/74
Gegen Hoffmann u.a. 52/12/49
Verschiedene Bestände

Lettisches Historisches Staatsarchiv, Riga (LVVA)

P 1018 Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete
P 1919 Gestapo Amt
P 1026 Kommandeur der Sicherungspolizei und des SD Lettlands
P 1376 Polizei Riga Stadt
P 69 Generalkommissariat Riga
P 70 Reichskommissariat für das Ostland
P 80-83 Wehrmachtsbefehlshaber
P 132 Sowjetische Ausserordentliche Kommission

Lettisches Staatsarchiv, Riga (LVA)

P 82 SS- und Polizeistandortführer Lettland
P 98 P 958, P 69 Gebietskommissar Riga, Arbeitsamt
P 70 Reichskommissariat für das Ostland, Arbeitsverwaltung

NKWD-Verfahren gegen Boris Rudow, Abraham Bloch, Tamara D. Verschiedene Bestände

Museum und Dokumentationszentrum «Juden in Lettland», Riga (MEL)

Verschiedene Bestände sowie Fotoarchiv

Archiv Yad Vashem, Jerusalem (YVA)

Zeugenberichte 02/937 (Rafael Schub)

033/4077 (Gerda Gottschalk)

03/6653 und VD/219 Henryk Pikielny

04/70-1 und 033/4126 (Werner Sauer)

Verschiedene Bestände

Diaspora Museum Universität Tel Aviv, Wiener Library (WL)

Wartime Crimes in the Baltic Countries 539-1-22 bis 539-6-27

Verschiedene Bestände

Archivalische Auskünfte:

Archiv der Hauptkommission für die Hitlerverbrechen am polnischen Volk, Warschau, Elvira Pylepec, 19.3.1999

Archiv und Gedenkstätte Museum Stutthof, Janina Grabowska-Chalka, 1.2.1998, 5.2.2001

Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München, Archivrat Kastner, 5.12. 1997

Bayerisches Landesentschädigungs- und Staatsschuldenverwaltung, Herr Egerer, 26.1.1998

Bayerisches Oberlandesgericht, München, Oberinspektor Schmid, 9.1.1998

Bayerisches Staatsministerium des Inneren, München, Herr Gansel, 4.3.1998

Bischöfliches Zentralarchiv, Regensburg, Dr. Mann, 11.9.2003

Deutsche Dienststelle (WASt) Berlin, Frau Heske, 27.5.1998, 23.5.2001

Diözese Elk, Polen, Kszimierz Latak, 27.2.2001

Friedhofsverwaltung München, 29.5.1998

Gedenkstätte Dachau, Barbara Diestel, 24.11.1997

Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin, Dr. Johannes Tuchel, 7.4.2002, 19.9.2003

Ghettoarchiv Siauliu, Leiba Lipsic, passim

Heimatarchiv Kreuznach, Lothar Belck, 23.3.1998

Heimatort-Kartei für Nordost-Europa, Lübeck, Herr Beck, 16.2.1998

Internationaler Suchdienst, Arolsen, Herr Koch, 8.7.1998

Internationales Rotes Kreuz, Genf, Dr. Landau, 19.3.2002

Jewish Survivors of Latvia, New York, Steven Springfield, 15.5.1998

Kirchlicher Suchdienst, Stuttgart, Frau Hetzer, 28.5.2003

Landesamt für Besoldung und Versorgung Baden-Württemberg, Pfl, 17.12.2001
Landesarchiv Speyer, Dr. Kernmann, 25.11.1998
Litauisches Staatsarchiv Wilna, R. Cepas, 6.2.1998, 18.8.1999
Museum of the Jewish Diaspora, Beth Hatefutsoh, 23.5.2001
National Archives, Maryland, Dr. Amy Schmidt, 21.1.1998
Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf, Archivrat Heinen, 12.1.1999
Public Record Office, London, Dr. Karner, 20.11.2000
Siemens-Archiv, München, Dr. Wittendorfer, 12.11.1997, 16.4.2000.
Simon Wiesenthal Center, Jerusalem, Dr. Efraim Zuroff, 9.4.2002
Stadtarchiv Mainz, Archivoberrat Schütz, 23.12.1998
Stadtarchiv Siauliu (Litauen), Anna Smuelis, 27.4.1999
Stadtarchiv Suwalki (Polen), Tadeusz Radziwonowitz, 14.2.2002, 4.2.2002, 17.10.2002
Stadtarchiv Wertingen, Jürgen Fiedler, passim
Standesamt Suwalki, Elizbieta Giedrojc, 19. Juli 2002
Standesamt I Berlin, Frau Jeschke, 10.12.1997
The Church of Jesus Christ of Latterday Saints, Utah, Stephen Barthel 28.11.1997
The Vilna Gaon Jewish State Museum, Wilna, Irina Guzenberg, 20.2.2001
United States Holocaust Museum, Washington, Aaron Kornblum, 3.2.1998, 10.10.1999, 14.6.2000
Urkundenarchiv Wilna, Berta Basia, 8.10.1999
US National Archives, Washington DC, Leon Kapler, 3.3.1999
Zentrale Stelle der Justizverwaltungen, Ludwigsburg, Herr Wackert, 8.4.1998
Zentrum für die Aufbewahrung historisch-dokumentarischer Sammlungen (Sonderarchiv) Moskau, Dr. Wladimir Korotajew, 19.3.1998

Weitere Auskünfte von:

Prof. Dr. Edward Anders, Burlington
Prof. Mendel Basch, Riga
Dr. Alexander Bergmann, Riga
Rita Blond, Natanya
Israel Churin, Riga
Dr. Verena Dohrn, Hannover
Dr. Nathan Durst, Herzlyah
Dr. Helmut Fürst, Hannover
Willy Geisenhof, Heidesheim

Frau Hentschel, Hennersdorf
Karlo Hessdörfer, München
Dr. Saul Issroff, London
Abe Karelitz, München
Boris Kliot, New York
Daniel Koblenz, Tel Aviv
Prof. Dr. Peter Krupnikow, München
Joseph Levy, New York
Alexander Lewin, Bat Yam
Boris Lurie, New York
Harriet McCue, Florida
Max Michelson, Colorado
Hannah und Wolf Middelman, Göttingen
Prof. Dr. Herbert Obenaus, Hannover
Silvija Pavides, Riga
Sarmite Pijola, Riga
Dr. Bryan Mark Rigg, Stafford
Ojars Rozitis, Münster
Dr. Jewgenij Salzmann, Haifa
Prof. Dr. Wolfgang Sawodny, Nellingen
Abraham Schapiro, Las Vegas
Otto Scherwitz, Königfeld im Schwarzwald
Prof. Dr. Gertrude Schneider, New York
Dr. Heinz Schneppen, Berlin
Dr. Hermann Simon, Berlin
Dr. Herbert Ungar, Büsingen
Sophie Weinberg, geb. Scheinker, Riga
Herbert Werner, Grünbach
Werner Wunder, Ahorn
Prof. Dr. Erhard Roy Wiehn, Konstanz
J.M. Zebhauser, Ulm

Verwendete Literatur:

(genannt sind nur solche Veröffentlichungen, die im Text oder in den Anmerkungen zitiert bzw. erwähnt werden)

- Aly, Götz, Hitlers zufriedene Räuber, Wie deutsche Soldaten im Zweiten Weltkrieg die besetzten Länder leer kauften, In: Die Zeit, 8. Mai 2003, S. 35
Backer, John H., Die deutschen Jahre des Generals Clay, Der Weg zur Bundesrepublik 1945-1949, München 1983
Bacque, James, Der geplante Tod, Deutsche Kriegsgefangene in amerikanischen und französischen Lagern 1945-1946, Berlin 1989

- Baranowski, Julian, Zur Vorgeschichte und Geschichte des Ghettos Łódź, in: Oskar Singer, Im Eilschritt durch den Ghettotag, Berlin 2002
- Barkai, Abraham, German Speaking Jews in Eastern European Ghettos, Leo Baeck Institute Yearbook, vol. XXXIV, 1989, S. 151-265
- Bericht der unabhängigen Präsidentenkommission der Max-Planck-Gesellschaft unter der Leitung von Carola Sachse: Biowissenschaftliche Forschungen an Kaiser-Wilhelm-Instituten und die Verbrechen des NS-Systems, München 200
- Bernstein, Philipp S., Displaced Persons, in: American Jewish Yearbook 1947-1948, vol. 49, Philadelphia 1948
- Best, Ulrich Herbert, Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, 1903-1989, Bonn 1996
- Bezirksrundfahrt zu Stätten des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus im Wedding, hrsg. von der SPD-Wedding, Berlin 1988
- Binjamin Wilkomirski, Bruchstücke, Frankfurt/Main 1995
- Birn, Ruth Bettina, Die Höheren SS- und Polizeiführer, Himmlers Vertreter im Reich und in den besetzten Gebieten, Düsseldorf 1986
- Bischoff, Joseph, Die letzte Front, Geschichte der Eisernen Division im Baltikum, Berlin 1935
- Bloch, Abraham, Fun Kinderyorn bizn geto (Von der Kindheit bis zum Ghetto), handschriftl., 573 Seiten, undatiert, in: MEL I-220, I-222, I-223
- Bloch, Abraham, Zichroines fun rigaer geto (Erinnerungen aus dem Rigaer Ghetto), 3 Bde, E/033-695/E696/E697, im Archiv von Yad Vashem. Eine Ablichtung besitzt das Muszejs Ebreji Latvija (Museum und Archiv Juden in Lettland) in Riga, abgekürzt MEL B-103 5, B-103 6, B-103 7
- Bloch, Abraham, Briefe (1946/47, 1960), handschriftl., russ., in: MEL III-1996-III-2208 und III-2018-III-2022
- Broszat, Martin, Siegerjustiz oder strafrechtliche «Selbstreinigung», Vergangenheitsbewältigung der Justiz 1945-1949, München 1989
- Browning, Christopher R., Ganz normale Männer, Das Reserve-Polizeibattillon 101 und die «Endlösung» in Polen, Hamburg 1993
- Buch der Erinnerung, Die ins Baltikum deportierten deutschen, österreichischen und tschechoslowakischen Juden, bearbeitet von Wolfgang Scheffler und Diana Schulle, München 2003
- Comité International de la Croix-Rouge, Genf, Kriegsgefangenenlager in Deutschland, Sammlung von Augenzeugenberichten aus PWTE-Lagern aus dem Jahre 1945, Kopien in: Heimatarchiv Bad Kreuznach, ohne Bestandsnummer
- Czech, Danuta, Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945, Hamburg 1989
- Darstellungen aus den Nachkriegskämpfen deutscher Truppen und Freikorps, Band 3, hrsg. von der Kriegsgeschichtlichen Forschungsanstalt des Heeres, im Auftrage des Reichskriegsministeriums, Berlin 1938

- Das Schwarzbuch, Der Genozid an den sowjetischen Juden, hrsg. von Wasili Grossmann und Ija Ehrenburg, Hrsg. der deutschen Ausgabe Arno Lustinger, Hamburg 1994
- Davies, Normann und Roger Moorhouse, Die Blume Europas, Die Geschichte einer mitteleuropäischen Stadt, München 2002
- Dean, Martin C., Seizure, Rental and Sales, The Strange Case of the German Administration of Jewish Property in Latvia (1941-1944), in: Latvia in World War II, vol. 1, Riga 2000, S. 372-401
- Delbrück, Wolfgang, Erinnerungen an meine Erlebnisse aus dem Baltikum von März bis Dezember 1919, Typoskript von Februar 1920, in: BA-M, MSG 2/270
- Der geheimnisvolle Lagerkommandant, in: Süddeutsche Zeitung, 2. August 1950, Nr. 176, S. 2
- Deutschland unter alliierter Besatzung 1945-1949/55, Ein Handbuch, hrsg. von Wolfgang Benz, Berlin 1999
- Die Aufzeichnungen aus einem Kellerloch des Bildhauers Riwoch vom 23. Februar 1941 bis 4. Februar 1942, unveröffentl. masch. Manuskript, bearbeitet 1944, in: MEL III-65. Ein kleiner Teil der Aufzeichnungen erschien 1947 in dem vom «Jüdischen Antifaschistischen Komitee der UdSSR» herausgegebenen «Schwarzbuch». Eine um die zensierten Teile erweiterte, dennoch unvollständige Fassung legte Arno Lustiger (Hamburg 1994) vor.
- Die Einsatzgruppen in der besetzten Sowjetunion 1941/1942, Die Tätigkeits- und Lageberichte der Chefs der Sicherheitspolizei und des SD, hrsg. von Peter Klein, Berlin 1997
- Die letzte Sitzung des Schwurgerichts in München, in: Bayerische Gerichtszeitung, 3. September 1950, Nr. 31, Seite 5 ff.
- Die nationalsozialistischen Konzentrationslager, Entwicklung und Struktur, 2 Bde., hrsg. v. Ulrich Herbert, Karin Orth und Christoph Dieckmann, Göttingen 1998
- Die Wiedergutmachung des nationalsozialistischen Unrechts durch die Bundesrepublik Deutschland, hrsg. vom Bundesministerium für Finanzen in Zusammenarbeit mit Walter Schwarz, Bd. I, München 1974
- Dieckmann, Christoph, Das Ghetto und Konzentrationslager in Kaunas, in: Die nationalsozialistischen Konzentrationslager, Band I, a.a.O., S. 439-471
- Diekmann, Irene und Julius Schoeps (Hrsg.), Das Wilkomirski-Syndrom, Zürich 2002
- Dwinger, Edwin Erich, Die letzten Reiter, Jena 1935
- Dwinger, Edwin Erich, Wir rufen Deutschland, Jena 1932
- Eberhart, Hermann, Wertingen 1919-1950, Geschichte und Geschichten, Wertingen 2000
- Eilander, Kasriel, A Brief History of the Jews in Suwalki, <http://Shtetlinks.jewishgen.org/Suwalki/history.htm>.
- Einsatz im «Reichskommissariat Ostland», Dokumente zum Völkermord im

- Baltikum und in Weissrussland 1941-1944, hrsg. von Wolfgang Benz, Konrad Kwiet und Jürgen Matthäus, Berlin 1998
- Encyclopedia of the Holocaust, New York 1990
- Erhebungen über Preise und Löhne in der Deutschen Metallindustrie, hrsg. vom Deutschen Metallarbeiterverband, Stuttgart 1925, S. 39 ff.
- Ezergailis, Andrew, The Holocaust in Latvia 1941-1945, The missing Center, Riga/Washington 1996
- Fiedler, Jürgen, Die Besatzungszeit in Wertingen 1945 bis 1949, in: Jahrbuch des Historischen Vereins Dillingen, 1985
- Fleming, Gerald, Hitler und die Endlösung, «Es ist des Führers Wunsch», Frankfurt/Berlin 1987
- Forsyth, Frederick, Die Akte ODESSA, München 1973
- Frei, Norbert, Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996
- Freitag/Buchmann, Polizeitruppenführung im Rahmen des verstärkten Bataillons, 1. Teil: Formale Taktik, Berlin 1942
- Friedman, Georg, Aufzeichnungen aus meinem Leben, handschriftliches Manuskript, undatiert, aber etwa 1965, in: MEL III-1087-III-1099
- Ganzfried, Daniel, Dösseker als Wilkomirski, Die Holocaust-Travestie, Berlin 2002
- Gerlach, Christian, Die Wannsee-Konferenz, Das Schicksal der deutschen Juden und Hitlers politische Grundsatzentscheidung, alle Juden Europas umzubringen, in: Werkstattgespräche, 18, 6. Jg., November 1997, S. 7-44
- Geschichtswerkstatt Wedding, Das SS-Wirtschaftslager unter der Brücke, Berlin 1994
- Gessler, Philipp, Interview mit Raul Hilberg, in: die tageszeitung, 7./8. Dezember 2002
- Goschler, Constantin, Der Fall Philipp Auerbach, Wiedergutmachung in Bayern, in: Constantin Goschler und Ludolf Herbst, Wiedergutmachung in der Bundesrepublik, München 1989, S. 77-99
- Gottschalk, Gerda, Der letzte Weg, Typoskript 1947, in: Archiv Yad Vashem 033/1037; überarbeitete Ausgabe, Konstanz 1991.
- Grabowska, Janina, KL Stutthof, Ein historischer Abriss, in: Hermann Kuhn (Hrsg.), Stutthof, Ein Konzentrationslager vor den Toren Danzigs, Bremen 1995, S. 24 ff.
- Gutman, Israel, Eberhard Jäckel und Peter Longerich, Enzyklopädie des Holocaust, München 1996
- Guzenberg, Irina und Jewgenija Sedowa, The Siauliai Ghetto, List of Prisoners 1942, Valstybinis Vilniaus Gaono zydu muziejus 2003
- Handrack, Gerhard, Feldpostbriefe aus Riga 1942/43, in: Jahrbuch des baltischen Deutschtums, Bd. XLIX, 2002, S. 203-243
- Happ, Betty, Bortum all mänsklighet, Stockholm 1945
- Hessdorf er, Karl, Die Entschädigungspraxis im Spannungsfeld von Gesetz,

- Justiz und NS-Opfern, in: Constantin Goschler/Ludolf Herbst (Hrsg.), Wiedergutmachung in der Bundesrepublik Deutschland, a.a.O., S. 231-243
- Hilberg, Raul, Die Vernichtung der Europäischen Juden, Berlin 1982
- Hilliard, Robert L., Von den Befreiern vergessen, Der Überlebenskampf jüdischer KZ-Häftlinge unter amerikanischer Besatzung, Frankfurt/Main 2000
- Hilsenrath, Edgar, Der Nazi und der Friseur, Köln 1977
- Höhne, Heinz, Der Orden unter dem Totenkopf, München 1967
- Huber, H. J., Die Verwandlung des Dr. Fritz Scherwitz, in: Echo der Woche, 11. März 1949, S. 17-20
- Jews in Liepaja, Lativa, 1941 bis 1945, A Memorial Book, hrsg. von Edward Anders und Juris Dubrovskis, Burlingame, USA, 2001
- Joffe, G., Deportation der Juden aus den Frontgebieten 1915, in: Fragen der Geschichte, Moskau 2001, Nr. 9
- Jüdischer SS-Offizier verurteilt, in: Bayerische Gerichtszeitung Nr. 15, 29. Dezember 1949, S. 5
- Jüdischer SS-Offizier verurteilt, in: Unsere Welt, 16. Dezember 1949, Nummer 47-8
- Justiz und NS-Verbrechen, Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen 1945-1966, bearb. von Adelheid Rüter-Ehlemann u.a., Amsterdam 1972
- Kannapin, Norbert, Die Feldpostnummern der Ordnungs- und Sicherheitspolizei, in: Georg Tessin/Norbert Kannapin, Waffen-SS und Ordnungspolizei, a.a.O., S. 561-681
- Kaplan, Israel, Weapons in the Riga Ghetto, in: Gertrude Schneider, Muted Voices, a.a.O., S. 25-40
- Katz, Josef, Erinnerungen eines Überlebenden, Kiel 1988
- Kaufmann, Max, Churbn Lettland, Die Vernichtung der Juden Lettlands, Selbstverlag, München 1947; unkommentierter Nachdruck, hrsg. von Erhard Roy Wiehn, Konstanz 1999
- Keneally, Thomas, Schindlers Liste, München 1983
- Kennan, George E, Memoiren eines Diplomaten, München 1971
- Klein, Peter (Hrsg.), Die Einsatzgruppen in der besetzten Sowjetunion 1941/42, Berlin 1997
- Klein, Peter, Dr. Rudolf Lange als Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD in Lettland, Aspekte eines Dienstalltags, in: Täter im Vernichtungskrieg, a.a.O., S. 125-136
- Klein, Peter, Strategy or Improvisation? The Ghetto of Riga as The Destination of Deportation from Western Europa, in: Holocaust-Konferenz, Riga 2000, S. 74-82.
- Kleinmann, Isaak, And the Lord Spoke on My Behalf, in: Gertrude Schneider, The Unfinished Road, a.a.O., S. 101-110
- Königseder, Angelika und Juliane Wetzel, Lebensmut im Wartesaal, Die jüdischen DPs im Nachkriegsdeutschland, Frankfurt/Main 1994

- Kraushaar, Wolfgang, Die Affäre Auerbach, in: Menora, Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte 1995, hrsg. von Julius Schoeps, Karl Grözinger, Ludger Heid, Gerd Mattenklott, S. 319-345
- Krausnick, Helmut und Hans-Heinrich Wilhelm, Die Truppen des Weltanschauungskrieges, Die Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD 1938 bis 1942, Stuttgart 1981
- Kreikamp, Hans-Dieter, Zur Entstehung des Entschädigungsgesetzes, in: Wiedergutmachung in der Bundesrepublik Deutschland, a.a.O., S. 61-76
- Kroeger, Jürgen Ernst, So war es, Ein Bericht, o.O. 1989
- Kuhn, Hermann (Hrsg.), Stutthof. Ein Konzentrationslager vor den Toren Danzigs, Bremen 1995
- Künzle, Anton und Gad Shimron, Der Tod des Henkers von Riga, Gerlingen 1999
- Kurlow, P., Das Ende des russischen Zarismus. Erinnerungen des Kommandeurs des Generalarmee Korps, Moskau-Petersburg 1923
- Lenz, Wilhelm, Die Bermond-Affaire 1919, in: Journal of Baltic Studies, Vol. XV, Number 1, Spring 1984, S. 1ff.
- Levenstein, Meir, Du sollst sterben und nicht leben, Münster 1973
- Levi, Primo, Die Untergegangenen und die Geretteten, München 1990
- Lewin, Alexander, The Jewish SS-Officer, in: Gertrude Schneider, Unfinished Road, a.a.O., S. 67-80
- Lewin, Alexander, Bericht über den Leutnant Fritz Scherwitz, Materialsammlung, 164 Seiten (russ.), in: MEL B-367
- Lewin, Alexander, Die Geschichte des jüdischen SS-Offiziers Fritz Scherwitz (russ.), in: MEL B-881/1
- Lewin, Alexander, Tschortu tscheres subi, Tel Aviv 1986
- Lichtenstein, Heiner, Himmlers grüne Helfer, Die Schutz- und Ordnungspolizei im «Dritten Reich», Köln 1990
- Lustiger, Arno, Zum Kampf auf Leben und Tod!, Das Buch vom Widerstand der Juden 1933-1945, Köln 1994
- Lux, Markus, «Das Jahr des Grauens», Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit in Lettland, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 47. Jg., Nr. 9, S. 807-819
- Michelson, Frida, I survived Rumbula, New York 1979
- Mächler, Stefan, Der Fall Wilkomirski, Zürich 2000
- Maynard, Jeffrey, The Jewish Community of Siauliai, <http://www.shtetlinks.jewishgen.or.g/shavli/shavli2.html>
- Michelson, Max, City of Live, City of Death, Memories of Riga, University Press of Colorado 2001
- Müller-Ballin, Gabi, Die Nürnberger Prozesse, BZ-Materialien, Nürnberg 1995
- Myllyniemi, Seppo, Die Neuordnung der baltischen Länder 1941-1944, Helsinki 1973

- Nachtwei, Winfried, Literaturliste zum Ghetto von Riga, Erinnerungsberichte, www.nachtwei.de
- Naasner, Walter, SS-Wirtschaft und SS-Verwaltung, Düsseldorf 1998
- Niethammer, Lutz, Entnazifizierung in Bayern, Säuberung und Rehabilitation unter amerikanischer Besatzung, Frankfurt 1972
- Nietzel, Barbara, Das amerikanische Kriegsgefangenenlager in Heidesheim 1945, Facharbeit für Oberstufe Geschichte eines Gymnasiums in Bad Kreuznach, Typoskript 1997
- Obenaus, Herbert, Vom SA-Mann zum jüdischen Ghettoältesten in Riga, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung, Bd. 8, hrsg. v. Wolfgang Benz, Frankfurt/Main 1999, S. 278-299
- Onken, Eva-Clarita, Revisionismus schon vor der Geschichte, Aktuelle Kontroversen in Lettland um die Judenvernichtung und die lettische Kollaboration der nationalsozialistischen Besatzung, Köln 1989
- Pätzold, Kurt und Erika Schwarz, Tagesordnung: Judenmord, Die Wannsee-Konferenz am 20. Januar 1942, Berlin 1992
- Press, Bernhard, Judenmord in Lettland, Berlin 1992
- Pross, Christian, Wiedergutmachung, Der Kleinkrieg gegen die Opfer, Frankfurt 1988
- Radlmaier, Steffen (Hrsg.), Der Nürnberger Lernprozess, Von Kriegsreportern und Starreportern, Frankfurt/Main 2001
- Ratz, Jack, Endless Miracles, New York, 1997
- Reichelt, Katrin, Kollaboration und Holocaust in Lettland 1941-1945, in: Täter im Vernichtungskrieg, a.a.O., S. 110-124
- Reichelt, Katrin, Profit and Loss, The Economic Dimension of the Riga Ghetto (1941-1943), in: Reports of an International Conference on Holocaust Studies in Latvia, Okt. 2000, Riga 2001
- Reisler, Ludwig, Geschichte und Schicksal der Juden in Binswagen, Hausarbeit für die Zulassung zur Ersten Staatsprüfung für das Höhere Lehramt, Technische Universität München 1982, Typoskript
- Riga, Ein Führer für deutsche Soldaten, Im Auftrag der Feldkommandatur Obltn. Hoffmeister, Riga 1941
- Rigg, Bryan Mark, Hitler's Jewish Soldiers, The Untold Story of Nazi Racial Laws and Men of Jewish Descent in the German Military, University Press of Kansas 2002 (Hitlers jüdische Soldaten, Paderborn 2003)
- Römer, Gernot und Ellen, Der Leidensweg der Juden in Schwaben, Schicksale von 1933 bis 1945 in Berichten, Dokumenten und Zahlen, Augsburg 1983
- Roth, Joseph, Juden auf Wanderschaft, Köln 1976
- Rückerl, Adalbert, Die Strafverfolgung von NS-Verbrechen 1945-1978, Heidelberg 1979
- Rückerl, Adalbert, NS-Verbrechen vor Gericht, Versuch einer Vergangenheitsbewältigung, Heidelberg 1984

- Rürup, Reinhard, Topographie des Terrors, Eine Dokumentation, Berlin 1987
- Sandvoss, Hans-Rainer, Widerstand im Wedding, hrsg. von der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin 1985
- Sauer, Bernhard und Gerhard Rossbach, Hitlers Vertreter für Berlin, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 50. Jg. Heft 1, S. 5-21
- Sauer, Werner, Mensch unter Menschen, o. D., Archiv Yad Vashem 033/4126
- Schäfer, Ingeborg und Susanne Klockmann, Mutter mochte Himmler nie, Die Geschichte einer SS-Familie, Reinbeck 1999
- Wolfgang Scheffler, Die Einsatzgruppe A, in: Peter Klein (Hrsg.), Die Einsatzgruppen in der besetzten Sowjetunion 1941/42, Berlin 1997, S. 29 ff.
- Scheringer, Richard, Das grosse Los, Unter Soldaten, Bauern und Rebellen, Hamburg 1959
- Scherwitz, Otto, Das Geschlecht Scherwitz, Geschichte und Genealogie, Deutsches Familien-Archiv, Band 117, Neustadt an der Aisch 1995
- Schick, Christa, Die Internierungslager, in: Von Stalingrad zur Währungsreform, hrsg. vom Institut für Zeitgeschichte Bd. 26, München 1988, S. 301-366
- Schilde, Kurt und Johannes Tuchel, Das Columbia-Haus, Berlin 1990
- Schlink, Bernhard, Der Vorleser, Zürich 1995
- Schmalhausen, Bernd, Dr. Rolf Bischofswerder, Leben und Sterben eines jüdischen Arztes aus Dortmund, Essen/Bottrop 1998
- Schmidt, Hartmut, Zwischen Riga und Locarno, Bericht über Hilde Schneider, Christin, Diakonisse, Ghetto- und KZ-Häftling, Gefängnisfarrerin, Berlin 2000
- Schneider Gertrude (Hrsg.), Muted Voices, Jewish Survivors of Latvia Remember, New York 1987
- Schneider, Gertrude (Hrsg.), The Unfinished Road, Jewish Survivors of Latvia Look Back, New York 1991
- Schneider, Gertrude, Journey into Terror, Story of the Riga Ghetto, erw. Fassung, Westport 2001
- Schneider, Wolfgang, Wettbewerb des Leidens, in: FAZ, 29. Mai 2001
- Schubert, Günther, Hitlers «jüdische» Soldaten, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung Band 7, hrsg. v. Wolfgang Benz, Frankfurt/M 1998, S. 307-331.
- Schulle, Diana, Das Reichssippenamt, Eine Institution nationalsozialistischer Rassepolitik (Diss.), Berlin 2001
- Schulze, Hagen, Freikorps und Republik 1918-1920, Boppard am Rhein 1969
- Sherman-Zander, Hilde, Zwischen Tag und Dunkel, Mädchenjahre im Ghetto, Berlin 1984
- Shpungin, Abraham, Doz is doch geven azey! (So war es wirklich), Tel Aviv 1991
- Sietz, Henning, Attentat auf Adenauer, Berlin 2003
- Smith, Arthur, Die «vermisste» Million, Zum Schicksal deutscher Kriegsgefangener nach dem Zweiten Weltkrieg, hrsg. von Karl-Dietrich Bracker,

- Hans Schwarz, Horst Müller, Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Bd. 65, München 1992
- Stiepany, Ute, Die Dachauer Prozesse und ihre Bedeutung im Rahmen der alliierten Strafverfolgung von NS-Verbrechen. In: Der Nationalsozialismus vor Gericht, Die Alliierten Prozesse gegen Kriegsverbrecher und Soldaten 1943-1952, hrsg. v. Gerd R. Überschär, Frankfurt/M. 1999, S. 227-240
- Taylor, Telford, Der Nürnberger Prozess, München 1992. Täter im Vernichtungskrieg. Der Überfall auf die Sowjetunion und der Völkermord an den Juden, hrsg. von Wolf Kaiser, München 2002
- Tessin, Georg, Deutsche Verbände und Truppen 1918-1939, Nachdruck, Osnabrück 1974
- Tessin, Georg, Die Stäbe und Truppeneinheiten der Ordnungspolizei, in: H.J. Neufeld, J. Hueck, G. Tessin, Zur Geschichte der Ordnungspolizei 1939-1945, Koblenz o.J. (1957)
- Tessin, Georg, Verbände und Truppen der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS, Stationierungen, Teil 3, Osnabrück 1996
- Theweleit, Klaus, Männerphantasien, Frankfurt/M. 1978
- Tuchel, Johannes, Die Inspektion der Konzentrationslager 1938-1945, Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, Schriftenreihe Band I, Berlin 1994
 Unser einziger Weg ist Arbeit, Das Ghetto in Łódź 1940-1944; eine Ausstellung des Jüdischen Museums Frankfurt am Main in Zusammenarbeit mit Yad Vashem, Red. Hanno Loewy und Gerhard Schoenberner, Frankfurt/Wien 1990
- Vestermanis, Margers, Der Holocaust in Lettland, Zur postkommunistischen Aufarbeitung des Themas in Osteuropa, in: Arno Herzig / Ina Lorenz (Hrsg.), Verdrängung und Vernichtung der Juden unter dem Nationalsozialismus, Hamburg 1992, S. 101-130
- Vestermanis, Margers, Der lettische Anteil an der «Endlösung». Versuch einer Antwort, in: Die Schatten der Vergangenheit, Impulse zur Historisierung des Nationalsozialismus, hrsg. von Uwe Backes, Eckhard Jesse, Rainer Zitelman, Berlin 1990, S. 426-450
- Vestermanis, Margers, Haftstätten und Todeslager im okkupierten Lettland, in: Die nationalsozialistischen Konzentrationslager, a.a.O., S. 472-492
- Vestermanis, Margers, Juden in Riga, Ein Wegweiser zu den Spuren einer ermordeten Minderheit, Bremen 1995
- Vestermanis, Margers, Retter im Lande der Handlanger, in: Wolfgang Benz, Juliane Wetzel (Hrsg.), Solidarität und Hilfe für die Juden während der NS-Zeit, Bd. II, Berlin 1996, S. 231-272
- Vestermanis, Margers, Versuch einer Selbstbiographie, Upeslejas, in Erinnerung an den 31. Oktober 1942 am 31. Oktober 1997 (privat)
- von Brandis, Cordt, Baltikumer, Schicksal eines Freikorps, Berlin 1939
- von Salomon, Ernst (Hrsg.), Das Buch vom deutschen Freikorpskämpfer, Berlin 1938, Reprint, Nordfriesland 2001

- von Salomon, Ernst, Der Fragebogen, Hamburg 1951
- von Salomon, Ernst, Die Geächteten, Reinbek 1930
- von Salomon, Ernst, Nahe Geschichte, Berlin 1936
- von Schmidt-Pauli, Edgar, Geschichte der Freikorps 1918-1924, Stuttgart 1930
Waffen-SS und Ordnungspolizei im Kriegseinsatz 1939-1945, Ein Überblick anhand der Feldpostübersicht, bearbeitet von Georg Tessin und Norbert Kannapin, unter Mitarbeit von Brün Meyer, Osnabrück 2000 (Nachdruck)
- Waite, Robert G., Kollaboration und deutsche Besatzungspolitik in Lettland 1941-1945, in: Europa unter dem Hakenkreuz, Okkupation und Kollaboration 1938-1945, hrsg. von Wolfgang Schneider, Wolfgang Schuhmann u.a., Heidelberg 1994, S. 217-254
- Weber, Wolfgang, Über die Verfolgung von nationalsozialistischen Verbrechen – ein persönlicher Bericht, in: Juristische Zeitgeschichte, Band 4, NS-Verbrechen und Justiz, hrsg. v. Justizministerium des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 1996, S. 207-225
- Weinke, Annette, Die Verfolgung von NS-Tätern im geteilten Deutschland, Paderborn 2002
- Wilhelm Friedrich, Die Polizei im NS-Staat, Paderborn 1997
- Wiemers Borchelhof, Franz, Freikorps-Arbeitsdienst-Siedlung, in: Ernst von Salon, Das Buch vom deutschen Freikorpskämpfer, a.a.O., S. 407-414
- Weyrauch, Walter Otto, Gestapo V-Leute, Tatsachen und Theorie des Geheimdienstes, Frankfurt/Main 1992
- Wiedergutmachung in der Bundesrepublik Deutschland, hrsg. von Ludolf Herbst und Constantin Goschler, Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, München 1989
- Wiehn, Erhard Roy, Die Shoah von Babij Jar, Konstanz 1991
- Wildt, Michael, Die Lager im Osten, Kommentierende Bemerkungen, in: Die nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 1, a.a.O., S. 508-520
- Wildt, Michael, Generation des Unbedingten, Die Führung des Reichssicherheitshauptamtes, Hamburg 2002
- Wilhelm, Friedrich, Die Polizei im NS-Staat, Paderborn 1997
- Wilhelm, Hans-Heinrich, Die Einsatzgruppe A der Sicherheitspolizei und des SD 1941/42, Frankfurt/Main 1996
- Winter, Alfred, The Ghetto of Riga and Continuance, A Survivors Memoir, New York 1998
- Wittrock, Hugo, Kommissarischer Bürgermeister 1941-1945, Erinnerungen, bearb. von Wilhelm Lenz (sen.) und Wilhelm Lenz (jun.), Lüneburg 1979
- Wolff, Jeanette, Sadismus oder Wahnsinn, Dresden 1946
- World Jewish Affairs, London, 27. Mai 1948, News Bulletin Nr. 119
- Zeitlin, Schmuël, Dokumentargeschichte der Juden in Riga (russ.), Tel Aviv 1989
- Ziemke, Earl, The U.S. Army During The Occupation of Germany, Washington, D.C., 1975

Anmerkungen

Teil 1 Absturz, Seite 13-62

- 1 Regierung von Schwaben, Schreiben vom 6. April 1948 an die Regierungshauptkasse Augsburg, in: Staatsarchiv Augsburg, Regierung 17603.
- 2 Bayerisches Staatsministerium des Inneren, Staatskommissariat für rassisch, religiös und politisch Verfolgte, Protokoll von Philipp Auerbach 27. April 1948. In: Ermittlungsverfahren gegen Elke Sirewitz (Fritz Scherwitz), Staatsarchiv München, Staatsanwaltschaften NSG 17434, Bd. 1, Bl. 4. Die Verfahren wurden unter den Aktenzeichen 12 Js 1640/48,1 Ss 70/49,1 Ks 26/40 und III 16/50 geführt. Die Urteile sind abgedruckt in: Justiz und NS-Verbrechen, Sammlung deutscher Strafurteile wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen 1945-1966, hrsg. v. Adelheid Rüter-Ehlermann u.a., Amsterdam 1972 ff., hier Lfd. 227. Der Aktenbestand im Staatsarchiv umfasst: Band 1 und 2 (Ermittlungs- und Prozessunterlagen), Band 3 (Wiederaufnahme) und Band 4 (hier Handakte Staatsanwaltschaften sowie Beiakte Gefängnis). Die Bände 1 bis 3 sind mit wenigen Ausnahmen durchnummeriert, der Band 4 besitzt eigene Zählungen. Band 1 bis 3 umfassen 420 doppelseitig beschriebene Blätter nebst Anlagen, die mit Buchstaben gekennzeichnet sind. Im Folgenden kürze ich die Unterlagen aus Band 1 und 2 mit «Scherwitz-Akte» ab, die aus Band 3 mit «Scherwitz-Akte (Wiederaufnahme)» und aus Band 4 mit «Scherwitz-Akte (Handakte Staatsanwaltschaften)» oder «Scherwitz-Akte (Beiakte Gefängnis)».
- 3 Namen, die nur in den Gerichtsunterlagen genannt werden und nicht ebenfalls in Autobiographien oder in den Erinnerungen von Zeitzeugen, werden hier aus Gründen des Datenschutzes abgekürzt.
- 4 Max Kaufmann, Churbn Lettland, Die Vernichtung der Juden Lettlands, Selbstverlag, München 1947. «Churbn» ist ein jiddisches Wort und kann mit «verbrannt» oder «Katastrophe» übersetzt werden. Das Buch stützt sich in erster Linie auf eigene Erinnerungen, aber auch die seiner lettischen Schicksalsgenossen, die er im DP-Lager in München befragte. Dokumente standen ihm nicht zur Verfügung. Viele Namen sind falsch geschrieben, auch Daten und Ereignisse verwechselt. Dennoch besitzt das Buch, die erste und für fast vierzig Jahre einzige Darstellung über den Holocaust in Lettland, einen grossen zeitgeschichtlichen Wert. Im Jahre 1959 wurde es von der Staatsanwaltschaft Hamburg nach Hinweisen für strafbares Verhalten von SS-Leuten und lettischen Bewachungsmannschaften im Ghetto von Riga und den Konzentrations-

Teil 1 Absturz, Seite 13-62

lagern Kaiserwald und Jungfernhof ausgewertet. Einige neue Vorermittlungsverfahren wurden daraufhin eingeleitet. Ein unkommentierter Nachdruck, herausgegeben von Erhard Roy Wiehn, erschien 1999 im Hartung-Gorre Verlag, Konstanz.

- 5 Gespräch mit Abraham Schapiro, Las Vegas, USA, 1. August 1998.
- 6 Abschrift eines Rundschreibens der Association of Baltic Jews in Great Britain an Max Kaufmann, 15. April 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 4.
- 7 War Crimes Group North-West Europe, Section Legal, Nr. WCG/15228/2/C2087. Archiv der Wiener Library (im Folgenden WL), Universität Tel Aviv, Diaspora-Museum, WL 539-5-26.
- 8 Die Britische Militärregierung plante ab Sommer 1945, nachdem sie in ihrer Zone mehrere lettische und deutsche Kriegsverbrecher festgenommen hat, einen Sammelprozess. Der Arbeitstitel dieses geplanten Prozesses lautete «The Riga-Ghetto-Case», sollte sich aber mit allen nationalsozialistischen Gewalttaten im Baltikum beschäftigen. Die Energie der Ermittler erlahmte ab Herbst 1948, als sich abzeichnete, dass das britische Außenministerium den Fall der deutschen Justiz überlassen wollte. Gesetzliche Grundlage dafür war die britische Verordnung 47, die die deutsche Justiz ermächtigte, auf Grundlage des Alliierten Kontrollratsgesetzes Nr. 10, Kriegsverbrechen selbst abzuurteilen. Diese Verordnung stieß auf heftigsten Widerstand der verschiedenen Kriegsverbrecher-Verfolgungskomitees in Europa und in den USA, die den Briten bis dahin zugearbeitet hatten. Vgl. Teil 8, Kapitel «Die Zeugen», S. 553 ff. Die Unterlagen der britischen Ermittler befinden sich unter der Nummer 701069 im Public Record Office in Kew bei London. Der Briefwechsel mit den Kriegsverbrecherkomitees befindet sich in sechs ungeordneten Mappen in der Wiener Library in der Universität Tel Aviv, WL 532-2-23 bis 532-6-27. Hier sind die ersten Beschuldigungen gegen Scherwitz nachzulesen. Die Information, dass Scherwitz sich wahrscheinlich in Bayern aufhält, befindet sich in zwei Zeugenaussagen vom 28. Dezember 1947 und 11. Februar 1948, in: WL 532-2-23 und WL 532-6-27.
- 9 Dieses und alle folgenden Zitate stammen aus dem Protokoll Auerbachs vom 27. April 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 1-4.
- 10 Brief von Josche Wysokotworsky, in: Scherwitz-Akte, Bl. 6 (Rechtschreibung behutsam korrigiert).
- 11 Max Kaufmann, Churbn Lettland, S. 366-372.
- 12 Max Kaufmann an Hermann Michelson am 21. Juni 1948, in: WL 539-6-27.
- 13 Ein deutscher Blockwart beispielsweise, der einen untergetauchten deutschen Juden entdeckt und ihn auf dem Weg zur Gestapo halb totgeprügelt hatte, konnte nach der gültigen Vorkriegs-Strafprozessordnung von einem deutschen Gericht ohne Probleme wegen schwerer Körperverletzung verurteilt werden. Bei einem Angehörigen der SS, der jüdische Häftlinge aus Osteuropa von einem in Polen gelegenen Zwangsarbeiterlager in ein Zwangsarbei-

Teil 1 Absturz, Seite 13-62

- terlager in Thüringen getrieben hatte, wurde die Sache aber schon schwieriger, weil die deutsche Rechtsprechung der alliierten Praxis einer «rückwirkenden Rechtsanwendung» nicht folgte.
- 14 Zur Zuständigkeit deutscher Gerichte: Am 30. November 1945 wurde das Kontrollratsgesetz Nr. 4, betreffend «die Umgestaltung des deutschen Gerichtswesens», erlassen. Der Artikel 3 in diesem Gesetz regelte die Zuständigkeiten und die Ausnahmen. «Die Zuständigkeit der deutschen Gerichte erstreckt sich auf alle Zivil- und Strafsachen mit folgenden Ausnahmen: (...) b, Strafbare Handlungen, die von Nazis oder von anderen Personen begangen wurden und die sich gegen Staatsangehörige alliierter Nationen (...) richteten.» Vgl. Adalbert Ruckerl, NS-Verbrechen vor Gericht, S. 105 ff. Zum Problem Rückwirkungsverbot: Martin Broszat, Siegerjustiz oder strafrechtliche «Selbstreinigung».
 - 15 Authorization for German Courts to Assume Jurisdiction in Criminal Case against Dr. E. Scherwitz, Schreiben der Legal Division an den Ministerpräsident von Bayern und das Justizministerium, vom 4. Oktober 1948. In Staatsarchiv München, Staatsanwälte, 12 Js 1648/48, S. 110. Vgl. Teil 8, Kapitel «U-Haft», S. 575.
 - 16 Etwas gekürzte und umgestellte Erklärung des Vorgeführten Dr. Eleke Scherwitz vom 27. April 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 7-11. In der protokollierten Aussage sind die erwähnten Namen durchweg falsch geschrieben, sie wurden hier korrigiert.
 - 17 Ute Stiepany, Die Dachauer Prozesse und ihre Bedeutung im Rahmen der alliierten Strafverfolgung von NS-Verbrechen.
 - 18 Zitat «Bühnenshow»: Franz Moser, Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens, 15. Januar 1957, in: Scherwitz-Akte, Bl. 380.
 - 19 Mitteilung des amerikanischen Schellgerichts in Dachau, ohne Adressaten, vom 28. April 1948, ebenda, Bl. 22b.
 - 20 Ein fast identischer Artikel erschien am nächsten Tag in der Schwäbischen Landeszeitung – Augsburgener Zeitung unter dem Titel «Verfolgtenbeauftragter enttarnt». Am 7. Mai 1948 titelte die Stuttgarter Zeitung Schwäbische Nachrichten «Jüdischer KZ-Kommandant in Haft» und am 10. Mai der Kölner Express «Wolf im Schafspelz».
 - 21 Berta (Name geändert) Scherwitz an Philipp Auerbach vom 17. Mai 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 43.
 - 22 Schreiben von Philipp Auerbach an Clemens Hüffel vom 21. Mai 1948, ebenda, Bl. 44.
 - 23 Vernehmungsniederschrift B. Scherwitz vom 26. Mai 1948, ebenda, Bl. 49a, b
 - 24 Der Weg, 28. November 1947. Den Hinweis auf diese in der Emigrantenpresse erschienene Meldung verdanke ich Herman Simon.

Teil 1 Absturz, Seite 13-62

- 25 Edgar Hilsenrath, *Der Nazi und der Friseur*, Köln 1977.
- 26 Lebenslauf vom 3. Dezember 1936 für das Standesamt Berlin-Lichtenfelde. Auf der Abschrift des Standesamts Tempelhof für die Kriminalpolizei München vom 24. Mai 1948 wird der Lebenslauf auf den 3. Dezember 1939 datiert. Das ist ein Tippfehler. In: Zentralarchiv des Ministeriums für Staatssicherheit, heute Bundesarchiv Dahlwitz-Hoppegarten, ZA 1/7370, Akte 6, Bl. 2.
- 27 Aktennotiz Hüffel o.D., in: Scherwitz-Akte, Bl. 63d
- 28 Ermittlungsschlussbericht Hüffel vom 18. August 1948, ebenda, Bl. 92-95, hier Bl. 95.
- 29 Vernehmungsniederschrift vom 2. Juni 1948, Tgb. 1716/48, ebenda, Bl. 64-65b.
- 30 Schlussbericht Hüffel vom 18. August 1948, Bl. 92.
- 31 Zum Alltag der Häftlinge in Nürnberg: Overseas News Agency vom 30. November 1945, in: Radlmaier, *Der Nürnberger Lernprozess*, S. 120.
- 32 Staatsarchiv Nürnberg, KV-Anklage, Interrogations S-230, Nr. 2851 (im Folgenden: Befragung Scherwitz durch Herbert Ungar), Auszüge aus Blatt 1 bis 41.
- 33 Gespräch mit Dr. Herbert Ungar, 26. bis 28. April 2001. Zum Zeitpunkt meines Besuches bereitete Mark Hengerer, Fachbereich Geschichtswissenschaft der Universität Konstanz, mit ihm gerade ein Oral-history-Projekt über sein Leben vor.
- 34 In den Quellen werden die Namen, die im Text erwähnt werden, unterschiedlich geschrieben, Namen, die ein «w» enthalten, oft mit dem lettischen «v». Ich folge der russischen Schreibweise, die den meisten überlebenden Juden aus Lettland auch lieber ist.
- 35 Schreiben von Clemens Hüffel an das Landgericht München II, in: Scherwitz-Akte, Bl. 141b und 223d.
- 36 Zur Qualifikation von Ermittlern und Staatsanwälten in den frühen NS-Prozessen vgl. Wolfgang Weber, *Über die Verfolgung von nationalsozialistischen Verbrechen*. Weber schreibt, dass er im Laufe seiner langen Berufstätigkeit als Staatsanwalt und Leiter der «Zentralstelle Nordrhein- Westfalen für die Bearbeitung von NS-Verbrechen in Konzentrationslagern» viele Kollegen kennengelernt habe, bei denen man sich fragen müsse, warum ausgerechnet sie mit der Strafverfolgung beauftragt worden seien.

Teil 2 Lebensläufe, Seite 63-113

- 1 Alexander Lewin, *Tschortu tscheres subi*, Tel Aviv 1986.
- 2 Alexander Lewin, *The Jewish SS-Officer, Eleke Sirewitz, Son of Yankel*

Teil 2 Lebensläufe, Seite 63-113

- and Sore Sirewitz, Also Known as Obersturmfuehrer Fritz Scherwitz, in: Gertrude Schneider (Hrsg.), *The Unfinished Road*, S. 67.
- 3 H.J. Huber, *Die Verwandlung des Dr. Fritz Scherwitz*, in: *Echo der Woche*, 11. März 1949, S. 17 ff.
 - 4 Schreiben des Lietuvos Valstybes Istorjos Archyvas vom 6. Februar 1998. Grundsätzlich gibt es ein Problem mit der Schreibweise von jüdischen Namen. Sowohl die Rabbiner als auch die Standesbeamten schrieben die Namen nach dem Hörensagen auf. Auch die in den Registern angegebenen Vornamen sind niemals zuverlässig. In der Regel gaben jüdische Familien ihren Kindern einen hebräischen und einen säkularen Namen, der aber nicht mit den Eintragungen in die Register übereinstimmen muss. «Jüdische Namen im Baltikum sind nur zwei Schritte vom Chaos entfernt», schrieb mir Prof. Edward Anders, der bei der Erstellung eines Gedenkbuches für die Libauer Juden einschlägige Erfahrungen gesammelt hat. E-Mail von Edward Anders, 30. September 2002.
 - 5 Schreiben des Litauischen Staatlichen Zentralen Urkundenarchivs vom 16. September 1998.
 - 6 Über Scherwitz' Familiengeschichte sind in Israel verschiedene Versionen im Umlauf. Gelegentlich wird Scherwitz auch der Geburtsort Taugrogen zugeschrieben. «Wir wissen, dass er Sohn einer sehr armen jüdischen Familie aus Taugrogen war. Es gab viele Kinder in dieser Familie, und Scherwitz ist entweder von zu Hause weggerannt oder von einer deutschen kinderlosen Familie aufgenommen worden. Sie zogen ihn auf und retteten ihn vor den Nazis» (Schreiben von Abe Larwe an Sidney Iwens, Verfasser von «How Dark the Heavens», September 2002). Nach einer anderen Angabe stammt er aus Telsche, einem Ort vierzig Kilometer nordwestlich von Schaulen. «Von Firah Smuelson, die aus Telsche kommt, weiss ich, dass Scherwitz das fünfte oder sechste Kind einer armen jüdischen Familie ist» (Schreiben von Sina Weinberg vom 1. November 2001). Nach einer dritten Version stammt er aus Kowno. «Wie mir zuverlässig von Juden aus Kowno mitgeteilt wurde, ist Scherwitz 1912 in Kowno geboren. Seine Mutter starb bei der Geburt, und Scherwitz wurde in eine andere Familie gegeben» (Mitteilung von Abe Melahd an Abe Karelitz vom 16. Juli 1999).
 - 7 Zur Bevölkerungsstruktur 1902 und 1928 sowie zur Geiselnahme am 7. Mai 1915 siehe Jeffrey Maynard, *The Jewish Community of Siauliu*, <http://www.shtetlinks.jewishgen.org/shavli/shavlia.html>. Im Diaspora-Museum finden sich von Maynard abweichende Zahlen über die Bevölkerungsstruktur. Demnach sollen 1902 knapp 14.000 Juden in der Stadt gelebt haben. Zu den Deportationen: G. Joffe, *Deportation der Juden aus den Frontgebieten 1915*, in: *Fragen der Geschichte*, Moskau 2001, Nr. 9. Die vollständige Vertreibung der Juden aus Schaulen geschah, nachdem am 8. Mai 1915 eine rus-

Teil 2 Lebensläufe, Seite 63-113

sische Einheit in dem Dorf Mewkuze eine vollständige Niederlage gegen die Deutschen erlitten hatte, angeblich weil Schaulener Juden ihre Stellungen verraten hätten. Als Rache dafür nahm der russische Kommandeur von Schaulen den Rabbiner und 180 weitere Personen als Geiseln und bedrohte alle mit dem Tode. Dazu: P. Kurlow, Das Ende des russischen Zarismus. Erinnerungen des Kommandeurs des Generalarmeekorps, Moskau-Petersburg 1923, S. 249. Für diese Hinweise danke ich Prof. Dr. Peter Krupnikow, München.

- 8 G. Joffe, Deportation der Juden aus den Frontgebieten.
- 9 Brief von Leiba Lipsic, 15. November 1998. Diese Volkszählungsliste findet sich in einem Buch, das ich erst nach Fertigstellung des Manuskripts erhielt. Irina Guzenberg und Jewgenija Sedowa, The Siauliai Ghetto, List of Prisoners 1942, Valstybinis Vilniaus Gaono zydu muziejus 2003. Die von Lipsic genannten Daten sind hier in Dokument Nr. 4, S. 338, und Dokument Nr. 5, S. 362 genannt. Sore Sirevic wird hier Sara Sireviciene genannt.
- 10 In der Volkszählungsliste von 1942 wird sie Riva Sileviciene geschrieben und ihre Tochter Firs Girsas.
- 11 Panstowe Muzeum Stutthof, 20. Januar 1998 und 5. Dezember 2001. Sara Schirewitz, geb. 1902, Häftlingsnummer 48048. Von Schaulen über Kowno am 19. Juli 1944 in Stutthof eingeliefert. Tochter «Riwa», Häftlingsnummer 48047, Tochter Masa, Häftlingsnummer 48048.
- 12 Vernehmungsprotokoll zu Bella R. vom 15. Mai und 24. Juni 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 33 und 79.
- 13 Nach Auskunft von Prof. Edward Anders haben sehr viele Häftlinge ihr Alter, insbesondere bei Einlieferung nach Stutthof, verändert. Die grössten Überlebenschancen besaßen die Jahrgänge 1920 bis 1924. Um diesen Jahrgängen möglichst nah zu sein, korrigierte man seine Daten nach oben oder unten, in einem Anders bekannten Fall sogar um 18 Jahre. E-Mail von Edward Anders, 30. September 2002.
- 14 In den Unterlagen der Gedenkstätte Stutthof steht als Geburtsdatum für die Tochter Rivka (Riwa) 5. Mai 1924 und für die Tochter Masa nur das Jahr 1923 (!). Schreiben des Museums Stutthof vom 21. Januar 1998.
- 15 Auch hier variieren die Angaben des Museums Stutthof und Leiba Lipsics Liste. Die Mutter Rivka wird mit dem Geburtsdatum 1903 aufgeführt, die Tochter Doba mit dem Geburtsdatum 5. Juli 1923, die Tochter Chane mit Geburtsjahr 1931. Die Zwillingsschwester Firs oder Girsas wird nicht genannt, dafür ein Junge namens «Hirsch», geboren 1930. Nur die Daten des Nachzüglers Pese stimmen mit der Ghettoliste exakt überein. Auch diese Familie kam über Schaulen-Kowno am 19. Juli 1944 in Stutthof an. Schreiben Museum Stutthof vom 5. Dezember 2001.
- 16 Eine Bella R. taucht in der Tat in der Volkszählungsliste vom 26. und 27.

Teil 2 Lebensläufe, Seite 63-113

- Mai 1942 nicht auf. Die Liste führt die Ghettobewohner nach Strassen und Hausnummern auf. Bella R. will mit Sore und Rivka in einer Wohnung gelebt haben. Diese wohnten 1942 in der Krumu 17. Weder in diesem Haus noch in irgendeinem anderen Haus in dieser Strasse gab es eine Bella R. Es gibt aber die leise Wahrscheinlichkeit, dass Bella R. ihren Namen im DP-Lager in München stark verkürzt und eingedeutscht hat. In der Ghettoliste gibt es eine Beila R. mit einem vielsilbigen litauischen Familiennamen, ihr Geburtsort war Taugoggen. Sie wohnte in der Vilniaus 95 C, zwei Strassenzüge von Sore Sirevic entfernt. In: Irina Guzenberg / Jewgenija Sedowa, The Siauliai Ghetto List, S. 408.
- 17 Lebenslauf in: Fragebogen zur Erlangung der Verlobungsgenehmigung, undatiert. Laut Poststempel abgeschickt am 21. Oktober 1935, in: BA BDC (Berlin Document Center), RS Fritz Scherwitz, Bl. 16.
 - 18 Otto Scherwitz, Das Geschlecht Scherwitz, Geschichte und Genealogie, Deutsches Familien-Archiv, Band 117, Neustadt an der Aisch 1995.
 - 19 Briefe von Otto Scherwitz vom 27. Juli 1997 und 23. Juni 2001 sowie Brief von Larry Scherwitz vom 1. November 1997.
 - 20 Georg Tessin, Deutsche Verbände und Truppen 1918-1939, Nachdruck, Osnabrück 1974, S. 88 ff.
 - 21 Edgar von Schmidt-Pauli, Geschichte der Freikorps 1918-1924, Stuttgart 1930, S. 355. Dazu auch Hagen Schulze, Freikorps und Republik 1918-1920, Boppard am Rhein 1969, S. 116. Für präzise Hinweise danke ich Prof. Wolfgang Sawodny, Nessonigen.
 - 22 Darstellungen aus den Nachkriegskämpfen deutscher Truppen und Freikorps, Band 3, hrsg. von der Kriegsgeschichtlichen Forschungsanstalt des Heeres, im Auftrage des Reichskriegsministeriums, Berlin 1938, S. 190.
 - 23 Akte Scherwitz des MfS in: BA-DH ZA 1/7370, Akte 6, Bl. 3.
 - 24 Auskunft Archiwum Panstowe, Suwalki, vom 14. Januar 2001 und 17. Oktober 2002. Kazimiery und Stanislawy Syrewicz (fern. Syrewicza) wurden 1864 in Kowno geboren und lebten seit 1868 bzw. 1870 in Suwalki. Stefaniy und Stefania Syrewicz wurden 1865 bzw. 1866 in Suwalki geboren.
 - 25 Eidesstattliche Erklärung für das Staatskommissariat für politisch Verfolgte in Bayern vom 17. März 1947, in: Scherwitz-Akte, Bl. 37.
 - 26 Aussagen während der Ermittlungen von den ehemaligen Lentaarbeitern Abe Karelitz und Abraham Schapiro sowie von Bernd Hoffmann. Ausserdem Abraham Bloch und Werner Sauer. Späte Erinnerungen von Israel Churin, Mendel Basch. Zitat: Schreiben von Boris Lurie vom 21. Dezember 2001.
 - 27 Kasriel Eilender, A Brief History of the Jews in Suwalki, in: <http://Shtet-links.jewishgen.org/Suwalki/history.htm>.
 - 28 Brief von Boris Lurie vom 26. Juli 2002.

Teil 2 Lebensläufe, Seite 63-113

- 29 Ernst von Salomon (Hrsg.), Das Buch vom deutschen Freikorpskämpfer, Berlin 1938, Reprint, Nordfriesland 2001, S. 190.
- 30 Hagen Schulze, Freikorps und Republik 1918-1920, Boppard am Rhein 1969, S. 154 ff.
- 31 Mein Großvater Bruno Lohding, Brauereibesitzer und Bürgermeister von Bauske, beherbergte in dieser Zeit in seinem Haus den Freikorpsführer von Brandis sowie seinen Adjutanten Leutnant Wolfgang Delbrück. In beider Erinnerungen (Wolfgang Delbrück, Erinnerungen an meine Erlebnisse aus dem Baltikum von März bis Dezember 1919. Ungedrucktes Manuskript vom Februar 1920, in: Bundesarchiv (Militärarchiv) MSG 2/270; sowie Cordt von Brandis, Schicksal eines Freikorps, Berlin 1939) wird Lohding ausführlich beschrieben.
- 32 »Unser Lied«, gereimt vom Oberstleutnant Egon von Münch, in: Die Trommel (Zeitung der Freikorps in Kurland), 3. November 1919. Dieses Zitat verdanke ich Margers Vestermanis, Riga.
- 33 Cordt von Brandis, Schicksal eines Freikorps, S. 250.
- 34 Ernst von Salomon, Nahe Geschichte, Berlin 1936, S. 58. Zu Bermond-Awaloff: Wilhelm Lenz, Die Bermond-Affaire 1919, in: Journal of Baltic Studies, Vol. XV, Number 1, Spring 1984, S. 17 ff.
- 35 Ernst von Salomon, Die Geächteten, Reinbek 1930, S. 131.
- 36 Zit. in: Die Trommel vom 3. November 1919. Diesen Hinweis verdanke ich Margers Vestermanis, Riga.
- 37 Darstellungen aus den Nachkriegskämpfen, Bd. 3, S. 98 ff.
- 38 Von Salomon, Die Geächteten, S. 167.
- 39 Zit. bei Bernhard Sauer, Gerhard Roßbach, Hitlers Vertreter für Berlin, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 50. Jg., Heft 1, S. 7.
- 40 Darstellungen aus den Nachkriegskämpfen, Bd. 3, S. 73.
- 41 Georg Tessin, Deutsche Verbände und Truppen, S. 90 und 94.
- 42 Tagesmeldungen des Panzerzuges des Freikorps von Diebitsch von April bis Juni 1919. Für die Überlassung der Kopien danke ich I. M. Zebhauser, Ulm.
- 43 Wolfgang Delbrück, Erinnerungen an meine Erlebnisse aus dem Baltikum, Bl. 250.
- 44 Ebenda, Bl. 251.
- 45 Darstellungen aus den Nachkriegskämpfen, Bd. 3, S. 102. Cordt von Brandis, Schicksal eines Freikorps, S. 250. Wolfgang Delbrück, Erinnerungen an meine Erlebnisse aus dem Baltikum, Bl. 251.
- 46 Wolfgang Delbrück, ebenda, Bl. 258.
- 47 Edwin Erich Dwinger, Die letzten Reiter, Jena 1935, S. 87. »Rubel« ist eine Anspielung auf das russische Bermond-Geld, »Panje« heißt »Bauer«. Statt »es grinsen die Banditen« heißt es auch oft »es zwitschern die Kopeken« (es verschwindet das Geld).

- 48 Wolfgang Delbrück, Erinnerungen an meine Erlebnisse aus dem Baltikum, Bl. 259. Aleksandr Wassiljewitsch Kolttschak bildete 1918 in Sibirien eine antibolschewistische Armee und ernannte sich zum »Reichsverweser«.
- 49 Abgedruckt in: Ernst von Salomon, Das Buch vom deutschen Freikorpskämpfer, S. 197.
- 50 Georg Tessin, Deutsche Verbände und Truppen, S. 109.
- 51 Darstellungen aus den Nachkriegskämpfen, Bd. 3, S. 98.
- 52 Franz Wiemers-Borchelhof, »Freikorps-Arbeitssiedlung«, in: von Salomon, Buch vom Freikorpskämpfer, S. 408.
- 53 Ebenda, S. 409.
- 54 Cordt von Brandis, Schicksal eines Freikorps, S. 270
- 55 Zit. aus Bescheid des 1. Senats des Bundesverfassungsgerichts vom 30. August 1962, in: Scherwitz-Akte, Bd. 4, Anhang, ohne Paginierung. Vgl. Teil 8, S. 634 ff.
- 56 Lebenslauf für das Standesamt aus dem Jahre 1936, vollständig zit. in Teil 1, S. 46.
- 57 Franz Wiemers-Borchelhof, Freikorps-Arbeitssiedlung, S. 411. Zu den Ansiedlungen in Ostpreußen auch: Edwin Erich Dwinger, Wir rufen Deutschland, Jena 1932.
- 58 Deutsche Soldaten-Zeitung, Nachrichten für den Ostschutz, 20. August 1919, zit. in: von Salomon, Das Buch vom deutschen Freikorpskämpfer, S. 197.
- 59 Ernst von Salomon, Nahe Geschichte, S. 114. Zum Korpsgeist in den Freikorps: Klaus Theweleit, Männerphantasien, Frankfurt/M. 1978.
- 60 Brief von Leiba Lipšic vom 14. Dezember 2000.
- 61 Wolfgang Delbrück, Erinnerungen an meine Erlebnisse aus dem Baltikum, Bl. 250.
- 62 Roßbach stellte seine Männer Großgrundbesitzern in Mecklenburg, Pommern und Schlesien als »Landarbeiter« zur Verfügung, damit sie auf deren Gütern Streiks zusammenprügelten. Die Junker zahlten, neben Unterkunft und einem Landarbeiterlohn für die Streikbrecher, 15 Mark, bei über 1000 Mann 10 Mark pro Mann und Monat an Roßbachs Zentrale in Berlin. Bernhard Sauer, Gerhard Roßbach, Hitlers Vertreter für Berlin, S. 8.
- 63 Normann Davies, Roger Moorhouse, Die Blume Europas, Die Geschichte einer mitteleuropäischen Stadt, München 2002, S. 403 ff.
- 64 Zit. aus Bescheid des 1. Senats des Bundesverfassungsgerichts in der Sache Scherwitz vom 30. August 1962, Verfahren Nr. 1c 105/60/VGH 213 VIII 57, in: Scherwitz-Akte, Bd. 4, Anhang, ohne Paginierung. Vgl. Teil 8, S. 634 ff.
- 65 Aussage Fritz Scherwitz/hier Eleke Sirewitz, vom 25. Januar 1957 vor dem Landeskriminalamt Baden-Württemberg. Abschrift vom 22. September 1959 der Zentralen Stelle, Sonderkommission Ludwigsburg, an das Land-

Teil 2 Lebensläufe, Seite 63-113

gericht Hamburg, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60 (Maywald Komplex), ohne Paginierung.

Teil 3 Mitgelaufen, Seite 115-155

- 1 Ermittlungsbericht der Kriminalpolizei Berlin vom 12. Juni 1948, in: BA-ZA 1/7370, Akte 6, Bl. 10.
- 2 Auskunft von Dr. Wittendorfer, Siemens-Firmenarchiv, vom 12. November 1997.
- 3 Erhebungen über Preise und Löhne in der Deutschen Metallindustrie, hrsg. vom Deutschen Metallarbeiterverband, Stuttgart 1925, S. 39 ff.
- 4 Anlage zum Ermittlungsbericht der Kriminalpolizei Berlin vom 12. Juni 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 80m.
- 5 Ermittlungsbericht der Kriminalpolizei Berlin vom 12. Juni 1948, ebenda, Bl. 8on.
- 6 Vernehmungsniederschrift Fritz Scherwitz vom 2. Juni 1948, ebenda, Bl. 64.
- 7 Reichsführer SS, Betr. Aufnahme von SS-Bewerbern in die SS (Ergänzung des Erlasses vom 1. Oktober 1934) vom 5. September 1936, in: BA-NS 31/395, Bl. 34 f. Vgl. Heinz Höhne, Der Orden unter dem Totenkopf, München 1967, S. 134.
- 8 Zeugnis des SS-Sturms 5/75 in: BA-BDC RS Fritz Scherwitz. Gliederung SS-Standarte 75 und Sturm 5/75, verschiedene Dokumente, in: BA-NS 31/245. Aktivitäten des Sturms 75, verschiedene Dokumente aus den Jahren 1935/36, alle in: BA-NS 31/90. Stärke: SS-Oberabschnitt Ost 25. Januar 1938, in: BA-NS 31/126, Bl. 20.
- 9 Vgl. Ernst von Salomon, Der Fragebogen, Hamburg 1951. Auch: Richard Scheringer, Das grosse Los, Unter Soldaten, Bauern und Rebellen, Hamburg, 1959.
- 10 Protokoll der Hauptverhandlung des Landgerichts München I vom 3. März 1949, in: Scherwitz-Akte, Bl. 154.
- 11 Aussage Walter M. vom 25. Mai 1948, in: BA-ZA 1/7370, Akte 6, Bl. 9.
- 12 Bericht der Berliner Kriminalpolizei vom 12. Juni 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 80I.
- 13 Hans-Rainer Sandvoss, Widerstand im Wedding, hrsg. von der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin 1985. Auch: Bezirksrundfahrt zu Stätten des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus im Wedding, hrsg. von der SPD-Wedding, Berlin 1988.
- 14 Kurt Schilde/Johannes Tuchel, Das Columbia-Haus, Berlin 1990. Auch: Topographie des Terrors, Eine Dokumentation, hrsg. v. Reinhard Rürup, Berlin 1987.

- 15 Heinz Höhne, Der Orden unter dem Totenkopf, S. 8.
- 16 Walter Otto Weyrauch, Gestapo V-Leute, Tatsachen und Theorie des Geheimdienstes, Frankfurt a.M. 1992, S. 33 ff.
- 17 Es gab V-Leute, die der SS angehörten, sie aber waren in der Minderheit, denn »sie dürften nur in Ausnahmefällen in der Lage sein, ihre Tätigkeit mit Erfolg auszuüben«. Vermerk über den Ausbau der Abteilung II vom 18. Dezember 1936, in: BA R 58/544, Bl. 23.
- 18 Gespräch mit Frau Hentschel, MKK-Hennersdorf, am 30. Juni 2002.
- 19 Schreiben des Deutschen Roten Kreuzes vom 4. September 2001.
- 20 Alle folgenden Details und Zitate aus: BA-BDC/RS Scherwitz, insgesamt 22 Dokumente mit 36 Blatt.
- 21 Ernst von Salomon, Buch vom deutschen Freikorpskämpfer, S. 129.
- 22 Fall Walter Katzenbach, in: BA-NS 19/453. Der Fall Osiander und alle Schriftwechsel dazu, in: BA-NS 19/2651. Andere absurde Fälle schildert Heinz Höhne in: Der Orden unter dem Totenkopf, S. 135. Die strengen SS-Sippenvorschriften galten nicht für Wehrmachtsangehörige. Eine kurze Übersicht über den Forschungsstand gibt Günther Schubert, Hitlers »jüdische« Soldaten, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung Band 7, hrsg. v. Wolfgang Benz, Frankfurt/M. 1998, S. 307-331. Vordergründig setzt Schubert sich mit den Forschungen des amerikanischen Historikers Bryan M. Rigg auseinander, dessen Dissertation mit dem Titel Hitler's Jewish Soldiers, The Untold Story of Nazi Racial Laws and Men of Jewish Descent in the German Military«, University Press of Kansas, 2002 ein lautes Medien-echo in den USA fand.
- 23 Zum Kompetenz- und Ämterwirrwarr zwischen RuSHA und Reichsstelle für Sippenforschung sowie der engagierten Rolle der Standesbeamten im Dienste der Eugenik: Diana Schulle, Das Reichssippenamt, Eine Institution nationalsozialistischer Rassepolitik (Diss.), Berlin 2001.
- 24 Unter diesem Druck schrieb Scherwitz seinen präzisesten Lebenslauf, siehe Teil 1, S. 46, und bemühte sich um eine Freikorpsbestätigung bei Erler.
- 25 Dienstanweisung für die Standarte 75, SS-Oberabschnitt Ost, 22. Juli 1936, in: BA-NS 31/88, Bl. 145/46.
- 26 Bericht der unabhängigen Präsidentenkommission der Max-Planck-Gesellschaft unter der Leitung von Carola Sachse: Biowissenschaftliche Forschungen an Kaiser-Wilhelm-Instituten und die Verbrechen des NS-Systems, München, 2000.
- 27 Richard Zenetti, 3 + 3 + 3 = 6, Bericht über den Verlauf der Verhandlung gegen Elke Sirewitz am 1. August 1950, in: Zenetti-Ordner III, Stadtarchiv Wertingen, S. 8.
- 28 Verlauf einer Musterung der männlichen Jugend, ohne Datum, in: BA-NS 31/399.

Teil 3 Mitgelaufen, Seite 115-155

- 29 Angaben zu seiner Zeit in Polen machte Scherwitz während der Ermittlungen gegen ihn in München. Gegenüber Herbert Ungar in Nürnberg, am 25. Januar 1957 im Verfahren gegen Bernhard Fischer-Schweder, Sta Ulm Ks 2/57, Bl. 32II, und am 20. Juni 1962 im Verfahren Sta Hamburg gegen Gerhard Maywald, 141 Js 534/60, Bl. 4043.
- 30 Zur Struktur der Polizei: Friedrich Wilhelm, Die Polizei im NS-Staat, Paderborn 1997, und Ruth Bettina Birn, Die Höheren SS- und Polizeiführer, Himmlers Vertreter im Reich und in den besetzten Gebieten, Düsseldorf 1986.
- 31 Rede Kurt Daluege vom 1. November 1936, in: BA R 19/335, Bl. 25.
- 32 Freitag/Buchmann, Polizeitruppenführung im Rahmen des verstärkten Bataillons, 1. Teil: Formale Taktik, Berlin 1940, S. 11. Für diesen Hinweis danke ich I. M. Zebhauser, Ulm.
- 33 Richtlinien für die Ausbildung der Polizei-Reserve-Bataillone vom 23. Januar 1940, in: BA R 19/308.
- 34 Ausbildungsrichtlinien für die Polizeireserve vom 6. Oktober 1939, in: BA R 19/308.
- 35 Freitag/Buchmann, Polizeitruppenführung, S. 16.
- 36 Das war schon vor der sogenannten Goldhagen-Debatte in dem Buch von Christopher R. Browning, Ganz normale Männer, Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die »Endlösung« in Polen, Hamburg 1993, nachzulesen. Siehe auch: Heiner Lichtenstein, Himmlers grüne Helfer, Die Schutz- und Ordnungspolizei im »Dritten Reich«, Köln 1990.
- 37 Ruth Bettina Birn, Die Höheren SS- und Polizeiführer, S. 15.
- 38 Waffen-SS und Ordnungspolizei im Kriegseinsatz 1939-1945, Ein Überblick anhand der Feldpostübersicht, bearbeitet von Georg Tessin u. a., Osnabrück 2000 (Nachdruck), Teil 2, S. 578, 612, 629 ff. Und: Georg Tessin, Die Stäbe und Truppeneinheiten der Ordnungspolizei, in: H. J. Neufeld, J. Hueck, G. Tessin, Zur Geschichte der Ordnungspolizei 1939-1945, Koblenz o. J. (1957), S. 96 ff. Ab Oktober 1940 werden noch drei weitere Polizei-Reserven in Berlin gebildet. Es sind die Nummern 32, 310 und 320. Sie kommen ins Generalgouvernement und in das Protektorat nach Prag, später in SS-Polizeidivisionen nach Rußland Nord.
- 39 Aussage von Helen L. vom 26. Februar 1948 vor der War Crimes Group (North-West-Europa), in: Scherwitz-Akte, Bl. 77.
- 40 Heiner Lichtenstein (Himmlers grüne Helfer, S. 127 und 147) nennt als Wachsoldaten des Warschauer Ghettos die 1. Kompanie des 61. Polizei-Reservebataillons aus Dortmund. Den ersten Versuch zur Einrichtung eines Ghettos hatte die SS im November 1939 unternommen, das Projekt scheiterte am Widerstand des Militärs. Das Ghetto wurde dann ab Februar 1940 eingerichtet und im November abgeriegelt.

- 41 Aussage Scherwitz vom 27. April 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 7a, sowie Antrag zur Erlangung eines KZ-Ausweises vom 17. März 1947, ebenda, Bl. 38. Vgl. Teil I, S. 33 ff.
- 42 Julian Baranowski, Zur Vorgeschichte und Geschichte des Ghettos Lodz, in: Oskar Singer, Im Eilschritt durch den Ghettotag, Berlin 2002, S. 254. Und: Unser einziger Weg ist Arbeit, Das Ghetto in Lodz 1940-1944; eine Ausstellung des Jüdischen Museums Frankfurt am Main in Zusammenarbeit mit Yad Vashem, Red. Hanno Loewy und Gerhard Schoenberner, Wien 1990, S. 10, 12, 21.
- 43 Raul Hilberg, Die Vernichtung der Europäischen Juden, Berlin 1982, S. 163. Vgl. Ingeborg Schäfer, Susanne Klockmann, Mutter mochte Himmler nie, Die Geschichte einer SS-Familie, Reinbek 1999, S. 68 ff.
- 44 Aussage Scherwitz bei der Hauptverhandlung am 3. März 1949, in: Scherwitz-Akte, Bl. 154b.
- 45 Befragung Scherwitz durch Herbert Ungar, Bl. 5.
- 46 Brief von Boris Lurie vom 15. Juni 2001.
- 47 Walther Stahlecker, geb. 1900, Jurist, ab 1932 Karriere in der SS und Geheimen Staatspolizei, 1939 Befehlshaber der Sicherheitspolizei in Prag und 1940 in Oslo. Ausführlich: Hans-Heinrich Wilhelm, Die Einsatzgruppe A der Sicherheitspolizei und des SD 1941/42, Frankfurt/Main 1996, S. 489.
- 48 Abschrift des Oberkommandos des Heeres, Abteilung Kriegsverwaltung, vom 26. März 1941, in: Lettisches Historisches Staatsarchiv, Riga (im folgenden: LVVA) 10026/2/57, Bl. 6.
- 49 Helmut Krausnick/Hans-Heinrich Wilhelm, Die Truppen des Weltanschauungskrieges, Stuttgart 1981, S. 607. Und: Hans-Heinrich Wilhelm, Die Einsatzgruppe A, S. 11, 118 und 425. Die mindestens 25.000, wahrscheinlich über 27.000 Juden, die der Höhere SS- und Polizeiführer Friedrich Jeckeln in Rumbula erschießen ließ, sind in dieser Zahl nicht enthalten. Zu Rumbula s. S. 193 ff.
- 50 Heinz Jost, geb. 1904 in Preußen, SA seit 1929, SS seit 1934, Jurist, 1939 Amtschef III des Reichssicherheitshauptamtes. Wurde nach Stahleckers Tod im März 1942 sein Nachfolger. Am 10. September 1942 Abkommandierung zum Ostministerium, konnte sich wegen Krankheiten 1944 vor der Front drücken. In Nürnberg zu lebenslanger Haft verurteilt, später zu zehn Jahren Haft begnadigt; ein Ermittlungsverfahren der Staatsanwaltschaft Düsseldorf wurde 1961 eingestellt. Hans-Heinrich Wilhelm, Einsatzgruppe A, S. 483.
- 51 Ab Herbst 1941 nannte sich die Einsatzgruppe »Befehlshaber der Sicherheitspolizei«.
- 52 Sandberger wurde 1951 zu lebenslanger Haft begnadigt und nach 13 Jahren Haft »endgültig und bedingungslos« entlassen. Jost wurde 1951 nach drei

Teil 3 Mitgelaufen, Seite 115-155

- Jahren Haft auf freien Fuss gesetzt und betätigte sich anschliessend als Immobilienmakler. Fast zur gleichen Zeit wurde Scherwitz' Urteil, sechs Jahre, rechtskräftig, und alle Gnadengesuche wurden abgelehnt; vgl. Teil 8, S. 613 ff. Zu Sandberger und Jost: Michael Wildt, Generation des Unbedingten, Die Führung des Reichssicherheitshauptamtes, Hamburg 2002.
- 53 Siehe Scherwitz' Aussagen, S. 33 ff. und 46 ff. und Befragung Scherwitz' durch Herbert Ungar, Bl. 5-7.
- 54 Aussage Herbert Degenhardt vom 4. März 1961, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 7544. Aussage Walter Münch vom 7. Oktober 1969, ebenda, Bl. 10.211.
- 55 Zu den Massenerschiessungen in Schaulen: Leiba Lipsic, The Siauliai Ghetto, July 18,1941 – July 24,1944, in: The Siauliai Ghetto, List of Prisoners, S. 203.
- 56 Alle Datierungen aus Helmut Krausnick und Hans-Heinrich Wilhelm, Weltanschauungskrieg. Zitat Einsatzgruppen nach: Wolfgang Scheffler, Die Einsatzgruppe A, in: Peter Klein (Hrsg.), Die Einsatzgruppen in der besetzten Sowjetunion 1941/42, Berlin 1997, S. 29.
- 57 Aussage Walter Münch am 11. Dezember 1963, Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 7053.
- 58 Heinz Trühe, geb. 1908 in Berlin, Beamter, 1933 Eintritt in die SS. Wurde 1938 als Polizeiinspektor zum Reichssicherheitshauptamt versetzt, 1941 Abkommandierung nach Riga. Bis April 1944 Wirtschafts- und Personalleiter beim Befehlshaber der Sicherheitspolizei (BdS), dann BdS Ungarn. Im Spruchkammerverfahren 1947 zu einem halben Jahr Gefängnis verurteilt, dann Steuerinspektor. Urteil des Landgerichts Hamburg vom 11.3.1975 (Freispruch), Sta Hamb. 147 Ks 3/74.
- 59 Victor Arajs, geb. 1910 in Baldone (Kreis Riga), ungeklärte Biographie, ausführlich dazu: Andrew Ezergailis, The Holocaust in Latvia 1941-1945, Riga/Washington 1996, S. 175 ff. Ab Juli 1941 Führer der Rudolf Lange unterstehenden lettischen Hilfssicherheitspolizei, allgemein «Arajs-Sonderkommando» genannt. War massgeblich an der Ermordung von mindestens 30.000 Menschen beteiligt. Wurde am 12. Dezember 1979 vom Hamburger Landgericht zu einer lebenslangen Haft verurteilt (141 Js 534/60). Starb 1988 in Haft. Vgl. Teil 8, S. 563. Viele seiner Untergebenen lebten nach 1945 erst in Deutschland, später in Kanada, Argentinien und Australien. Nur ein Bruchteil von Arajs' Leuten sind vor Gericht gestellt worden. Dazu: Robert G. Waite, Kollaboration und deutsche Besatzungspolitik in Lettland 1941-1945, in: Europa unter dem Hakenkreuz, Okkupation und Kollaboration 1938-1945, hrsg. von Wolfgang Schneider, Wolfgang Schuhmann u.a., Heidelberg 1994, S. 217 ff. Zur Ergreifung seines Stellvertreters Herbert Cukurs

Teil 3 Mitgelaufen, Seite 115-155

- in Uruguay die Räuberpistole: Anton Künzle/Gad Shim-ron, Der Tod des Henkers von Riga, Gerlingen 1999.
- 60 Helmut Krausnick/Hans Heinrich Wilhelm, Weltanschauungskrieg, S. 175 ff., und Hans-Heinrich Wilhelm, Einsatzgruppe A, S. 114.
- 61 Aussage Wilhelm K. vom 11. November 1965, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 9878.
- 62 Andrew Ezergailis, Holocaust, S. 173 ff. Ausserdem: Buch der Erinnerung, Die ins Baltikum deportierten deutschen, österreichischen und tschechoslowakischen Juden, bearbeitet von Wolfgang Scheffler und Diana Schulle, München 2003.
- 63 Die Gräber- und Gedenkstätte Bikernieki wurde 2001 vom Volksbund Deutscher Kriegsgräberfürsorge mit Mitteln der Bundesrepublik Deutschland, des Nationalfonds der Republik Österreich und der im «Deutschen Riga-Komitee» vereinten Städte erbaut.
- 64 Aussage Scherwitz am 25. Januar 1957 im Verfahren gegen Fischer-Schweder, Sta Ulm Ks 2/57, ohne Paginierung.
- 65 Sta Hamburg, Prozess gegen Maywald, 141 Js 534/60, Bl. 4043.
- 66 Aussagen Boris Rudow in: Ermittlungen des Volkskomitees der Staatssicherheit der Lettischen SSR/Abteilung Riga Stadt gegen Boris Rudow, Lettisches Staatsarchiv, Riga (im Folgenden: LVA) 1986-I-39890 Li, ohne Paginierung. Heinz Trühe war von Juli 1941 bis September 1944 Leiter der Abteilung I/II Haushalt, Verwaltung, Personal, Wirtschaft beim «Befehlshaber der Sicherheitspolizei» bzw. des Stabs der Einsatzgruppe A. Gerhard Maywald war bis März 1942 Beschaffungsoffizier beim «Kommandeur der Sicherheitspolizei» (KdS) bzw. Einsatzkommando 2 und Adjutant des KdS-Chefs Rudolf Lange.
- 67 Zusammengestellt aus zwei Aussagen des Wachtmeisters F. vom 2. November 1961 und 15. September 1973 im Prozess gegen Gerhard Maywald, 141 Js 534/60, Bl. 2897 und 7084.
- 68 Aussage Hugo S. vom 21. November 1964, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 8709. Auch Hugo S. erfror sich die Beine und kam ins Lazarett Riga. Zu Protesten des Heereskommandos Nord: Seppo Myllyniemi, Die Neuordnung der baltischen Länder 1941-1944, Helsinki 1973, S. 75.
- 69 Landgericht Hamburg, Urteil gegen Heinz Trühe vom 11. März 1975, 147 Ks 3/74, hier: «Der Schiessbefehl an die SS-Führer», S. 49 ff. Dort: «Der verstorbene frühere Mitangeklagte Tschierschky berichtete in seiner verlesenen Aussage vom 14.10.1963, Stahlecker habe aus Berlin von Himmler den Befehl erhalten, dass *jeder* Angehörige der Einsatzgruppe, insbesondere jeder SS-Führer, mindestens einmal an der Exekution von Juden teilzunehmen habe. (...) Auf jeden Fall sei sein Befehl *allen* Angehörigen der Einsatzgruppe eröffnet worden und auch durchgeführt worden. Stahlecker habe diesen Be-

Teil 3 Mitgelaufen, Seite 115-155

fehl noch näher erläutert und darauf hingewiesen, dass Himmler erklärt habe, er persönlich übernehme die gesamte Verantwortung, schon aus Korpsgeist müsse *jeder* mindestens einmal an so einer Aktion teilnehmen.» (Hervorhebung durch d. Verf.)

- 70 Die systematischen Mordaktionen der Einsatzgruppe A wurden im Verfahren der Staatsanwaltschaft Hamburg (141 Js 534/60 und 147 Js 27/74) untersucht. Heinz Trühe wurde, trotz der erwiesenen Mitwirkung an einer Massenexekution im Wald von Bikernieki, 1975 vom Landgericht Hamburg freigesprochen. Das Gericht erkannte auf Befehlsnotstand. Gerhard Maywald wurde vom Landgericht Hamburg, wegen Mitbeteiligung an der Erschiesung von Wiener und Berliner Juden im Februar 1942 in Bikernieki, zu vier Jahren Haft verurteilt. Für die Massenerschiessungen im Sommer 1941 erkannte das Gericht ebenfalls auf Befehlsnotstand durch Schiessbefehl.
- 71 Hier Aussage des Wachtmeisters Karl M. am 2. November 1961, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 2904. Dokumentiert ist die Weigerung eines sehr jungen SS-Führers für sich und seine Leute. Diese ganze Einheit wurde danach ins Reich versetzt. Aussage Georg B., ebenda Bl. 2892, und Aussage Arthur E, Bl. 2896.
- 72 Zur Anonymität der Mannschaften: Wolfgang Scheffler, Einsatzgruppe A, in: Peter Klein, Einsatzgruppen, S. 45, Anm. 8.
- 73 Aussage von Dr. Hermann H. vom 22. April 1966, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 10197, sowie Aussage Hans G. vom 19. April 1963, Bl. 776.
- 74 Zuletzt: Gerhard Handrack, Feldpostbriefe aus Riga 1942/43, in: Jahrbuch des baltischen Deutschtums, Bd. XLIX, 2002, S. 203 ff.

Teil 4 Riga 1941, Seite 157-223

- 1 George F. Kennan: Memoiren eines Diplomaten, München 1971, S. 39.
- 2 Aussage Franz Leopold Schlesinger (Leiter des Nachrichtenwesens bei der Sicherheitspolizei in Riga) vom 18. März 1964 vor dem Landeskriminalamt Baden-Württemberg, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 2656.
- 3 Ermittlungen des Volkskomitees der Staatssicherheit der Lettischen SSR/ Abteilung Riga Stadt gegen Boris Rudow, in: Personalakte Rudow, LVA 1986/I/39890 L 1, im Folgenden abgekürzt mit Rudow-NKWD-Akte.
- 4 Bernhard Press, Judenmord in Lettland, Berlin 1992.
- 5 Ermittlungsakten und Urteil des Ministeriums der Staatssicherheit der lettischen SSR gegen Abraham Bloch vom 26. Juli 1951 bis 19. Oktober 1951, in: LVA 1986-2-5239.
- 6 Schmuël Zeitlin, Dokumentargeschichte der Juden in Riga (russ.), Tel Aviv 1989.

- 7 Die vielen Seiten tippten später Mitarbeiter des Archivs von Yad Vashem ab. Die Originale, die maschinenschriftliche Fassung in Jiddisch und einige Fotos von Bloch und seinen Freunden im Ghetto befinden sich heute unter Abraham Bloch, Zichroines fun rigaer geto (Erinnerungen aus dem Rigaer Ghetto), 3 Bde, E/O33-695/E696/E697, im Archiv von Yad Vashem. Eine Ablichtung besitzt das Muszejs Ebreji Latvija (Museum und Archiv Juden in Lettland) in Riga, abgekürzt MEL B-1035, B-1036, B-1037. Von Bloch gibt es ausserdem noch: Fun Kinderyorn bizn geto (Von der Kindheit bis zum Ghetto), handschriftl., 573 Seiten, undatiert, in: MEL I-220, I-222, I-223.
- 8 Alexander Lewin, Bericht über den Leutnant Fritz Scherwitz, Materialsammlung, 164 Seiten (russ.), in: MEL B-367.
- 9 Aussage Sauer vor der Kriminalpolizei Berlin vom 27. Mai 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 80I.
- 10 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, o. D., S. 64 und S. 115. Archiv Yad Vashem 033/4126.
- 11 Brief von Werner Sauer an Benno Barak vom 21. April 1986 im Archiv Yad Vashem sowie Briefe und ein von Sauer 1987 besprochenes Tonband (Privatarchiv) für Otto Scherwitz, Königswinter, den Sauer für einen Verwandten seines ehemaligen Lagerleiters hielt. Aber auch nachdem sich der Irrtum aufklärte, korrespondierten die beiden miteinander. Aus den Briefwechseln mit Barak und Scherwitz ergibt sich, dass Sauer fast zwanzig Jahre lang bemüht war, eine Biographie über Scherwitz zu schreiben. Er scheiterte daran, dass alle deutschen Archive ihm aus Gründen des Datenschutzes die Akteneinsicht verwehrten. Zudem: Prozess gegen den Sanitäter Wisner (Kaiserwald-Prozess) vor dem Schwurgericht Düsseldorf, Ks/130 Js 2/78, Aussage vom 3. Dezember 1984, Bl. 280.
- 12 Die Auffassung, überproportional viele lettische Juden hätten sich an den Greuelthaten der Tscheka, der stalinistischen Geheimpolizei, beteiligt, teilte 1991 auch der lettische Parlamentspräsident Anatolijs Gorbunow. Ausgerechnet am 50. Jahrestag der Massenerschiessungen im Wald von Rumbula erklärte er: «Auch das jüdische Volk kann mit Selbstkritik auf die Rolle einzelner Mitglieder der vorangegangenen Generation in der Geschichte blicken, insbesondere während der Revolution von 1917 und der Ereignisse ab 1940 in Lettland.» Zitat und zur Entstehung der Behauptung von der «Jüdischen Schuld»: Eva-Clarita Onken, Revisionismus schon vor der Geschichte, Aktuelle Kontroversen in Lettland um die Judenvernichtung und die lettische Kollaboration der nationalsozialistischen Besatzung, Köln 1989, S. 64 ff. Vgl. Margers Vestermanis, Der Holocaust in Lettland, Zur postkommunistischen Aufarbeitung des Themas in Osteuropa, in: Arno Herzig/Ina Lorenz (Hrsg.), Verdrängung und Vernichtung der Juden unter dem Nationalsozia-

Teil 4 Riga 1941, Seite 157-223

- lismus, Hamburg 1992. Sowie: Markus Lux, «Das Jahr des Grauens», Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit in Lettland, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 47. Jg., Nr. 9, S. 807-819. Zuletzt: Katrin Reichelt, Kollaboration und Holocaust in Lettland 1941-1945, in: Täter im Vernichtungskrieg, Der Überfall auf die Sowjetunion und der Völkermord an den Juden, hrsg. v. Wolf Kaiser, Berlin/München 2002, S. 110-124.
- 13 Abrahm Bloch, Erinnerungen, S. 27.
- 14 Andrew Ezergailis, Holocaust, S. 188 ff. Die Zahl der Juden, die den Weg durch das Zentralgefängnis in den Tod gingen, ist nicht genau anzugeben. Nach den nicht vollständigen Angaben der Sicherheitspolizei wurden in der Zeit vom 1. bis zum 15. Juli 1941 etwa 4.300 Juden in den Wald von Bikerneki gefahren, auch ungezählt viele sowjetische Kriegsgefangene. Margers Vestermanis, Juden in Riga, ein Wegweiser zu den Spuren einer ermordeten Minderheit, Bremen 1995, S. 36. Die Anzahl der späteren jüdischen Opfer aus dem Zentralgefängnis ist genauer dokumentiert. Es existieren zwei Listen mit den Namen der im August 1941 Verhafteten. Die Liste vom 4. August nennt 1.708 Namen. Die Liste vom 18. August 1941 führt 379 jüdische Frauen auf. Keiner der Genannten hat überlebt. In: MEL III-1308.
- 15 Mit dem Hinweis auf die fehlenden Zahnärzte versuchten die lettischen Behörden im September bei der Sicherheitspolizei zu erreichen, dass zum Wintersemester die Universität Riga wieder geöffnet wurde. Dazu Seppo Myllyniemi, Die Neuordnung der baltischen Länder 1941-1944, Helsinki 1973, Anm. 129, S. 177.
- 16 Gerhard Kurt Maywald, geb. 1913 in Karlsruhe. Bis 1938 Grundschullehrer in Ostfriesland, dann Ausbildung zum Kriminalkommissar. 1941 Einkleidung in den Rang eines SS-Untersturmführers, im Stab der Einsatzgruppe A. Ab Dezember 1941 Adjutant des Kommandeurs der Sicherheitspolizei und des SD, Rudolf Lange; übernahm «Sonderaufgaben» bei Massnahmen gegen die jüdische Bevölkerung Rigas. Ende Mai 1942 Versetzung nach Minsk.
- 17 Hauptverhandlung gegen Gerhard Maywald vor dem Landgericht Hamburg, Befragung vom 23. Dezember 1974, in: 147 Js 534/60, Bl. 13703. Walther Heier galt nach dem Krieg als vermisst.
- 18 In derselben Nacht brannte ebenfalls die Synagoge in der Stabu ielea und das chassidische Gebetshaus in einem Vorort. Die Zahlen der in den Synagogen verbrannten Menschen differieren. Ezergailis nennt keine Zahl, Press und Bloch nennen «Hunderte von Menschen» und Walther Stahlecker in seinem Bericht vom 15. Oktober 1941 nach Berlin vierhundert Personen.

- 19 Zeugenaussage des Wachtmeisters Knuth vom 2. November 1971 im Maywaldprozeß, 147 Js 534/60, Bl. 7024 und Bl. 12 462.
- 20 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 58.
- 21 Gespräch mit Israel Churin im Sommer 1997 in Riga.
- 22 Gespräch mit Mendel Basch in November 1997 in Riga. Gesprächsprotokoll niedergelegt in MEL III-2142.
- 23 Aussage Abe Karelitz vom 22. Februar 1954, in: Scherwitz-Akte (Wiederaufnahme), Bl. 312.
- 24 Aussage Abraham Schapiro vom 4. Mai 1948, ebenda, Bl. 18.
- 25 Brief von Boris Lurie vom 26. Juli 2002.
- 26 Rudow-NKWD-Akte 1951, Bl. 188.
- 27 Schreiben des Reichskommissars Ostland (Hinrich Lohse) an den Höheren SS- und Polizeiführer (HSSPF) Riga, Hans-Adolf Prützmann, vom 2. August 1941 mit erstem Entwurf zu »den vorläufigen Richtlinien für die Behandlung der Juden«. Darin Punkt 4e, »Die arbeitsfähigen Juden sind nach Maßgabe des Arbeitsbedarfes zur Zwangsarbeit heranzuziehen«. Dazu Antwort Walther Stahlecker vom 6. August 1941: »Die im Entwurf vorgesehenen Maßnahmen zur Regelung des Judenproblems stehen mit der Einsatzgruppe A der Sicherheitspolizei und des SD gegebenen Befehlen über die Behandlung der Juden nicht im Einklang. (...) Gesichtspunkte des Arbeitseinsatzes scheiden bei der Behandlung des Judenproblems im Ostland daher in der Hauptsache aus.« Seine Vorschläge endeten mit dem Fazit: »Abschließend sei zusammenfassend gesagt, daß durch vorstehend vorgeschlagene Behandlung der Judenfrage erreicht wird: (...) eine fast 100% sofortige Säuberung des gesamten Ostlands von Juden.« Dokumente zu der Kontroverse zwischen Lohse und Stahlecker in der ersten Augushälfte 1941 in: Einsatz im »Reichskommissariat Ostland«, Dokumente zum Völkermord im Baltikum und in Weißrußland 1941-1944, hrsg. von Wolfgang Benz, Konrad Kwiet, Jürgen Matthäus, Berlin 1998, S. 38 ff.
- 28 Aussage Gerhard Maywald, Befragung vom 23. Dezember 1974, in: Landgericht Hamburg, 147 Js 534/60, Bl. 13703.
- 29 Hinrich Lohse, geb. 1896 in Holstein, Bankangestellter, seit 1923 Mitglied in der NSDAP, 1925 bis 1945 Gauleiter Schleswig-Holstein, 1932 Mitglied im Reichstag, SA-Obergruppenführer. Ab 1941 Reichskommissar für die besetzten baltischen Staaten und Weißrußland. Zu Lohse: Seppo Myllyniemi, Neuordnung.
- 30 Einsatz im »Reichskommissariat Ostland«, Dok. Nr. 14, S. 46 f. Dazu Protestschreiben von Stahlecker vom 29. August 1941, ebenda, Dok. 15. Sein Schlusssatz lautet: »Wenn auch jede Unterstützung der Dienststellen des Reichskommissars gerade in der Judenfrage für uns selbstverständlich ist,

Teil 4 Riga 1941, Seite 157-223

- müssen wir doch unser Hauptaugenmerk z. Zt. auf die endgültige Lösung der Judenfrage mit ganz anderen als den vom Reichskommissar vorgesehenen Mitteln richten.»
- 31 Übernahme der Werkstatt durch den BdS: Aussage Trühe vom 16. Oktober 1959. Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltung Hannover, 3 ARZ 7/59, in: Ermittlungsakten Sta Hamburg gegen Trühe und Besekow (50) 44/74, ohne Paginierung.
 - 32 Befragung Scherwitz durch Herbert Ungar, Bl. 49. Vgl. Norbert Kannapin, Die Feldpostnummern der Ordnungs- und Sicherheitspolizei, in: Georg Tesin/Nobert Kannapin, Waffen-SS und Ordnungspolizei, S. 681.
 - 33 Befragung Scherwitz durch Herbert Ungar, Bl. 8.
 - 34 Höherer SS- und Polizeiführer, Befehlshaber der Sicherheitspolizei, Befehlshaber der Ordnungspolizei, SS- und Polizeiführer, Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD, Kommandeur der Ordnungspolizei, Kommandeur der Schutzpolizei.
 - 35 Aussage Fritz Scherwitz bei der ersten Hauptverhandlung am 3. März 1949, in: Scherwitz-Akte, Bl. 154.
 - 36 Um die schönsten Villen entbrannte bei den Besatzungsbehörden ein wilder Kampf. Der frühere Polizist Kurt M. sagte vor Gericht aus, dass vor den einzelnen Häusern Ordnungspolizisten postiert worden sind, damit andere Interessenten sie nicht konfiszieren konnten. Aussage Kurt M. vom 4. Juli 1962, in: Sta Hamburg (57) 7/60, Bl. 4124.
 - 37 Zu Salaspils: Peter Klein, Dr. Rudolf Lange als Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD in Lettland, Aspekte eines Dienstilltags, in: Wolf Kaiser (Hrsg.), Täter im Vernichtungskrieg, a.a.O., S. 126 ff. Zu Salaspils und Jungfernhof: Wolfgang Scheffler, in: Buch der Erinnerung, S. 9-16.
 - 38 Otto Drechsler, geb. 1895 in Mecklenburg, promovierter Zahnmediziner NS DAP-Mitglied seit 1925, 1933 Bürgermeister von Lübeck. Stellvertretender Gauleiter Mecklenburg-Lübeck, gleichzeitig SA-Brigadeführer. Ausführlich Seppo Myllyniemi, Neuordnung.
 - 39 Hugo Wittrock, geb. 1873 in Ösel (Estland), Versicherungsbeamter. In den zwanziger Jahren in der Kommunalverwaltung Riga. Nach der Eroberung Lettlands vom Reichsminister für die besetzten Ostgebiete, Alfred Rosenberg, zum Kommissarischen Bürgermeister von Riga ernannt. Schrieb kurz nach dem Krieg seine «Erinnerungen», erwähnte in ihnen mit keinem Wort seine Zuständigkeit für das Ghetto. Im Vorwort der 1979 posthum in Lüneburg herausgegebenen «Erinnerungen» schreibt der Herausgeber, Wilhelm Lenz sen.: «Nach 1945 hat Wittrock es als Vertriebener schwergehabt, sein Schicksal aber als gläubiger Christ ohne Verbitterung ertragen.» Wittrock starb 1958 nach einem Verkehrsunfall.
 - 40 Am 15. September 1941 beklagte sich der Leiter des Arbeitsamts, Dorr,

- beim Gebietskommissar Wittrock über den Menschenraub durch die Wehrmacht. »Viele Stellen der Wehrmacht setzen sich über die Anordnungen hinweg und versuchen die Juden direkt von der Straße oder vor dem Gebäude des Jüdischen Komitees wegzuholen, ohne das Arbeitsamt um Erlaubnis zu fragen.« Zit. bei Katrin Reichelt, Profit and Loss, The Economic Dimension of the Riga Ghetto (1941-1943), in: Reports of an International Conference on Holocaust Studies in Lavia, Okt. 2000, Riga, 2001, S. 176. Dazu auch Hans-Heinrich Wilhelm, Einsatzgruppen A, S. 135, Anm. 73.
- 41 Rigaer Stadtverwaltung an den Gebietskommissar (grammatikalisch leicht korrigiert) vom 11. September 1941, in: BA R/91/000073, ohne Paginierung.
- 42 Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 121.
- 43 Gespräch mit Rita Blond in Berlin, Frühjahr 1999; mit Mendel Basch in Riga, November 1997; Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 59.
- 44 Handschriftlicher Bericht von Ber Meister, ca. 1990, in: MEL III-73. Aus dem Russischen von Sylvia Pavidis.
- 45 Gespräch mit Mendel Basch im November 1997 in Riga.
- 46 Aussage P. G. (Dr. Joseph R.) vom 10. Juli 1951 im NKWD-Verfahren gegen Boris Rudow. Er behauptete, die Familie Nowik habe über Rudow den SD bestochen, angeblich mit »Säcken voll Wertsachen«. Ein Teil davon habe Rudow für sich behalten.
- 47 Gespräch mit Helmut Fürst in Hannover, 6. März 1998. Am 23. Januar 1950 befragte ihn das Landgericht Hamburg in der Voruntersuchung gegen Hoffmann u. a. Hier gab er zu Protokoll: »Etwa alle zwei Wochen einmal sammelten sich einige SS-Offiziere in der Peter-Holm-Straße, auch Mannschaften. Sie fuhren dann in mehreren PKWs ab und kamen nach einigen Stunden zurück. Außerdem fuhr dann ein älterer Leyland-Omnibus mit. Ferner kamen dann stets blutige Bekleidungsstücke in die Bekleidungskammer. Man konnte also auch als Häftling erkennen, daß es sich hier um Fahrten für Exekutionen handelte.« Sta Hamburg, 52/12/49, Bl. 250.
- 48 Martin C. Dean, Seizure, Rental and Sales, The Strange Case of the German Administration of Jewish Property in Latvia (1941-1944), in: Latvia in World War II, vol. 1, Riga 2000, S. 372 ff. Katrin Reichelt, Washington, die bereits einen Aufsatz über »Profit and Loss« des Ghettos veröffentlichte, hat eine Dissertation zum ökonomischen Nutzen des Ghettos angekündigt.
- 49 Generalkommissar Drechsler an Reichskommissar Lohse vom 20. Oktober 1941, in: LVVA. P 69/1a/17.
- 50 Schreiben von Christel Paulsen an Scherwitz' Anwalt Adolf Mier vom 11. Juli 1949, in: Scherwitz-Akte (Beiakte Gefängnis), Bd. 4, ohne Paginierung.
- 51 Aussage von Ber Meister vom 25. März 1974, in: Kaiserwald-Prozeß, Ks/130 Js 2/78, Bl. 108. Interview mit Helmut Fürst, Hannover, 6. März

Teil 4 Riga 1941, Seite 157-223

1998. Aussage Abe Karelitz vom 1. Juni 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 70. Gespräch mit ihm am 4. April 1998 in München. Aussage Eugen B. vom 29. April 1948, ebenda, Bl. 13a. Aussage John Sch. vom 8. Mai 1948, ebenda, Bl. 30b. Aussage Max Kaufmann vom 30. April 1948, ebenda, Bl. 15.
- 52 Der gesamte Schriftwechsel findet sich in BA R 90/447, ohne Paginierung.
- 53 Aussage Jedicke, Sta Hamburg in Sachen Hoffmann u.a. vom 26. April 1950, in: 147 Js 534/60, ohne Paginierung.
- 54 Generalkommissar Drechsler an Reichskommissar Lohse, 20. November 1941, in: LVVA, P 69/Ia/19.
- 55 Aussage Max Kaufmann am 30. April 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 2. Aussage Eugen B. vom 29. April 1948, ebenda, Bl. 3.
- 56 Aussage Scherwitz vom 27. April 1948, ebenda, Bl. 10. Diese Behauptung ist schon alleine deshalb unsinnig, weil Pifrader erst ab September 1942 und bis September 1943 in Riga als «Befehlshaber der Sicherheitspolizei» tätig war. Er löste Heinz Jost ab.
- 57 Es gab den Befehl des «Kommandeurs der Ordnungspolizei» (KdO), dass Juden nur dann mit einem Lkw vom Ghetto zum Arbeitsplatz gefahren werden dürfen, wenn der Beschäftigungsort mehr als fünf Kilometer von der Unterkunft entfernt liegt. Einige Dienststellen hielten sich nicht an diese Regel, wie ein Tagesbefehl des KdO vom 1. Juni 1942 zeigt: «Mehrfach wurde beobachtet, dass Kraftfahrzeuge zum Transport jüdischer Arbeitskommandos benutzt wurden. Der Transport von Juden erfolgte vielfach aus Bequemlichkeit, und zwar nur deshalb, um den Begleitern den Fussmarsch zu ersparen.» In: LVVA, P 82-1-21, ohne Paginierung.
- 58 Aussage Trühe vor der Landesstelle der Justizverwaltung Hannover am 16. Oktober 1958, in: Ermittlungsunterlagen Trühe, Sta Hamburg, 141 Js 534/60, Bl. 185.
- 59 Gespräch mit Boris Kliot, Frühjahr 2000 in Tel Aviv.
- 60 Aussage David Katz vom 9. März 1955, in: Scherwitz-Akte (Wiederaufnahme), Bl. 332.
- 61 Aussage David Katz vom 8. Februar 1955, ebenda, Bd. III, Bl. 322a. Aussage Scherwitz 2. Mai 1948, ebenda, Bl. 64b.
- 62 Urteil des Schwurgerichts Hamburg gegen Otto Tuchel u.a. vom 23. Februar 1973, (50)9/72, hier insbes. S. 171. Tuchel wurde wegen Mitbeteiligung an der Liquidierung des Rigaer Ghettos zu «lebenslänglich» verurteilt. Die Ermordung von drei Menschen im Ghetto, darunter der erwähnten Frau, schlug mit drei Jahren zu Buche. Gegen seinen Vorgesetzten Leutnant Hefehre konnte die Hauptverhandlung wegen Krankheit nicht durchgeführt werden. Sta 147 Js 6/71.

Teil 4 Riga 1941, Seite 157-223

- 63 Rudolf Lange, geb. 1910 in der Lausitz. SA seit 1933, NSDAP und SS seit 1937. Promovierter Jurist. Typische Gestapokarriere, erst Leiter der Gestapostellen in Weimar und Erfurt, seit 1940 stellvertretender Leiter der Gestapo-
leitstelle Berlin. Im Stab der Einsatzgruppe A. Am 3. Dezember 1941 zum Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD in Riga ernannt. Ab Oktober 1944 KDS im Warthegau. Starb Ende des Krieges in Posen. Gerüchte, dass er den Krieg überlebt und noch in den achtziger Jahren unter falschem Namen in Düsseldorf gelebt habe, entbehren jeglicher Grundlage.
- 64 Nach längeren Debatten im Reichssicherheitshauptamt wurden, vermutlich Mitte Oktober 1941, Riga und Minsk als zukünftige Deportationsziele für 50.000 Juden aus dem Reichsgebiet ausgewählt. Die Deportationen nach Minsk mussten wegen der sich anbahnenden deutschen Niederlage vor Moskau und aufgrund der Proteste der Wehrmacht abgebrochen werden. In Riga waren aber, trotz Zusicherungen von Walther Stahlecker, keinerlei Aufnahmemöglichkeiten vorhanden. Daraufhin ordnete Friedrich Jeckeln die Räumung des Ghettos von lettischen Juden an. Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge hat 2003 gemeinsam mit dem «Riga-Komitee der deutschen Städte», der Stiftung «Centrum Judaicum» und dem Haus der Wannseekonferenz «Das Buch der Erinnerung» an die in das Baltikum deportierten deutschen, österreichischen und tschechoslowakischen Juden herausgegeben. Aufgeführt werden, nach Transporten und Transportdaten differenziert, die Namen von 31.000 in das «Ostland» deportierte Juden. Dort auch ein Beitrag von Wolfgang Scheffler zum Deportationsziel Riga.
- 65 Friedrich Jeckeln, geb. 1895 im Schwarzwald. Eintritt in NSDAP und SS 1929. Im bürgerlichen Leben erfolglos, Karriere bei der Polizei. Erst Höherer SS- und Polizeiführer (HSSPF) in Braunschweig und Düsseldorf. 1941 HSSPF in Kiew, dort Organisator des Massakers von Babij Jar. Anfang November tauschte er mit Prützmann den Posten und wurde HSSPF Ostland und Russland Nord (Riga). Am 3. März 1946 in Riga hingerichtet. Ausführlich zu Jeckeln: Ruth-Bettina Birn, Die Höheren SS- und Polizeiführer, S. 337. Birn bezeichnet ihn als «Psychopathen».
- 66 Bericht des Generalkommissars an den Reichskommissar Ostland vom 20. November 1941, in: LVVA, P 69/ia-i9, Bl. 37-43.
- 67 Urteil des Schwurgerichts Hamburg gegen Jahnke, Tüchel, Neumann, vom 23. Februar 1973. (50) 9/72. In meiner Darstellung über Rumbula halte ich mich an die dort gegebene Schilderung. Zusätzliche Details stammen aus den entsprechenden Ermittlungsverfahren, 3SS, 101/73, ^T47 K/671 und 147 Js 5/71, sowie aus den Ermittlungen und dem Urteil gegen Victor Arajš 141 Js 534/60. Zur Frage, welche Führungsebenen im Voraus über den Massenmord

Teil 4 Riga 1941, Seite 157-223

- Rumbula informiert gewesen sein könnten, vgl. Ezergailis, Holocaust, S. 248.
- 68 Gerald Fleming, Hitler und die Endlösung, «Es ist des Führers Wunsch», Frankfurt/Berlin 1987, S. 95.
- 69 Gespräch mit Mendel Basch im November 1997 in Riga.
- 70 Aus den Verhörprotokollen, Rudow-NKWD-Akte, Bl. 193.
- 71 Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 122.
- 72 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 64.
- 73 Bermans Antwort wird zitiert in: Schreiben von Hermann Michelson an J. Levenson, den Vorsitzenden der Föderation der befreiten lettischen Juden in der US-Zone Deutschlands, vom 3. Juni 1948, in: WL 532-4-25.
- 74 Schreiben Lembke an Auerbach vom 24. Juni 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 77.
- 75 Aussage Joseph Berman vom 22. Oktober 1953, ebenda (Handakte Staatsanwaltschaften), Bl. 3.
- 76 Deposition Helen L. vom 26. Februar 1948 vor der War Crimes Group (NWE), ebenda, Bl. 68d. In der deutschen Fassung ihrer Aussage steht, dass 210 Menschen am Appell teilnahmen, in der in Tel Aviv archivierten englischen Fassung (WL 532-6-27) steht hingegen 110 Personen. Diese letztere Zahl ist, berücksichtigt man andere Quellen, die wahrscheinlichere.
- 77 Bloch, Erinnerungen, S. 123. Laut Lewins Übersetzung soll Arnow geschrieben haben: «Ich weiss nicht, was dieser verfluchte Lette von mir will.» Arnow, obwohl kein Handwerker, sondern Cellist, blieb weiter am Washington Platz und kam später nach Lenta. Dort konnte er viel von den Ressentiments gegen ihn abbauen, indem er Konzerte für seine Mitgefangenen gab. Nach dem Krieg wanderte er in die USA aus und verdiente sich als Musiker seinen Lebensunterhalt. Auch er beschäftigte sich jahrelang mit einer Biographie über Scherwitz, scheiterte aber, wie so viele Zeitzeugen vor ihm. Nach Aussage seiner Witwe hat er «kistenweise» Aufzeichnungen hinterlassen, die sie, weil sie kein Jiddisch kann, «in den Keller gepackt hat». Meine Bitte, die Akten einsehen zu dürfen, wurde leider abgeschlagen – die Auswertung solle von einer «jüdischen Institution» vorgenommen werden. Dies ist bis heute nicht geschehen. Schreiben von Harriet McCue vom 17. Februar 1998; ebenfalls: Rudow-NKWD-Akte, Bl. 98, sowie seine Aussage vom 18. Februar 1973 in Tel Aviv, in: Ermittlungsakte Maywald, Bl. 13785.
- 78 Am Nachmittag des 29. November konferierte Jeckeln mit den Führern der Ordnungspolizei und am Abend mit denen der Schutzpolizei über Einzelheiten des bevorstehenden Einsatzes. Bei diesen Besprechungen wurde festgelegt, dass die «Aktion» am nächsten Morgen um vier Uhr früh beginnen soll-

Teil 4 Riga 1941, Seite 157-223

- te, teilweise wurden die Einheiten schon am selben Abend zusammengezogen.
- 79 Jürgen Ernst Kroeger, So war es, Ein Bericht, o.O. 1989, S. 105.
 - 80 Aussage Anneliese U. vom 8. Dezember 1970 vor der Sonderkommission Hamburg, 141 Js 534/60, Bl. 13944.
 - 81 Diese Zahl nennt Ezergailis, Holocaust, S. 241 und 245. Die Detailangaben sind eine Schätzung von Margers Vestermanis.
 - 82 Bernhard Press, Judenmord, S. 94.
 - 83 Ezergailis, Holocaust, S. 251.
 - 84 Als Beleg für einen Vernichtungsbefehl sämtlicher Rigenser Juden und aller ab dem 18. Oktober aus dem Reich abgeführten deutschen Juden nennt Gerald Fleming eine telefonische Absprache zwischen Reichsführer SS Himmler und RSHA-Chef Heydrich vom 17. November 1941, in: Hitler und die Endlösung, S. 87. Die Vertreter der These «Missverständnis» und Kommunikationsfehler verweisen hingegen auf ein Telefongespräch zwischen Himmler und Heydrich am Mittag des 30. November und Himmlers Gesprächsnotiz: «Judentransport aus Berlin. Keine Liquidierung». Zu diesem Zeitpunkt waren die am 27. November nach Riga geschickten Berliner Juden bereits tot. David Irving, der revisionistische britische Schriftsteller, interpretierte diese Gesprächsnotiz Himmlers als einen Beleg dafür, dass Himmler die Judenliquidierung generell untersagt habe. Vgl. Christian Gerlach, Die Wannsee-Konferenz, Das Schicksal der deutschen Juden und Hitlers politische Grundsatzentscheidung, alle Juden Europas umzubringen, in: Werkstattgespräche, 18, 6. Jg., November 1997, S. 12. Dazu auch: Peter Klein, Strategy or Improvisation? The Ghetto of Riga as the Destination of Deportation from Western Europe, in: Holocaust-Konferenz, Riga 2000, S. 78 ff. Der Transport mit Berliner Juden, der am 30. November in Riga ankam, ist der sechste Transport aus dem Reich in den Osten gewesen. Die fünf vorherigen wurden, weil das Ghetto in Riga noch keine Aufnahmekapazitäten besaß, nach Kowno umgeleitet. 2.934 Menschen aus Berlin, Frankfurt/Main und München wurden am 25. November 1941 im Fort IX der Stadt Kowno durch Angehörige des Einsatzkommandos 3 erschossen. Zwei weitere Züge mit je tausend Menschen aus Wien und Breslau erreichten Kowno am 29. November 1941. Auch sie wurden erschossen. Die Namen der nach Kowno deportierten Juden finden sich im «Buch der Erinnerung», S. 83-171.
 - 85 Die Namen der am 30. November erschossenen Juden aus Berlin finden sich im «Buch der Erinnerung», S. 204-226.
 - 86 Urteil des Schwurgerichts Hamburg in der Strafsache gegen Jahnke u.a. vom 23. Februar 1973, (50) 9/72, Bl. 76.
 - 87 Aussage von Herbert Degenhardt vom 4. März 1964, in: Sta Hamburg 141

Teil 4 Riga 1941, Seite 157-223

- Js 534/60, Bl. 7344. Sie steht im Widerspruch zu den Angaben des KdS, wonach am Nachmittag zwanzig Angehörige des Einsatzkommandos 2 die langsam müde werdenden Schützen des Jeckeln-Sonderkommandos unterstützt haben. «Die Aktion sollte ursprünglich mit eigenen Kräften des HSSPF durchgeführt werden, nach einigen Stunden wurden jedoch die zu Sicherungszwecken abkommandierten zwanzig Mann des EK 2 mit in die Aktion eingesetzt.» BA, Ereignismeldungen UdSSR Nr. 151, vom 5. Januar 1942, fol. 14. Im Hamburger Landgerichtsverfahren ist von einer Beteiligung des EK2 an den Gruben nicht die Rede.
- 88 Aussage Lohse am 18. April 1950 in der Voruntersuchung gegen Hoffmann u.a. Sta Hamburg 52/12/49, Bd. IV, Bl. 381.
- 89 Gerald Fleming nennt den Hauptmann der Reserve Otto Schulz-Du Bois, der darüber seinen Vorgesetzten Meldung machte. Sie wurde an Admiral Canaris von der Abwehr weitergeleitet. Canaris soll Hitler die Meldung vorgelesen und den Kommentar erhalten haben: «Sie wollen wohl weich werden. Ich muss das tun. Nach mir tut dies kein anderer.» Fleming, Hitler und die Endlösung, S. 103.
- 90 Aussage von Otto Tuchel vom 2. Dezember 1963, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 6959. «Wir streiften im Ghetto herum, um uns anzusehen, wie es in den geräumten Häusern aussah. Bei dieser Gelegenheit trafen wir einen Zivilisten, der vom Gebiets-, General- oder Reichskommissariat kam. Diesem Herrn gegenüber äusserte ich, dass es ganz gut wäre, wenn man jetzt eine Flasche Schnaps hätte. Daraufhin sagte dieser Herr: ‚Steig ein.‘ Auf meine Fragen erklärte er mir (...), er gehe jetzt dahin, wo die Juden erschossen werden, dort gibt’s genug Schnaps. Er ist dann tatsächlich mit mir an die Exekutionsstellen gefahren.»
- 91 Es ist nicht zweifelsfrei geklärt, ob Major Karl Heise durch einen Querschläger verletzt wurde, wie es das Hamburger Landgericht annahm. Im Bericht des BdO-Kommandeurs Jedicke an den Reichsführer SS vom 28. April 1942 wird die Möglichkeit eines gezielten Schusses auf Heise nicht ausgeschlossen, weil das Geschoss «ein Kaliber von 7,65 hatte, im Übrigen aber nur 9-mm-Patronen verwandt wurden». In einem Bericht des Polizeipräsidenten von Wien vom 2. Oktober 1942 über den «Dienstunfall» des anschliessend in Krakau stationierten Heise heisst es: «Nach den Ermittlungen muss von dritter Seite mit Absicht auf den Major d. Sch. Heise geschossen worden sein. (...) Die in dieser Richtung geführten Erhebungen blieben aber völlig ergebnislos.» Beide Dokumente in: LV VA P-1026 /1/17, Bl. 9 und 11.
- 92 Dies soll Jeckeln 1945 bei seinen Verhören durch sowjetische Militärs gestanden haben. Gespräch mit dem damaligen Dolmetscher Peter Krupnikow, heute Geschichtspräsident an der Hochschule der Bundeswehr in München,

- im April 2001. Zum Besäufnis im Ritterhaus: Aussage von Friedrich Sch. vom 29. September 1968, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60 (Komplex Jahnke u.a.), Bl. 5709.
- 93 Im Bericht des Kommandeurs der Ordnungspolizei an den Höheren SS- und Polizeiführer vom 23. Dezember 1941 heisst es hingegen: «In Riga wird allgemein von den Massenerschiessungen der bisher im Ghetto untergebrachten Juden gesprochen. Der überwiegende Teil der Rigaer Bevölkerung spricht davon mit Genugtuung und hofft auf eine restlose Beseitigung der Juden und damit auf ein Freiwerden des Ghettos für Wohnzwecke.» In: LVA P 70-5-44, Bl. 29.
- 94 Hugo Wittrock, Kommissarischer Oberbürgermeister von Riga, Erinnerungen, bearbeitet von Wilhelm Lenz sen. und Wilhelm Lenz jun., Lüneburg 1979, S. 37. Den Exekutionen vom 30. November und 8. Dezember widmet Wittrock einen kurzen Absatz, in dem er vor allem seine Ahnungslosigkeit betont. Dies ist zu bezweifeln. Hugo Wittrocks Referent für Politik, wozu die Ghettoangelegenheiten gehörten, war der Ordensjunker Werner Altemeyer. Dieser wusste spätestens am 28. Oktober von der geplanten Liquidierung des Ghettos und bezeichnete sie als «Führerbefehl». Gerald Fleming, Hitler und die Endlösung, S. 95. In seinen Erinnerungen verschweigt Wittrock komplett seine Zuständigkeit für das Ghetto, schildert aber ausführlich Opernbesuche und Jagdfreuden.
- 95 Wittrock an HSSPF vom 13. Dezember 1941, in: BA-R91/10, Bl. 25. Dr. Walter Alnor, 2. Lagebericht an den Generalkommissar vom 11. Oktober 1941, in: LV VA 69/ia/i7.
- 96 Aus der Zeugenaussage des Stationsleiters der Bahnstation Rumbuli, Albert I. Baranowskij, vom 12. November 1944: «Am Tag nach der Massenerschiessung, am 1. Dezember gegen elf Uhr mittags, kamen auf den Hof der Bahnstation zwei blutüberströmte Frauen. Die eine hatte einen durchschossenen Hals, der anderen hatte die Kugel beide Wangen durchschlagen und die Zunge zerfetzt. (...) Die beiden Frauen hatten noch kein Wort gesagt, als zwei lettische Polizisten der Wachmannschaft auftauchten und die Frauen ergriffen. Sie wollten sie auf dem Hof der Station erschiessen, doch die Frau des Stationsvorstehers, Helene Bandera, flehte sie unter Händeringen an, sie sollten die Frauen nicht hier umbringen, denn im Haus seien Kinder. Die beiden Polizisten haben dann die beiden Frauen, die schon halbtot waren, auf einen Schlitten gelegt und sie zurück zu den Gruben geschafft, wo sie vermutlich erschlagen haben.» Zit. in: Helmut Krausnick/Hans Heinrich Wilhelm, Weltanschauungskrieg, S. 566.
- 97 Der Kraftfahrer Paul B. berichtete im Hamburger Prozess, dass er auf dem Weg von Rumbula zurück nach Riga einen SS-Mann ohne Koppel und ohne Mütze gesehen habe. Er wollte ihn mitnehmen, erhielt aber die Antwort, dass

Teil 4 Riga 1941, Seite 1-223

- ihm Jeckeln befohlen habe, ohne Koppel und Mütze zu Fuss nach Riga zu gehen (141 Js 534/60, Bl. 9228). Auch Lohse berichtete 1950, dass Jeckeln auf dem Exekutionsgelände mehrfach seine Untergebenen angeschrien habe. Ein Beleg für Ungehorsam ist dies freilich nicht, denn Jeckeln war bekannt und berichtigt für seine cholerischen Anfälle.
- 98 Aussage Paul Anton B. vom 26. Oktober 1977, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 1037.
- 99 Aussage Anneliese U. vom 8. Dezember 1970 vor der Sonderkommission Hamburg, 141 Js 534/60, Bl. 13944.
- 100 Aussage des Sanitäters Hans H. M. vom 27. August 1962, in: Sta Hamburg (57) 7/60, Bl. 4332.
- 101 Aussage Walter Münch vom 11. Dezember 1963 in Sta Hamburg (52) 1/64, Bl. 7052. Nach Aussage von Josef St. (Referent beim BdS) vom 2. März 1964 seien einige Beteiligte auf die Insel Fehmarn zum Erholungsurlaub geschickt worden, in: Sta Hamburg 141 Js 543/60, Bl. 7326.
- 102 Anzeige der Reichsbahn in: Führer durch Riga, Riga 1943, S. 1.
- 103 War Crimes Group (North-West Europe), Fragment eines Schreibens an die «Gruppe der baltischen Überlebenden in England» vom 26. November 1947. In: WL 539-3-24. Ohne Paginierung. Die Zeugenaussage von Rafael Schub, die er an die War Crimes Commission der Vereinten Nationen geschickt hat, ist nicht erhalten, nur die Kurzzusammenfassung: «He shot several Jews when Camp Commander in KZ Lenta.»
- 104 Undatiertes Aktenfragment, insgesamt 12 Seiten, auf einer Seite befindet sich die handschriftliche Notiz «1950». Auch der Inhalt der Akte und die sehr oft falsch geschriebenen Namen lassen auf das Jahr 1950 schliessen; in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, alte Blattnummer 15 und 19, neue Blattnummer 125 und 139.
- 105 Aussage von Herbert Degenhardt vom 4. März 1964, in: 141 Js 534/60, Bl. 7344. Namen des SS-Sonderkommandos aus: Andrew Ezergailis, Holocaust, a.a.O., S. 242. In einem Dokument aus dem Jahre 1946 werden zusätzlich noch die Namen von Sturmbannführer Neurath und Obersturmführer Esser genannt. In: Bericht über Eduard Bachl, SS-Wirtschafter beim HSSPF vom 22. Januar 1946, Oslo, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 1441 ff., Anlage 1. Bl. 13. Im Zusammenhang mit Rumbula ist lediglich Gerhard Maywald wegen seiner Teilnahme an der Selektion im Ghetto zu einer Freiheitsstrafe von vier Jahren verurteilt worden. Die sowjetischen Untersuchungsverfahren zu Rumbula konnten bis heute nicht ausgewertet werden.
- 106 Aussage von Herbert Degenhardt vom 4. März 1964, in: 141 Js 534/60, Bl. 7344.
- 107 Schlussbericht von Clemens Hüffel vom 18. August 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 93.

Teil 4 Riga 1941, Seite 157-223

- 108 Aussage Max Kaufmann vom 30. April 1948, ebenda, Bl. 15.
- 109 Aussage Leo B. vom 30. April 1948, ebenda, Bl. 13.
- 110 Aussage Chaim G. vom 9. Dezember 1948, ebenda (Handakte Staatsanwaltschaften), ohne Paginierung, und ähnlich am 24. Juli 1950, in: Staatsarchiv Augsburg 4 Js 256/5, ohne Paginierung.
- 111 Aussage Robert Matjukow am 5. Mai 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 29a.
- 112 Aussage Eugen B. am 27. April 1948, ebenda, Bl. 13a.
- 113 Aktennotiz des Reichskommissars vom 9. Februar 1942: «1. Es wurde festgestellt, dass sämtliche Wohnungen offen bzw. erbrochen waren. 2. In allen Wohnungen ein heillooses Durcheinander, alle Behältnisse waren erbrochen, ihr Inhalt in den Zimmern verstreut. 3. Lastkraftwagen der Wehrmacht, Fahrzeuge der SS, Formationen der Polizei, Fahrzeuge der lettischen Schutzmannschaft fuhren im Ghetto ohne jede Kontrolle ein und aus und schleppten an Mobiliar fort, was nur möglich war», in: BA R 92/1215, ohne Paginierung.
- 114 Wittrock an den HSSPF, 13. Dezember 1941, in: BA 91/10, Bl. 25. Die Blankoformulare für die Anmeldung des jüdischen Vermögens hatte Wittrock Behörde in der Zeit vom 15. und 22. Oktober im Ghetto verteilen lassen.
- 115 Hugo Wittrock, Erinnerungen, S. 37 f.
- 116 Wittrock an den Reichskommissar Ostland, 13. Dezember 1941, in: BA R 91/10, Bl. 24.
- 117 Bericht des Generalkommissariats über den «Stand der Angelegenheiten im Ghetto» vom 19. März 1942, in: BA R 90/447.
- 118 Bewerbungen für die Überlassung von Einrichtungsgegenständen aus dem Judenvermögen, in: BA R 92/10221 bis 10 320 sowie BA R 90/449,450, 45J-
- 119 Riga, Ein Führer für deutsche Soldaten, Im Auftrag der Feldkommandantur Obltn. Hoffmeister, Riga 1941, S. 3.
- 120 Schreiben des stellvertretenden Bürgermeisters Windgassen an den Generalkommissar vom 31. August 1942, in: BA R91/000070.
- 121 Für diesen Hinweis danke ich Margers Vestermanis, Riga.
- 122 Den Protest von Wehrmachtsstellen übermittelt das Reichskommissariat Ostland in einem Schreiben vom 3. Dezember 1941 dem HSSPF, in: BA R 91/000003. In diesem Schreiben heisst es weiter: «Ich ersuche nachdrücklich die Liquidation von Juden zu verhindern, die in Rüstungsbetrieben und Reparaturwerkstätten der Wehrmacht als Fachkräfte tätig sind und zur Zeit durch Einheimische nicht zu ersetzen sind. (...) Das gleiche gilt für jüdische Fachkräfte in Betrieben, die nicht unmittelbar dem Zweck der Wehrmacht dienen, aber wichtige Aufgaben im Rahmen der Kriegswirtschaft zu erfüllen haben.»

Teil 4 Riga 1941, Seite 157-223

- 123 Aussage von Percy G. am 21. Februar 1951, in: Rudow-NKWD-Akte, S. 276.
- 124 Aussage Trühe am 8. Februar 1971, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 12677.
- 125 Aussage Trühe am 16. Oktober 1959 vor der Zentralstelle der Landesjustizverwaltung, Hannover, 3-ARZ 7/59, Bl. 188, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, ohne Paginierung.
- 126 Aussage Reese vom 24. November 1959, in: Sta Hamburg Ermittlungsakten gegen Trühe, (52) 1/64, 2 Bd. 7/271, ohne Paginierung.
- 127 Aussage Trühe am 8. Februar 1971, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 12678.
- 128 Aussage Rudow am 18. Februar 1973, ebenda, Bl. 13784.
- 129 Aussage Ella Medalje vom 15. Januar 1979, in: Verfahren gegen Arajs, 141 Js 534/60, Bl. 6306-20. Ihre Geschichte hat David Zilberman aufgeschrieben. Manuskript «Recht auf Leben: Die Geschichte von Ella Medalje», in Arajs-Verfahren, Bl. 3281 bis 3306. Frida Michelson, I Survived Rumbuli, New York 1979, S. 85 ff. Sie versteckte sich nach Rumbula erst bei einer lettischen Bauernfamilie, dann bei deutschbaltischen Adventisten. Die Namen ihrer Retter nennt Margers Vestermanis in: Retter im Lande der Handlanger, S. 266. Aussage Matiss Lutrins vom 4. Januar 1976, in: Arajs-Verfahren, Bl. 3958, und Aussage vom 13. Juni 1978, ebenda, Bl. 5673-5. Auszüge aller drei Aussagen in: Andrew Ezergailis, Holocaust, S. 258-261.
- 130 Im Ghetto erzählte man sich, Briefe aus Salaspils seien angekommen, es würde den Frauen und Kindern gutgehen. Andere Gerüchte lauteten, bald würden Nähmaschinen ins Ghetto geliefert werden, um den Frauen Arbeit zu geben, wenn sie aus Salaspils zurückkommen. Abraham Shpungin, Doz is doch geven azey! (So war es wirklich), Tel Aviv 1991, zit. in: Max Michelson, City of Live, City of Death, Memories of Riga, University Press of Colorado 2001, S. 102. Der Bildhauer Riwoch berichtete in seinen 1944 in einem Versteck begonnenen «Aufzeichnungen» von dem Juden Abrahamson, der an seiner Arbeitsstelle in der Stadt Tauschgeschäfte mit einem Polizisten machte. Dieser Polizist berichtete, alle Frauen seien in Salaspils, würden dort für deutsche Soldaten Wäsche waschen. Er würde gegen Brillanten und Gold Abrahams Frau und Tochter falsche Pässe verschaffen und sie wieder ins Ghetto bringen. «Unsere düstere Stimmung hellte sich. Jetzt sind wir überzeugt, unsere Angehörigen sind am Leben. Das ist die Hauptsache.» «Die Aufzeichnungen des Bildhauers Riwoch», Typoskript, 1944/45, MEL III-65, aus dem Russischen von Sylvia Pavides.
- 131 Abrahm Bloch, Erinnerungen, S. 247 ff.
- 132 Beila Hamburg, geboren am 29. Mai 1920, wird mit dem Schiffstransporter

Teil 5 Scherwitz und seine Leute, Seite 225-311

«Kanonier» am 1. Oktober 1944 von Riga nach Stuthof gebracht. Ihr Name findet sich auf den Transportlisten unter der Nummer 95 149. In: Beiakte Dokumente, Kaiserwaldprozess, Sta Düsseldorf 130 Js 2/78. Todesdatum: Schreiben des Archivs Stuthof vom 4. Mai 2000. Ohne sie beim Namen zu nennen, berichtet auch der Bildhauer Riwoch von einer jungen Frau, die sich aus der Grube retten konnte und tagelang im Wald herumirrte. Riwoch, Aufzeichnungen, 48, S. 71. Auch der Nürnberger Ermittler Herbert Ungar wusste von ihr. In seinem Verhör im Sommer 1948 fragte er Scherwitz nach dem Schicksal einer «unter den Leichenbergen herausgekrabbelten Frau», die später in Lenta als Schneiderin arbeitete. Scherwitz bestätigte dies, wusste aber über ihr weiteres Schicksal nichts zu sagen.

- 133 Prof. Simon Dubnow, 1860 in Weissrussland geboren, lebte ab 1922 in Berlin. 1933 flüchtete er vor den Nazis nach Riga, im Ghetto lebte er im «Armen-Asyl» in der Ludzas iela 4. Er ist wahrscheinlich nie in Rumbula angekommen, sondern unterwegs zusammengebrochen und erschossen worden. Seine riesige Bibliothek brachten die Nazis nach Deutschland, sein Archiv ist verschollen.
- 134 Verfahren des Ministeriums für staatliche Sicherheit der lettischen SSR gegen Bloch, a.a.O., Haftbefehl S. 1, Anklage S. 140. Am 19. Oktober 1951 wurde Abraham Bloch zu zehn Jahren Haft in einem «Resozialisierungslager» verurteilt, alle Beweisstücke sollten «vernichtet» werden. Im März 1953 entliess man ihn vorzeitig, und im Oktober 1978 wurde er, weil die Bücher nicht mehr vorhanden und deshalb der Vorwurf «sowjetfeindlich» nicht mehr nachprüfbar war, rehabilitiert.
- 135 Gespräch mit Medel Basch im November 1997 in Riga. Den Text des Rumbula-Oratoriums komponierte Grigori Beilin. Von der einzigen Aufführung im Jahre 1964 in Riga existiert eine technisch mangelhafte Tonbandaufnahme. Der vierte Teil des Oratoriums, «Wiegenlied der Mutter», leitet einen Film des «Jüdischen Museums» in Riga über die Geschichte der Juden in Lettland ein.

Teil 5 Scherwitz und seine Leute, Seite 225-311

- 1 Quartalsbericht des Generalkommissars Drechsler an den Reichskommissar Lohse vom 15. Januar 1942, in: LVVA, 69/2/72, Bl. 27.
- 2 Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 123.
- 3 Kurt Krause, geb. 1904 in Liegnitz/Schlesien, vor dem Krieg Sanitäter beim Roten Kreuz, später im Zolldienst, dann Kriminalobersekretär, 1943 zum SS-Obersturmführer befördert. Wurde am 8. Dezember 1944 bei Frauenburg von

Teil 5 Scherwitz und seine Leute, Seite 225-311

- Partisanen getötet und in Libau offiziell beerdigt. Auskunft der Wehrmachtsauskunftsstelle Berlin vom 11. November 1998.
- 4 Bericht des Gebietskommissariats an das Generalkommissariat vom 9. Januar 1942. In diesem Schreiben gibt Wittrock den Bericht des Kommandeurs der Schutzpolizei wieder, wonach die Zustände im Ghetto durch die Verschiebung der Verantwortung auf die Sicherheitspolizei einen «recht unerfreulichen Charakter angenommen haben». Er berichtet, dass seit Mitte Dezember bis 9. Januar 11.000 Juden aus dem Altreich angekommen sind. In: LVVA 69/Ia/17. Zur Ankunft der Deportationszüge aus dem Reich: Buch der Erinnerung.
 - 5 Berechnet wurde den Arbeitgebern der ortsübliche Tariflohn. Für ungelernete Kräfte der Lohngruppe I galt ein Stundensatz von 0,27 Pfennigen, für die Lohngruppe V, Vorarbeiter, 0,50 Pfennige. Der Wirtschaftsleiter des Reichskommissars, Friedrich Karl Vialon, schätzte den durch die Ausbeutung der reichsdeutschen Juden erwirtschafteten Gewinn auf fünfeinhalb Millionen Reichsmark, zit. nach Der Spiegel («Der grosse Raubzug»), 22/1998.
 - 6 Schreiben des Kommandeurs der Sicherheitspolizei, SS-Sturmbannführer Lange, an den Generalkommissar, Fachgebiet Arbeitseinsatz, vom 10. August 1942, in: BA R 92/115 8, Bl. 39.
 - 7 Bericht von Leutnant Hesekehr, Führer der Ghetto-Wache, vom 7. Januar 1942, in: BA R 91/74, ohne Paginierung.
 - 8 So Andrew Ezergailis, Holocaust, S. 241 und 266, Anm. 36. Ebenfalls: Bericht über Eduard Bachl, SS-Wirtschaftler beim Höheren SS und Polizeiführer, Oslo, 22. Januar 1946, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 1441 ff., Anlage 1, Bl. 13.
 - 9 Vorfall Dralle/Neurath, Zeugenberichte, Briefwechsel, sämtlich in: BA R 91/74. Quartalsbericht der Arbeits- und Sozialverwaltung an den Generalkommissar vom 21. März 1942, in: LVVA 69/2/72, Bl. 67. Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 118 f. Blochs Bericht bestätigt: «Der neue Chef kam eine Woche später. Er heisst Baltin und ist auch ein Deutschbalte.»
 - 10 Max Kaufmann, Churbn Lettland, S. 367.
 - 11 Die Aufzeichnungen aus einem Kellerloch des Bildhauers Riwoch vom 23. Februar 1941 bis 4. Februar 1942. Unveröffentl. masch. Manuskript, bearbeitet 1944, in MEL III-65. Ein kleiner Teil der Aufzeichnungen erschien 1947 in dem vom «Jüdischen Antifaschistischen Komitee der UdSSR» herausgegebenen «Schwarzbuch». Eine um die zensierten Teile erweiterte Fassung legte Arno Lustiger (Hamburg 1994) vor. Aber auch diese Fassung ist gekürzt, es fehlen alle privaten Ereignisse sowie alle scheinbar antilettischen und unmoralischen Passagen. Das Original-

- manuskript umfasst 92 enggetippte Seiten, die veröffentlichten Teile umfassen aber nur 24 Seiten.
- 12 Informativer als Steven Spielbergs berühmter Film »Schindlers Liste« ist das dem Film zugrundeliegende Buch von Thomas Keneally, Schindlers Liste, München 1983.
 - 13 Aussage Heinz Trühe vor der Landesstelle der Justizverwaltungen Hannover am 16. Oktober 1958, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 185.
 - 14 Aussage Abraham Schapiro vom 4. Mai 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 17.
 - 15 Aussage Scherwitz am 2. Juni 1948, ebenda, Bl. 66.
 - 16 Aussage Chaim G. vom 4. Mai 1948 und 19. Juli 1948, ebenda, Bl. 19, und WL 539-5-26.
 - 17 Zusammengestellt aus den beiden Aussagen von Josef Wysokotworsky vom 9. Mai 1948 und 3. März 1949, in: Scherwitz-Akte, Bl. 19 b und 154 b. Im Februar 1942 wurden aus Kowno nach Riga 380 Männer, Frauen und Kinder deportiert, weitere 300 Juden aus Kowno, ebenfalls mit Kindern, kamen im Oktober 1942 im Rigaer Ghetto an.
 - 18 Zu den Gehältern von Polizei und SS-Angehörigen im Kriegseinsatz: Ruth Bettina Birn, Die Höheren SS- und Polizeiführer, S. 361. Gehaltstabelle in: Friedrich Wilhelm, Die Polizei im NS-Staat, S. 256.
 - 19 Schreiben des Gebietskommissars und kommissarischen Bürgermeisters der Stadt Riga, Hugo Wittrock, an die Wehrmachts-Ortskommandantur vom 20. Mai 1942, in: BA R 91/000072.
 - 20 Zu den politischen Zielen der Besatzungsmacht: Seppo Myllyniemi, Die Neuordnung der baltischen Länder, Eine lettische Kollaborationsverwaltung wurde am 7. März auf Erlaß des »Reichsministeriums für die besetzten Ostgebiete« eingerichtet. Deutsches Ziel dabei: »Der baltische Raum soll deutscher Siedlungs- und nicht nur deutscher Lebensraum werden. (...) Das Land müßte auch deutsches Siedlungsland werden, wenn seine nichtdeutschen Bewohner zur Eindeutschung nicht geeignet oder nicht dazu fähig sind.« Stellungnahme des Leiters der Abteilung Politik beim Reichskommissariat Ostland Friedrich Trampedach, in: LVVA P 70/5/32, Bl. III.
 - 21 Wolfgang Scheffler, Das Lager Riga-Jungfernhof (Jumpravmuiza), in: Buch der Erinnerung, S. 9 ff.
 - 22 Zum Dortmunder Transport vom 27. Januar 1942: Günther Högel/Thomas Kohlpoth, in: Buch der Erinnerung, S. 833 ff.
 - 23 Der bekannteste Katholik im Ghetto war der Judenälteste des Hannoverischen Transports, Günther Fleischel. Zu ihm: Herbert Obenaus, Vom SA-Mann zum jüdischen Ghettoältesten in Riga, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung, Bd. 8, hrsg. v. Wolfgang Benz, Frankfurt/M. 1999, S. 278-299. Katholikin war ebenfalls Gerda Gottschalk: Der letzte Weg,

Teil 5 Scherwitz und seine Leute, Seite 225-311

- Typoskript 1947, in: Archiv Yad Vashem 033/1037, überarbeitete Ausgabe, Konstanz 1991. Evangelische Christin jüdischer Herkunft war die Diakonissenschwester Hilde Schneider. Dazu: Hartmut Schmidt, Zwischen Riga und Locarno, Bericht über Hilde Schneider, Christin, Diakonisse, Ghetto- und KZ-Häftling, Gefängnispfarrerin, Berlin 2000. Die Information über Nichtjuden verdanke ich Margers Vestermanis.
- Zum Leben im «Reichsjudenghetto» gibt es viele Erinnerungsberichte, eine ausführliche, von Winfried Nachtwei zusammengestellte Literaturliste findet sich im Internet (www.nachtwei.de). Eine ausführliche Darstellung über das «Reichsjudenghetto» haben Peter Klein und Andrej Angrick, Hamburg, angekündigt.
- 24 Internationaler Militärgerichtshof (IMT), Bd. XXX, S. 79, zit. aus Gutachten Wolfgang Scheffler für das Landgericht Düsseldorf vom 14. Januar 1982, Kaiserwald-Prozess, Bl. 596.
- 25 Diese Zahl nennt die Staatsanwaltschaft des Hamburger Landgerichtes in ihrer Anklageschrift gegen Gerhard Maywald. 141 Js 534/60, Bl. 113. Der Historiker Ezergailis schreibt, im Ghetto seien während der Aktion Dünamünde 1.800 und im Jungernhof 1.900 Menschen liquidiert worden; in: Andrew Ezergailis, Holocaust, S. 191. Der Historiker Vestermanis gibt die Anzahl der Opfer mit 2.000 an; in: Margers Vestermanis, Haftstätten und Todeslager im okkupierten Lettland, in: Die nationalsozialistischen Konzentrationslager, Entwicklung und Struktur, hrsg. v. Ulrich Herbert, Karin Orth und Christoph Dieckmann, Göttingen 1998, Band I, S. 486. Wolfgang Scheffler schätzt die Zahl der zwischen Anfang Februar und 8. April getöteten Menschen auf 4.400, in: Buch der Erinnerung, S. 27.
- 26 Gertrude Schneider, Journey Into Terror, S. 166.
- 27 Alfred Winter, The Ghetto of Riga and Continuance, A Survivor's Memoir, o. 0.1998. Zu Salaspils: Wolfgang Scheffler, Salaspils, Die weisse Hölle, in: Buch der Erinnerung, S. 13 ff.
- 28 Kurt Pätzold, Erika Schwarz, Tagesordnung: Judenmord. Die Wannsee-Konferenz am 20. Januar 1942, Berlin 1992, insb. S. 223 ff.
- 29 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 58. Alle weiteren Zitate von Sauer über den Washington Platz befinden sich im siebten und achten Kapitel seines Buches.
- 30 Befragung Scherwitz durch Herbert Ungar, Bl. 24. Vgl. Teil 5, Kapitel «Sascha Israelowitsch und der Verrat der Widerstandsbewegung», S. 289 ff.
- 31 Damit verstieß Scherwitz sogar gegen die Richtlinien des SD. Am 10. April 1942 wies der Kommandeur der Sicherheitspolizei Lange in einem Schreiben an alle Dienststellen, die jüdische Arbeiter beschäftigten, darauf hin, dass

Teil 5 Scherwitz und seine Leute, Seite 225-311

- «Bescheinigungen von Dienststellen, die den Inhaber berechtigen, sich in der Stadt Riga frei zu bewegen, nicht anerkannt werden». In: BA R 91/000072, Bl. 614.
- 32 Hilde Sherman-Zander, Zwischen Tag und Dunkel, Mädchenjahre im Ghetto, Berlin 1984, S. 73 ff.
- 33 Das Quartiersamt hatte ab Mai 1942 8 5 lettische Juden kaserniert, der Heereskraftfahrzeugpark 42, die Bahnhofskommandantur 20 Personen. Die grösste Kasernierung vom Sommer 1942 umfasste zweihundert jüdische Zwangsarbeiter und befand sich 14 Kilometer ausserhalb von Riga. Die Firma Wolf & Dörig errichtete im Rahmen der Organisation Todt Flugzeughallen. Die Angaben über die Marschkolonnen sind unzuverlässiger, weil sie nach Bedarf reklamiert wurden. Im Juni 1942 marschierten in den Heereskraftfahrzeugpark zwei Kolonnen und in das Quartieramt eine. Alle Angaben aus BA R 91/10., Bl. 204-206, 227, 229.
- 34 Aktenvermerk des Gebietskommissariats vom 6. Juli 1942, in: BA R 92/1158.
- 35 Aktenvermerk der Abteilung Finanzen des Generalkommissariats über «Übergang der Verwaltung des Vermögens der aus dem Reich nach hier verbrachten Juden an den Generalkommissar in Riga» vom 8. April 1943, in: BA R 92/835. Speziell für SD-Betriebe: Schreiben der Finanzabteilung des Generalkommissariats an den Gebietskommissar Wittrock vom 16. April 1943, in: BA R 92/836. Diese Regelung galt nur für einige Monate, bis zur Auflösung des Ghettos nach Einrichtung des KZ Kaiserwald. Siehe dazu Kapitel «Lenta».
- 36 Wie viele Menschen 1942 im Reichsjudenghetto lebten, ist nicht festzustellen. Insgesamt sind etwa 25.000 Juden aus dem Reich nach Riga deportiert worden, sehr viele wurden kurz nach ihrer Ankunft erschossen, andere Transporte kamen zum SS-Gut Jungfernhof, die jungen Männer nach Salaspils. In der Enzyklopädie des Holocaust (München 1996) wird für 1942 die Zahl von 16.000 Deportierten genannt, «von denen nur die wenigsten überlebten». In den Quartalsberichten der Arbeitsverwaltung schwankt 1942 die Anzahl der arbeitsverpflichteten «Reichsjuden» zwischen 6.000 und 7.000. Im März 1943 wurde die Anzahl der Arbeitsfähigen beider Ghattoteile mit 11.726 angegeben. In dieser Zahl sind die «Kasernierten» enthalten. In: LVA 69/2/73, Bl. 113.
- 37 Hilde Sherman-Zander, Zwischen Tag und Dunkel, S. 73.
- 38 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 74.
- 39 Anträge auf Textilzuweisungen, in: LVVA 69-3-53.
- 40 Gespräch mit Philipp Israelson in Berlin, Oktober 1999.

Teil 5 Scherwitz und seine Leute, Seite 225-311

- 41 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 71.
- 42 Aussage Samuel S. vom 16. März 1964, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 9002.
- 43 Max Kaufmann, Churbn Lettland, S. 357.
- 44 Gespräch mit Rita Blond, Frühjahr 1999.
- 45 Aktenvermerk Leutnant Gluk vom Ministerium für Staatssicherheit, Riga vom 8. August 1951, in: Rudow-NKDW-Akte, Bl. 302.
- 46 Gerhard Maywald hatte nach Zeitzeugenberichten am Washington Platz eine deutsch-jüdische Geliebte, die aber Anfang 1943 »plötzlich verschwand«. Auch Robert Nickel lebte dort und pflegte Beziehungen zu einer deutschen Jüdin, die als die »hübsche Liesel« bekannt war. Sie sei schwanger geworden, »kam weg und wurde nicht mehr gesehen«. Aussage Max Kaufmann vom 29. Oktober 1963, in Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 7426. Am ausführlichsten dokumentiert sind die Liebschaften des Ghetto-kommandanten Kurt Krause. Siehe dazu S. 293 ff.
- 47 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 70; zur Person Rudows siehe auch S. 178 ff.
- 48 Max Kaufmann, Churbn Lettland, a.a.O., S. 368.
- 49 Alle folgenden Zitate von Boris Rudow stammen aus den Ermittlungsun-terlagen des Volkskommissariats, dann des Ministeriums für Staatssicher-heit der lettischen SSR, LVA, Bestand 1986/1/39890; hier: Verhör vom 15. Januar 1945, S. 22 ff.
- 50 Auskunft von Alexander Lewin.
- 51 Gegen diesen Zeugen ermittelte vom 8. Januar bis zum 7. November 1951 der KGB. Er wurde wegen »antisowjetischer Propaganda« zu vier Jahren Lagerhaft verurteilt und 1954 entlassen. Akte in MEL III-2033.
- 52 Die Frau dieses Ghettozeugen, Valentina Freimanis, die sich später als Filmhistorikerin in ganz Europa einen Namen machte, ließ sich aus Widerwillen über die konstruierten Anklagen ihres Ehemanns 1951 von ihm scheiden. Gespräch mit ihr im April 1999 in Berlin.
- 53 Rudow wurde als »antisowjetisches Element« nach dem Paragraphen 58 I A des Strafgesetzbuches der Sowjetunion verurteilt.
- 54 Alle Angaben aus der Akte Rudow, LVA, Bestand 1986/1/39890; Aussage Bloch, Bl. 351; Aussage Ghettozeuge, Bl. 267-280; Aussage lett. V-Mann, Bl. 221; Aussage Friedrich Jeckeln vom 19. Januar 1946, Bl. 223 ff.; Schuld-spruch, Bl. 311. Interview zu Rudows späterem Leben in Riga mit Israel Churin, November 1998 in Riga.
- 55 Auskunft der Direktorin des Lettischen Staatsarchivs, Riga (LVA), vom 21. Dezember 1999, an Sarmitei Pijolei, Riga.
- 56 Harry Pikielny, Interview für Yad Vashem, Testimony Number 03/6653, VD/219, Bl. 32.

Teil 5 Scherwitz und seine Leute, Seite 225-311

- 57 Befragung Scherwitz durch Herbert Ungar, Antworten auf Fragen 328 bis 330, Bl. 32 f.
- 58 Über diese Aktion berichten auch mehrere Zeugen vor dem Landgericht Hamburg. Max Wachtel erinnert sich, Katja Sorokina habe sich unter den zu Erschiessenden befunden, die Aktion sei aber einige Minuten vor 12 Uhr überraschend abgebrochen worden. In: Sta Hamburg 141 Js 543/60, Bl. 6161.
- 59 Zu Karl Jäger und Karl Dzersins: NKWD-Akte Sorokina. Akte Karl Pierre, Bundesarchiv-BDC/RS.
- 60 Untersuchung gegen T. D. (Name in Katja Sorokina geändert) vom Volkskommissariat für Staatssicherheit, Tallinn, in: LVA 1986/2/3693. Darin auch Verhöre mit Rudow, die mit ihm im Juli 1945 in Tagilag, Ural, geführt worden sind. Übersetzt aus dem Russischen von Alexander Trubek. Zu Sorokina ausserdem: Rudow-NKWD-Akte, und Aussage Rudow vom 18. Februar 1973, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 13785. Aussage von T.D. am 26. Oktober 1975 vor dem Hamburger Landgericht im Prozess gegen Victor Arajcs, 141 Js 534/60, Bl. 2214 ff., sowie Interview mit Valentina Freimanis, Oktober 1998 in Berlin.
- 61 Abrahm Bloch, Erinnerungen, S. 221. «Judenkönig», Befragung Scherwitz durch Herbert Ungar, Antwort auf Frage 205, Bl. 19.
- 62 Bernhard Schlink, Der Vorleser, Zürich 1995.
- 63 Befragung Scherwitz durch Herbert Ungar, Antworten auf die Fragen 64, 66, 79, 109, in, 132, 175, 179, 204, 395.
- 64 Schreiben von Margers Vestermanis vom 1. Juni 1998.
- 65 Erklärung Scherwitz während der Hauptverhandlung am 3. März 1949, in: Scherwitz-Akte, Bl. 153 ff., ergänzt durch Aussagen, die Scherwitz während der Revisionsverhandlung am 1. August 1950 vor dem Schwurgericht München gemacht hat. Über den Verlauf dieser Sitzung existiert keine Niederschrift des Gerichts, sondern nur ein Protokoll des Prozessbeobachters Richard Zenetti, in: Zenetti-Ordner III.
- 66 Aussage von Wilhelm Boss, zit. in: Schreiben des Rechtsanwaltes Franz Moser an das Landgericht München I, vom 28. Dezember 1955, in: Scherwitz-Akte (Wiederaufnahme), Bl. 3 62. Wilhelm Boss war von 1941 bis 1944 beim Befehlshaber der Sicherheitspolizei, Abt. VI, zuständig für die Gegenaufklärung und für die Betreuung von V-Leuten.
- 67 Alle Episoden von Werner Sauer aus Kapitel 7 und 8 seines Buches: Mensch unter Menschen, Abrahm Bloch, Erinnerungen, S. 121-127. Aussage Rudow, in: Rudow-NKWD-Akte, S. 124 und 147. Aussage Scherwitz, 11. Mai 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 27. Aussage Josche Wysokotworsky vom 26. Mai 1948, ebenda, Bl. 46b. Max Kaufmann, Churbn Lettland, S. 370. Gespräch mit Rita Blond in Berlin 1998. Scherwitz' Episode zu Krause: Vernehmung

Teil 5 Scherwitz und seine Leute, Seite 225-311

- Scherwitz durch Herbert Ungar, Antworten auf Fragen 274 bis 280. Abrahm Bloch, Erinnerungen, S. 125. Brief von Christel Paulsen an Scherwitz' Rechtsanwalt Mier vom 11. Juli 1949, in: Scherwitz-Akte (Beiakte Gefängnis), ohne Paginierung. Aussage Boss, in: Scherwitz-Akte, Bl. 362.
- 68 Zu Aba Kowner: Arno Lustiger, Zum Kampf auf Leben und Tod!, Das Buch vom Widerstand der Juden 1933-1945, Köln 1994, S. 15 und 265 ff. Kowners Satz ist eine Abwandlung des Textes nach Jeremias n, 19 («Und ich war wie ein argloses Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und hatte nicht gemerkt, was sie gegen mich sann»).
- 69 Abrahm Bloch, Erinnerungen, S. 127 ff.
- 70 Israel Kaplan nennt in seinen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1946 (Weapons in the Riga Ghetto) die Namen der jüdischen Polizisten Yitzchag Bag, Anatoly Nathan, Mojsche Glaser, Schmaja Schatz aus Kowno und einen gewissen Paik. Veröffentlicht unter dem Titel «Weapons in the Riga Ghetto», in: Gertrude Schneider (Hrsg.), Muted Voices, Jewish Survivors of Latvia Remember, New York 1987, S. 25-40. Als weitere Waffenbesorger oder Eingeweihte nennen Kaplan und Kaufmann (Churbn Lettland, S. 196 ff.) die Namen der Schmiede Hirsch Zagalov und Mordchai Gamarnik, des litauischen Schusters Hirsch Kocin, der Schlosser Fischer und Bubbi Kramer, die in einem Gewehrdpot am Pulverturm in der Altstadt von Riga arbeiteten, und einen Boris Freidberg oder Chaim Friedberg. In weiteren Erinnerungen werden zusätzlich noch die Namen Chone Rabionowitsch (Isaak Kleimann, And the Lord Spoke on My Behalf, in: Gertrude Schneider, Unfinished Road, a.a.O., S. 104), der Medizinstudent B. Kramer und der Ingenieur Antikol (Bernhard Press, Judenmord in Lettland, S. 108) genannt. Auch Boris Monastirski und Solomon Westermann sollen dazugehört haben (Margers Vestermanis, Retter im Lande der Handlanger, S. 268).
- 71 Margers Vestermanis, Juden in Riga, S. 68; das Proviantlager erwähnen Bloch und Kaufmann.
- 72 Meldungen aus den besetzten Ostgebieten [offizielle Meldungen des SD an das Reichssicherheitshauptamt Berlin], Nr. 33, S. 1, in: BA 58/699, Bl. 150.
- 73 Die SD-Unterlagen befinden sich unter dem Stichwort «Aktion Blechplatz» in den Ermittlungsakten gegen Karl Tollkühn, Sonderband I, Sta Hamburg 141 JS 534/60, Bl. 591-599, sowie Anlage Bl. 384-433. Zusammenfassender Bericht der Sicherheitspolizei, in: Meldungen aus den besetzten Ostgebieten, Nr. 32 vom 4. Dezember 1942. Ebenfalls: Aussage von Egon E. vom 23. Juli 1975, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, Tollkühnkomplex, Bl. 188, sowie Mel-

Teil 5 Scherwitz und seine Leute, Seite 225-311

- dung des Teilnehmers Peter Haas an die Sicherheitspolizei vom 18. Januar 1943, Kopie in: Sta Hamburg 141 Js 534/60 (Tollkühn), Bl. 278.
- 74 Undatierter Bericht des SD aus «den Berichten unserer V-Leute», ebenda, Bl. 395.
- 75 Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 228.
- 76 Aussage von Adolf B., 8. November 1965, in: Sta Hamburg, 141 Js 534/60, Verfahren gegen Tollkühn, Bl. 221.
- 77 Laut den Meldungen aus den besetzten Ostgebieten (Nummer 33, S. 1) sind im Zuge der Fluchtaktion 16 Personen verhaftet worden, darunter fünf sowjetrussische Offiziere.
- 78 Die Verhörprotokolle des SD, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 384 ff., 401-413. Russ soll sich zusammen mit den Juden Adler, Miller und Wulfo-witsch von Oktober 1942 bis zum Einmarsch der Roten Armee am 13. Oktober 1944 in einem ausgebauten Bunker unterhalb der «Entwesungsanstalt» (Kleiderdesinfizierung) auf der Ludsas iela 43 versteckt gehalten haben (Margers Vestermanis, Retter im Land der Handlanger, S. 269). Eljasche-witsch soll kurz nach seinen Verhören im Ghetto gestorben sein (Max Kaufmann, Churbn Lettland, S. 174). Über Bank Hirsch gibt es keine Angaben, er ist wahrscheinlich, so wie es der SD in einem Anschlag im Ghetto verkünden liess, gehängt worden. Makarow wurde in das Kriegsgefangenenlager Stalag 350 in Salaspils überstellt und dort am 3. Mai 1943 erschossen. Über Pisma-now, Lenjenjew sowie über die sechs verhafteten angeblichen Mitwisser habe ich keine Angaben gefunden.
- 79 «Einsatzbefehl für den 31.10.1942» des Kommandeurs der Sicherheitspolizei vom 30. Oktober 1942, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 420-424.
- 80 Nach Aussage von Krauses Sekretärin Frieda Meyer, geb. Marx, fiel der Beschluss, die Angehörigen des lettisch-jüdischen Ordnungsdienstes zu erschliessen, schon am Abend des 28. Oktober. Sie berichtete 1950: «Eines Abends im Büro erklärte Krause gegenüber Leister [Ghettoältester], dem [deutschen] Ghettopolizisten Haar und mir, in einigen Tagen würden die lettischen Ordnungsdienstleute erschossen werden, dazu 70 lettische und 30 deutsche Juden als Geiseln. Er machte uns Verschwiegenheit zur Pflicht und drohte uns für den Bruch der Schweigepflicht den Gang zum Friedhof an.» Aussage Frieda Meyer vom 28. März 1950, in: Sta Hamburg 14 Js 534/ 60, Bl. 1529.
- 81 Rafael Schub, Statement vom 12. Februar 1949, in: WL 539-2-23.
- 82 Bryan Mark Rigg, Hitler's Jewish Soldiers, S. 356 (inzwischen auch auf Deutsch: Hitlers jüdische Soldaten, Paderborn 2003). Kurz vor Drucklegung wollte Rigg, als ich ihn vor dem Zeugnis Schub warnte, diesen Passus aus seiner Arbeit streichen, aber dazu war der Verlag nicht mehr bereit. E-Mail von Rigg vom 22. März 2002.

Teil 5 Scherwitz und seine Leute, Seite 225-311

- 83 Aussage Max Kaufmann vom 29. Oktober 1963, in: Sta Hamburg, Verfahren gegen Tollkühn, 141 Js 534/60, Bl. 519.
- 84 Haase, von Beruf Förster (nicht identisch mit dem Teilnehmer der Aktion Peter Haas; vgl. Meldung des Teilnehmers Peter Haas an die Sicherheitspolizei vom 18. Januar 1943, Kopie in: Sta Hamburg 141 Js 534/60 (Tollkühn), Bl. 278), war in Lettland Rudolf Langes Jagdaufseher. Die SS bereitete ihm ein Ehrenbegräbnis mit Salut und liess auf dem Blechplatz einen Gedenkstein mit der Inschrift «Im Kampf gegen die Partisanen gefallen» aufstellen. Sie verbreitete das Gerücht, er sei von einem Juden gezielt erschossen worden. Nach Ansicht der Sta Hamburg diene dieses Gerücht aber als Rechtfertigung und Begründung für die Erschiessung von jüdischen Geiseln einige Tage später. In: 141 Js 534/60, Bl. 597.
- 85 Die Anzahl der erschossenen Geiseln ist nicht bekannt, auch das Hamburger Landgericht vermutet, dass es wesentlich mehr waren als die ursprünglich vorgesehenen fünfzig «nicht sonderlich arbeitsfähigen Männer». Max Kaufmann (Churbn Lettland, S. 179) nennt die Zahl von 106 Geiseln. Karl Tollkühn wurde am 9. Mai 1983 vom Hamburger Landgericht (89 1/83 Ks) wegen der Teilnahme an Massenerschiessungen im Wald von Bikernieki zu dreieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Bei der Strafbemessung wurden die Toten auf dem Blechplatz nicht angerechnet, weil ihm «wegen des stattgefundenen Tumults» nicht nachzu weisen war, dass er persönlich geschossen hat. Zitat aus dem Urteil gegen Tollkühn, S. 37.
- 86 Die Zahl der erschossenen Ordnungspolizisten auf dem Blechplatz wird in den Erinnerungen oft mit 41 oder 42 angegeben, Kaplan und Kaufmann führen ihre Namen auf einer sogenannten Märtyrerliste auf. Nach Aussage von Frieda Marx, die auf der Ghettokommandantur arbeitete, gab es aber dreissig Angehörige des jüdischen Ordnungsdienstes. Sie habe die Karteikarten mit den Namen der lettischen Polizisten mit einem Todesvermerk versehen müssen. Aussage vom 28. März 1950, in: Sta Hamburg 141 Js 534/ 60, Bl. 1529. Kaplan und Kaufmann haben in ihre Märtyrerliste auch die Namen der bis Juli 1943 erschossenen Widerständler hinzugenommen.
- 87 Abrahm Bloch (Erinnerungen, S. 168) und Gerda Gottschalk (Der letzte Weg, S. 51) schreiben: Damski hätte sich im Kartoffelkeller des sogenannten Kasseler Hofes versteckt. Nachdem die SS gedroht habe, das dort arbeitende Arbeitskommando zu erschliessen, sei er nach einigen Tagen ausgeliefert worden. Dies ist eine Verwechslung, denn nicht Damski, sondern Genkin versteckte sich im Keller und wurde dort entdeckt. Bevor er ausgeliefert wurde, schrieb er mit eigenem Blut die Nachricht an seine deutsche Freundin Charlotte, «Ich liebe Dich». Als Strafe sei eine Familie Gärtner aus Kassel erschossen worden. Vgl. Israel Kaplan (Weapons in the Riga Ghetto, S. 29), Max Kaufmann (Churbn Lettland, S. 178), Werner Sauer (Mensch unter

Teil 5 Scherwitz und seine Leute, Seite 225-311

Menschen, S. 80). Damski wurde erst im Januar 1943 in einem Keller entdeckt und angeblich dort von Krause persönlich, durch Zündung einer Handgranate, getötet. Seine drei Mitwisser, darunter der Journalist Herbert Machtus und der Schriftsetzer Willy Kohn, seien von Krause auf dem Jüdischen Friedhof erschossen worden, Machtus soll vorher gerufen haben: «Denkt nicht, dass das jüdische Volk mit meinem Tod untergeht. Das jüdische Volk lebt und wird ewig leben.» Israel Kaplan (*Weapons in the Riga Ghetto*, S. 33) und Bernhard Press (*Judenmord in Lettland*, S. 111) und Zitat nach Max Kaufmann (*Churbn Lettland*, S. 192).

- 88 Jeanette Wolff, ab 1946 SPD-Abgeordnete in der Berliner Stadtverordnetenversammlung und Mitbegründerin der Jüdischen Gemeinde Berlin, verlegt in ihren 1946 verfassten Erinnerungen (*Sadismus oder Wahnsinn*, Dresden 1946, S. 31) die Ereignisse des 31. Oktober 1942 auf den 10. Oktober 1943. Nach Berichten von Augenzeugen schreibt sie, drei Polizisten seien mit blossen Fäusten auf die SS losgegangen, hätten mehrere von ihnen zu Boden geschlagen, bis sie selbst starben. Anatoly Nathan sei es gelungen, bis in eine entlegene Stelle des Ghettos zu flüchten, wo ihn der Kommandant Krause stellte. Bevor er von Krause mit 32 Kugeln durchsiebt wurde, habe er ihm entgegengeschleudert: «Du Hund, du kannst mich erschiessen, aber vorher will ich dir sagen, was ich von dir denke. Du Feigling, du bist das grösste Schwein auf Gottes Erdboden. Du nahmst alle Frauen und Mädchen, die dir gefielen, für dich, du hast Hunderte von Menschen eigenhändig umgebracht und am Gut dieser Menschen dich bereichert. (...) Aber heute sage ich dir, du wirst elend zugrunde gehen und mit dir die ganze verlogene und verfäulende Nazidiktatur. So, und nun kannst du mich erschiessen.» Ähnlich, allerdings ohne Monolog, berichtet Sauer. Nathan habe Krause mit einem Stein angegriffen, zwei andere Juden hätten sich auf einen SS-Mann gestürzt, der daraufhin in das Gewehrfeuer geriet und getötet wurde. Werner Sauer, *Mensch unter Menschen*, S. 79.
- 89 In: Margers Vestermanis, *Versuch einer Selbstbiographie*, Upeslejas, in Erinnerung an den 31. Oktober 1942 am 31. Oktober 1997 (privat). Grossschreibung im Original.
- 90 Darüber berichten Bloch, Kaufmann, Press, Kaplan. Alle Getöteten sollen an der endgültigen Niederschlagung der Widerstandsbewegung im Sommer 1943 beteiligt gewesen sein. Sie sollen dem SD die Verstecke von lettischen Juden verraten oder rebellische lettische Juden besonders schlecht behandelt haben.
- 91 Vgl. Gertrude Schneider, *Journey into Terror*, S. 7 ff. Die Vorbehalte vieler lettischer Juden gegen die deutschen Juden spielen in fast allen Erinnerungen der Juden von Riga eine grosse Rolle. Die Beziehungen ihrer jungen Männer zu den deutschen Jüdinnen werden als «Butterbrotbeziehungen» disqualifi-

Teil 5 Scherwitz und seine Leute, Seite 225-311

ziert. Bloch berichtet überjüdisch-deutsche Mütter, die ihre Töchter gegen ein Stückchen Speck anboten, und kommentiert: «So weit runter hat Hitler die stolzen deutschen Juden gebracht.» Werner Sauer, der deutsche Jude, sieht dies nüchterner und schreibt über die Sehnsucht der jungen Männer am Washington Platz. «Hier junge kräftige Männer, die genug zu essen hatten, und dort junge Frauen ohne Männer, denn die meisten waren ja in Salaspils. Da die Liebe bekanntlich durch den Magen geht, waren die Besuche der lettischen Juden im Ghetto, vor allem wenn sie Essen und Kleidung mitbrachten, sehr angenehm. Im Laufe der Zeit hatte dann jedes deutsche Mädels ihren Lettenfreund.» (S. 66) Über die Ressentiments zwischen den Juden aus Deutschland und Lettland sowie den Vorwurf, die lettischen Juden hätten mit ihrem Aufstandsversuch verantwortungslos, sogar «verbrecherisch» gehandelt, am ausführlichsten: Abraham Barkai, *German Speaking Jews in Eastern European Ghettos*, Leo Baeck Institute Yearbook, vol. XXXIV, 1989, S. 151-265.

- 92 Israel Kaplan (*Weapons in the Riga Ghetto*, S. 27) berichtet über Gerüchte im Ghetto, wonach die Fluchtgruppe um Sandel und Russ von deutschen Juden verraten worden sei. «Vermutlich haben die jungen lettischen Polizisten bei ihren deutschen Mädchen bei einem Glas Wein geplaudert, und diese Gänschen trugen es weiter.» Boris Rudow sagt in seinem Verfahren vor dem NKWD 1945, ein «deutscher Jude» sei der Verräter gewesen. Betty Happ (*Bortum all mänskligheit*, Stockholm 1945, aus dem Schwedischen von Paula Garback, Typoskript im Besitz d. Verf., S. 43) schreibt, «man erzählte sich im Ghetto, der deutsche Jude Grünzweig, der einen üblen Ruf besass, hat die Widerstandsbewegung verraten».
- 93 Max Kaufmann, *Churbn Lettland*, S. 184 ff.
- 94 Hartmut Schmidt, *Zwischen Riga und Locarno*, S. 126.
- 95 Hilde Sherman-Zander, *Zwischen Tag und Dunkel*, S. 83.
- 96 Max Kaufmann, *Churbn Lettland*, S. 185 und S. 200. Abraham Bloch, *Erinnerungen*, S. 216. Werner Sauer, *Mensch unter Menschen*, S. 80 ff. *Erinnerungen von Ber Meister*, handschriftliche Aufzeichnungen ohne Datum, ca. 1990, in: MEL III-73, Übersetzung aus dem Russischen von Sylvia Pavidis. Zeugnis von Ben-Zion Haan, ohne Datum, in: Institut für Jüdische Zeitgeschichte, Universität Jerusalem, Nr. 12/215. Diesen Hinweis verdanke ich Alexander Lewin. Aussage Schapiro vom 4. Mai 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 18. Aussage Wysokotworsky vom 5. Mai 1948, ebenda, Bl. 20.
- 97 Betty Happ, *Bortum all mänskligheit*.
- 98 Am 4. November bestiegen tatsächlich neun Männer und fünf Frauen ein Boot nach Schweden. Im SD-Bericht steht, eine weitere Gruppe wollte am 6. November fliehen. SD-Vermerk in der Sache «Flüchtende Juden nach Schwe-

Teil 5 Scherwitz und seine Leute, Seite 225-311

den» vom 5. November 1942 sowie Brief des Ghettokommandanten Kurt Krause an die Wehrmachts-Ortskommandantur, Riga, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60 (Tollkühn-Verfahren), Bl. 431-433. Über die gescheiterte Flucht berichten auch Max Kaufmann, Churn Lettland, S. 169, Israel Kaplan, Weapons in the Riga Ghetto, S. 26, Bernhard Press, Judenmord in Lettland, S. 107. Press verlegt die Fluchtaktion nach Schweden auf den Sommer 1942. Ein Unteroffizier der Luftwaffe hätte gegen Geld und Wertsachen versprochen, die Juden nach Schweden zu bringen. «Kaum waren die Leute an Bord, als sie schon von Krause in Empfang genommen wurden.» Ein M. Srago soll dabei Widerstand geleistet haben und wurde deshalb auf der Stelle erschossen. Der Arzt Freidberg, der Rechtsanwalt Jevelson, der Sänger Kristall, A. Lewi, ein Sacharow und einige andere Leute seien ins Gefängnis gekommen und nie wieder gesehen worden. Laut dem SD-Bericht gab es aber drei Wehrmachts angehörige, die alle drei mit Jüdinnen aus dem Ghetto liiert waren und ihnen und anderen zur Flucht nach Schweden verhelfen wollten. Organisator der Flucht war der Gefreite Kurt Wanschaff, seine Helfer waren der Unteroffizier Erwin Brodt sowie der Gefreite Paul Koehler. Sie wurden wegen «Fluchtbegünstigung» vor ein Militärgericht gestellt und vermutlich exekutiert. Wer die Flucht nach Schweden an den SD verraten hat, lässt sich also nicht feststellen.

- 99 Hilde Sherman-Zander, Zwischen Tag und Dunkel, S. 83.
- 100 Brief von Margers Vestermanis vom 16. Oktober 2002.
- 101 Israel Kaplan, Weapons in the Riga Ghetto, S 34. Fast identisch auch Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 213, und Max Kaufmann, Churn Lettland, S. 201 ff.
- 102 Roschmanns Wunde wurde am 10. Juni 1943 im SS-Lazarett Riga genäht. Information der Wehrmachtsauskunftsstelle Berlin vom 10.1.2003 an Dr. Heinz Schnepfen.
- 103 Aussage von Kurt Migge vom 31. Januar 1950, in: Sta Hamburg 52/12/49, Bl. 84. Migge wird am 29. Dezember 1950 vom Schwurgericht Hamburg wegen Mordes in fünf Fällen zu lebenslanger Haft verurteilt. Bei der Strafbemessung spielte seine Beteiligung an der Erschiessung der jüdischen Ordnungspolizei, mangels Beweisen, keine Rolle.
- 104 Max Kaufmann, Churn Lettland, S. 207. Trotz der verschiedenen Erinnerungsberichte, dass Ebbe Kaufmann im Gestapogefängnis getötet worden sei, ist dies keine belegte Tatsache. Laut einem Briefwechsel von Überlebenden in Schweden mit dem Komitee der baltischen Juden in England im Sommer 1949 soll Ebbe Kaufmann das Gestapogefängnis überlebt und nach dem Krieg in Berlin gelebt haben, in: WL 532-4-25.
- 105 Befragung Scherwitz durch Herbert Ungar am 19. Juli 1948, Bl. 41. Aussage

Teil 5 Scherwitz und seine Leute, Seite 225-311

- Scherwitz in der Revisionsverhandlung am 1. August 1951, in: Zenetti-Ordner III.
- 106 Isaak Kleinmann, And the Lord Spoke on My Behalf, in: Gertrude Schneider, Unfinished Road, Jewish Survivors of Latvia Look Back, Washington 1991, S. 104.
- 107 Im Januar 1943 wurde in Riga eine Gruppe Letten festgenommen, angeblich Mitglieder der illegalen kommunistischen Partei, die einen Bombenanschlag auf die Eisenbahnstrecke Sassenhof/Torensberg geplant haben soll. Sichergestellt wurden auch Waffen. Die Gruppe versteckte auch deutsche Deserteure. Ebenfalls im Januar berichtet der SD über verstärkte sowjetrussische Propaganda durch Abwurf von Flugblättern. Im Unterschied zu früher seien die Berichte von Hand zu Hand weitergereicht worden. In: Meldungen aus den besetzten Ostgebieten, Nr. 36 und 40.
- 108 Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 126. Aussage Abraham Schapiro vom 4. Mai 1948 und 12. Mai 1948, in Scherwitz-Akte, Bl. 17 und 28. Aussage Josche Wysokotworsky vom 5. Mai 1948 und in der Hauptverhandlung am 3. März 1949, Bl. 19a und 154. Aussage Chaim G. vom 4. Mai 1948 und in der Hauptverhandlung, ebenda, Bl. 19 und 155. Aussage Scherwitz vom 3. Juni 1948 und Hauptverhandlung, ebenda, Bl. 66 und 154. Urteil des Landgerichts München II, 12 Kle, 18/49, vom 3. März 1949, Seite 4-5, ebenda, Bl. 160-165. Scherwitz' Darstellung ist gleichlautend mit den Aussagen, die er gegenüber Herbert Ungar in Nürnberg gemacht hat. Auch dort sprach er von einer Selbstjustiz, in seinem und im Sinne aller Juden des Washington Platz. Befragung Scherwitz durch Herbert Ungar, Frage 353 bis 356, Bl. 35.
- 109 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 92. Aussage Werner Sauer vom 27. Mai 1948 in Berlin, in: Scherwitz-Akte, Bl. 88.
- no Alexander Lewin, Die Geschichte des jüdischen SS-Offiziers Fritz Scherwitz: Materialsammlung, in: MEL B-881/1. Vgl. Alexander Lewin, The Jewish SS-Officer, S. 71.
- ui Schreiben von Alexander Lewin vom 6. Januar 1998 und 20. April 1999. 112 Undatiertes Statement von Abe Larwe, Givatsim, Israel, für Sidney Iwens. Eine Kopie davon erhielt ich von Prof. Edgar Anders, Kalifornien.
- 113 Interview von Philipp Gessler mit Raul Hilberg, in: die tageszeitung vom 7»/8. Dezember 2002.
- 114 Befragung Scherwitz durch Herbert Ungar, Bl. 20. Brief von Alexander Lewin vom 17. Juli 1999.

Teil 6 Lenta, Seite 313-451

- 1 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 83.
- 2 Zur Geschichte der Fabrik Lenta: Für die Recherchen im Lettischen Historischen Staatsarchiv danke ich Sarmite Pijola, Riga. Stilllegung der Fabrik: Anweisung des Reichskommissars an die Treuhandverwaltung vom 13. Oktober 1942, in BA R 92/1201. Die letzten Transporte aus dem Reich (Berlin) kamen am 18. August, 8. September, 22. und 29. Oktober 1942 in Riga an. In: Buch der Erinnerung, S. 17.
- 3 Lew Arnow, ehemaligerjudenältester am Washington Platz, vgl. S. 200. In den Quellen wird er auch öfters Aronson genannt.
- 4 Mit ausdrücklichem Hinweis auf den Jahrestag der Oktoberrevolution (nach dem neuen Kalender im November) erschoss das Einsatzkommando 2 in der Nähe des Goldbergs bei Dünaburg zwischen dem 7. und 9. November 1941 11.034 Juden. Hans-Heinrich Wilhelm, Einsatzgruppe A., S. 115.
- 5 Die volle Bezeichnung lautet: «Staatliche ausserordentliche Kommission zur Erforschung der Verbrechen der deutschen faschistischen Eindringlinge und deren Handlangern auf dem Territorium der lettischen SSR».
- 6 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 83 ff.
- 7 Der «Oberjude» Jakobsohn, vormals Kasernierung Peter-Holm-Strasse, wurde etwa Juni/Juli 1943 von der Sicherheitspolizei auf der Lenta verhaftet, einige Monate, nachdem er dem jüdischen Ordnungsdienstmann Sascha Israelowitsch geholfen hatte, am Leben zu bleiben. Er wurde vermutlich im Gestapogefängnis hingerichtet. Vgl. S. 297.
- 8 Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 209-213.
- 9 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 83-89, gekürzt und umgestellt.
- 10 Schreiben der Arbeitsverwaltung des Gebietskommissars Riga an den Generalkommissar vom 9. März 1943, in: BA R 92/1157, ohne Paginierung.
- 11 Nachdem der SD die lagermässige Unterbringung von Juden in der Provinz erlaubte, fand am 15. April 1943 im Ghetto zum erstenmal ein Appell zur Abkommandierung in die Torfindustrie statt. Bei der angespannten Rohstofflage galt sie als besonders kriegswichtig. Abkommandiert wurden am 15. April 735 Juden für die reichseigenen Kudra-Werke, die in Lettland sieben Abbaufelder westlich von Riga betrieben, und 100 Juden für die AEG-Torfindustrie in Olaine. BA R 92/1158, Bl. 44-46. Weitere Abkommandierungen erfolgten im April und Mai 1943.
- 12 Feldzeugdienststelle A an Wehrmachtbefehlshaber vom 23. April 1943, in: BA R 92/1158, Bl. 63.
- 13 Im März 1943 errechnete die Arbeitsverwaltung alleine für den Einsatz in der Torfindustrie einen Fehlbedarf von 45.000 Menschen, für die Landwirtschaft 25.000 und für Wehrmachtseinrichtungen 10.000 Menschen.

Teil 6 Lenta, Seite 313-451

- Monatsbericht für März 1943 von der Arbeitsverwaltung Riga an das Generalkommissariat, in: LVA 69/2/74, Bl. 42 ff., sowie Schreiben des Gebietskommissariats an den Generalkommissar vom 9. März 1943, in: BA R 92/1157, ohne Paginierung. Im April 1943 begannen die Aushebungen für den Arbeitsdienst in Deutschland und die Rekrutierungen für die Lettische Legion. In diesem Monat wurden 29.140 lettische Arbeitskräfte abgezogen, in: Monatsbericht April 1943 LVVA 69/2/75, Bl. 45.
- 14 Anfang März stimmte der SD einer Übertragung des Ghettos an die Zivilverwaltung zu, denn die Notwendigkeit gewaltiger Investitionen zeichnete sich ab, damit die Infrastruktur benachbarter Stadtteile nicht in Gefahr geriet. Das Ghetto sollte um einige Strassenzüge verkleinert und die Häuser an die alten Besitzer zurückgegeben werden. Ausserdem sollten die Kanalisationsrohre ersetzt und neue Telefonleitungen gelegt werden. Vgl. Katrin Reichelt, Profit and Loss, S. 179 f.
 - 15 Zur Übergabe der Ghettoverwaltung an die Stadt: Schreiben des Generalkommissariats, Abteilung Finanzen, an den Kommissarischen Oberbürgermeister von Riga, Dr. Hugo Wittrock, vom 16. April 1942, in: BA R 92/836, ohne Paginierung. Über das Recht der Zivilverwaltung, ab diesem Zeitpunkt nicht nur die Löhne der reichsdeutschen Juden einzubehalten, sondern auch das Entgelt für die Vermietung der lettischen Juden: Schreiben des Generalkommissars Drechsler an Wittrock vom 3. Mai 1943, in: BA R 92/509, ohne Paginierung.
 - 16 Schreiben der Finanzverwaltung des Gebietskommissariats an das Gebietskommissariat vom 23. Juni 1943, in BA R 92/8 64, ohne Paginierung.
 - 17 Monatsbericht der Arbeitsverwaltung des Gebietskommissariats für April 1943 an den Generalkommissar Lettland, in: LVA 69/2/74, Bl. 49. Laut einem Bericht des Generalkommissariats arbeiteten im April 1943 etwa 4.000 Bewohner aus dem Ghetto an insgesamt 239 Arbeitsstellen. 20 Prozent arbeiteten bei verschiedenen Zivilstellen, 60 Prozent bei der Wehrmacht und die restlichen 20 Prozent bei der SS und der Polizei. In: BA R92/1158, ohne Datum und Paginierung.
 - 18 Abwandlung der Wortschöpfung «Chaostministerium» (Ostministerium) des finnischen Historikers Seppo Myllyniemi (Neuordnung der baltischen Länder, S. 63).
 - 19 Danuta Czech, Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945, Hamburg 1989, Eintragung vom 4. April 1943, S. 459.
 - 20 Zur Amtsgruppe D: Walter Naasner, SS-Wirtschaft und SS-Verwaltung, Düsseldorf 1998. Sowie: Die Inspektion der Konzentrationslager 1938-1945, hrsg. von Johannes Tuchel. Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, Schriftenreihe Band I, Berlin 1994.

- 21 Sta Düsseldorf, Verfahren gegen Heinz Günther Wisner, Urteil vom 21. Januar 1983, XVI-29/80 S. Im Folgenden abgekürzt mit Kaiserwald-Prozess. Weil die SS im Herbst 1944 ihren ganzen Schriftwechsel über die Lager in Lettland verbrennen lässt, ist nicht mehr eindeutig zu klären, ob das spätere Konzentrationslager für Juden in dem Villenvorort Mezaparks (Kaiserwald) gegen das Reichssicherheitshauptamt durchgesetzt werden musste oder ob es ein Kompromiss in der Auseinandersetzung mit dem zunehmend mächtiger werdenden SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt gewesen ist.
- 22 Vgl. Peter Klein, Dr. Rudolf Lange als Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD in Lettland, Aspekte eines Dienstalltags, in: Täter im Vernichtungskrieg, S. 125-136. Vgl. Wolfgang Scheffler, Das Lager Salaspils, in: Buch der Erinnerung, S. 13-16.
- 23 Heinrich Müller, der Chef des Amtes IV (Gegnerforschung und -bekämpfung) des Reichssicherheitshauptamtes, informierte am 2. April 1943 verschiedene Dienststellen und Ämter über dies geplante KZ, in: Sonderarchiv Moskau, 504-2-Bd.8, Bl. 170. Für die Überlassung dieses Dokuments danke ich Margers Vestermanis, Riga. Zit. aus Gutachten Scheffler im Kaiserwald-Prozess, Bl. 598.
- 24 Hinweise lassen vermuten, dass dieses «KZ-Arbeitslager» für 500 reichsdeutsche Häftlinge aus dem KZ Sachsenhausen geplant worden ist, die im Dünenwerk, einer Fabrik für Schiffsartillerie und Flugzeugbewaffnung, arbeiten sollten. Bericht Pwis (Kriegsgefangenenlager) Norwegen, über die Vernehmung des SS-Oberführers Eduard Bachl am 22. Januar 1946 im Gefängnis Akershus, Oslo, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 1146 ff.; Anhang, S. 10.
- 25 Abschlusszeugnis der SS-Führerschule München-Dachau vom 31. März 1939, in: Kaiserwald-Prozess, Dokumentenband III, ohne Paginierung.
- 26 Lagerältester wird Hans Bruhn, der im März 1943 zu den ersten Häftlingen gehörte, die aus dem KZ Sachsenhausen für die Aufbauarbeiten nach Riga geschickt wurden. Aussage vom 19. September 1984, in: Kaiserwald-Prozess, Bl. 94 ff. Über Bruhn, der sich bei seinen Vernehmungen äusserste Mühe gab, sich als politischer Häftling und kommunistischer Widerstandskämpfer zu präsentieren, schreibt Jeanette Wolff 1947, er sei ein «Menschenschinder und Rohling gewesen, den man sich schlimmer nicht denken kann», in: Sadismus oder Wahnsinn, S. 19 f.
- 27 Aussage Hans Max K. vom 18. Oktober 1971, in: Sta Hamburg (Maywald-Komplex) 141 Js 534/60, Bl. 7005 f. «Ich kam im März 1943 vom KL Sachsenhausen zum KL Kaiserwald nach Riga. Ich war hier als Rapportführer eingesetzt und die erste Zeit auch für die Arbeitsführung bzw. den Arbeitseinsatz der Häftlinge zuständig. (...) Ihr Arbeitseinsatz erfolgte in der ersten

Teil 6 Lenta, Seite 313—451

- Zeit nur in ganz wenigen Fällen, da wir in der Anfangszeit mit dem Aufbau des Lagers selbst beschäftigt waren. Zu dem Zeitpunkt [März 1943] bestand das Lager Kaiserwald lediglich aus zwei oder drei Baracken.» 28 Schreiben des Leiters der Finanzabteilung des Generalkommissariats, Dr. Neuendorf, an die Abteilung III (Treuhand) des Generalkommissariats vom 4. Juni 1943, betr. «Reprivatisierung der im Ghetto befindlichen Grundstücke», in: BA R 92/1215, ohne Paginierung.
- 29 Schreiben des Reichsführers SS an Oswald Pohl (WVHA) und den Chef des Reichssicherheitshauptamtes Ernst Kaltenbrunner vom 11. Mai 1943, in: BA NS 19, zit. aus Gutachten Scheffler, Kaiserwald-Prozess, Bl. 600.
- 30 Reichsführer SS an den HSSPF Ostland und an den Chef des SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamtes vom 21. Juni 1943, in: BA NS 19/1740 (Mikrofilm).
- 31 Im April 1943 befanden sich in Salaspils 1.990 Häftlinge sowie 2.288 Männer, Frauen und Kinder, die die SS während ihrer Partisanenaktion «Winterzauber» aus dem «Operationsgebiet» Lettgalen nach Riga deportiert hatte. Lagebericht des KdS Riga vom 1. April 1943, in: LVVA 82/1/39 Bl. 96. Ab Sommer 1943 kamen weitere «partisanenverdächtige» Familien aus Lettgalen und Weissrussland, aber auch aus den Gebieten Leningrad, Pleskau, Nowgorod, Welikije-Luki und Kalinin. Kinder bis zu fünf Jahren wurden den Eltern entrissen und in einer eigenen Baracke untergebracht, wo mehrere Hundert von ihnen starben. Untergebracht wurde in Salaspils auch der Strafvollzug für fahnenflüchtige Letten. Die Höchstzahl der in Salaspils Unterbrachten soll 25.000 Menschen betragen haben, die in 48 Baracken hausten. Dazu gab es noch diverse Arbeitsnebenlager. Dazu: Margers Vestermanis, Haftstätten und Todeslager im okkupierten Lettland, in: Die nationalsozialistischen Konzentrationslager, Entwicklung und Struktur, Band I, Hrsg. von Ulrich Herbert u.a., Göttingen 1998, S. 479.
- 32 Schreiben des Reichskommissars Ostland vom 31. Juli 1943, zit. aus Gutachten Scheffler, Kaiserwald-Prozess, Bl. 602.
- 33 Erst nach einem klarstellenden Schreiben des Kommandeurs der Sicherheitspolizei Lange vom 15. September 1943 zieht Lohse am 18. Oktober 1943 seine Anweisungen an die Generalkommissare über die Zuständigkeiten in den Konzentrationslagern zurück. Näheres in: Gutachten Scheffler, ebenda, Bl. 608.
- 34 Vgl. Michael Wildt, Die Lager im Osten, Kommentierende Bemerkungen. In: Die nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 1, S. 508 ff. Wildt weist darauf hin, dass es im ganzen Osten keinen «einheitlichen Lagertypus» gegeben hat, so dass der Begriff eines Konzentrationslagers, «der für das Reich feste Konturen zu besitzen scheint, im Osten nicht greift».
- 35 Schreiben des Reichskommissariats für das Ostland an die Generalkom-

- missare vom August 1943, über die »Zusammenfassung von Juden in Konzentrationslagern«, Dokument 253, abgedruckt in: Einsatz »Reichskommissariat Ostland«, S. 265.
- 36 Brief von Christel Paulsen an Scherwitz' Rechtsanwalt Mier, vom 11. Juli 1949, in: Scherwitz-Akte (Beiakte Gefängnis), ohne Paginierung.
- 37 Aussage Scherwitz vom 2. Juni 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 64a.
- 38 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, zusammengestellt aus den Seiten 91-99.
- 39 Georg Friedman, Aufzeichnungen aus meinem Leben, handschriftliches Manuskript, undatiert, aber etwa 1965, in: MEL III-1087-III-1099, S. 175. Aus dem Russ. von Alexander Trubeck.
- 40 Abteilung Finanzen des Generalkommissariats an den Reichskommissar Lohse vom 17. Mai 1943, in: BAR 92/836, ohne Paginierung. Den lettischen Arbeitern auf dem Lande ging es kaum besser. Im April berichtet die Leitung des Sägewerks »Latvijas koks«, von ihren 1.100 Arbeitern besäßen nur 252 Holzpantinen und nur 12 anständige Stiefel, die sie vor Arbeitsunfällen schützten. In: Monatsbericht April 1943 der Arbeitssozialverwaltung an das Generalkommissariat, LVA 69/2/74, Bl. 103.
- 41 Gespräch mit Mendel Basch im November 1997 in Riga.
- 42 Gespräch mit Helmut Fürst in Hannover, 2. März 1998.
- 43 Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 219-221.
- 44 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 85 f.
- 45 Gespräch mit Rita Blond im Frühjahr 1999 in Berlin.
- 46 Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 218.
- 47 Aussage Abraham Schapiro vom 4. Mai 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 17b.
- 48 Walther Heier, SS-Untersturmführer, ab März 1943 Leiter der Personalabteilung/Verwaltung I/II beim Kommandeur der Sicherheitspolizei.
- 49 Aussage Scherwitz am 27. April 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 7a; Aussage am 11. Mai 1948, Bl. 27; Aussage am 2. Juni 1948, Bl. 64; Aussage während der Hauptverhandlung am 3. März 1949, Bl. 154; Aussage vor dem Schwurgericht I am 14. Dezember 1949, Bl. 230; Befragung Scherwitz durch Herbert Ungar, Frage 212, Bl. 20.
- 50 Brief von Christel Paulsen an Rechtsanwalt Mier vom 11. Juli 1949, in: Scherwitz-Akte (Beiakte Gefängnis), ohne Paginierung.
- 51 BDC SSO: Fritz Scherwitz (Abbildung im Bildteil).
- 52 Gespräche mit Dr. Johannes Tuchel im Oktober 2002 und Juni 2003 in Berlin.
- 53 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 86.
- 54 Protokoll der Verhandlung des »Ehrengerichts« unter der Leitung des Rabbiners Jacobson vom 29. November 1948 gegen Herbert Schultz in Stockholm, in: WL 539-6-27. Das Urteil lautete: »Laut allgemeinem Eindruck

Teil 6 Lenta, Seite 313-49

aus dem vorliegenden Anklage- und Verteidigungsmaterial sind dem Angeklagten Schultz brutale und eines Juden unwürdige Taten nachgewiesen. Andererseits meint das Gericht, dass der Angeklagte in gewissen Fällen (...) die Opfer vor noch schlimmeren Misshandlungen bewahren konnte.» Übersetzung aus dem Jiddischen von Mosche Hofstaetter.

55 Abrahm Bloch, Erinnerungen, S. 217-219.

56 Vom Washington Platz kamen (u.a.) die Familien: Boris, Sinaida, Lew und Jakow Rudow, Abraham Schapiro mit Tante Ida und Onkel Iljuschin Krawtschinsky, Chaim Garb und sein Neffe Shlomo, die Geschwister Arnow, die Ehepaare Schönberger, Isa und Isaak Pristin, Rosenblatt, Siga und Lena Glick sowie Leib und Regina Katz. Dazu waren, nach verschiedenen Unterlagen, (u.a.) folgende Familien entweder die gesamte Zeit oder zeitweilig gemeinsam auf der Lenta kaserniert: das Arztehepaar Martin und Frieda-Marie Caspary, die Ehepaare Borkum, Sauer und Stern mit je einem Sohn, das Ehepaar Pikielny mit zwei Söhnen. Die Ehepaare Hans und Ilse Aufrecht, Cohen, Piks, Pewsner, Beile und Jehaskiel Hamburger, sie alle ohne Kinder. Vater Ilja mit Sohn Boris Lurie. Vater Leiba und Sohn Nison Ciss, Vater Moses und Sohn Jack Ratz. Vater und Sohn Budschinsky, Vater und Sohn Juter. Mendel Basch mit Vater Leopold und Bruder Itzak. Vater Meister mit Sohn Ber, Vater Koblenz mit den Söhnen Daniel und Simon. Die Gebrüder Artur und Wulf (?) Ritow, Efraim und Abraham Magaram, Max und Joshua Weiner, Jasha und Mosha Tschernjakow, Benzin und Boris Kaplan, Hermann und Siegfried Goldenberg, Hirschberg, Robert und Benno Matjukow, Antonie und Brenek Landau, Solja und Arthur Kahn, Elchonon Glaser und seine Mutter. Mowscha Kukler und Mutter. Die Geschwister Helen und Willi Leibson, Löwy und Brendel. Die Schwestern Sperling sowie Gerda und Helga Gottschalk und Riwotschka und Olja Helerman. Besonders erstaunlich: die vier Vettern Heinrich, Moritz, Isaak und Samuel sowie Onkel (Ijuschin) Israel Nowik (Nowosolijok) mit Frau Marie.

57 Aussage Moses Ratz vom 28. April 1948, in Scherwitz-Akte, Bl. 12a.

58 Jack Ratz, *Endless Miracles*, New York 1997, S. 43.

59 Aussage von Eugen B. vom 27. April 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 13a.

60 Aussage von Max F. vom 4. Mai 1948, ebenda, Bl. 18a.

61 Aussage von Max Kaufmann vom 27. April 1948, ebenda, Bl. 13.

62 Gespräch mit Boris Lurie, Dezember 2001.

63 Gespräch mit Philipp Israelsohn in Berlin, März 2002.

64 Zahlen aus: Anlage 1 zum Bericht der Arbeitsverwaltung des Gebietskommissars an den Generalkommissar vom 18. August 1943, in: BA R 92/1158, Bl. 105.

65 Zit. in Bericht der Arbeitssozialverwaltung an das Generalkommissariat für

- Oktober 1943, in: LVA 69/2/83, Bl. 95, sowie Aussage Hermann Schmidt vom 27. Februar 1971, in: Staatsanwaltschaft Hamburg 151 Js 534/ 60, Bl. 7642.
- 66 Aussage Scherwitz am 27. April 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 7a.
- 67 Alle Angaben aus Kaiserwald-Prozess, Urteil gegen den Sanitäter Wisner vom 21. Januar 1983, Sta Düsseldorf XVI/29/80, S. 25 ff. Lagerältester in Kaiserwald war zuerst Reinhold Rosemeyer aus Hannover, der wegen Doppelmordes zu lebenslanger Haft verurteilt worden war. Später Hans Bruhn, ein Krimineller, der behauptete, ein politischer Häftling zu sein. Berüchtigt auch der Berufsverbrecher, dann Kapo Xaxer Abel, genannt Mister X. Die KZ-Aufseherinnen kamen mit dem sogenannten Dimentransport an. Lagerarzt war Dr. Eduard Krebsbach aus Mauthausen. Eine nicht vollständige Liste von in Kaiserwald tätigen SS-Angehörigen in: BA NS 3/403, ohne Paginierung. Die Namen der SS-Angehörigen in den Nebenlagern in: Kaiserwald-Prozess, Bl. 411 ff. Dort wird weder Scherwitz noch ein anderer auf der Lenta eingesetzter SS-Mann genannt. Über Kaiserwald gibt es eine umfangreiche Erinnerungsliteratur, einer der frühesten Texte ist von Jeanette Wolff, Sadismus oder Wahnsinn, aus dem Jahr 1946. Einen Überblick liefert die überarbeitete Doktorarbeit von Gertrude Schneider, Journey Into Terror, Schneider ist 1942 aus Wien nach Riga deportiert worden.
- 68 Danuta Czech, Kalendarium, a.a.O., Eintrag 5. November 1943, S. 645. Nach Aussagen des früheren Leiters der «Judeneinsatzstelle» Herbert Schultz vom 25. April 1962 musste die jüdische Selbstverwaltung die Deportationslisten zusammenstellen, die Anzahl der in fünfzig Waggons gepferchten Menschen hätte 2.317 betragen, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 3786. Bei einer späteren Zeugenaussage, 14. März 1968, nennt er die Zahl 2.513, in Sta Hamburg, ebenda (Tollkühn-Komplex), Bl. 1568.
- 69 Die sowjetische «Ausserordentliche Kommission» zählte 46 bis 48 Gefängnisse, 23 Konzentrationslager und 18 Ghettos in Lettland auf, in denen sich 536.400 Inhaftierte befunden haben sollen. Diese Zahlen sind masslos übertrieben. Dazu: Margers Vestermanis, Haftstätten, S. 472 ff. Er gibt die Zahl der Aussenlager für Riga mit 13 an und nennt drei Nebenlager in der Provinz: Elja-Meteine im Kreis Mitau, Dondangen I im Kreis Windau, Dondangen II im Kreis Talsen. Er schätzt die Zahl der insgesamt durch das KZ Kaiserwald geschleusten Personen auf 25.000. Georg Tessin nennt zusätzlich noch Aussenkommandos in Krottingen, Kurben und Riga-Strand, in: Georg Tessin, Verbände und Truppen der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS, Stationierungen, Teil 3, Osnabrück 1996, Abschnitt SS/Polizeilager, S. 224 ff. Im Bereich des Reichskommissariats entstanden neben dem KZ Kaiserwald drei weitere KZs im engeren Sinne. Sie befanden sich ab Herbst 1943 in Kowno

Teil 6 Lenta, Seite 313-451

(Litauen) und in den Olschiefergebieten von Estland in Klooga und Vaivara. Zu Kowno: Christoph Dieckmann, Das Ghetto und Konzentrationslager in Kaunas, in: Die nationalsozialistischen Konzentrationslager, Band I, S. 439-471. Über die Lager in Estland will Ruth Bettina Birn demnächst eine Arbeit vorlegen.

- 70 Schreiben der Arbeitsverwaltung des Gebietskommissariats an die Treuhandstelle des Generalkommissariats vom 18. August 1943, in BA R 92/115 8, Bl. 103. Margers Vestermanis (Haftstätten, S. 487) nennt 13 Nebenlager in Riga, zählt sie aber nicht auf. In den Erinnerungen der Zeitzeugen werden oft noch Salaspils und Jungfernhof als Nebenlager dazugerechnet, aber in Salaspils befanden sich ab Sommer 1943 nur noch wenige Häftlinge, und das SS-»Mustergut« Jungfernhof wurde Ende 1942 aufgelöst. Das Lager Baiastdamm wird in der von der Arbeitsverwaltung genannten SD-Liste nicht erwähnt, vermutlich weil es erst im Oktober 1943 eingerichtet wurde.
- 71 Eduard Bachl, ab Januar 1942 Verwaltungsleiter bei Friedrich Jeckeln in Riga, dann «Kampfgruppe Jeckeln», Einsatzort vor Leningrad. Vom 2. September 1942 bis 2. November 1944 SS-Wirtschaftler Ostland. Von März bis Mai 1945 SS-Wirtschaftler in Norwegen. Unterlagen zu Bachl in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 1146 ff., Anhang, S. 10.
- 72 Zum «Tannenbaum»: Aussage des früheren Leiters der Abteilung Nachrichtenwesen beim KdS, Franz Leopold Schlesinger, vom 18. März 1964, Landeskriminalamt Baden-Württemberg, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, alte Paginierung, Bl. 2656. Zitat: Aussage Horst Eichler vom 15. September 1959, Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltung München, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, alte Paginierung, Bl. 133. Er zitiert Sturmbannführer Karl Tschierschky.
- 73 Strazdenhof ist in gewisser Weise eine Schwester der Lenta. Die Arbeitsverwaltung hält in ihrem Schreiben vom 18. August (s.o.) fest: «Hier sollen ähnliche Werkstätten entstehen wie die SD-Werkstätten Lenta, also ein ausgesprochener SS-Betrieb». Intern unterschied es sich allerdings gewaltig. Dazu Max Kaufmann, Churbn Lettland, S. 408 ff.
- 74 Frederick Forsyth, Die Akte ODESSA, München 1973. Thematisiert wird in diesem Roman die nach dem Zweiten Weltkrieg aktive (Geheim)Organisation der ehemaligen SS-Angehörigen (ODESSA), die mit Hilfe des Vatikans ihre Kameraden nach Argentinien und in andere lateinamerikanische Länder schleuste. Über die tatsächlichen Aktivitäten von Roschmann in Riga findet sich nur wenig und historisch kaum Haltbares. In dem Roman wird er als monströser «Bluthund» geschildert, ihm werden auch alle Greuelthaten ange-dichtet, die auf das Konto der eigentlichen «Bluthunde» von Riga gehen, nämlich Rudolf Lange

- und Kurt Krause. Die Bundesrepublik versuchte in den siebziger Jahren mehrmals und vergeblich seine Auslieferung aus Lateinamerika zu erreichen. Er starb 1977 in Paraguay unter seinem angenommenen Namen Frederico Wegner. Eine Biographie über Roschmann wird demnächst von Dr. Heinz Schnepfen (Berlin) vorgelegt werden.
- 75 Brief von Christel Paulsen an Scherwitz' Rechtsanwalt Miehr vom 11. Juli 1949, in: Scherwitz-Akte (Beiakte Gefängnis), ohne Paginierung. Als Zeugin während der Hauptverhandlung am 1. August 1950 trägt sie aus diesem Brief vor.
- 76 Schreiben von RA Moser an die Sta München I vom 28. Dezember 1955, in: Scherwitz-Akte (Wiederaufnahme), Bl. 361, sowie Anlage I.
- 77 Befragung Scherwitz durch Herbert Ungar, Antwort auf Frage 297, Bl. 28.
- 78 Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 232. Nach einer Zeugenaussage hat Roschmann bis zu 27mal geschossen, bis er traf. Aussage Irma G. vom 27. Juni 1961, in: Sta Hamburg 141 Js 534/69, Bl. 1869.
- 79 Am 15. September 1943 befanden sich 607 lettische Juden und 61 lettische Jüdinnen auf der Lenta sowie 156 deutsche Juden und 101 deutsche Jüdinnen. »Stand der Kasernierten und Altkasernierten vom 15. September 1943«, Anlage I zum Schreiben der Arbeitsvermittlung an das Generalkommissariat vom 16. September 1943, in: BA R 92/865, ohne Paginierung. Am 27. September betrug die Gesamtzahl 910 Personen, davon 591 lettische Juden, 65 lettische Jüdinnen sowie 151 Juden und 102 Jüdinnen aus dem Reich. »Stand der Kasernierten vom 27. September 1943«, Anlage I zum Schreiben des Lohnbüros im Ghetto an die Finanzabteilung des Generalkommissariats vom 30. September 1943, in: BA R 92/865, ohne Paginierung.
- 80 Pesja Fraenkel-Salzmann, Häftling Nr. 84771, Montreal 1949, zit. im Brief von Alexander Lewin vom 29. Mai 2002.
- 81 Gerda Gottschalk, Der letzte Weg, Typoskript, undatiert, aber am 6. März 1946 an ihre Freundin Susi Loebenstein-Levy nach Haifa geschickt. Diese übergab das Manuskript samt Briefumschlag an das Archiv Yad Vashem, dort 03/33/4077/S. 20. In den achtziger Jahren überarbeitete Gottschalk ihren Bericht, er erschien unter demselben Titel 1991 in Konstanz. In dieser Fassung liest sich die Passage über die Lenta skeptischer, dort heißt es: »In Lenta war es erträglich.«
- 82 Aussage Scherwitz vom 2. Juni 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 65 und 66.
- 83 Interview des Archiv Yad Vashem mit Henryk Pikielny am 2. November 1992 in Jerusalem. Yad Vashem, VD/219, Testimony Nummer O3/6653, Bl. 25 und 37.
- 84 Georg Friedman, Aufzeichnungen aus meinem Leben, S. 176.
- 85 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 94 und 101 ff. (gekürzt).

Teil 6 Lenta, Seite 313-451

- 86 Gespräch mit Helmut Fürst ar. 1 2. März 1998 in Hannover.
- 87 Abrahm Bloch, Erinnerungen, S. 234 ff.
- 88 Aussage Günther Preger vom 29. November 1973, in: Sta Düsseldorf, Kaiserwald-Prozess, Band III, Bl. 251. Zitat «Patrizier»: Georg Friedman, Aufzeichnungen aus meinem Leben, S. 42. Zur Person Scherwitz auch Pregers Aussage vom 3. Juli 1962, Sta Hamburg, 57/760, Bl. 4117. Über seine Arbeit als Pferdepfleger diverse Anekdoten bei Werner Sauer.
- 89 Abrahm Bloch, Erinnerungen, S. 246.
- 90 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 113. Rudow-NKWD-Akte, S. 86 und 326. Abrahm Bloch, Erinnerungen, S. 236, 247 und 258.
- 91 Die Bürgermeisterei gibt Anweisung, das geräumte Gebiet nur noch «Rusensiedlung» zu nennen. «Der bedenkenlose Gebrauch der Bezeichnung ‚Ghetto‘ für einen bestimmten Stadtteil von Riga muss notgedrungen zu falschen Anschauungen führen. Unter Ghetto (...) kann nur ein den Juden obrigkeitlich oder von ihnen (...) durchdrungenes (...) Wohngebiet verstanden werden, nicht aber ein noch vor Kurzem von verschiedenen Nationen bewohnter (...) vorübergehend zum Konzentrationslager umgewandelter Stadtteil. (...) Dies verfälscht das Gesicht Rigas.» Schreiben von Hugo Wittrock an den Generalkommissar vom 26. Februar 1944, in BA R 92/510, ohne Paginierung.
- 92 Friedrich Karl Vialon auf der Dienstleiterbesprechung beim Reichskommissar am 15. Februar 1942, zit. aus Dokumentenordner IV, Sta Hamburg 141 Js 534/60.
- 93 Aussage des früheren Leiters des jüdischen Arbeitsdienstes, Herbert Schultz, vom 14. März 1968, in: Sta Hamburg (Tollkühn-Komplex) 141 Js 534/60, Bl. 15 69. Die Staatsanwaltschaft Hamburg beschuldigte Roschmann, bei der Auflösung des Ghettos 2.200 «arbeitsunfähige Juden zur Vernichtung nach Auschwitz» geschickt zu haben. Schreiben der Staatsanwaltschaft Graz an die Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen vom 21. Oktober 1959, in: Sta Hamburg 14 Js 210/49, §1-213-
- 94 Aussage Abe Karelitz vom 1. Juni 1948 vor dem American Jewish Joint Distribution Committee in Paris, in: Scherwitz-Akte, Bl. 70 (Hervorhebung durch d. Verf.).
- 95 Vgl. Schriftwechsel des Generalkommissariats Lettland mit dem Reichskommissariat Ostland über die «Aktion Winterzauber», in: Einsatz im «Reichskommissariat Ostland», Dokument 230, S. 244 ff. Zur «Operation Heinrich»: Anklageschrift des Militärstaatsanwalts der Roten Armee gegen Friedrich Jekeln, Siegfried Ruff, Albrecht Dejon von Monteton, Wolfgang von Dithfurth, Friedrich Werther, von Januar 1946, in BA-Dahlwitz/Hopgarten, ZM1683, Bl. 93, sowie Ermittlungsakte Band 6, Bl. 75 f. Nach diesen Unterlagen wurden im Gebiet Opotschka-Krasnoje-Kudiver Hunderte von Dörfern

- verbrannt, unzählige Menschen getötet und Tausende Bauern ausgeplündert.
- 96 Aussage Abraham Schapiro vom 4. Mai 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 17, sowie Protokoll der Hauptverhandlung vom 3. März 1949, ebenda, Bl. 155b. Schapiro datiert diese Aktion auf Frühjahr 1943, sie seien noch am Washington Platz gewesen. Dieser Zeitangabe widersprachen aber alle anderen Zeugen. Aussage Josche Wysokotworsky vom 5. Mai 1948, Bl. 19a. Aussage Antonie L. vom 1. Juni 1948 in Paris, Bl. 71b. Aussage Scherwitz vom 2. Juni 1948, Bl. 65b. Aussage Scherwitz vom 11. Mai 1948, Bl. 27a. Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 291. Zur Abkommandierung von litauischen Juden: Nach der Auflösung des Wilnaer Ghettos am 23. und 24. September 1943 wurden 3.700 Juden in die Konzentrationslager Estlands und Lettlands geschickt, mehrere hundert von ihnen kamen in das SS-Lager Strazdenhof, etwa fünfzig auf die Lenta. Zu Minsk: Diese Fahrt kann Scherwitz auf keinen Fall während der Lenta-Zeit gemacht haben, so wie es Antonie L. (s. o.) glaubt. Die grossen Ermordungsaktionen, nach denen Scherwitz Koffer geholt haben könnte, fanden in Minsk Ende Juli 1942 statt. Ab August 1943 wurde das Ghetto aufgelöst, die Verbliebenen in Sobibor und Maly Trostenez ermordet. Zur Fahrt Anfang 1943: Aussage Alfred Winter vom 15. Oktober 1947 vor der britischen War Crimes Commission, in: WL 539-5-26; vgl. Alfred Winter, The Ghetto of Riga and Continuance, New York 1998.
- 97 Zu den Hirschjagden: Hugo Wittrock, Erinnerungen, S. 70. Zum Tennisplatz: Beschwerde der Arbeitssozialverwaltung an den Kommandeur der Sicherheitspolizei über den Einsatz von jüdischen Kellnern in Privathaushalten, für Tennisplatzarbeiten u.a., vom 22. Juli 1942, in BA R 92/115 8, Bl. 38 f.
- 98 Kurt Müller, Riga, an OKW und RKO vom 28. Mai 1944, in: LVVA R 1026/1/17/239.289, ohne Paginierung. Zum guten Leben in der Etappe, über die pelzmäntelbehängten SS-Offiziere und die Lumpen der einfachen Soldaten auch: Aussage Hugo St. vom 21. November 1964, in: Sta Hamburg (Tollkühn-Komplex), Bl. 8222.
- 99 Geschichtswerkstatt Wedding, Das SS-Wirtschaftslager unter der Brücke, Berlin 1994, S. 18.
- 100 Paris war das Eldorado auch aller Frontsoldaten. Wie in allen besetzten Ländern erhielten die Soldaten ihren Sold in der Landeswährung und durften sich von zu Hause Geld schicken lassen. Damit kauften sie die besetzten Länder leer. Für den Monat August addierten sich die privaten Einkäufe in Frankreich auf 125 Millionen Reichsmark, nach heutiger Kaufkraft 1,25 Milliarden Euro. Nach Götz Aly, Hitlers zufriedene Räuber, Wie deutsche Soldaten im Zweiten Weltkrieg die besetzten Länder leer kauften, in: Die Zeit vom 8. Mai 2003, S. 35.

Teil 6 Lenta, Seite 313-451

- 101 Aussage Gerhard B. vom 3. September 1964, in: Sta Hamburg (Tollkühn-Komplex) 141 Js 534/60, Bl. 162. Aussage Josef Berman vom 18. Januar 1950, in: Sta Hamburg gegen Hoffmann u. a. 52/12/40, Bl. 236. Gerda Gottschalk, Der letzte Weg (Manuskript 1945/46), S. 34. Aussage Gertrude M. vom 14. April 1965 in: Sta Hamburg (Tollkühn-Komplex) 141 Js 534/60, Bl. 359.
- 102 Aussage Max L. vom 26. Mai 1948 auf dem Polizeipräsidium in Berlin, in: Scherwitz-Akte, Bl. 89. Aussage Werner Sauer vom 27. Mai 1948, ebenda, Bl. 80i. Aussage von Eugén B. vom 27. April 1948 in München, Bl. 13a. Aussage Leo B. vom 27. April 1948, Bl. 14b. Aussage Abe Karelitz vom 1. Juni 1948 in Paris, Bl. 70a, Aussage Antonie L. vom 1. Juni 1948, Bl. 71b. Aussage Max Kaufmann vom 30. April 1948, Bl. 15b. Aussage Scherwitz vom 27. April 1948, Bl. 11.
- 103 Befragung Scherwitz durch Herbert Ungar, Bl. 27 und 32.
- 104 Aussage Scherwitz vom 27. April 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 11.
- 105 Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 265. Werner Sauer, Mensch unter Menschen, 105. Rudow-NKWD-Akte, S. 224. Aussage Chaim G. vom 4. Mai 1948, in Scherwitz-Akte, Bl. 19.
- 106 Urteil des Schwurgerichts Hamburg gegen Kurt Migge vom 29. Dezember 1951, (50) 14/51.
- 107 Befragung Scherwitz durch Herbert Ungar, Antwort auf Frage 331, Bl. 32.
- 108 Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 267.
- 109 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 114. Jeanette Wolff schreibt in ihrem Buch, Aufrecht habe sich im Ghetto an den Selektionen für die sogenannte Aktion Dünamünde beteiligt. Für den Tod selektierte er ihre älteste Tochter, die nur durch Intervention der Kommandantur von der Liste gestrichen wurde (Sadismus oder Wahnsinn, S. 11). Jack Ratz urteilt in seinen 1998 geschriebenen Erinnerungen milde über Dr. Aufrecht: »Obwohl er in einem gewissen Maße mit den Nazis kollaboriert hat, tat er für die Kranken, was er konnte« (Endless Miracles, S. 46). Damit steht er im Widerspruch zu den Urteilen von Max Kaufmann, Bernhard Press und Gertrude Schneider, die ihn ebenfalls ausnahmslos als »Denunzianten« und »gesinnungslosen Opportunisten« beschreiben.
- 110 Befragung Scherwitz durch Herbert Ungar, Bl. 31 ff.
- 111 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 108, kombiniert mit S. 115.
- 112 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, a.a.O., 103. Er nennt nur Ber Meister und Isaak Pristin, die restlichen Namen erwähnt Boris Rudow während der Verhöre durch den NKWD.
- 113 Aussage Werner Nettler vom 27. August 1949, Verfahren gegen Rudolf Reese, Sta Hamburg (52) 12/49, ohne Paginierung.
- 114 Aussage Scherwitz vom 1. August 1950 bei der Hauptverhandlung des

- Schwurgerichts, Sta I in München, in: Protokoll von Richard Zenetti, in: Zenetti-Ordner II.
- 115 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, gekürzt aus S. 110-113. Auch Georg Friedman erwähnt in seinen Aufzeichnungen dieses Ereignis, glaubt aber, Benzl sei an seinen Hirnverletzungen gestorben. Georg Friedman, Aufzeichnungen aus meinem Leben, S. 69. Zur fachlichen Qualifikation Benzls: Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 281.
- 116 Gerda Gottschalk, Der letzte Weg, S. 34.
- 117 Aussage von Ivan B. vom 1. November 1949, in: Sta Hamburg (52) 12/49, Bl. 163.
- 118 Aussage Robert Matjukow vom 8. November 1949, in: Scherwitz-Akte, Bl. 220.
- 119 Aussage Abraham Schapiro vom 4. Mai 1948, ebenda, Bl. 17.
- 120 Aussage Leo B. vom 27. April 1948, ebenda, Bl. 13. Aussage Solja K. vom 21. Mai 1948 vor der Kriminalpolizei in Berlin, ebenda, Bl. 80h. Aussage Ephraim M. vom 7. Juni 1948, ebenda, Bl. 76; dazu: »Niederschrift über die Vernehmung des Zeugen M.«, ohne Datum (vermutlich Übersetzung aus dem Hebräischen), in: Kaiserwald-Prozess 130 Js/78 (Z), ohne Paginierung. Aussage Ciss N. vom 29. April 1948, Scherwitz-Akte, Bl. 14. Aussage Hirsch D. vom 4. Mai 1948, ebenda, Bl. 14a. Aussage Werner Sauer vom 27. Mai 1948, ebenda, Bl. 80i. Aussage Max L. vom 26. Mai 1948, ebenda, Bl. 80j.
- 121 Aussage Scherwitz vom 17. August 1951, in: Staatsarchiv Augsburg, Staatsanwaltschaft 4 Js 256/50, ohne Paginierung.
- 122 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 115. Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 245.
- 123 Namen von Margers Vestermanis, Brief vom 3. März 1999. Zu Janis Lipke: Margers Vestermanis, Retter im Land der Handlanger, S. 269. Max Kaufmann erwähnt in seinem Buch statt des Namens Hirschberg einen Firkser. Nach seinen Angaben sind Schnaider und Juter jr. kurz vor Kriegsende in Dobele (Kurland) von der lettischen Hilfspolizei getötet worden (Churbn Lettland, S. 370).
- 124 Aussage von Ivan B. vom 1. November 1949, in: Sta Hamburg, 52/12/49, Bl. 163.
- 125 Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 267 f.
- 126 Ebenda, S. 279-285 (stark gekürzt).
- 127 Ebenda, S. 300. Laut Sauer gelingt es Scherwitz, Nußbaum aus dem Gefängnis herauszuholen.
- 128 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, gekürzt aus S. 117 f.
- 129 Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 285 ff.
- 130 Brief von Margers Vestermanis vom 3. März 1999.

Teil 6 Lenta, Seite 313-451

- 131 Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 297.
- 132 Im Namensverzeichnis des »Buches der Erinnerung« wird er nicht aufgeführt.
- 133 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 118-122. Gespräch mit Boris Lurie, April 2002. Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 298. Jack Ratz, Endless Miracles, S. 47 ff.
- 134 Gespräch mit Mendel Basch, November 1997 in Riga.
- 135 Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 272.
- 136 Ebenda, S. 272-278.
- 137 Dieser Name wird in keiner Liste von Angehörigen des BdS oder KdS genannt, findet sich auch nicht in den Unterlagen der Hamburger Staatsanwaltschaft. Untersuchungsführer des Befehlshabers der Sicherheitspolizei ist Albert Reipert.
- 138 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 124.
- 139 Henryk Pikielny, Interview vom 2. November 1992 mit dem Archiv Yad Vashem, Bl. 33.
- 140 Anscheinend gelang es Jack und Moses Ratz, dieses Gold bis zur Befreiung zu verstecken, denn Jack Ratz (Endless Miracles, S. 50) schreibt: »Später verkaufte mein Vater die Goldsachen gegen Fleisch und Whiskey.«
- 141 Aussage Ciss N. vom 4. Mai 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 14a.
- 142 Aussage Heinz F. vom 4. Mai 1948 vor der Kriminalpolizei Nördlingen, ebenda, Bl. 23.
- 143 Aussage Josef M. vom 27. April 1948, ebenda, Bl. 13b.
- 144 Gespräch mit Mendel Basch im November 1997 in Riga.
- 145 Aussage Boris Rudow vom 18. Februar 1973 in Tel Aviv, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60 (Maywald-Komplex), Bl. 13785.
- 146 Zit. bei Seppo Mylleniemi, Neuordnung der baltischen Länder, S. 285.
- 147 Der Historiker Andrew Ezergailis meint, das Kommando 1005 sei schon lange vor Juli 1944 in Riga eingetroffen, gibt aber dafür keine Quelle an. Laut der Aussage von Franz Schlesinger, früherer Leiter der Abteilung III N beim KdS, vom 18. März 1964 (in: Sta Hamburg 141 Js 534/60 [Maywald-Komplex], Bl. 2659) sowie von Erich Bachl vom 10. Februar 1949 (ebenda, Bl. 11460 ff., Anhang [Verhör in einem Kriegsgefangenenlager in Norwegen]) ist das Kommando erst Anfang August 1944 in Riga angekommen. Paul Blobel, der Leiter des SK 1005, gibt am 16. Juni 1947 bei seinem Verhör im Nürnberger Nachfolgeprozeß an: »Mit der Verbrennung der Leichen wurde erst im Mai oder Juni 1944 begonnen. Ich entsinne mich, daß diese Verbrennungen in der Gegend von Riga und Reval stattgefunden haben«, in: NO 3974. Diesen Hinweis verdanke ich Dr. Heinz Schneppen. Von den Zeitzeugen gibt es verschiedene Angaben. Nach Jeanette Wolff gab es das »Hochwaldkommando« schon ab Mitte 1942 (Sadis-

- mus oder Wahnsinn, S. 65). Das Landgericht Düsseldorf konnte in seinem Urteil im sogenannten Kaiserwald-Prozess keine Datierung nennen.
- 148 Leiter des SK1005 ist Paul Blobel gewesen. Geb. 1884 in Potsdam, Architekt, Eintritt in die NSDAP 1931, in die SS 1932, Gestapokarriere. 1942 Kommandeur des SK 4a der Einsatzgruppe, die in Babij Jar 33.771 Juden erschoss. Im Juni 1942 zum Leiter des SK 1005 bestimmt. Er wird in den Nürnberger Nachfolgeprozessen zum Tode verurteilt und 1951 in der Festung Landsberg am Lech hingerichtet.
- 149 Encyclopedia of the Holocaust, New York 1990, Stichwort Sonderkommando 1005 B: <http://motlc.wiesenthal.com/text/x01/xro131.html>.
- 150 Strafverfahren gegen Hans Sohns u.a., Urteil des Schwurgerichts Stuttgart vom 13. März 1969 (Ks 22/68). Walter Helfsgott wird freigesprochen. Urteil in: Justiz und NS-Verbrechen, Sammlung Deutscher Strafurteile, a.a.O., Bd. XXVII, Lfd. Nr. 701
(<http://www.jur.uva.nl/junsu/strafverfolgungBRD.htm>).
Weitere Akten zum Kommando 1005 in: Sta Hamburg 141 Js 204/60.
- 151 Aussage von Erich Brauer vom 10. Februar 1949, in: Sta Stuttgart 17 Js 637/69, Bl. 5942. Auch Gertrude Schneider, Journey into Terror, S. 97.
- 152 Aussage von Wilhelm H. vom 8. September und 6. November 1964, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, Bl. 12973 & 12981 ff.
- 153 Betty Happ, Bortum all mänsklighet, S. 71 ff. Hilde Sherman-Zander, Zwischen Tag und Dunkel, Galina Klebanow, The Children in Camp Kaiserwald, in: Gertrude Schneider, Unfinished Road, S. 139 ff. Meir Levenstein, Du sollst sterben und nicht leben, Münster 1973, S. 72 ff.
- 154 Zu Strazdenhof und Sonderkommando 1005 B: Bernd Schmalhausen, Dr. Rolf Bischofswerder, Leben und Sterben eines jüdischen Arztes aus Dortmund, Essen/Bottrop 1998.
- 155 Kaiserwald-Prozess, Sta Düsseldorf, Urteil vom 21. Januar 1983, VI -29/80 S, S. 119 ff. Josef Katz, Erinnerungen eines Überlebenden, Kiel 1988, S. 191 ff. Dazu auch Andrew Ezergailis, Holocaust, S. 368 ff.
- 156 Jürgen Graf und Carlo Mattogno, Das Konzentrationslager Stutthof, Ankunft der Transporte von Juni 1944 bis Januar 1945, in: <http://vh.org/D/Stutthof/1.html>. Die Transportliste vom 9. August 1944 ist teilweise vorhanden. Eine Kopie, auf der etwa zweitausend Namen stehen, hat die «Hauptkommission zur Untersuchung von Hitler-Verbrechen in Polen» der Staatsanwaltschaft Düsseldorf geschickt; in: Band Dokumente zum Kaiserwald-Prozess, ohne Paginierung.
- 157 Im März 1944 waren im Konzentrationslager Kaiserwald 11.178 jüdische Häftlinge registriert (6.182 Männer und 5.696 Frauen). Ab Mai kamen noch etwa 2.000 ungarische Jüdinnen aus Auschwitz hinzu. Zahlen nach Margers Vestermanis, Haftstätten, S. 487.

Teil 6 Lenta, Seite 313-451

- 158 Nach Janina Grabowska trafen vom 29. Juni 1944 bis 14. Oktober 1944 26 Transporte mit 47.109 jüdischen Häftlingen in Stutthof ein. Janina Grabowska, KL Stutthof, ein historischer Abriss, in: Hermann Kuhn (Hrsg.), Stutthof, Ein Konzentrationslager vor den Toren Danzigs, Bremen 1995, S. 24 ff. Vgl. Wolfgang Scheffler, Konzentrationslager, in: Buch der Erinnerung, S. 40 ff.
- 159 Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 309-322.
- 160 Telefongespräch mit Boris Lurie im April 2000.
- 161 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 131-135.
- 162 Aussage Erwin M. vom 21. Oktober 1965, in: Sta Hamburg (Tollkühn-Komplex), Bl. 1524.
- 163 Aussage von Erich Brauer vom 10. Februar 1949 vor einem sowjetischen Militärgericht, Kopie in: Verfahren der Staatsanwaltschaft Stuttgart gegen Hans Sohns u. a., 17 Js 637/60, Bl. 5940. Generell Akten zum Sonderkommando 1005, in: Sta Hamburg 141 Js 204/60.
- 164 In den etwa 1990 aufgezeichneten Erinnerungen von Abe Karelitz heißt es, Scherwitz habe mit Roschmann einen Deal gemacht. Er habe ihm Gold, Uhren und Diamanten gegeben, damit er die Handwerker der Lenta leben läßt. »After the war you will be a very rich man, do me a favor, let them live.« Aufzeichnungen, S. 12, im Besitz der Verf.
- 165 Gespräch mit Israel Churin im Oktober 1998 in Riga. Jack Ratz, Endless Miracles, S. 51.
- 166 Nach der Zeugenaussage des früheren Leiters der Nachrichtenabteilung beim KdS, Franz Schlesinger, durften nach Salaspils nicht einmal die Angehörigen des Sicherheitsdienstes. Die Abteilung IV (Gestapo, Kripo) habe um dieses Lager eine große Geheimnistuerei betrieben, es sei seines Wissens auch nicht ein einziges Mal von einer Kommission aus dem Reich besichtigt worden. Aussage vom 18. März 1964, Sonderkommission Baden-Württemberg, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60, alte Paginierung Bl. 2656.
- 167 Aussage Scherwitz vom 3. März 1949 vor dem Landgericht II München, in: Scherwitz-Akte, Bl. 154.
- 168 Im Buch der Erinnerung, in dem 24.827 Namen von insgesamt 25.183 nach Riga und Kowno deportierten Juden aus dem Reich aufgeführt werden, findet sich der Name Edgar Heit nicht, auch nicht in ähnlicher Schreibweise.
- 169 Im Buch der Erinnerung wird nur ein Erich Hirschberg, geb. 1926 in Warburg/Westf., aufgeführt, kein Erich Hirschfeld.
- 170 Während der Ermittlungen 1948 behauptete Max Kaufmann, Scherwitz habe auch Gutkin getötet, obwohl in seinem eben abgeschlossenen Buch zu lesen war, Gutkin sei die Flucht geglückt. Nach einem halben Jahr stellte sich heraus, daß Gutkin den Krieg tatsächlich überlebt hatte, er

beschäftigte sich in Bayern mit Schwarzmarktgeschäften und starb 1947 bei einem Autounfall in München. So bleiben Schenker, Heit, Glaser und der große Unbekannte (Hirschfeld oder Hirschberg) übrig.

- 171 Aussage Robert Matjukow vom 5. Mai 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 29a. Die Schreibweise der Namen ist im Original Haid und Schenker.
- 172 Aussage Robert Matjukow bei der Hauptverhandlung des Großen Strafgerichts, Sta II München, vom 3. März 1949, ebenda, Bl. 156.
- 173 Aussage Robert Majukow vom 8. November 1949, Amtsgericht Stuttgart, ebenda, Bl. 219.
- 174 Henning Sietz, Attentat auf Adenauer, Berlin 2003, S. 124.
- 175 Aussage Abe Karelitz vom 1. Juni 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 70b.
- 176 Protokoll von Richard Zenetti über die Hauptverhandlung des Schwurgerichts beim Sta I München vom 1. August 1950, datiert mit 8. August 1950, in: Zenetti-Ordner, S. 8.
- 177 Aussage Scherwitz vom 3. März 1949 in der Hauptverhandlung vor dem Landgericht München II, in: Scherwitz-Akte, Bl. 154.
- 178 Zusammengestellte Aussagen von Scherwitz bei der Hauptverhandlung des Schwurgerichts I in München vom 14. Dezember 1949, ebenda, Bl. 230 und 231.
- 179 Aussage Scherwitz vom 17. August 1951, Staatsarchiv Augsburg, Staatsanwaltschaft 4 Js 256/50, ohne Paginierung.
- 180 Aussage Hirsch D. vom 4. Mai 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 14b.
- 181 Aussage Jehoschua W. vom 19. Mai 1948, ebenda, Bl. 51.
- 182 Aussage Jehoschua W. unter Eid beim Amtsgericht Frankfurt/M. vom 26. Februar 1949, ebenda, Bl. 148.
- 183 Aussage Movscha K. vom 5. Mai 1948, ebenda, Bl. 31a.
- 184 Aussage Movscha K. vom 21. Mai 1948, ebenda, Bl. 48.
- 185 Aussage Szema G. vom 15. Juni 1951, in: Staatsarchiv Augsburg, Staatsanwaltschaften, StaA 4 Js 256/50, Bl. 22b.
- 186 Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 322.
- 187 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 132 und 135.
- 188 Aussage Werner Sauer vor der Kriminalpolizei in Berlin am 27. Mai 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 80i.
- 189 Gespräch mit Sophie Weinberg am 25. November 1997 in Riga.
- 190 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 135.
- 191 Aussage Jehoschua W. vom 19. Mai 1948 sowie Aussage unter Eid vom 12. Februar 1949 vor dem Amtsgericht Frankfurt/M., in: Scherwitz-Akte, Bl. 51 und 148.
- 192 Aussage Ciss N. vom 29. April 1948, ebenda, Bl. 14.
- 193 Aussage Movscha K. vom 5. Mai 1948, ebenda, Bl. 31a; ähnlich während der Hauptverhandlung am 3. März 1949, ebenda, Bl. 156.

Teil 6 Lenta, Seite 313-451

- 194 Aussage Abe Karelitz vom 1. Juni 1948, ebenda, Bl. 70a.
- 195 Aussage Hirsch D. vom 4. Mai 1948, ebenda, Bl. 14a.
- 196 Aussage Moses Ratz vom 28. April 1948, ebenda, Bl. 12a.
- 197 Aussage Werner Sauer vom 27. Mai 1948, ebenda, Bl. 80i.
- 198 Aussage Robert Matjukow vom 5. Mai 1948, ebenda, Bl. 29.
- 199 Gespräch mit Boris Lurie im Juni 2001.
- 200 Urteil des Landgerichts München II vom 3. März 1949, in: Scherwitz-Akte, Bd. I., Bl. 161.
- 201 Protokoll von Richard Zenetti über die Verhandlung vom 1. August 1950, in: Zenetti-Ordner II, S. 12.
- 202 Aussage Erwin M. vom 21. Oktober 1965, in: Sta Hamburg 141 Js 535/60 (Tollkühn-Komplex), Bl. 9737.
- 203 Aussage Hans A. vom 7. Juli 1961, Sonderkommission Baden-Württemberg, in: Sta Düsseldorf, Kaiserwald-Prozeß, Bl. 2552.
- 204 Aussage Willi F. vom 10. Juni 1980 im Kaiserwald-Prozeß, in: Sta Düsseldorf, Bl. 1519/20.
- 205 Auskunft von Danuta Drywa (Gedenkstätte Stutthof) vom 4. Februar 2002.
- 206 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 136.
- 207 Abraham Bloch, Erinnerungen, S. 327.
- 208 Ebenda, S. 327.
- 209 Aussage Jehoschua W. vom 12. Februar 1949 (vereidigt), in: Scherwitz-Akte, Bl. 148.
- 210 Werner Sauer, Mensch unter Menschen, S. 143.
- 211 Aussage Jehoschua W. vom 12. Februar 1949, in: Scherwitz-Akte, Bl. 148.
- 212 Die Namen der Häftlinge aus der Skrunda-Gruppe werden von verschiedenen Zeugen in München sowie von Boris Rudow in seinem NKWD-Prozeß genannt.
- 213 Anklageschrift der Sowjetischen Militärverwaltung Riga vom 22. Januar 1946 gegen Friedrich Jeckeln und andere, in: BA-ZM 1683, Bd. 11, neue Paginierung Bl. 81. Der Wert der zerstörten Industrieanlagen sowie der öffentlichen Einrichtungen in Riga und ganz Lettland wird in der Anklageschrift auf 53 Milliarden Rubel geschätzt.
- 214 Dies erzählte mir Bernhard Press, der Verfasser des Buches »Judenmord in Lettland«. Er wurde wegen zionistischer Propaganda im Ghetto zu 25 Jahren Workuta verurteilt, arbeitete dort als Arzt und behandelte unter anderen Angehörige des Arajs-Sonderkommandos.
- 215 Aussage Abraham Schapiro vom 4. Mai 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 17.
- 216 Gespräch mit Mendel Basch, November 1997 in Riga.
- 217 Auf diesem letzten Schiff nach Deutschland sollen sich Leib Katz, Samuel Skutelsky, die beiden Schwestern Sperling und vielleicht der »Oberjude«

Teil 7 Neuland, Seite 453—\$49

- Scheinberger und seine Frau befunden haben, heisst es in einer Zeugenaussage von Hermann G. (früherer Autoarbeiter auf der Lenta) vom 19. Juli 1950, in: Sta Hamburg 141 Js 534/60 (Prozess Hoffman u.a.), Bl. 2855. Er und sein Bruder Siegfried erleben am 8. Mai 1945 die Befreiung in Libau, werden interniert und kommen erst 1948 nach Deutschland zurück.
- 218 Scherwitz' neuer Chef ist nach der Räumung von Riga der Befehlshaber der Sicherheitspolizei, Dr. Wilhelm Fuchs. Sein früherer Vorgesetzter, Rudolf Lange, ist Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD in Posen (Wartheland) geworden.
- 219 Aussage Scherwitz vom 27. April 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 7a und b.
- 220 Aussage Scherwitz vom 2. Juni 1948, ebenda, Bl. 65.
- 221 Aussage Scherwitz vom 3. März 1949, ebenda, Bl. 153c.
- 222 Nach Wolfgang Scheffler und Diana Schulle sind 1941 und 1942 in 25 (feststellbaren) Transporten 24.605 Juden aus Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei nach Riga deportiert worden. Nach ihrem Kenntnisstand haben nur 1.073 Menschen Riga und das KZ Stutthof überlebt. In: Buch der Erinnerung, S. 42.

Teil 7 Neuland, Seite 453-549

- 1 Bericht von Bernhard Ehrenreich vom 27. Oktober 1948, aufgeschrieben von Richard Zenetti, in: Zenetti-Ordner II.
- 2 Aussage Scherwitz vom 2. Juni 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 65; Aussage Scherwitz (zur Beschneidung) während der Hauptverhandlung vom 3. März 1949, Landgericht München II, ebenda, Bl. 153b.
- 3 Aussage Bernhard Ehrenreich vor der Kriminalpolizei in Augsburg am 31. Mai 1948, ebenda, Bl. 54.
- 4 Aussage Bernd Hoffmann vom 9. Juni 1948, ebenda, Bl. 99 ff.
- 5 Christa Schick, Die Internierungslager, in: Von Stalingrad zur Währungsreform, S. 301 ff. Arthur Smith, Die «vermisste» Million, Zum Schicksal deutscher Kriegsgefangenen nach dem Zweiten Weltkrieg, hrsg. von Karl-Dietrich Bracker, Hans Schwarz, Horst Müller, Bd. 65, München 1992. Zu den PWTE-Lagern auch: James Bacque, Der geplante Tod, Deutsche Kriegsgefangene in amerikanischen und französischen Lagern 1945-1946, Berlin 1989.
- 6 Barbara Nietzel, Das amerikanische Kriegsgefangenenlager in Heidesheim 1945, Facharbeit für Oberstufe Geschichte eines Gymnasiums in Bad Kreuznach, Privatbesitz von K. Niehel, Heimatforscher in Heidesheim, Typskript 1997.
- 7 Unterlagen darüber waren bisher nicht zu finden. Die CIC-Akten in den Natio-

Teil 7 Neuland, Seite 453-549

nal Archives in Maryland, U SA, stehen heute etwa zu 80 Prozent der Forschung zu Verfügung, aber das Archiv schrieb mir, in ihren Karteien sei kein Fritz Scherwitz oder Eleke Sirewitz verzeichnet. Es verwies auf den riesigen Aktenbestand der Amerikanischen Militärregierung in Deutschland, auf die OMGUS- bzw. OMGBY-Akten, die bis heute nicht vollständig erschlossen sind. Vielleicht enthalten die Originalakten im Washingtoner National Archiv irgendwo einen Fritz Scherwitz, die Suche nach seinem Namen auf den Mikrofilmes, die sich im Bayerischen Hauptstaatsarchiv befinden, verlief ergebnislos.

- 8 Comité International de la Croix-Rouge, Genf, Kriegsgefangenenlager in Deutschland, Sammlung von Augenzeugenberichten aus PWTE-Lagern aus dem Jahre 1945, Kopien in: Heimatarchiv Bad Kreuznach, ohne Bestandsnummer. Einen Erinnerungsbericht erhielt ich von Werner Wunder, Ahorn in Thüringen. Von ihm stammen die einzigen Fotos, die es vom Lager Biebelsheim gibt, sie wurden unter grosser Gefahr heimlich aufgenommen.
- 9 Aussage Bernhard Ehrenreich vom 31. Mai 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 100.
- 10 Bernhard Ehrenreich wurde am 31. Juli entlassen, einen Tag bevor Biebelsheim in ein reguläres Kriegsgefangenenlager unter französischer Leitung umgewandelt wurde. Genau zehn Jahre später, kurz nach Verbüßung seiner Haftstrafe im Gefängnis Straubing, stellte Scherwitz einen «Kriegsgefangenen-Entschädigungsantrag» für die Zeit vom 12. April bis 13. Juli 1945. Inzwischen hiess er Eleke Sirewitz, der Antrag wurde aber von einem «Elias Sirwiz» gestellt, geboren am 8. August 1910 in Wilna. Ob er tatsächlich für diese drei Monate «Kriegsgefangenschaft» entschädigt worden ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Schreiben der «Deutschen Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht» vom 23. Mai 2001.
- 11 Der SS-Hauptsturmführer und Mitarbeiter von Himmlers «Ahnenerbe», Dr. Hans Ernst Schneider, promovierte nach dem Krieg unter dem Namen Hans Schwerte ein zweites Mal und begründete damit eine jahrzehntelange Karriere als liberaler Germanistikprofessor. Der Kreishauptmann im galizischen Koloamea, Claus Peter Volkmann, nannte sich ab 1945 Peter Grubbe und schrieb sich mit engagierten Beiträgen bis in den Beirat der «Gesellschaft für bedrohte Völker». Der SS-Standartenführer und Obergutachter im «Euthanasie-Programm», Dr. Werner Heyde, mutierte zu Dr. med. Fritz Sawade, und im Bundestag sass 1952 ein angeblicher Studienrat Dr. Franz Richter, der in Wirklichkeit Fritz Rössler hiess und NS DAP-Ortsgruppenleiter in Sachsen gewesen war. Vgl. Norbert Frei, Vergangenheitspolitik, Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996.

- 12 Aussage Bernd Hoffmann vom 9. Juni 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 99 ff. Briefe vom 3. März 1952 und 14. Oktober 1953, ebenda, Bd. IV (Beiakte Gefängnis), ohne Paginierung.
- 13 Aussage Bernhard Ehrenreich vor der Kriminalpolizei in Augsburg am 31. Mai 1948, ebenda, Bl. 54.
- 14 Aussage Scherwitz vom 2. Juni 1948, ebenda, Bl. 65.
- 15 Beschwerde von Dr. Franz Moser gegen die Ablehnung des Wiederaufnahmeverfahrens gegen Scherwitz vom 14. März 1957 an das Landgericht München I, ebenda, Bl. 397 (Hervorhebung im Original).
- 16 Abschlussbericht des Ermittlungsbeamten Clemens Hüffel an das Bayerische Justizministerium vom 19. August 1948, ebenda, Bl. 93c.
- 17 Aussage Scherwitz während der Vernehmungen zur Hauptverhandlung vom 3. März 1949, ebenda, Bl. 153b.
- 18 Aussage Bernd Hoffmann vom 9. Juni 1948, ebenda, Bl. 100.
- 19 Aussage Scherwitz vom 2. Juni 1948, ebenda, Bl. 66.
- 20 Richard Zenetti, Niederschrift über meine Unterhaltung mit der Familie Ehrenreich vom 28. Oktober 1948, Bl. 2, in: Zenetti-Ordner II.
- 21 Ebenda.
- 22 Die originalen Fundstücke befinden sich im Zenetti-Familienbesitz. Kopien liegen im Stadtarchiv und sind nur mit Genehmigung der Familie einsehbar. Ich danke dem Stadtarchivar von Wertingen, Jürgen Fiedler, der mir den Kontakt zur Familie vermittelt, und Hermann Eberhart, der mir die Auswertung der Unterlagen genehmigt hat.
- 23 Zenetti, Niederschrift über Ehrenreich, in: Zenetti-Ordner, S. 4.
- 24 Hermann Eberhart, Wertingen 1919-1950, Geschichte und Geschichten, Wertingen 2000, S. 123.
- 25 Zenetti, Niederschrift über Ehrenreich, in: Zenetti-Ordner, S. 4.
- 26 Aussage Scherwitz vom 2. Juni 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 65.
- 27 Zenetti, Niederschrift über Ehrenreich, in: Zenetti-Ordner, Bl. 67.
- 28 Aussage Bernhard Ehrenreich vom 19. Juni 1948 im Polizeipräsidium Augsburg, in: Scherwitz-Akte, Bl. 54.
- 29 Primo Levi, Die Untergegangenen und die Geretteten, München 1993, S. 7.
- 30 Benjamin Wilkomirski, Bruchstücke, Frankfurt/Main, 1995. Aufgedeckt hat die Geschichte der Schweizer Journalist Daniel Ganzfried. Er hält Wilkomirski für einen schlichten Hochstapler, für einen Profiteuer des «Shoa Business». Vgl. Daniel Ganzfried, Dössekker als Wilkomirski, Die Holocaust-Travestie, Berlin 2002. Differenzierter sieht dies Stefan Mächler in: Der Fall Wilkomirski, Zürich 2000. Er glaubt nicht an einen systematischen Betrug, sondern erklärt den Identitätswandel mit Dössekkers trauriger Kindheitsgeschichte. Im Mai 2001 veranstaltete das Moses Mendelssohn Zentrum in Potsdam eine internationale Tagung zu Wilkomirski

- unter dem Titel: »Von der Sehnsucht, Opfer sein zu wollen«. Tagungsbeiträge in: Das Wilkomirski-Syndrom, hrsg. von Irene Dieckmann und Julius Schoeps, Zürich 2002. Vgl. auch Wolfgang Schneider, Wettbewerb des Leidens, in: FAZ vom 29. Mai 2001.
- 31 Im »Handbuch des Supreme Headquarters Allied Expeditionary Forces« (SHEF) des interalliierten Planungsstabes aus dem Jahre 1944, nach dem im Sommer 1945 gehandelt wurde, heißt es: »In der Regel soll die Militärregierung die Entstehung des Eindrucks vermeiden, daß die Juden besonders behandelt werden, da dies darauf abzielt, die Unterscheidung der nationalsozialistischen Rassentheorien zu verewigen.« Zit. aus: Angelika Königseder/Juliane Wetzels, Lebensmut im Wartesaal, Die jüdischen DPs im Nachkriegsdeutschland, Frankfurt 1994, S. 21.
 - 32 Zenetti, Niederschrift über Ehrenreich, in: Zenetti-Ordner, S. 8.
 - 33 Kopie in Zenetti-Ordner II sowie in Scherwitz-Akte, Bl. 6ra.
 - 34 Anzeige Zwangsversteigerung, in: Wertinger Zeitung vom 22. März 1950 sowie Bericht über die Versteigerung vom 24. März 1950.
 - 35 Aussage Bernhard Ehrenreich vom 31. Mai 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 55 ff.
 - 36 Zenetti, Niederschrift über mein Gespräch mit Johannes Baumann in Emersacker vom 10. November 1948, in: Zenetti-Ordner II.
 - 37 Stadtarchiv Wertingen (Abbildung im Bildteil).
 - 38 Aussage Bernhard Ehrenreich vom 19. Juni 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 58.
 - 39 Alle Angaben und Zitate aus: Zenettis Niederschriften über die Gespräche mit der Familie Ehrenreich und Johannes Baumann, in: Zenetti-Ordner II.
 - 40 Aussage Bernhard Ehrenreich vom 19. Juni 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 55.
 - 41 Protokoll von Richard Zenetti über die Hauptverhandlung des Landgerichts II München am 1. August 1950, S. 5, in: Zenetti-Ordner III.
 - 42 Scherwitz an Dr. Buschlinger vom 3. Oktober 1945 (Durchschlag), in: Zenetti-Ordner II.
 - 43 Jürgen Fiedler, Die Besatzungszeit in Wertingen 1945 bis 1949, in: Jahrbuch des Historischen Vereins Dillingen, 1985, S. 121.
 - 44 Sehr anschaulich und gründlich schildert dies Lutz Niethammer in seinem Buch: Entnazifizierung in Bayern, Säuberung und Rehabilitierung unter amerikanischer Besatzung, Frankfurt 1972.
 - 45 Ernst von Salomon, Der Fragebogen, Hannover 1951.
 - 46 Lutz Niethammer, Entnazifizierung in Bayern, S. 270, und Akten der Militärregierung Wertingen, OMGUS-Report, August 1946, Kopie im Stadtarchiv Wertingen.
 - 47 Lutz Niethammer, Entnazifizierung in Bayern, S. 157. General Lucius Clay soll diese folgenschwere Direktive persönlich veranlaßt haben, nachdem er

- bei einem Essen in Augsburg auf den Gedanken gekommen war nachzufragen, woher das Fleisch auf seinem Teller stamme. Die Nachforschungen hätten ergeben, so die Legende, dass es von einem Metzger geliefert worden sei, der NS DAP-Funktionär gewesen sei und aus dieser Tatsache wirtschaftlichen Nutzen für seinen Metzgerladen gezogen habe.
- 48 Earl Ziemke, *The U.S. Army During The Occupation of Germany*, Washington, D.C., 1975, S. 388.
- 49 Jürgen Fiedler, *Besatzungsmacht in Wertingen*, S. 361.
- 50 Alle Angaben aus Zenetti, Niederschrift über Ehrenreich, in: Zenetti-Ordner.
- 51 Aussage Bernhard Ehrenreich vom 19. Juni 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 55.
- 52 Das Gesetz wird im Mai 1946 erlassen. Hans-Dieter Kreikamp, *Zur Entstehung des Entschädigungsgesetzes*, in: *Wiedergutmachung in der Bundesrepublik Deutschland*, hrsg. von Ludolf Herbst und Constantin Goschler, München 1989, S. 62.
- 53 Aussage Scherwitz vom 4. Mai 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 18b.
- 54 Bewerbung vom 10. Dezember 1945, in: Staatsarchiv Augsburg, Bayerisches Landesamt für Vermögensverwaltung und Wiedergutmachung (im Folgenden abgekürzt mit BLVW) Wertingen, 25, Zenetti Ye 2260-3.
- 55 Im Mai 1948 wurde die Militärregierung des Landkreises Wertingen dem Detachment von Dillingen unterstellt, die Unterlagen wurden mitgenommen. Als die Militärregierung dann am 22. September 1949 demobilisiert wurde, wurden die Besatzungsdokumente in die USA verschifft. Heute befinden sich die Mikrofiches dieser OMGUS- bzw. OMGBY-Akten im Bayerischen Hauptstaatsarchiv. Den grossen Fragebogen, von Scherwitz am 10. Dezember 1945 ausgefüllt, hat der Stadtarchivar Fiedler dort vergeblich suchen lassen.
- 56 Aussage Scherwitz vom 27. April 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 11.
- 57 Kopie des Meldebogens vom 1. Mai 1946, in: Zenetti-Ordner III.
- 58 Brief an den Bürgermeister von Emersacker vom 11. September 1946, ebenda.
- 59 Der britische Aussenminister Anthony Eden versprach schon vor Kriegsende den Deutschen «die grösste Menschenjagd aller Zeiten», zit. in: Telford Tayler, *Der Nürnberger Prozess*, München 1992, S. 172.
- 60 Durchschlag des maschinengeschriebenen Briefes in: Zenetti-Ordner III.
- 61 Aussage Scherwitz vom 2. Juni 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 64. Fetzen des Antwortschreibens des Central Committee sind erhalten, ebenso der Briefumschlag. Der Poststempel ist verschmiert, das Stempeldatum nicht mehr zu erkennen. Kopie ebenda, Anlage, Bl. 66a, b.
- 62 Aussage Chakelewitsch L. vom 17. Mai 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 41.

Teil 7 Neuland, Seite 453-549

- Sein Name ist in der Schaulener Ghettoliste vermerkt. Er lebte im Ezero-Traktu-Ghetto, Zilvicui g. Nr. 20. Die Familie Sore Širevič und die ähnlich klingende Familie von Riva Šilevič aber lebten im Kaukaza-Ghetto in Schaulen. The Šiauliai Ghetto List, S. 538.
- 63 Hochzeitsfoto Bella R. und Jankl F. vom 30. Dezember 1947, Privatarchiv Alexander Lewin (Abbildung im Bildteil).
 - 64 Aussage Josche Wysokotworsky vom 5. Mai 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 19b.
 - 65 Aussage Josche Wysokotworsky bei der Hauptverhandlung am 3. März 1949, ebenda, Bl. 157b.
 - 66 Brief von Scherwitz an das Jüdische Litauische Komitee, Datum unleserlich, aus dem Stenogramm übertragen vom Übersetzungsbüro Goldschmitt, in: Zenetti-Ordner III.
 - 67 Arbeitsvertrag Scherwitz für den am 29. Januar 1946 unter Vermögenskontrolle gestellten Besitz von Richard Zenetti, in: Staatsarchiv Augsburg (im folgenden abgekürzt StaA), BLVW Wert. 25, Zenetti Ye 2260-3.
 - 68 Betriebsprüferbericht an das Regierungswirtschaftsamt Schwaben vom 17. April 1947, S. 4, in: StaA, BLVW 25, ohne Paginierung.
 - 69 Beschlagnahmungsliste vom 9. August 1945, in: StaA, Allg. 3, ohne Paginierung.
 - 70 StaA, BLVW Wert. 18 (Baumann), dito BLVW 14 (Strommer), dito BLVW 17 (Fischer).
 - 71 Die Anstellung und die Entlassung von Treuhändern unterlag bis Juli 1949 prinzipiell den Property Control Branches der Militärregierungen, auch nachdem das Entnazifizierungswerk in deutsche Hände gelegt worden war.
 - 72 Zu Treuhändern: John H. Backer, Die deutschen Jahre des Generals Clay, Der Weg zur Bundesrepublik 1945-1949, München 1983, S. 92 ff.
 - 73 Angaben zur Person Zenetti aus Spruchkammerverhandlung vom 17. März 1947, Berufungsverhandlung vom 16. Juni 1948 und Spruch vom 14. Juli 1948, Stadtarchiv Wertingen. Zum Textilkaufhaus: StaA, BLVW Wert. 25, Ye 2260-3.
 - 74 Tagebuch Hermine Zenetti, aus der Sütterlinschrift übertragen von Jürgen Fiedler, Privatbesitz Hermann Eberhart.
 - 75 Eidesstattliche Versicherung von Theresia Zenetti vom 14. Februar 1946 und Schreiben von Scherwitz an die Militärregierung vom 8. Mai 1946, in: StaA, BLVW All. Reg. Wert. 7, ohne Paginierung.
 - 76 Schreiben des Regierungswirtschaftsamtes an die Property Control Branch Wertingen vom 8. Mai 1946, in: StaA, BLVW Wert. 25, Zenetti, Ye 2260-3, ohne Paginierung.
 - 77 Betriebsprüfungsbericht des Bayerischen Landesamtes für Wiedergutma-

- chung und Vermögensverwaltung vom 28. April 1947, und Betriebsprüferbericht vom 17. Oktober 1947, in: StaA, BLVK (Vermögenskontrolle) 25.
- 78 Betriebsprüferbericht vom 28. Februar 1948, in: StaA, BLVK 17.
- 79 Beschwerde von Dr. Scherwitz an Dr. Buschlinger mit Durchschrift an die Militärregierung vom 8. Oktober 1945, in: Spruchkammer-Verfahren gegen Johannes Baumann in Wertingen, AZ 469/125, Anlage. Für die Einsicht in die Unterlagen danke ich Jürgen Fiedler.
- 80 Aussage Johannes Baumann in seiner Spruchkammerverhandlung vom 28. Januar 1947 in Wertingen.
- 81 Bericht über die am 17. September 1948 in der Militärregierung stattgefundene Besprechung über den Fall Baumann, in: StaA, BLVW Wert. 18, ohne Paginierung.
- 82 Charles Herzog an BLVW vom 30. Oktober 1946, in: StaA, BLVW Wert. 18 (Baumann), ohne Paginierung (Original in Deutsch).
- 83 Bericht von Ehrenreich an Zenetti vom 28. Oktober 1948, Aussage Ehrenreich vom 31. Mai 1948 in Augsburg, in: Scherwitz-Akte, Bl. 56, Schreiben von Scherwitz an die Militärregierung vom 20. Juli 1946, in: StaA, BLVW Wert. 18 (Baumann), ohne Paginierung.
- 84 Schreiben von Scherwitz an die Militärkommandantur Wertingen vom 6. September 1946, in: Spruchkammerakte Ehrenreich, SW Em. 412/4156, ohne Paginierung.
- 85 Spruchkammerverfahren gegen Bernhard und Barbara Ehrenreich vom 21. Dezember 1946, Wertingen SW Em. 412/156, und 16. Dezember 1947, Az. 419/719. Für die Einsicht in die Unterlagen danke ich Jürgen Fiedler.
- 86 Lieferschein vom 9. Mai 1947, in: Zenetti-Ordner III.
- 87 Aussage Werner E. vom 18. April 1961 vor der Sonderkommission Hannover, in: Staatsarchiv Hannover, Verfahren gegen Julius Bracs, 2 Js 47/64, Bl. 771. Das Urteil wurde in der Berufungsverhandlung 1949 kassiert.
- 88 Fragebogen des Bayerischen Hilfswerks, ausgefüllt von Scherwitz am 3. Mai 1946, in: Scherwitz-Akte, Bl. 36.
- 89 Aussage Scherwitz vom 11. Mai 1948, ebenda, Bl. 28.
- 90 Eidesstattliche Erklärung vom 17. März 1947, ebenda, Bl. 37 ff.
- 91 Joseph Roth, Juden auf Wanderschaft, Köln 1976, S. 41.
- 92 Aussage von Johanna H. vom 22. Mai 1948 vor der Kriminalpolizei Augsburg, in: Scherwitz-Akte, Bl. 61b.
- 93 Aussage Josef S. vom 26. Mai 1948 vor der Kriminalpolizei Augsburg, ebenda, Bl. 62.
- 94 Brief von Auerbach an Hoegner vom 1. Februar 1947, in: IfZ, München, Nr. Hoegner, Ed. 120, Bd. 364, Bl. 47.
- 95 Ernennungsurkunde in: Report of Property Transaction, StaA, BLVW-Wertingen (Vermögenskontrolle) 99, ohne Paginierung.

Teil 7 Neuland, Seite 453-549

- 96 Gernot und Ellen Römer, Der Leidensweg der Juden in Schwaben, Schicksale von 1933 bis 1945 in Berichten, Dokumenten und Zahlen, Augsburg 1983, S. 50 ff. und S. 171 ff. Ludwig Reisler, Geschichte und Schicksal der Juden in Binswagan, Hausarbeit für die Zulassung zur Ersten Staatsprüfung für das Höhere Lehramt, Technische Universität München 1982, Typoskript S. 143.
- 97 Abrechnungen in: Staatsarchiv Augsburg, BLVW Wert. VK 3, ohne Paginierung.
- 98 Nach dieser Studie, die den amerikanischen Kongress alarmierte und das «Reeducation Program» ankurbelte, die Erziehung der Deutschen zu Demokraten, waren 59 Prozent aller Deutschen in Bayern und 65 Prozent aller Deutschen in Baden-Württemberg «latente» oder «hartnäckige Antisemiten und Rassisten». Zit. aus: Philipp S. Bernstein, Displaced Persons, in: American Jewish Yearbook 1947-1948, vol. 49, Philadelphia 1948, S. 443.
- 99 Auskunft von Jürgen Fiedler vom 30. März 1999.
- 100 Die Wiedergutmachung des nationalsozialistischen Unrechts durch die Bundesrepublik Deutschland, hrsg. vom Bundesministerium für Finanzen in Zusammenarbeit mit Walter Schwarz, Bd. I, München 1974, S. 13 ff.
- 101 StaA, Augsburg, BLVW-Wert. VK 99.
- 102 Schreiben von Liesel L. vom 4. Januar 1948 an Scherwitz, in: StaA, BLVW-Wert. VK 4.
- 103 StaA, Augsburg, BLVW-Wert. VK 99.
- 104 Ludwig Reisler, Geschichte und Schicksal, S. 144.
- 105 StaA, BLVW-Wert. VK 7.
- 106 Schreiben von Charles Herzog vom 11. April 1947, in: StaA, BLVW-Wert. 37.
- 107 Schreiben von Thekla L. an Scherwitz vom 1. September 1947, in: StaA, BLVW-Wert. VK 5.
- 108 Schreiben von Charles Herzog an Thekla L. vom 12. November 1948, in: StaA, BLVW-Wert. VK 6.
- 109 Jürgen Fiedler, Besatzungszeit, S. 133.
- 110 Brief von Elsa Thomma, ohne Datum, in: Zenetti-Ordner III.
- 111 Projektskizze «Kaufhaus der Flüchtlinge», ohne Datum, ebenda.
- 112 Auf der undatierten Namensliste sind vermerkt: Bisunski (korrekte Schreibweise: Budschinsky), Pikelni (Pikielny) und Frau sowie zwei Söhne, Misroch, Arnolff (Arnow) und Schwester, Hahn, Schönberger und Frau, Brekel (Brendel) und Schwester, Frl. Schweizer, Katz und Frau, Krafzinski (Krawtschinsky), Skutelski, Boris Rudow, Kahn, Franja und Manja Sperling, Mendelsohn, Oswinsky (Owtschinsky), Chaim ... (unlesbar), Pressmann, Tamara Scherman, Boris Jankolowitz, Max Larsen, Manja Vons (Wons), Schellkahn und Pristin. In: Scherwitz-Akte, Bl. 63.

- 113 Protokoll der Kreistagssitzung vom 22. Januar 1948, S. 4. Für die Überlassung dieses Dokuments danke ich Jürgen Fiedler.
- 114 Schreiben von Josef B. an Scherwitz vom 18. Juli 1947, in: Zenetti-Ordner II.
- 115 Der König von Wertingen, in: Wertinger Zeitung vom 11. März 1949.
- 116 Schreiben von Eleke Scherwitz an den Flüchtlingskommissar Dr. Reitzner vom 14. Juli 1947, in: Zenetti-Ordner III (Durchschlag).
- 117 Mitbürger erzählen von früher, Protokoll der Veranstaltung vom 13. April 1984 im Rathaus Wertingen, S. 59, sowie Protokolle der Kreisversammlungen vom 26. Januar 1948 und 2. Februar 1948.
- 118 Scherwitz an Dr. Reitzner (Durchschlag) vom 14. Juli 1947, in: Zenetti-Ordner III.
- 119 Bericht von Otto Preuss vom 17. Oktober 1947, ebenda.
- 120 Brief Scherwitz an Fickert (Durchschlag) vom 4. August 1947, ebenda.
- 121 Schreiben von Otto Preuss an den Staatskommissar Auerbach (Durchschlag), vom 17. Oktober 1948, ebenda.
- 122 Schreiben Scherwitz an Kocher vom 6. Dezember 1947 (Durchschrift), ebenda. Daß Scherwitz ein Auto geschenkt bekam, ist nicht belegt; vielleicht ist die Versicherung eingespungen. Im Februar 1948 werden die polizeilichen Ermittlungen, ohne daß ein Brandstifter gefunden werden konnte, eingestellt.
- 123 Die meisten Treuhänder sind Heimatvertriebene oder NS-Verfolgte gewesen, die nach den Spruchkammerurteilen von einem auf den anderen Tag arbeitslos wurden. Philipp Auerbach griff in einem Brief an den bayerischen Ministerpräsidenten Wilhelm Hoegner ihre Sorgen auf. Am 11. März 1947 beklagte er sich, daß die »Nazis« reihenweise rehabilitiert würden, während sich um die Nöte der Treuhänder, die diese Arbeit im Zuge einer »moralischen Wiedergutmachung« erhalten hätten, niemand kümmere. In: IfZ-Archiv, Nr. Hoegner, Ed. 120, Bd. 138, ohne Paginierung.
- 124 Wie großzügig die Deutschen sich selbst entlastet haben, zeigen die Zahlen, die nach dem offiziellen Abschluß des Entnazifizierungswerkes im Sommer 1949 veröffentlicht wurden. Von den insgesamt rund 950.000 in der US-Zone geführten Spruchkammerverfahren, einschließlich Berufungskammern und Kassationsverfahren, wurden genau 1.654 Personen in die Gruppe 1 eingeordnet und 22.122 als »Aktivisten« in die Gruppe 2. Nur etwa 9.000 von ihnen mußten ihr Engagement als Nazis mit einer Gefängnisstrafe sühnen. Exakt 106.422 frühere Nationalsozialisten kamen als »Minderbelastete« mit einer Geldzahlung davon, der große Rest geriet in die Gruppe 4 und war nach Zahlung der Gerichtskosten rehabilitiert. Lutz Niethammer, Die Entnazifizierung, S. 649.
- 125 Akten der Militärregierung Wertingen, MG 365, Stadtarchiv Wertingen.

Teil 7 Neuland, Seite 453-549

- 126 Brief von Scherwitz an Auerbach vom 4. August 1947, in: Zenetti-Ordner III.
- 127 Spruchkammerverfahren Baumann, SW EM 469, Einspruch vom 5. April 1947, S. 4-
- 128 Aussage eines Zeugen im Spruchkammerverfahren Baumann, zit. aus Anklageschrift vom 28. Januar 1947, S. 3.
- 129 Niederschrift von Richard Zenetti über ein Gespräch mit dem Spruchkammerbeisitzer Michael W. vom 23. Mai 1948, S. 3, in: Spruchkammerverfahren Zenetti, SW Wert. 1954/65, Anlage Nr. 13.
- 130 Alle Angaben zu Zenetti aus Spruchkammerverfahren Wertingen, SW Wert. 1954/65 vom 17. April 1947, sowie Berufungsverhandlung vom 16. Juni 1948. Für die Einsicht in die Unterlagen danke ich Jürgen Fiedler.
- 131 Kopien der Suchanfragen in: Scherwitz-Akte, Bl. 59 f.
- 132 Auskunft der Israelitischen Kultusgemeinde München vom 11. Dezember 1998.
- 133 Anlage zu Übernahmeprotokoll Zenetti vom 25. Juli 1948, in: StaA, BLVW-Wert. (Vermögenskontrolle) 25, ohne Paginierung.
- 134 Schreiben des Anwalts von Baumann an die Spruchkammer Dillingen vom 18. Mai 1948, in: StaA, BLVW-Wert. VK 18, ohne Paginierung.
- 135 Aussage Johanna H. vom 22. Mai 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 61.
- 136 Aussage Scherwitz vom 4. Mai 1948, ebenda, Bl. 18b und c.
- 137 Die Durchschläge beider Schreiben befinden sich im Zenetti-Ordner III. Belege, dass er tatsächlich 20.000 Reichsmark an das Bayerische Hilfswerk überwiesen hat, finden sich nicht.
- 138 Anonymes Schreiben ohne Datum an die Generalstaatsanwaltschaft Augsburg, zit. in: Niederschrift des Generalstaatsanwaltes vom 19. Mai 1950, in: StaA, Ermittlungsverfahren gegen Elke Sirewitz, 4 Js 256/50, ohne Paginierung. Ton und Detailgenauigkeit lassen darauf schliessen, dass der Verfasser Richard Zenetti gewesen ist.
- 139 Karl Hessdörfer, Die Entschädigungspraxis im Spannungsfeld von Gesetz, Justiz und NS-Opfern, in: Ludolf Herbst / Constantin Goshler (Hrsg.), Wiedergutmachung in der Bundesrepublik Deutschland, München 1989, &
- 140 Zu Auerbach: Constantin Goshler, Der Fall Philipp Auerbach, Wiedergutmachung in Bayern, in: Wiedergutmachung in der Bundesrepublik Deutschland, S. 77-99. Christian Pross, Wiedergutmachung, der Kleinkrieg gegen die Opfer, Frankfurt 1988, S. 73 ff. Wolfgang Kraushaar, Die Affäre Auerbach, in: Menora, Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte 1995, hrsg. von Julius Schoeps, Karl Grözinger, Ludger Heid, Gerd Mattenklott, S. 319-345. Anklageschrift Auerbach, in: Urteil in der Strafsache Auerbach und drei an-

Teil 8 Der Prozess, Seite \$51-638

- dere, ausgefertigt am 5.12.1952, Staatsanwaltschaft München I, 2 KLs/1/52, in: IfZ GM 07/03.
- 141 Schreiben von Karl Hessdörfer vom 3. Januar 1998.
- 142 Dok. in: StaA, BLVW, Allg. Schriftw. 1 u. Regierung 17603, ohne Paginierung.
- 143 Aussage von Josef S. vom 26. Mai 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 62. Laut Vernehmungsprotokoll hat er eine Abschrift seines Schreibens an Auerbachs Referenten der Polizei überlassen, aber dieses Dokument findet sich nicht in den Akten.
- 144 Schreiben des Landesamts für Vermögensverwaltung und Wiedergutmachung Augsburg an Scherwitz vom 12. Januar 1948, in: StaA, BLVW Allg. Schriftw. 1, ohne Paginierung.
- 145 Schreiben von Scherwitz an das Landesamt für Vermögensverwaltung und Wiedergutmachung vom 15. März 1948, ebenda.
- 146 Das Finanzministerium wollte die Wiedergutmachung aus Steuergeldern bezahlen, während Auerbach, der die Vorstellung von einer Kollektivschuld der Deutschen ablehnte, die Wiedergutmachung alleine aus dem beschlagnahmten nationalsozialistischen Vermögen finanzieren wollte. Das hatte Auswirkungen auf die Führung von Treuhandbetrieben. Während der Staatskommissar die «Nazibetriebe» so schnell wie möglich liquidieren wollte und auf harte Spruchkammerurteile drängte, sah das Finanzministerium die früheren Besitzer schon als gute Steuerzahler. Vgl. Die Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts, S. 36 ff.

Teil 8 Der Prozess, Seite 551-638

- 1 Aussage von Antonie L. vom 1. Juni 1948, zit. in Schreiben der «War Crimes Commission» vom 14. Juni 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 72. Fast identisch: Aussage Abe Karelitz vom 1. Juni 1948, ebenda, Bl. 70.
- 2 Aussage Eugen B. vom 27. April 1948, ebenda, Bl. 13a.
- 3 Erstaussage Abraham Schapiro vom 4. Mai 1948, ebenda, Bl. 17. Zweitaussage vom 12. Mai 1948, Bl. 28.
- 4 Aussage Ephraim M. vom 7. Juni 1948, ebenda, Bl. 76. Aussage Israel K. vom 9. Juni 1948, Bl. 78c. Aussage Max L. vom 26. Mai 1948, Bl. 80j.
- 5 Aussagen Jehoschua und Max W. vom 19. Mai 1948, ebenda, Bl. 51a und 52.
- 6 Aussage Max Kaufmann vom 30. April 1948, ebenda, Bl. 16.
- 7 Ebenda. Die juristische Abteilung des «Zentralkomitees der befreiten Juden in der US-Zone» gliederte sich in drei Arbeitsbereiche. Ein Arbeitsbereich nannte sich «Ehrengericht». Ihm oblag im Wesentlichen die Überprüfung der ZK-Mitglieder auf ihr Verhalten während der NS-Zeit, es führte aber auch interne

Teil 8 Der Prozess, Seite 551-638

- Strafverfahren gegen frühere Kapos durch. Vgl. Angelika Königseder/Juliane Wetzel, *Lebensmut im Wartesaal*, S. 144.
- 8 Schlussbericht vom 18. August 1948, ebenda, Bl. 92 ff.
 - 9 Zit. aus: Robert L. Hilliard, *Von den Befreiern vergessen, Der Überlebenskampf jüdischer KZ-Häftlinge unter amerikanischer Besatzung*, Frankfurt/Main 2000, S. 132.
 - 10 Aufruf der Föderation der befreiten lettischen Juden an «unsere Landsleute» vom 1. Mai 1946, in: WL 539-1-22.
 - 11 Brief des Büros des Polizeipräsidiums München an das «Zentralkomitee der befreiten Juden in der US-Zone» vom 2. Mai 1948, sowie vom 11. Mai 1948 an die Juristische Abteilung der War Crimes Group, in: WL 539-1-23.
 - 12 Schreiben der War Crimes Group (Northwest Europe) vom 25. November 1947 an die Association of Baltic Jews in Great Britain, in: WL 534-5-26. Am 28. Dezember 1947 nennt die Association der War Crimes Group Namen von Personen, die u.a. gegen Scherwitz aussagen könnten, in: WL 539-4-25. Schreiben der War Crimes Group an die Association vom 15. April 1948, in: WL 539-1-22. Siehe Teil 1, S. 22.
 - 13 *Jews in Liepaja, Latvia, 1941 bis 1945, A Memorial Book*, hrsg. von Edward Anders und Juris Dubrovskis, Burlingame, USA, 2001 (<http://www.ej-anders.com>). In diesem Buch werden 7.060 Namen genannt, nur etwa 150 jüdische Libauer haben überlebt, darunter seine Mutter und er. Die Aufzeichnungen von Anders/Alperowitsch über sein Überleben liegen im Holocaust-Museum in Washington.
 - 14 «Aufbau», New York, 11. Juni 1948. Vgl. Teil 1, S. 28 f.
 - 15 Schreiben von Hermann Michelson, Sprecher der Association of Bailie Jews in Great Britain, an Eduard Alperowitsch vom 30. Mai 1948, sowie Schreiben von Hermann Michelson an Alperowitsch vom 28. Oktober 1948, beide in: WL 539-6-27.
 - 16 Zum Stand der Vorbereitungen des alliierten Prozesses: H.G. Van Dam (Rechtsberater der Jewish Relief Unit Abroad bei der britischen Militärregierung), *Report on Riga Ghetto Case*, vom 10. August 1948, sowie H. G. Van Dam am 8. September 1948 an die Association of Baltic Jews in Great Britain, in: WL 539-3-24. Noch drei Wochen zuvor hatte Van Dam sich optimistisch gezeigt und gemeint, die Aussichten für den Riga Ghetto Case stünden «gut», besonders umfangreich sei das Material gegen Arajs. Ausführlich zum alliierten Kontrollratsgesetz Nr. 10 und der deutschen Strafprozessordnung aus jüdischer Sicht: Schreiben von Van Dam an das Ausenministerium von London vom 11., 14. und 29. Juli sowie vom 18. August 1949, in: WL 539-5-26.
 - 17 Zur Diskussion über die Anwendbarkeit des alliierten Kontrollratsgesetzes Nr. 10 durch deutsche Gerichte sowie das «Rückwirkungsverbot» vgl. Martin

- Broszat, Siegerjustiz oder strafrechtliche «Selbstreinigung», S. 477 ff. Zuletzt: Annette Weinke, Die Verfolgung von NS-Tätern im geteilten Deutschland, Paderborn 2002.
- 18 Auf der britischen «Liste der Angeklagten im Rigaer Ghettoprozess» vom 1. November 1948 standen 185 Personen, nur etwa 40 von ihnen waren Deutsche, zwei von ihnen gerieten aus Versehen auf die Liste, darunter ein Hans Lange. Man hatte ihn mit Rudolf Lange verwechselt. Von diesen 185 Personen befanden sich aber nur 16 Beschuldigte in britischer Haft oder in britischen Internierungslagern. Fünf Beschuldigte saßen in amerikanischen Lagern (darunter Scherwitz im Untersuchungsgefängnis), zwei in französischen Lagern und drei in sowjetischer Haft, davon zwei schon in Zwangsarbeiterlagern in Sibirien. Alle anderen Beschuldigten waren untergetaucht, auf dem Weg nach Südamerika oder waren, was die Briten nicht wussten, in den letzten Kriegstagen gefallen. Liste in: WL 539-3-24.
- 19 Vgl. Katrin Reichelt, Kollaboration und Holocaust in Lettland 1941-1945, S. 110 ff.
- 20 Im Juni 1949 fiel im britischen Aussenministerium die Entscheidung, den Rigaer Ghetto Case nicht vor einem Militärtribunal zu verhandeln. Die offizielle Übergabe des Rigaer Ghettoprozesses an das Landgericht Hamburg erfolgte am 1. September 1949. Die ersten Urteile fielen 1951. Die Anklage lautete noch auf «Verbrechen gegen die Menschlichkeit», aber die Urteile wurden nach der deutschen Strafprozessordnung gefällt. Der frühere Kommandant des Lagers «Jungfernhof» Seck wurde wegen Mordes in acht Fällen zu lebenslanger Haft verurteilt, Kurt Migge, stellvertretender Kommandant des Rigaer Ghettos, wegen Mordes in fünf Fällen ebenfalls (Sta Hamburg 14 Js 210/49). Alle jüdischen Organisationen waren höchst erstaunt, dass die beiden nach ihrer Freilassung am 1. Februar 1949, also vor Eröffnung der Prozesse gegen sie, nicht untergetaucht waren. Die allgemeine Einschätzung war: «Sie fühlten sich vor einer deutschen Strafverfolgung sicher.» In: Jewish Committee for Relief Abroad an die Vereinigung der baltischen Juden vom 11. Juli 1949, in: WL 539-5-26. Die nächsten Urteile wegen Verbrechen im Ghetto von Riga wurden erst in den siebziger Jahren im Zuge des Arajs-Prozesses gefällt (Sta Hamburg 141 Js 534/ 60).
- 21 Zu den Quellen in der Wiener Library, Tel Aviv, vgl. Teil 1, Anm. 8, S. 668. Die internen Ermittlungsunterlagen der War Crimes Commission liegen im Public Record Office in Kew bei London, Bestand: Akten der britischen Militärregierung in Deutschland, Legal Division, 70 1060, Nr. 200.
- 22 «World Jewish Affairs», London, vom 27. Mai 1948, News Bulletin Nr. 119, S. 1.
- 23 Brief von Uri Herzberg, Stockholm, vom 9. Juni 1948; von Eda Spangen-

Teil 8 Der Prozeß, Seite 551-638

- thal, New York, vom 22. Juni 1948; von Büro Simon Wiesenthal vom 3. Juni 1948, in: WL 539-6-27.
- 24 Schreiben von Hermann Michelson an Philipp Auerbach vom 10. Juni 1948, in: WL 539-3-24.
- 25 Schreiben von Hermann Michelson, hier zit. aus Brief an Uri Herzberg, Stockholm, vom 26. Mai 1948, in: WL 539-6-27.
- 26 Schreiben von Rafael Schub, Toronto, an Hermann Michelson vom 5. Juni 1948 (hier auch Zitat: »heilige Sache«), Liste Schub an die War Crimes Commission vom 28. Dezember 1947, in: WL 539-3-24.
- 27 Schreiben von Werner Sauer an Hermann Michelson vom 1. Juli 1948, in: WL 534-4-25.
- 28 Schreiben vom Sprecher der Gemeinschaft der aus dem Ghetto in Riga befreiten Juden in Schweden, Karl Schneider, vom 24. Juni 1948 an Hermann Michelson, in: WL 539-6-27.
- 29 Schreiben von Karl Schneider an Hermann Michelson vom 11. Juli 1948, ebenda; Artikel Kaufmann: Siehe Teil 1, S. 27 ff.
- 30 Schreiben von Karl Schneider an Hermann Michelson vom 30. August 1948; ebenda.
- 31 Anklageschrift gegen Elke Sirewitz von der 1. Strafkammer beim Landgericht München II vom 17. Dezember 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 121 ff.
- 32 Schreiben von Philipp Auerbach an Hermann Michelson vom 19. März 1949 unter Beilegung der in der »Neuen Zeitung« am 5. März 1949 erschienenen Meldung, in: WL 539-5-26.
- 33 Korrespondenz in: WL 539-5-26 (Original in Englisch).
- 34 Schreiben von Rafael Schub vom 12. April 1949 an die Vereinigung der baltischen Juden in Großbritannien (Frau Starke), in: WL 539-6-27.
- 35 Schreiben von Rafael Schub an Michelson vom 12. April 1949, ebenda.
- 36 »Erklärung« von Rafael Schub zu »Scherwitz' Verbrechen« vom 12. April 1949, Original in Jiddisch, in: WL 539-6-27. Mit diesem Dokument und Rafael Schubs Zeügenqualitäten setzt sich auch Alexander Lewin in seinem Materialband zum Fall Scherwitz auseinander. Er schreibt dazu: »So einen Klumpen Quatsch habe ich selten gesehen. (. . .) Was kann unheilvoller für die Erfüllung von Gerechtigkeit für unsere Mütter, Väter, Brüder und Schwestern sein als solch unfähige Zeugen.«
- 37 Schreiben von Hermann Michelson an Leo Shalit vom 1. Juni 1949, in: WL 539-6-27.
- 38 Das Kriegsverbrecherreferat der Föderation kämpfte schon seit Oktober 1948 um seine Existenzberechtigung. Dies geht aus zwei Schreiben von Eduard Alperowitsch an Hermann Michelson hervor. Am 6. Oktober 1948 berichtete er: »Leider habe ich hier mit einer ähnlichen Verständnislosigkeit vor allem seitens der Jewish Agency zu kämpfen. Diese Leute sind der merk-

Teil 8 Der Prozess, Seite 551-638

würdigen Ansicht, dass auf dem Gebiet der Kriegsverbrecher-Verfolgung bereits genügend getan ist bzw. dass nicht mehr viel zu tun übrig ist, und möchten mich deshalb mit allerlei Sanktionen zum Eintritt in die Haganah zwingen. Ich fürchte, dass die politische Lage uns schon nach wenigen Monaten zu einer völligen Einstellung unserer Tätigkeit zwingen wird.» Im zweiten Schreiben vom 30. November 1948 kündigte Alperowitsch die Schliessung des Büros für Ende des Jahres an. Er schilderte die finanziellen Schwierigkeiten, die seit der Währungsreform desaströs seien, und fuhr fort: «Eine wirksame Tätigkeit des Kriegsverbrecherreferates ist jedoch bei der – leider recht weitgehenden – Demoralisierung unserer Landsleute untrennbar mit materiellen Problemen verknüpft. Die Leute wollen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, keine eidesstattlichen Erklärungen abgeben, wenn ihnen nicht Unkostenerstattung und Zeugengebühr gewährt wird.» In: WL 539-2-23.

- 39 Beschuldigten-Vernehmung vor dem Amtsgericht Dachau am 18. November 1948, in: Scherwitz-Akte, Bl. 111a.
- 40 «Sichergestellte Gegenstände aus der Strafsache Eleke Sirewitz» vom 14. Dezember 1948, ebenda, Bl. 116. Den Anhänger und den Ehering hat Scherwitz nachweislich bei einem Juwelier im Landkreis Wertingen gekauft, die Uhr samt Kette nach eigenen Angaben im DP-Lager Feldafing erworben und den Siegelring sich 1945 angeblich von einem jüdischen Goldschmied im Hotel «Hamburger Hof» in Frankfurt/Main anfertigen lassen.
- 41 Schreiben von RA Lindmar an die Staatsanwaltschaften München II vom 9. Januar 1949, ebenda, Bl. 138.
- 42 Gutachten von Dr. A. für die Oberstaatsanwaltschaft vom 13. Januar 1949, ebenda, Bl. 140.
- 43 Schreiben von RA Lindmar an die 1. Strafkammer des Landgerichts München II vom 3. Februar 1949, ebenda, Bl. 149.
- 44 Gutachten von Dr. A. an die Oberstaatsanwaltschaft München II vom 14. Februar 1949, ebenda, Bl. 150.
- 45 Anklageschrift gegen Elke Sirewitz von der 1. Strafkammer beim Landgericht München II vom 17. Dezember 1948, ebenda, Bl. 121 ff.
- 46 Der Beschuldigte Franz G. hatte drei sowjetische Häftlinge, die während des Evakuierungstransportes von Frankfurt/M. nach Bamberg bei einem Fluchtversuch aufgegriffen worden waren, erschossen. Urteil des Landgerichts Frankfurt/Main aus dem Jahre 1950 Nr. 50 1204, Urteil Nr. 258, in: C.F. Rüter und D. W. de Mildt, Die westdeutschen Strafverfahren wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen 1945-1967, Bd. VIII, zit. nach <http://www1.jur.uva.nl/junsv/brd/files/brd258.htm>.
- 47 Diese Information ist enthalten in: RA Moser an das Landgericht München I, Schriftsatz vom 15. Januar 1957, in Scherwitz-Akte (Wiederaufnahme), Bl. 379.

Teil 8 Der Prozeß, Seite 551-638

- 48 Dieses Zwischenspiel ist im Protokoll der Hauptverhandlung nicht enthalten, sondern ergibt sich aus den Anträgen der Verteidigung für ein Revisionsverfahren. Schreiben von RA Lindmar an die Staatsanwaltschaft vom 19. März 1949, ebenda, Bl. 171a. Der von Scherwitz gezeichnete Plan befindet sich nicht in den Akten.
- 49 Urteil des Landgerichts München II, I. Strafkammer, vom 3. März 1949, in: Scherwitz-Akte, Bl. 160-165.
- 50 Nach »Prozeßbuch« Staatsanwaltschaften München, in: Staatsarchiv München, sowie C. F. Rüter und D. W. de Mildt, Die westdeutschen Strafverfahren wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen, Bd. I-V.
- 51 »Augsburger Tagespost« vom 5. März 1949, »Frankenpost« vom 15. März 1949, »Dillinger Zeitung« vom 9. März 1949.
- 52 »Wertinger Zeitung« vom 11. März 1949.
- 53 Schreiben von RA Miehr an den Generalstaatsanwalt vom 1. August 1949, in: Scherwitz-Akte, Bl. 182.
- 54 Schreiben von Dr. Mackert an den Vorsitzenden des Landgerichts München II vom 2. September 1949, ebenda, Bl. 204.
- 55 Aussage Matjukow vom 8. November 1949, ebenda, Bl. 219 ff.
- 56 Eidesstattliche kommissarische Vernehmung von Robert Matjukow am 8. November 1949 im Amtsgericht Stuttgart, ebenda, Bl. 219 ff.
- 57 Wolfgang Kraushaar, Die Affäre Auerbach, S. 339.
- 58 Auerbach war fälschlich beschuldigt worden, er habe Entschädigungsgelder für nicht existierende Juden vom Staat einkassiert. Diese Vorwürfe waren schon vor Prozeßbeginn widerlegt worden und der bayerische Justizminister Josef Müller, der dies behauptet hatte, zurückgetreten. Die Hauptverhandlung im August 1952 beschäftigte sich nur noch mit Kleinigkeiten, wie das unbefugte Tragen eines Dokortitels und vorzeitige Auszahlung von Entschädigungszahlungen. Mulzer führte die Verhandlung aber wie ein Inquisitor und verurteilte Auerbach zu zweieinhalb Jahren Gefängnis. Christian Pross, Wiedergutmachung, S. 73 ff. Constantin Goschler, Der Fall Philipp Auerbach, in: Wiedergutmachung, S. 97.
- 59 Protokoll der öffentlichen Sitzung des Schwurgerichts bei dem Landgericht München I vom 14. Dezember 1949, in: Scherwitz-Akte, Bl. 231.
- 60 Ebenda, Bl. 230.
- 61 ES 28255, Archiv Landesamt für Besoldung und Versorgung, Wiedergutmachungsstelle, Stuttgart.
- 62 Diese Angaben von Scherwitz sind in den Gerichtsakten nicht protokolliert, sondern werden im Schriftsatz des RA Moser vom 15. Januar 1957 (Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens) wiedergegeben, in: Scherwitz-Akte, Bl. 379 ff.
- 63 Auch in Mulzers Urteilsbegründung im Fall Auerbach ist von »Volljude«,

Teil 8 Der Prozess, Seite 551-638

- «arischer Ehefrau» und «Rassegenossen» die Rede. Christian Pross, Wiedergutmachung, S. 73 ff. Constantin Goschler, Der Fall Philipp Auerbach, in: Wiedergutmachung, S. 97.
- 64 Protokoll der Verhandlung und Urteil des Schwurgerichts bei dem Landgericht München I vom 14. Dezember 1949, in: Scherwitz-Akte, Bl. 227 ff. und 238 ff.
- 65 «Jüdischer SS-Offizier verurteilt», in: «Bayerische Gerichtszeitung» Nr. 15 vom 29. Dezember 1949, S. 5.
- 66 «Jüdischer SS-Offizier verurteilt», in: «Unsere Welt» vom 16. Dezember 1949, Nummer 47-8, in: WL 539-6-27, übersetzt aus dem Jiddischen von Alexander Lewin.
- 67 Christel Paulsen und Hildegard R. werden in den Verfahren des Landgerichts Hamburg (Maywald, Trühe) als zuverlässige Zeuginnen über Dienstgrade sowie Stellung der Angeklagten im SS-System vereidigt.
- 68 Dieses Zitat findet sich auch in der Stellungnahme des Staatsanwaltes an den Vorsitzenden des Schwurgerichts vom 22. September 1950, in: Scherwitz-Akte, Bl. 293a.
- 69 Bericht «3 + 3 + 3 = 6» von Richard Zenetti vom 8. August 1950, in: Zenetti-Ordner II.
- 70 «Die letzte Sitzung des Schwurgerichts in München», in: Bayerische Gerichtszeitung vom 3. September 1950, Nr. 31, Seite 5 ff.
- 71 «Der geheimnisvolle Lagerkommandant», in: «Süddeutsche Zeitung» vom 2. August 1950, Nr. 176, Regionalausgabe München, S. 2.
- 72 Urteil 1 Ks 26/49, i^m: Scherwitz-Akte, Bl. 277, vollständig abgedruckt auch in: Justiz und NS-Verbrechen, Bd. VII, Urteil Nr. 227, S. 139 ff.
- 73 Zu Sylvester 1949 erliess der Bundestag die erste Illegalenamnestie, im Sommer 1954 wurde sie sogar auf Totschlagsverbrechen, die in der Zeit des «staatlichen Zusammenbruchs» seit Oktober 1944 begangen wurden, erweitert. Ausführlich zur Amnestiegesetzgebung in der Adenauerzeit: Norbert Frei, Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996. Vgl. Ulrich Herbert, Best, Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, 1903-1989, Bonn 1996. Zu den vorzeitigen Entlassungen in Landsberg am Lech: Tabelle der Strafaussprüche in den Nürnberger Prozessen, in: Gabi Müller-Ballin, Die Nürnberger Prozesse, BZ-Materialien, Nürnberg 1995, S. 43 ff. Waldemar von Radetzky wurde am 10. April 1948 zu zwanzig Jahren Haft verurteilt, aber nach fünf Jahren und neun Monaten entlassen; Zitat aus: Erhard Roy Wiehn, Die Shoah von Babij Jar, Konstanz 1991, S. 11.
- 74 Gnadengesuch von Elke Sirewitz an das Bayerische Justizministerium vom 18. Februar 1951, in: Scherwitz-Akte (Beiakte Gefängnis), ohne Paginierung.

Teil 8. Der Prozeß, Seite 551-638

- 75 Schreiben des Direktors der Strafanstalt Straubing, Dr. Wagner, an Dr. Leopold, Bayerisches Ministerium für Justiz, vom 6. März 1951, in: Scherwitz-Akte (Beiakte Gefängnis), ohne Paginierung.
- 76 Schreiben der Strafanstalt an die Oberstaatsanwaltschaft München vom 19. August 1951, ebenda.
- 77 Entscheidung der Hauptkammer vom 21. September 1951, in: Scherwitz-Akte 7, Bd. IV (Handakte Staatsanwaltschaften), Bl. 63.
- 78 Aussage von Szema G. vom 3. März 1951 an die Staatsanwaltschaft Augsburg, zit. aus der deutschen Übersetzung vom 15. Juni 1951, in: Staatsarchiv Augsburg StaA, 4 Js.256/50, Bl. 22b.
- 79 Beschluß der 1. Strafkammer des Landgerichts Augsburg vom 11. Juni 1952, ebenda, Bl. 46.
- 80 Aussage von Josef Behrmann (eigentlich Josef Berman) vom 19. Februar 1954, Band IV und Anzeige gegen Matjukow vom selben Tag. Eingestellt 1957, Sta München 16 Js 2415/57, in: Scherwitz-Akte (Wiederaufnahme), Bl. 376.
- 81 Aussage von Abe Karelitz vom 22. Februar 1954, ebenda Bd. IV (Handakte Staatsanwaltschaften), Bl. 12.
- 82 Schreiben von Elias Sirewitz an die Direktion der Strafanstalt Straubing vom 30. März 1953, ebenda (Beiakte Gefängnis), Bl. 29.
- 83 Stellungnahme der Strafanstalt Straubing vom 24. April 1953, ebenda, Bl. 30.
- 84 Oberstaatsanwaltschaft München I an das Bayerische Staatsministerium für Justiz vom 12. Mai 1953, ebenda, Bl. 32.
- 85 Ulrich Herbert, Best, S. 448.
- 86 Schreiben von E. Sirewitz an das Bayerische Justizministerium vom 28. Juni 1953, in: Scherwitz-Akte Bd. IV (Beiakte Gefängnis), Bl. 37.
- 87 Ausführlich zum Straffreiheitsgesetz von 1954: Norbert Frei, Vergangenheitspolitik, S. 100 ff.
- 88 Schreiben von Elias Sirewitz vom 22. März 1954 an die 3. Strafkammer des Landgerichts München I, in: Scherwitz-Akte Bd. IV (Beiakte Gefängnis), Bl. 57.
- 89 Beschluß des Landgerichts I vom 26. März 1954, ebenda, Bl. 63.
- 90 Telefongespräch mit R.N. im Juni 1998.
- 91 Aussage von David Katz vom 9. März 1955, in: Scherwitz-Akte (Wiederaufnahme), Bl. 331 ff.
- 92 Schreiben der Staatsanwaltschaft Landgericht München I an die Berufungskammer vom 20. April 1955, ebenda, Bl. 335.
- 93 Beschluß der 5. Strafkammer des Landgerichts München I vom 25. Juli 1955, ebenda, Bl. 342.
- 94 Sofortige Beschwerde von RA Moser an das Oberlandesgericht München vom 8. August 1950, ebenda, Bl. 347b (Hervorhebung im Original).

- 95 Anfang 1944: Uri Hirschberg (Hirschfeld), Schnaider, Vater und Sohn Juter. Frühjahr 1944: Rotberg, Taubin, Siegfried Weinberg, Daniel Koblenz. Im Juni 1944: Ritow, Schmuschkewitsch, ein Unbekannter. Im Juli 1944: Boris Rudow. Die 5. Strafkammer beruft sich bei ihrer Theorie von zwei Ereignissen auch auf Max Kaufmann, der über verschiedene Fluchten berichtet hatte. Sie übersah, daß Max Kaufmann nur über Hirschberg (Hirschfeld) u. a., Scheinker und Heit sowie Boris Rudow berichtet hatte.
- 96 Aussage von Günther Preger vom 3. Juli 1962, in: Sta Hamburg (57) 7/60, Bl. 4117.
- 97 Aussage Ben Zwi Hahn vom 26. Juli 1965 in Tel Aviv, in: Sta Hamburg 141 Js 54/60, Bl. 9915. Roschmann war zur fraglichen Zeit nicht mehr auf der Lenta, er wurde im Frühjahr 1944 durch Robert Nickel ersetzt.
- 98 Aussage Erwin M. vom 4. Dezember 1961, in: Sta Hamburg 141 Js 54/60, Bl. 3165.
- 99 Schreiben von Franz Moser an das Landgericht München I vom 28. Dezember 1955, in: Scherwitz-Akte (Wiederaufnahme), Bl. 361.
- 100 Schriftwechsel zu Nickel zwischen den Staatsanwaltschaften Bochum und München, in: ebenda, Bl. 366 ff.
- 101 Matjukow war 1951 in die USA ausgewandert, nahm einen anderen Namen an und lebte bis zu seinem Tod in den siebziger Jahren in New York. ES 28255 (Entschädigungsakte Matjukow), Archiv Landesamt für Besoldung und Versorgung, Wiedergutmachungsstelle, Stuttgart, und Brief von Josef Löwy, New York, vom 8. April 2002.
- 102 Schreiben von Franz Moser an das Landgericht München I vom 15. Januar 1957, in: Scherwitz-Akte (Wiederaufnahme), Bl. 380.
- 103 Ebenda, Bl. 382.
- 104 Beschluß der 4. Strafkammer des Landgerichts I München vom 27. Februar 1957, ebenda, Bl. 385-387.
- 105 Aussage Scherwitz im Verfahren Fischer-Schwede, Sta Ulm vom 27. Januar 1957, in: Sta Hamburg, 141 Js 54/60, alte Paginierung, Bl. 140d.
- 106 Tagebucheintragung des Polizeiamts München Ost vom 15. November 1957, in: Scherwitz-Akte (Beiakte Gefängnis), ohne Paginierung.
- 107 Bescheid des 1. Senats des Bundesverfassungsgerichts vom 30. August 1962, Verfahren 105/50/VIII 57, ebenda, Anhang, ohne Paginierung.
- 108 Bescheid des 1. Senats des Bundesverfassungsgerichts vom 30. August 1962, Verfahren 105/50/VIII 57, ebenda, ohne Paginierung.
- 109 Tonbandkassette von Abraham Schapiro, besprochen im Dezember 1998. Im Original englisch.
- 110 Aussage Werner Sauer vor dem deutschen Generalkonsulat in Detroit am 28. November 1984, in: Sta Düsseldorf, Kaiserwald-Prozeß, Bl. 276.

Teil 8 Der Prozess, Seite 551-638

- 111 Brief von Werner Sauer an Benno Barak vom 21. April 1984, in: Archiv Yad Vashem 04/70-1, ohne Paginierung.
- 112 Schreiben von Prof. Hochhäuser, Kent State University, Ohio, an das Bayerische Justizministerium vom 12. Juli 1984, ebenda.
- 113 Tonbandkassette von Werner Sauer, ohne Datum, vermutlich 1987. Original ein Mix aus Deutsch und EngEsch. Einige Sätze habe ich der besseren Verständlichkeit halber umgestellt. Im Besitz von Otto Scherwitz.
- 114 Schreiben von Gertrude Schneider vom 8. April 1998. Diese Geschichte halte ich für eine Legende. Max Kaufmann hat Scherwitz zuletzt 1962 belastet. Es gibt keine Hinweise auf Familienmitglieder von Scherwitz in New York.
- 115 Gespräch mit Helmut Fürst am 6. März 1998 in Hannover.
- 116 E-Mail von Herbert Ungar vom 5. Mai 2001.

Namensregister

In den Quellen werden die Namen, die im Text erwähnt werden, unterschiedlich geschrieben, Namen, die ein «w» enthalten, oft mit dem lettischen «v». Ich folge der russischen Schreibweise, die den meisten überlebenden Juden aus Lettland auch lieber ist.

Namen, die nur in den Gerichtsakten vorkommen, werden hier aus Gründen des Datenschutzes abgekürzt oder – wie in einigen extra ausgewiesenen Fällen – anonymisiert.

A

A., Dr. Karl 578 ff., 583, 592, 594, 605
A., Magda 505, 529, 533, 540 f., 543 f.
Abolins (V-Mann) 282
Abrahamson (Hilfsarbeiter) 383, 390
Achamer-Pifrader, Dr. Humbert 258, 274 ff.
Adamson (Holzschnitzer) 338
Alnor, Dr. Walter 207
Alperowitsch, Eduard siehe Anders, Edward
Alperowitsch, Erika 561
Anders, Edward (Alperowitsch, Eduard) 560-565
Antipowa, Anna 408
Arajs, Victor 167, 210, 238, 353, 404, 406, 413, 563
Arnow, Lew (Aronson, Lew) 168, 177 f., 317, 337, 363, 400, 569
Aronson, Lew siehe Arnow, Lew
Astel, Professor Dr. Karl 133
Auerbach, Dr. Philipp 15-23, 26-29, 31, 35, 40-43, 45, 61, 84, 188, 197, 234, 346, 424, 515, 518 ff., 523, 533 f., 545-548, 553, 560 f., 566, 572, 579, 595, 601
Aufrecht, Dr. Hans 289, 381, 384, 391
Aufrecht, Ilse 381

B

B., Abraham 556, 571
B., Eugen 20, 24 f., 188, 347, 352, 376, 554, 582, 594, 600
B., Gerhard 375
B., Ivan 386, 390 f.
B., Leo 20, 24 f., 212, 352, 376, 525
Bachl, Eduard 353 f.
Bank, Hirsch 281, 283
Barsch (Lentahäftling) 397, 399
Basch, Itzak 181, 214
Basch, Leopold (Hatzke) 181, 364
Basch, Mendel 170, 180 ff., 195 f., 222, 317, 336, 360, 363, 400, 404 ff., 444-448
Baumann (Frau) 483 f., 489, 509
Baumann, Johannes 489, 500, 508 ff., 513, 536 f., 542, 548
Benzl (Tischler) 384 f., 392
Berger (Tischler) 322, 394
Bergmann (Tischler) 397, 399
Berman, Josef (Joe) 196 f., 375, 618 f., 621 f.
Bermondt-Awaloff, Pavel Fürst 95-98, 176
Bernstein, Philipp S. 522
Best, Werner 620
Betty (Autorenname Happ; Pseudonym f. Steffi S., verh. P.) 293-297
Bilacki (Widerständler) 281

Bischoff, Josef 93
 Blankenfeld, Josef 281
 Blinkow (Lentahäftling) 403
 Blobel, Paul 613
 Bloch, Abraham 162-166, 178, 187 f.,
 191, 195 f., 199, 202, 207, 219, 222,
 227, 230, 234, 244, 254, 268 f., 274,
 277 ff., 283, 285 f., 290 f., 297, 301
 f., 305, 321, 323, 337, 339 f., 345 f.,
 349, 352, 357, 360, 363, 365 ff., 371,
 378, 380 f., 383 f., 386, 390-394 ff.,
 399-407, 413-416, 427, 432, 438,
 440-443, 450 f., 596, 628
 Blond, Rita 179, 195, 235, 247, 276,
 338, 360, 575
 Blumenthal (Lentahäftling) 441
 Bojanow (Hutmacher) 413
 Bonhoeffer, Dietrich 647
 Borodin, Alexander 400
 Boss, Wilhelm 274, 277, 355, 394,
 629-633
 Bottwin, Fritzi 238 f.
 Botwinkin 278 f., 298
 Brandis, Cordt von 103
 Brauer, Erich 416
 Braun, Dr. Harald 594
 Brenkel, David 383, 445
 Brüner, Hans 329, 352, 411
 Bruns, Walter 193, 210
 Budschinski (Buwitsch, Jack) 302,
 347 f., 361, 366, 382, 390, 445
 Bunk, Anton 525
 Buschlinger, Dr. (Landrat) 485-488,
 490, 493, 498 f., 506, 530
 Butschker, Leibl 307
 Buwitsch, Jack siehe Budschinski
 347 f.

C

Caspary, Annemarie 363, 381
 Caspary, Dr. Martin 363, 381
 Caspary, Frieda-Marie 363
 Chaan, Ben-Zion siehe Haan, Ben-
 Zion
 Chait (Heit) 25
 Chakelwitsch, L. 495, 497

Chosan (Blechner) 445
 Christal (Tischler) 322
 Chruschtschow, Nikita 267
 Churin, Israel 170, 247, 259 f., 316-
 320, 366, 408, 417, 431
 Clay, Lucius 522, 534
 Coenen (SS-Obersturmführer)
 130 f.
 Cukurs, Herbert 210
 Curzon, Lord George 102

D

D., Hirsch 388, 426, 434, 582
 Daiber, Paul 349, 367, 380, 382 ff.,
 395, 403 f., 407, 419, 428
 Daluege, Kurt 139 f.
 Damski, Meilach 287
 Danckops, Alberts 210
 Degenhardt, Herbert 211
 Deling (Polizist) 189, 242, 246, 276
 f., 322 f., 334 f., 356
 Diamant, Nachum 445 f.
 Diebitsch, Oberst von 97-100, 102-
 105, 130, 268 f., 302, 638
 Dietrich, Wolf 20
 Dössekker, Bruno 474
 Dralle, Edgar 229 f.
 Drechsler, Otto 175 f., 184, 187, 193,
 230, 409
 Dubnow, Prof. Simon 187, 222
 Dummesch (Lentahäftling) 397, 399
 Duncker (SS-Scharführer) 246, 349,
 382, 405
 Dwojakin (Sattler) 276, 581
 Dworkin, Isja 288
 Dzersins, Karl 264 f., 267

E

Eberhardt, General von 96 ff.
 Ebert, Friedrich 112
 Eckmann, Emma 252
 Ehrenreich (Familie) 467, 469 f.,
 477, 480, 486, 489, 508, 510 f.
 Ehrenreich, Barbara 476, 482 ff., 511
 Ehrenreich, Bernhard junior
 (Bernd, Bernie) 455 ff., 460 ff.,

464, 467-471, 473, 477 ff., 489 f.,
506, 510
Ehrenreich, Bernhard Senior 471,
477, 481 f., 489 f., 510 f.
Ehrenreich, Ferdinand 469
Ehrenreich, Steffi 477, 481-484, 485,
505, 510, 513
Eilenstein, Dr. (Staatsanwalt) 581,
593
Eliashow, Michael 176
Eljaschewitsch, Chaim 281, 283
Eljaschewitz (Widerständler) 298
Elwein (SS-Untersturmführer) 123,
130, 133
Emma (Tante von Sherman, Hilde)
243
Endl (Sonderkommando Jeckeln)
211
Erler, Friedrich (Fritz) 48, 69, 89,
91, 97, 99, 101-106, 109-112, 117 f.,
269, 462, 494, 633-636

F

F., Chaim 391 f.
F., Jankl (Ehemann von Bella R.)
496
F., Max 347
Fikkert (KPD-Funktionär) 533
Fischer, Prof. Dr. Fritz 135
Fischer, Jakob 500 f., 540, 542, 548
Forsyth, Frederick 354
Frankenberg, Friedrich 289
Freimanis, Albert 252
Freimanis, Valentina 262, 264
Friedman, Georg 335 f., 360
Fritzi siehe Scherwitz, Fritz E.
Fuchs, Dr. Wilhelm 258, 448 f.
Fürst, Helmut 183, 185, 247, 336 f.,
360, 362, 445 ff., 645

G

G., Chaim 212, 233 f., 269, 301-304,
380, 582, 588, 617
G., Szema 427, 617
Genkin (jüdischer Ordnungsdienst)
287

German, Lija 164
Glaser, Elchonon 420 f., 423, 425-
430, 574, 583, 628
Glaser, Moishe 427
Glücks (SS-Gruppenführer) 328
Goldberg, Jenny (angebliche Ehe-
frau von Scherwitz, Fritz) 32 f.,
47, 84, 547
Goltz, Rüdiger Graf von der 90, 94
Göring, Hermann 260
Gottschalk, Gerda 358, 375, 385
Graham, William A. 499
Grewert (SS-Obersturmführer) 123
Griese (Kriminalkommissar) 277
Grigorjewa, Sarmite 316, 318, 326
Gutkin, Noma 420, 425 f., 584
Gymnich, Max 238, 285 f., 380

H

H., Johanna 542
H., Wladislaw 605
Haan, Ben-Zion (Chaan) 275, 292,
334 f., 629
Haar, Rudolf (Rudi) 289, 294
Haase (SS-Mann) 287
Hahn, Isaak 371, 518
Hale, Robert E. 488
Hamburg, Beila 219, 222, 438
Hamburg, Jehaskiel 219, 222, 438
Harlan, Veit 589
Harms (Polizist) 153, 169 ff.
Heier, Walther (SS-Untersturmfüh-
rer) 34, 167, 172, 175, 257, 340,
448 f.
Heinrich, (Wilhelm?, SS-Ober-
scharführer) 357, 362, 367, 378,
382 ff., 395
Heise, Karl (Major) 202, 206
Heit, Edgar 323 f., 397, 399, 420 f.,
423-430, 440, 556, 583, 586, 604,
619, 627 ff.
Held, Jochen 374
Helfsgott, Walter 410, 416
Hemiker, Ernst 210
Herzberg, Uri 391
Herzog, Charles 500, 509, 520, 525 f.

Heßdörfer, Karl 547
 Heydrich, Reinhard 139, 145, 148,
 160, 273, 553, 581, 620
 Hilberg, Raul 309
 Hilsenrath, Edgar 45
 Himmler, Heinrich 132 f., 135, 139,
 141, 145, 148, 192, 208 f., 243, 329-
 333, 336, 338, 340, 344, 351, 354,
 368, 374, 402, 409, 553, 581
 Hindenburg, Paul von 95
 Hirschberg (Schlosser) 389
 Hirschberg, Erich (oder Hirschfeld,
 Erich [Erik]) 420, 426-430, 440,
 569, 628
 Hirschfeld, Hirsch 391
 Hitler, Adolf 123, 139, 343, 407, 451,
 511, 553, 571, 581, 599
 Hochhauser, Prof. Ken 643
 Hoegner, Wilhelm 520
 Hoffmann, Bernd 456 f., 462 f.,
 466 f., 469, 470 f., 477 f., 510
 Höss, Rudolf 96
 Huber, H. J. 68, 589 f.
 Hüffel, Clemens 29-33, 35, 38 ff.,
 42 f., 45-48, 50 ff., 56, 59, 61 f., 76,
 78, 118-121, 124, 129, 142, 146, 197,
 247, 447, 466, 553 ff., 557 ff., 570 f.,
 576
 Huth (Architekt) 480

I

Israelowitsch, Seika (Sascha) 256,
 285, 289-301, 339 f.
 Israelsohn, Philipp 348
 Iwens, Sidney 308

J

Jäger, Dr. Karl (Riga) 261-265, 267
 Jäger, Karl (EK 3) 310
 Jakobsohn (Oberjude) 291 f., 323,
 340
 Jakowleff, Sergeij 282
 Jankolowitsch, Dr. Boris 180, 235,
 245, 363, 398, 419, 445, 448, 456,
 463-467, 472, 477-479, 568, 631 ff.
 Jeckeln, Friedrich 50, 148, 152, 168,

173, 191-194, 201, 206 ff., 211, 214,
 216 f., 227, 229 f., 250 f., 254,
 258 f., 261, 331-334, 351, 366 f., 370,
 402, 408
 Jedicke, Bruno Georg 173, 187
 Jenner, Erich 357, 361 f., 377 f., 382 f.,
 395 f., 400, 403, 419, 435, 518
 Jenny (Schmugglerin) 334 f., 362,
 399, 439, 441
 Joelsen, Ludwig 19 f., 548
 Joffe (Teilnehmer an Partisanen-
 jagd) 371
 Joffe-Kennik (Hausmeister,
 genannt »Der Schweizer«) 263 f.
 Jost, Heinz 146, 149, 247, 249 f.,
 258, 261, 614
 Juter (Vater und Sohn) 389

K

K., Movscha 426, 433, 438, 556 f.,
 583, 588, 596
 K., Solja 388
 K., Wilhelm (Kriminalrat) 150
 Kahn (Schneider) 296, 384
 Kalnien, Nina 408
 Kaltenbrunner, Ernst 409
 Kaminski (Holzarbeiter) 399
 Kapeluschnik (Glasmacher) 445
 Kaplan, Israel 296 f., 299
 Kapp, Wolfgang III
 Karelitz, Abe 170, 185, 247, 340, 369,
 376, 386, 408, 417, 423, 426, 433,
 442, 554, 567, 584, 619 f., 631,
 646 f.
 Katz, Abraham 181
 Katz, David 190, 245, 624 ff., 631,
 633
 Katz, Laib 444, 446, 525
 Katz, Regina 444, 446, 524
 Katzenbach (Rottenführer) 132
 Kaufmann, Ebby 242, 289, 291 f.,
 294, 296 f.
 Kaufmann, Max 17, 20-25, 27 ff., 31,
 185, 188, 211, 231, 247, 250, 270,
 275, 285 ff., 290 f., 295 f., 298, 347,
 376, 403, 408, 424, 434 f., 466,

555 ff., 560 f., 564-566, 569 f., 574,
594, 599, 644
Kennan, George F. 159
Kleinmann, Isaak 300
Kliot, Boris 190, 567
Knuth (Polizist) 168 f.
Koblenz, Daniel 395
Kocher, Dr. Karl 530-534, 590
Koegel, Max 126
Kolodinski, Nikolai 408
Kornich, Berthold 20
Kowner, Abba 278
Krause, Kurt 24, 191, 228, 234, 238,
248 f., 277, 282, 284 ff., 289, 293 f.,
296, 357, 380, 403, 413-416, 418, 583
Krawtschinsky, Ida 199, 233, 387,
445, 518
Krawtschinsky, Iljuschin 233, 387,
518
Krebsbach, Dr. Eduard 38, 411
Kroeger, Jürgen E. 200 f.
Krupp von Bohlen, Alfried 52, 59
Kube, Wilhelm (Reichskommissar)
374

L

L., Antonie 372, 376, 554, 567
L., Helen 198 f., 209 f., 557
L., Max 376, 388
L., Salomea 17, 19, 42, 485, 513,
540 f., 543 f.
Ladinsch (versteckte Rudow) 408
Lange, Dr. Rudolf 169, 191 f., 201,
210, 218, 228, 238, 240, 250, 261,
281, 284 ff., 328, 330, 332, 353-356,
370, 375, 395, 403, 417 f., 592
Lange, Hirsch 340
Larsen, Max 448, 456, 464
Larwe, Abe 308 f.
Larwe, Ella 308
Latt, Eliyahu (Illia) 278 f., 283, 298
Leeb, Wilhelm von 53
Leibson, Max 391
Leiser, Max 289, 381, 391, 401, 413
Lembke, Robert E. 197
Lenjenjew, Bronislaw 283

Leopold, Dr. 616
Lermer, Rita 360
Levi, Primo 474
»Levi« (auch Lewy; jüdischer
Ordnungsdienst) 382 f., 385, 395,
518
Lewin, Alexander 65-69, 71, 73 ff.,
77 ff., 85, 87 f., 108, 133, 163 f., 195,
222, 247, 254, 260, 268, 270, 272,
306-311, 462, 543, 623, 647
Lindmar, Gustav 578, 591, 595
Link (Hauptmann) 281
Lipke, Janis 389
Lipke, Johanna 389
Lipšic, Leiba 73 ff., 78 f., 87, 107,
272
Liszt, Franz 364
Löbe, Paul 516
Lock (Captain) 557, 560, 633
Lohse, Hinrich 172, 184, 187 f., 192,
206, 214, 230, 331 ff., 336, 351, 368,
409, 614
Lorenz (Polizist) 189, 242, 246,
275 ff., 322 f., 334 f., 356
Lurie, Boris 171, 347, 396, 398 ff.,
408, 414, 418, 431, 435 f., 438
Lurie, Ilja 347, 436
Lüschen (Sonderkommando
Jeckeln) 211
Lutrins, Matiss 219

M

M. Erwin 415, 437, 632
M., Dr. Wilhelm (Geburtshelfer)
131, 135 f.
M., Ephraim 388
M., Gertrude 375
M., Josef 406
M., Walter (Gastwirt) 124, 130
Mackert, Dr. (Staatsanwalt) 577,
581, 592 f., 600, 607
Maczijewski (Widerständler) 281
Magib, Zilja 162
Makarow, Alexi (Alexander) 280,
283
Makarow, Helene 280

Markus, Heinz »Chicago« 270, 379,
 396-399, 435
 Marzinski 281
 Maselwitz, von (Gutsbesitzer) 122
 Matjukow, Robert 61, 212 f., 319,
 386, 420-426, 431, 435, 437, 556 f.,
 564, 583 ff., 586, 591 ff., 595 ff.,
 598 ff., 604, 606-609, 611, 618 f.,
 624-628, 631 ff.
 Maurer (Standartenführer) 328
 Maywald, Gerhard 152 ff., 167-172,
 175, 180, 238 ff., 286
 Medalje, Ella 219
 Meister, Ber 181 f., 185, 248, 292, 335,
 382
 Mendelson 276, 445
 Mete (Schneider) 367
 Michelson, Frida 219
 Michelson, Hermann 29, 566 ff.,
 571-575
 Michelson, Isaak 278 f., 283
 Michna, Arthur 531 f.
 Miehr, Adolf 591
 Migge, Kurt 238, 284 f., 298, 380
 Minz, Prof. Dr. Wladimir 233, 279
 Misroch, Alexander 345
 Misroch, Lilly 260
 Mogilnitzky (Maler) 160, 249, 276,
 320
 Morgenstern, Soma 69
 Moser, Dr. Franz 37, 261, 465, 591,
 606 ff., 624 f., 629 f.
 Moskowitz, Saul 37, 488 ff., 498,
 504 ff., 513
 Müller, Johannes 281
 Müller, Josef 546
 Müller, Kurt 373 f.
 Mulzer, Dr. Josef 593, 597, 600
 Münch, Egon von 95
 Münch, Walter 149, 209

N

N., Ciss 388, 406, 433, 438
 Nathan, Anatoli 286 f.
 Nemirowski, Alexander 248, 367
 Nemirowski, Katja 367

Nettler, Werner 384
 Neumann, Max 187
 Neurath, Konstantin von 229 f.
 Nickel, Robert 25, 240, 320, 354 ff.,
 369, 393-398, 400, 402 f., 413, 418,
 420 ff., 424 f., 428, 435, 439, 517,
 586 f., 593, 600, 604 ff., 630 f.
 Niekisch, Ernst 135
 Noske, Gustav 93 f.
 Nowik, Heinz, Isaak, Moritz,
 Heinrich und Samuel 346
 Nowik, Marie 182, 199
 Nußbaum, Karl 357, 362, 382 f., 384,
 393

O

Oertel, Barbara 161, 164
 Ohrenstein, Dr. (Rabbiner) 579
 Okun, Owsej 278 ff., 283, 298, 357
 Osiander (Obersturmführer) 132
 Owtschinsky (Schuhmacher) 160,
 249, 273 f., 445 f.
 Ozolin (Fuhrmann) 399

P

Page (Leutnant) 491
 Papiermacher, Fanny 307, 309
 Paulsen, Christel 185, 277, 333,
 341 ff., 355, 592, 600, 605
 Pemper, Mietek 232
 Pierre, Karl 265 ff.
 Pikielny (Familie) 359
 Pikielny (Vater) 434 f., 464, 479
 Pikielny, Henryk 359 f., 362, 405,
 434
 Piks (Ehepaar auf der Lenta) 346
 Pismanow, Boris (Borka) 280 f.,
 283
 Pohl, Oswald 59
 Poltzin (Bäckermeister in Berlin)
 124
 Ponger, Curt 54, 59
 Preger, Günther 364 f., 397, 398 f.,
 629
 Press, Prof. Bernhard 161 f., 195,
 202, 222

Pressmann, Chaim 322, 445

Preuss, Otto 533 f.

Pristin (Familie) 262

Pristin, Hasja 262 f.

Pristin, Isa 235, 262, 264

Pristin, Israel (Isaak) 235, 253, 347,
383, 386, 408, 566 f.

Prützmann, Hans Adolf 147 f., 152,
168, 191

Psawka (Gerber) 270, 301-305, 323,
380, 419 ff., 428, 555 f., 558, 574,
581 f., 585, 640

R

R., Bella (angebliche Stiefschwester
von Scherwitz, Fritz) 33, 48, 76 f.,
79, 309, 495-498, 512, 516, 519,
623

R., Dr. Joseph (anonymisiert; P. 6.)
254-257, 259, 267, 282, 299

Radetzky, Waldemar von 613

Rahel (Freundin von Gottschalk,
Gerda) 358, 385

Raschina, Sara 363

Ratz, Jack 346, 396, 405 f., 417

Ratz, Moses 20, 24, 346, 405, 434

Reese, Rudolf 218

Reif, Zwija 307

Rifkin (Tischler) 302, 322

Rigg, Bryan Mark 285, 573

Ritow, Artur 402

Riwosch, Elmar 231, 240

Röhm, Ernst 127; 135

Roschmann, Eduard 285 f., 296,
298, 317, 320, 354 f., 357, 368 ff.,
377, 380-386, 388 ff., 392-395,
400 f., 403, 410, 415 f., 418, 442,
518, 556, 565, 593, 606 f., 629 f.,
642

Rosenblatt, Edda 190, 243, 249, 375,
444, 448 ff.

Rosenblatt, Henryk 246, 349, 405

Rosenstein (Frau von Abik) 190,
199

Rosenstein, Abik 160, 177, 289,
291 f.

Rosßbach, Gerhard 110

Rotberg (Flüchtling, Lenta) 395

Roth, Joseph 69, 519

Rudow, Boris (Rudolf, Boris) 24,
152, 160 ff., 164-169, 171, 175, 177-
182, 185, 188 ff., 196, 217 ff., 227,
234 f., 241 f., 245-261, 264, 266 f.,
274 f., 280, 282, 299, 302 ff., 316,
322, 337, 339 f., 344-349, 355,
365 ff., 375, 383 f., 386-389, 393,
398 f., 404, 406 ff., 419, 430, 442,
450, 518, 529, 568, 574, 582, 621

Rudow, Elia 259

Rudow, Jakow 190, 200, 251 f., 366,
378 ff., 408

Rudow, Lew (Bebe) 190, 251, 339,
361, 366, 408

Rudow, Maifrin 259

Rudow, Sara 259

Rudow, Sinaida (Sina) 166, 169, 190,
199, 251, 253, 366, 408, 568

Ruff, Siegfried 409, 445

Russ (Widerständler) 280 ff., 284

Ryback (Widerständler) 281

S

S., Janovitsch (V-Mann) 257

S., John 556

S., Josef 519, 548

Saffro, Senja 294 f.

Salomon, Ernst von 93, 95, 106, 487

Sandberger, Martin 146, 149

Sandel (Widerständler) 280 ff.

Sarintsch (V-Mann) 277, 356, 630

Saukel, Fritz 58

Sauer, Albert 328 f., 403, 411

Sauer, Auguste 236, 346

Sauer, Leopold 236, 346

Sauer, Werner 164 f., 170, 180, 189,
169, 232, 236-242, 244 ff., 249, 251,
275 ff., 291, 305, 315, 320 f., 323,
334, 346, 348 f., 352, 357, 358, 360,
362 ff., 366, 369, 376, 378 f., 381-
386, 388-391, 393, 394-399, 404-
408, 413-416, 419, 427 f., 432 f.,
435, 439, 441, 451, 464, 517 f.,

- 556 f., 568, 571, 585, 596, 628, 642 f.
- Sch., John 185
- Schallwig, Dr. Walter 310
- Schapiro, Abraham 17, 21, 171, 199, 233, 268, 274, 289, 292 f., 299, 301 ff., 305, 335, 339 f., 346, 360, 370, 372, 382, 387, 426, 445 f., 518, 555, 557, 582 f., 594, 640, 642
- Schar (Emigrant) 227
- Scheftelowitsch (Sänger) 363
- Scheil, Tobias 186
- Scheinberger, Harry 200, 275, 337, 387 f., 396, 406, 413, 426 f., 435, 439 f., 445
- Scheinker, Harry 319 f., 419 ff., 423-431, 440, 556, 574, 581, 583, 586 f., 619, 627-633
- Schellkahn, Chaim 317, 363 f., 400, 443
- Schenker, Harry 24 f.
- Scherman, Paul 247, 367
- Scherman (Zander), Hilde 242 f., 245
- Scherman, Tamara (Esther) 56, 190, 199, 235, 245-249, 251, 255, 260 ff., 293, 322, 349, 358f., 365, 367, 373, 377-380, 393, 523, 530, 540, 543, 605
- Scherwitz (Familie) 495
- Scherwitz, Bertha (erste Ehefrau von Scherwitz; Vorname anonymisiert; E., geb. B.) 40-43, 45, 51, 73, 77, 81 f., 84, 120 ff., 124, 129 f., 132, 135, 138, 209, 247, 447, 455, 600
- Scherwitz, Bruno 86
- Scherwitz, Carl 87
- Scherwitz, Dr. Larry 87
- Scherwitz, Fritz (Elias, Eleke, Elke [oft mit Dr.], auch Fritz, Friedrich; oder Sirewitz, Elke, Elias, Eleke; Schreibvarianten Czyzewic, Czerwitz (Max), Schewits, Schirewitz, Schurwiss, Shievitz, Šhīreviče, Šīrevič, Šīreviče, Sirewice, Sirewitz, Sirewitsch, Sirewize, Syrewice, Syrewicz) passim
- Scherwitz, Jenny (angebliche Mutter von Fritz Scherwitz, auch Scherwitz, Sore; siehe auch Sirewitz, Sore, und Segal, Sore) 83 f., 131
- Scherwitz, Johann (möglicher Vater von Fritz Scherwitz; siehe auch Sirewitz, Jankel oder Yankel) 46, 83, 131
- Scherwitz, Otto 85 ff., 379, 643
- Scherwitz, R. (Tochter von Fritz und Bertha) 138, 600
- Scherwitz, Sore 31
- Schiemann, Waldemar 310
- Schindler, Oskar 232, 327, 417, 641, 646 f.
- Schitli (Hauptsturmführer) 353, 411
- Schliefen, Rita 18
- Schlink, Bernhard 271
- Schmarkowitz (Teilnehmer an Partisanenjagd) 371
- Schmidt, Hermann 349
- Schmuelson (Familie) 262
- Schmuelson, Oskar 383
- Schmuskewitsch, Benzion siehe »Tschischik«
- Schnaider (Schlosser) 389
- Schneider, Gertrude 238 f., 645
- Schneider, Hilde 290
- Schneider, Jakob 297
- Schneider, Karl 568, 570
- Schor (Koch) 303 f.
- Schub, Rafael 209, 285 f., 567, 572 f., 594, 599
- Schulz, Herbert 321, 345, 381, 386
- Schur 396 f.
- Schwarz, Hugo 514, 519 f., 544 f.
- Schwarzenegger, Arnold 650
- Segal, Chawe (angebliche Verwandte von Fritz Scherwitz) 495
- Segal, Eleke (dito) 495
- Segal, Josche (dito) 495
- Segal, Sieme (dito) 495
- Segal, Sore (Mädchenname von

- Scherwitz angeblicher Mutter; siehe auch Sirewitz, Sore) 31
- Seltinsch, Janis 252
- Servos 381
- Settler, Joseph 187
- Shalit, Leo 363, 364, 574
- Sherman, Hilde 242 f., 245, 295 f.
- Shlomo (Tapezierer) 233
- Silevic, Rivka (Ghetto Schaulen) mit ihren vier Kindern Chane, Dobe (Doba), Firs, Pese 74 f., 78 f.
- Silevice, Pese 308
- Silevice, Rivka 308
- Silintsch (Kfz-Fahrer) 321 f.
- Simon 187, 222
- Singer, Isaak 69
- Sinjawska, Erika 408
- Sirewitsch, Leke (angeblicher Bruder von Fritz Scherwitz) 495
- Sirewitz (Familie; Schreibvarianten Širevič, Šireviče, Sirewitsch, Sirevitz) 70, 307, 412, 495
- Sirewitz, Chana (Chanke) (angebliche Schwester von Fritz Scherwitz; Schreibvariante Širevič, Sirewitsch) 48, 77, 79, 495
- Sirewitz, Jänkel (Yänkel, angeblicher Vater von Fritz Scherwitz; Schreibvarianten Širevič, Sirewitsch, Syrewice; siehe auch Johann Scherwitz) 31, 48, 66, 69 f., 72, 307, 309, 494, 585, 609
- Sirewitz, Klara (zweite Ehefrau von Fritz Scherwitz, Vorname anonymisiert; G., geb. A.) 622 f., 634
- Sirewitz, Masa (Mirijam) (angebliche Schwester von Fritz Scherwitz; Schreibvariante Širevič) 74, 79, 412
- Sirewitz, Riva (Rivka, Rivkha, Rebecca; angebliche Schwester von Fritz Scherwitz; Schreibvarianten Širevič, Šireviče, Schrewitz, Sirewitsch) 36, 48, 75-78, 307 ff., 311, 412, 496
- Sirewitz, Sore (geb. Segel; angebliche Mutter von Fritz Scherwitz; Schreibvarianten Širevič, Sirewitsch; siehe auch Scherwitz, Jenny oder Scherwitz, Sore) 31, 48, 66, 69, 72 ff., 77, 79, 149, 308, 412, 494 f., 585, 609
- Skutelski, Samuel 383, 444
- Smitzkowicz, Chaim 20, 25, 556 f., 560, 561
- Solchenizyn, Alexander 85
- Sorokina, Katja (Vor- und Nachname anonymisiert; T. D.) 248, 255, 261-264, 266 f., 264
- Spangenthal 243
- Sperling, Bernhard siehe »Tschischik«
- Sperling, Franz 444
- Sperling, Maja 444
- Spielberg, Steven 651
- Stahlecker, Dr. Walther 145 ff., 149, 152, 171 f., 192, 206, 209
- Steinberg, Hans 125
- Straßer, Dr. 581, 593
- Strauch, Lotte 362, 398
- Strauß, Franz Josef 486
- Strom (Arbeiter am Washington Platz) 274
- Strommer (Gebrüder) 500, 536
- Stupel (Geiger) 292, 297
- Susman (Skrundagruppe) 445
- Svemp, Jurik 264, 266

T

- Tänzer (SS-Obersturmführer) 282
- Taubin (Flüchtling, Lenta) 395
- Teitelbaum (Exportkaufmann) 230
- Thomaszewski (Polizist) 168 f.
- Tollkühn, Karl 286 f.
- Trubeck, Alexander 161, 164
- Trühe, Heinz 150, 153 f., 171 f., 175, 190, 217 f., 227, 233, 247, 252, 261, 338, 403
- »Tschischik« (Sperling, Bernhard oder Schmuschkewitsch, Benzion, »Tschischnik«) 363, 402

Tuchel, Johannes 343 f.
Tuchel, Otto 187, 191

U

U., Anneliese 201, 208
Uhlenbrock (Leutnant) 147 f., 152
Ungar, Dr. Herbert 54, 56-61, 144,
147, 173, 184, 241, 247, 261, 264,
268 f., 271 f., 300, 309, 321, 341,
356, 363, 377, 380 f., 568, 576, 610,
612, 633, 647
Ungar, Gisela 57

V

Van Dam, Dr. H. G. 571 f.
Vestermanis, Margers 42, 95, 163 f.,
195, 222, 272, 282, 288, 296 f.
Vogelsang, Julius Isaaksohn 315

W

W., Jehoschua 426, 433, 441, 444,
571, 580, 583
W., Fritz 128 f.
W., Paul 483
Wachtel, Max 378
Wagoner, Murray van 534
Wand, Max 289, 368
Wedekind 211
Weinberg, Siegfried 395
Weinberg, Sophie 429 f.
Weiner, Joshua 400
Weizsäcker, Ernst von 53
Werner, Dr. Fritz 127, 130, 595

Wertingen, von 470
Wiedemann, Walter 336 f., 349, 388,
556
Wiese (Hauptmann) 97, 101-104, 117,
269
Wiesenthal, Simon 566
Wilenski (Goldschmied) 383
Wilenski (Uhrmacher) 445
Wisner (Sanitäter) 411
Wittendorfer, Dr. (Siemensarchiv)
118
Wittrock, Hugo 176 f., 192, 207,
213 ff., 228, 326
Wons, Monja 276, 371
Woodwart, John S. 488, 509
Wysokotworsky, Josef (Josche)
17 ff., 26, 53, 234, 251, 276, 293,
302, 371, 496 f., 516, 518 f., 540,
554, 583

Z

Zeitlin, Shmuel (Bubi) 163
Zenetti, Hermine 503-506, 528, 532,
538 f., 549
Zenetti, Richard 342, 423, 426, 437,
469 f., 473, 483 f., 489, 493, 499,
500-504, 506, 510, 512 f., 529 f.,
535, 537-540, 542, 548, 553, 590,
601, 607 f.
Zenetti, Theresia 503-506
Zimmermann, Erich 211
Zingler, Johannes 211
Zyviau (Uhrmachermeister) 249

Arno Lustiger

Zum Kampf auf Leben und Tod!

Vom Widerstand der Juden 1933–1945

Mit zahlreichen Abbildungen

Broschur

Arno Lustiger entreißt ein wichtiges Stück Geschichte der Vergessenheit: das Leben der jüdischen Widerstandskämpfer 1933–1945. Aus Gesprächen mit Überlebenden und vielen unbekanntenen Dokumenten entsteht ein beeindruckendes Kaleidoskop vielfältiger jüdischer Aktivitäten gegen die Nazis.

Joe J. Heydecker / Johannes Leeb Der Nürnberger Prozeß

Mit einem Vorwort von Eugen Kogon und
Robert M. W. Kempner

KiWi 761

Am 20. November 1945 begann in Nürnberg der vielleicht denkwürdigste Prozess der deutschen Geschichte. In 218 Tagen wurden 240 Zeugen gehört und 16.000 Protokoll-Seiten gefüllt. Am Ende dieser großen Abrechnung mit dem Nationalsozialismus stand die Verkündung von 12 Todesurteilen.

Angeklagt war auch ein verbrecherisches System, das international anerkannte Rechtsnormen als Grenze der Machtausübung gänzlich leugnete.

Damit gilt Nürnberg auch als Meilenstein auf dem schwierigen Weg zu einem internationalen Strafrecht, das Völkermord und Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu ahnden erlaubt.

Das 1958 erstmalig veröffentlichte Standardwerk wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt und zum 50-jährigen Jahrestag des Nürnberger Prozesses vollständig überarbeitet und aktualisiert.

Ralph Giordano

Die zweite Schuld oder Von der Last Deutscher zu sein

KiWi 586

Die zweite Schuld hat die politische Kultur der Bundesrepublik bis auf den heutigen Tag wesentlich mitgeprägt. Ihr Kern ist die kalte Amnestie für jede Art von Naziverbrechern, darunter hohe Repräsentanten des NS-Vernichtungsapparats: Blutrichter und – Staatsanwälte, Militärs, Diplomaten, Wirtschaftsführer – die Funktionseelite des »Dritten Reichs«, die bis 1958 nahezu lückenlos wieder in die Nachkriegsgesellschaft eingegliedert war. Ralph Giordano nennt das den »großen Frieden mit den Tätern«. Für ihn ein Fundament der bundesdeutschen Staatsexistenz. Das Hauptthema Giordanos sind die Folgen der moralischen Katastrophe, die eintrat, weil das Bekenntnis zur Kollektivschuld ausblieb.

Ralph Giordano Wenn Hitler den Krieg gewonnen hätte

Die Pläne der Nazis nach dem Endsieg

KiWi 587

In den Parteiämtern und Behörden des »Dritten Reichs« arbeiteten intelligente und willfährige Köpfe an detaillierten Plänen für die Zeit nach dem Endsieg. Wie Deutschland, wie Westeuropa, wie die Welt nach dem gewonnenen Krieg aussehen würde, das war beschrieben in zahlreichen Denkschriften, Direktiven, Verordnungen, die nur darauf warteten aus der Schublade gezogen zu werden – was Giordano dann tat, nach der Niederlage.

Uwe Timm

Am Beispiel meines Bruders

Gebunden

»Am Beispiel meines Bruders« ist ein bewegender und nachdenklicher Versuch über den Bruder, über Schuld und Erinnerung, es ist auch ein Portrait der eigenen Familie und eine Studie darüber, welche Haltungen den Nationalsozialismus und den Krieg möglich machten, was das mit uns zu tun hat und wie man darüber sprechen kann. Ein schönes, kluges und trauriges Buch, das einen nicht loslässt.

»Die Jungen sollten es lesen, um zu lernen, die Alten, um sich zu erinnern und alle, weil es gute Literatur ist.«

Elke Heidenreich

»Wunderbar geschrieben – es zeigt die Gebrochenheit unserer Familienbiographien.«

Joschka Fischer

Erica Fischer Aimée & Jaguar

Eine Liebesgeschichte, Berlin 1943

KiWi 730

Lilly Wust, Hausfrau und Mutter, und die aparte Felice Schragenheim lernen einander 1942 in Berlin kennen und verlieben sich. Für beide ist es die große Liebe. Doch ihr Glück währt nur etwas mehr als ein Jahr. Felice ist Jüdin; sie wird 1944 von der Gestapo verhaftet und nach Theresienstadt deportiert. In der Verfilmung von Max Färberböck, mit Juliane Köhler und Maria Schrader in den Hauptrollen, wurde die Geschichte von Aimée und Jaguar weltweit bekannt.

»Das Buch ist eine dichte Recherche von Fakten und Empfindungen, ist so ergreifend wie informativ.«

Frankfurter Rundschau